

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEBER RUDOLF PECHEL

77. JAHRGANG · HEFT 7

RUHR-VERLAG/GELSENKIRCHEN

2A 53

DEUTSCHE RUNDSCHAU

77. JAHRGANG, HEFT 7

GELSENKIRCHEN

JULI 1951

INHALT

RUDOLF PECHEL	K. A. WALTHER
Sieben Jahre danach 577	Die Ultraschall-Therapie 624
HELMUT LINDEMANN	BERNHARD KNAUSS
Ein größeres Europa 581	Von den Grundlagen des Staates . . 632
JONATHAN SAULT	KARL SCHWEDHELM
Londoner Perspektiven 585	Das metaphysische Abenteuer der Poesie 637
HAROLD THEILE	RUNDSCHAU 648
Die Internationale der Patrioten . . 590	Australien — Die Philippinen — Gibraltar — Die
HERBERT STEGEMANN	Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung
„Dem Narrenkönig gehört die Welt“ 600	
HANS JAEGER	HELMUT PAULUS
Neuer Klassenkampf im russischen Dorf 603	Der Ruf der Posaune 654
O. E. H. BECKER	LITERARISCHE RUNDSCHAU 658
Das sowjetische Arbeitsrecht als Muster	Idee und Wirklichkeit des Friedens — Alle Bekannte
für die DDR 606	der Philosophie — Ein schweizerischer Spiegel der
F. DEMUTH	Zeit — Wunschtraum und Tatsache — Roman einer
Die Notgemeinschaft	spanischen Frau — Simon Bolívar und die Befrei-
deutscher Wissenschaftler im Ausland . 611	ung Südamerikas — Kunst als Bekenntnis — Die
WOLFGANG GRÖZINGER	tragische Kaiserin — Verständliche Wissenschaft —
Volks- oder Erwachsenenbildung . . 618	Neue Romane — Im Dienste der Kirche — Stendhal?
	— Von Talleyrand zu Molotow.

Redaktion u. Verlag: Gelsenkirchen, Schalker Markt 5 a, Rufnummer: Gelsenkirchen 21695.
Druck: Jakob Schmidt, GmbH., Gelsenkirchen. — Die „Deutsche Rundschau“ erscheint
monatlich. Bezugspreis: Einzelnummer DM 1,50 zuzüglich der ortsübl. Zustellgebühr.
Jahresabonnement DM 15,—. Bankverbindung: Stadtparkasse Gelsenkirchen, Konto-
Nr. 9964, Bankverein Westdeutschland, Gelsenkirchen, Konto-Nr. 51012, Postscheckkonto:
Essen 24649. — Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet. Unverlangt
eingereichte Manuskripte, denen Rückporto nicht beiliegt, werden nicht zurückgesandt.
Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel.

Sieben Jahre danach . . .

Wenn das deutsche Volk aus seiner moralischen, politischen und gefühlsmäßigen Verwirrung durch den Nationalsozialismus und seine Verbrechen so etwas wiedergefunden hätte, was man Haltung nennt, so würde der 20. Juli als nationaler Trauertag begangen werden. Denn an diesem Tage 1944 wurde der letzte Versuch einer deutschen Elite, bestehend aus Arbeiterführern, Offizieren und Männern und Frauen aus allen Schichten, unternommen, in zwölfter Stunde die fürchterlichsten Folgen des namenlosen Unglücks abzuwenden oder doch abzumildern, das Hitler und seine Anhänger nicht nur über das deutsche Volk, sondern über die ganze gesittete Welt gebracht hatten. Sein Scheitern beraubte Deutschland der besten Kräfte, die es zum Wiederaufbau so blutnotwendig hatte.

Die Träger des Widerstandes haben bei ihrem Kampf zum Sturz des Regimes wahrlich nicht auf Dank gerechnet, sie vertrauten aber auf das Urteil der Geschichte. Sie glaubten wohl, daß nach dem Sturz und Zusammenbruch des tausendjährigen Reiches man die Kenntnis und Erfahrung der Ueberlebenden aus ihrem Kreise sich zunutze machen würde, um zu verhindern, daß die Mitschuldigen des Systems jemals wieder in Deutschland einen Einfluß gewinnen könnten.

Das war ein tragischer Irrtum. Weder die demokratischen Regierungen, mit der einzigen Ausnahme West-Berlins, noch die Alliierten haben Wert darauf gelegt, die Personalkenntnisse der Männer des Widerstandes über die einzelnen Figuren im Vorder- und Hintergrund des Dritten Reiches auch nur zur Beratung heranzuziehen. Dann wären die schweren Fehler von Personalbesetzungen in wichtigen staatlichen und städtischen Aemtern vermieden worden, deren Folgen nicht nur für das Gefühl der anständigen Deutschen, sondern auch für eine künftige politische Entwicklung heute noch unübersehbar sind — ganz zu schweigen von dem erneut stark erschütterten Vertrauen des Auslandes zum gegenwärtigen Deutschland.

Es ist ja kennzeichnend, daß die notwendige und gesetzlich garantierte Wiedergutmachung an den Opfern des Nazismus nur sehr zögernd gewährt wurde und auch heute noch zum Teil überhaupt nicht durchgeführt ist, ja, daß sie ohne jedes Wohlwollen verweigert wird, wenn sie wegen des gewählten Stichtages in das Ermessen von Regierungen

der Länder gestellt ist, in die der Verfolgte nach dem Stichtag zwangsmäßig seinen Wohnsitz verlegen mußte. Dagegen haben anscheinend die „durch die Entnazifizierung Geschädigten“ bessere Aussichten, für die von ihnen selbst heraufbeschworenen Verluste entschädigt zu werden.

*

Es deutet auf eine nicht überwundene geistige und moralische Erkrankung unseres Volkes hin, daß nicht nur überall aktive Parteigenossen und Helfer des Nationalsozialismus in Regierungsstellen, in Aemtern und leider auch in der Presse heute wieder das große Wort führen, sondern die Möglichkeit haben, ihren Willen nach einer Restauration im Sinne des nationalsozialistischen „Gedankenguts“ durchzusetzen. Es ist unnötig, auf diesen Blättern zu betonen, daß wir uns weder gegen die einfachen Pg, die Mitläufer oder gegen die Nationalsozialisten wenden, die ehrlich umgelernt haben, sondern daß der Kampf lediglich gegen die aktiven Träger und Vorkämpfer des Nationalsozialismus geht.

Die Bundesregierung wie die mancher Länder stellen sich taub gegenüber derjenigen Presse, die noch den Mut aufbringt — und Mut gehört heute schon wieder dazu — gegen das Wiederauftauchen der Nationalsozialisten Stellung zu nehmen. Man täusche sich nicht darüber, daß die Zahl derjenigen Zeitungen und Zeitschriften, die gegen das Wiederauftreten der Nationalsozialisten Stellung nehmen, von Monat zu Monat abnimmt.

Wir wissen sehr wohl, daß Versuche unternommen werden, selbst in Lizenzzeitungen, aber besonders von den sog. Altverlegern, systematisch die Antifaschisten zu entfernen und sie durch erprobte Nationalsozialisten zu ersetzen. Die Berufsverbände der Verleger und der Journalisten haben bisher nicht die geeigneten Schritte unternommen, um solchen Versuchen wirksam entgegenzutreten.

*

Es ist eine Schande für das ganze deutsche Volk, daß heute ein Remer neben den Dorls, Richter, Hedler und Genossen in voller Öffentlichkeit sich zum Nationalsozialismus bekennen darf. Es ist wohl nur in Deutschland möglich, daß eine so klägliche Figur wie Remer, beladen mit einer schweren Blutschuld an den besten Deutschen, nicht nur wieder in ein deutsches Parlament einziehen kann, sich aufdringlich in der Öffentlichkeit breitmacht, sondern es wagt, die Opfer seines Eingreifens am 20. Juli 1944 in infamster Weise als Landesverräter zu verleumden. Er rühmt sich also heute einer Tat, die — wie feststeht — nicht einmal ein Akt seines eigenen Willens und seiner eigenen Ueberzeugung war, sondern den er beging unter dem Einfluß des NSF-Offiziers Hagen. Selbst wenn man Remer als Entschuldigungsgrund unzulängliche geistige Klarheit zubilligen will, so bleibt das Verhalten der andern, die ihn herausstellen, unentschuldbar. Sie dürfen ja auch ungehindert die Ueberlebenden aus dem Widerstand mit sofortiger Liquidation nach der „Machtergreifung“ bedrohen — ganz nach dem Vorbild ihres „Führers“, der kaum je eine Rede ohne Drohungen gehalten hat.

*

Aus dieser geistigen Verfassung heraus ist auch die Aktion für die in Landsberg zum Tode verurteilten Massenmörder zu erklären und der Sturm gegen die Nürnberger Urteile. Die in Nürnberg Verurteilten ebenso wie die in Landsberg Hingerichteten wären in jedem gesitteten Lande zum Tode verurteilt worden, und es verrät ein ungemeines Maß an Urteilslosigkeit und an bösem Willen, wenn man im Namen der Menschlichkeit, die von diesen Leuten in unmenschlicher Weise geschändet worden ist, sich für sie einsetzte.

Es gibt ein Buch, das man in ganz Deutschland verbreiten sollte, das über die Nürnberger Prozesse Gültiges aussagt. Das ist das Buch von Carl Haensel „Das Gericht vertagt sich“ (Hamburg, Classen Verlag), das mit Abstand die weitaus beste Veröffentlichung über die Nürnberger Prozesse ist. Haensel weist auf den naturrechtlichen Charakter der Urteile hin und auf den Versuch, der dort gemacht wurde, ein neues Völkerrecht zu schaffen. Hier hat ein scharfsinniger Jurist mit unerbittlicher Logik, der zu gleicher Zeit in seltener Vereinigung über dichterische Phantasie verfügt, alles das gesagt, was zu sagen notwendig ist.

*

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche die Bundesregierung bisher daran gehindert haben, gegen die sich selber als Nachfolger und Erfüller von Hitlers Absichten Anpreisenden mit geeigneten Mitteln vorzugehen, und anerkennen die Bemühungen, endgültig Wandel zu schaffen, wenn es auch reichlich spät ist.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß hier durch einen engstirnigen Föderalismus Gefahren heraufbeschworen sind, die das Gefüge der Bundesrepublik bedrohen. Wir haben mit Nachdruck die Notwendigkeit gezeigt, endlich eine Kriminalpolizei auf Bundesebene zu schaffen und dem Bundesamt für Verfassungsschutz und einem Bundesanwalt die Exekutivgewalt zu geben, daß ohne jede Rücksicht auf Länderkompetenzen gegen die Elemente vorgegangen werden kann, welche die Staatssicherheit bedrohen. Wer einmal mit einem Mann der Praxis in der Rechtspflege spricht und sich über die Schwierigkeiten unterrichten läßt, die einen pflichtbewußten Staatsanwalt oder Polizeipräsident lähmen, die einzig möglichen einschneidenden Maßnahmen gegen diese Elemente zu ergreifen, der müßte auch als eingefleischter Föderalist dem Bund in dieser Hinsicht willig die größten Machtbefugnisse zugestehen. Denn Staatsnot bricht jedes Landesrecht.

*

Wir glauben nicht, daß das Verbot einer Partei mit nationalsozialistischen Tendenzen ein wirklich wirksames Mittel gegen solche Umtriebe ist, da es nach den Erfahrungen der Nazizeit für den großen Teil des verblendeten und unzufriedenen Volkes als Reklame wirken könnte.

Wenn es aber der Bundesregierung nicht gelingt, wirksame Gesetze, die von allen Ländern respektiert würden, zu erlassen, so wird dadurch die an sich leidige Frage der Selbsthilfe aufgeworfen. Zur Selbsthilfe darf nur im äußersten Notfall bei endgültigem Versagen der staatlichen Instan-

zen gegriffen werden. Sonst ist zu leicht die Gefahr gegeben, daß für die Demokratie eintretende Organisationen sich zu demokratischen Rollkommandos entwickeln, wodurch das kranke Rechtsgefühl des deutschen Volkes noch mehr erschüttert würde, als es heute schon ist.

Es läßt sich aber eine Organisation der Selbsthilfe denken, gestützt auf die demokratischen Gewerkschaften als tragende Masse und unterstützt von allen Elementen der Ordnung, die bereitstünde zum Handeln, wenn es keinen andern Weg mehr gibt. Eine solche Organisation aber brauchen wir. Sie ist notwendig gegen die kommunistische Wühlarbeit, die ja längst Sabotagetrupps im Westen, nach einheitlichem Plan vom Osten dirigiert, geschaffen hat. Daß hier die größte Gefahr liegt, weil eine starke Militärmacht dahintersteht, ist eindeutig klar, denn hier wird auf den Bürgerkrieg hingearbeitet.

Sie ist aber auch ebenso nötig gegenüber den rechtsradikalen Umtrieben und ihren Helfershelfern in Parteien und Presse, auch wenn vielleicht eine akute Gefahr durch diese Schreier noch nicht gegeben ist, obwohl ihre Verbindungen zu den östlichen Untergrundorganisationen feststehen. Gegenüber optimistischen Ansichten muß aber betont werden, daß der Nationalsozialismus nicht tot ist, und daß er bei den feigen Rückversicherern nach „links“ und nach „rechts“ Unterstützung findet, wie dieser Typ ja auch über neue antisemitische Hetzereien schweigt! Eine solche Organisation könnte durch die Tatsache ihres Bestehens die schweren Störungen des Rechtsgefühls und der demokratischen Ordnung ebenso verhindern, wie sie dazu beitragen würde, das Vertrauen des Auslandes zu den besonnenen Kräften Deutschlands zu stärken und die Pläne reifen zu lassen, für die allein sich einzusetzen lohnt: die Pläne zur Schaffung des geeinten Europa.

*

Wilhelm Röpke schrieb in seinem Buche „Die deutsche Frage“ bei der Betrachtung der deutschen Situation nach dem Zusammenbruch: „So ist die Wirklichkeit furchtbarer, als sie irgendeine Beschreibung zeichnen könnte. Umso notwendiger ist es — im höchsten Interesse Europas —, die geistigen Kräfte, die Deutschland noch bleiben werden, zu schützen, zu fördern und zu ermutigen.“ Bisher haben diese Kräfte, auf die Röpke seine Hoffnung setzt, weder Schutz noch Förderung noch Ermutigung erfahren.

Bei der Wiederkehr des 20. Juli gedenken wir unserer Toten und deren Hinterbliebenen, deren Gefühle auch heute noch mit Füßen getreten werden und die zum Teil ungesichert und in bitterer Not leben.

Ein größeres Europa

Von den praktischen Lösungen, die wir uns von der diesjährigen Frühjahrssitzung des Europarates in Straßburg erhofft hatten*), ist keine Wirklichkeit geworden. In mancher Beziehung kann diese verstümmelte Sitzungsperiode sogar als die unglücklichste und ergebnisloseste der bisherigen kurzen Geschichte des Europarates bezeichnet werden. Wenn wir trotzdem nicht ohne Hoffnung aus Straßburg zurückgekehrt sind, so erklärt sich das daraus, daß dort diesmal Perspektiven auf ein größeres Europa sichtbar geworden sind, die aller augenblicklichen Verwirrung und Fruchtlosigkeit zum Trotz eine gewisse Zuversicht in die Zukunft unseres Kontinents gerechtfertigt erscheinen lassen.

Um mit den negativen Erscheinungen zu beginnen: Der äußere Verlauf der Tagung stand im Schatten der irischen und französischen Parlaments- und der italienischen Gemeindewahlen. Diese innenpolitischen Ereignisse sorgten dafür, daß die prominentesten Delegierten der drei betroffenen Länder entweder überhaupt nicht oder nur kurze Zeit in Straßburg anwesend waren, was schließlich dazu führte, daß die Session nach knapp zehn Tagen abgebrochen und auf den Herbst vertagt wurde. Werden dann britische Neuwahlen wieder für eine unzulänglich beschickte Tagung sorgen? Bei fünfzehn Mitgliedstaaten läßt es sich wahrscheinlich nur selten vermeiden, daß die Innenpolitik einer oder mehrerer Nationen sich in dieser Weise störend auf die Straßburger Arbeit auswirkt. Man muß daher überlegen, ob nicht die Vertretung der einzelnen Staaten in Straßburg anders als bisher geregelt werden muß, indem entweder die Delegierten beim Europarat sozusagen hauptberuflich ernannt werden und die Personalunion mit den nationalen Parlamenten überhaupt gelöst wird, oder indem wenigstens die Hälfte der Delegierten aus Nichtparlamentariern ausgewählt wird, deren Mitarbeit dann durch Wahlen oder andere parlamentarische Ereignisse daheim weniger beeinflußt würde.

Zum andern hat der ungeheure Zeitdruck, unter dem diesmal in Straßburg gearbeitet wurde, zu der Erkenntnis geführt, daß der Europarat das Volumen seiner laufenden Arbeit einschränken und lieber wenige Dinge gründlich als viele oberflächlich behandeln müsse. Die Konfusion, die sich aus der Fülle von Einzelanträgen und der Schrankenlosigkeit des behandelten Themenkreises ergibt, war diesmal so groß geworden, daß

*) Vgl. den Aufsatz „Wieder nach Straßburg“ von H. Lindemann in Nr. 5/1951.

Paul Henri Spaak, der Präsident der Versammlung, die Abgeordneten mehrmals im Plenum ermahnte und einmal sogar inoffiziell seinen Rücktritt androhte, wenn nicht die Arbeitsmethode geändert würde. Es gibt augenblicklich wohl kein wirksameres Mittel, um den Europarat zur Besinnung zu bringen; denn, wenngleich man sich hüten soll, irgendeinen Menschen für unentbehrlich zu erklären, so ist es doch vorläufig jedenfalls sehr schwierig, sich vorzustellen, daß die Arbeit in Straßburg ohne die leidenschaftliche Dynamik, die routinierte Verhandlungsleitung, den überlegenen Witz, den scharfen Verstand und die menschliche Wärme des großen Europäers aus dem kleinen Belgien erfolgreich weitergehen könnte. Zu durchgreifenden Beschlüssen war es in diesem Frühjahr zu spät. Es ist jedoch damit zu rechnen, daß bis zum zweiten Teil der diesjährigen Session im September das Generalsekretariat und die Ausschüsse des Europarates Mittel und Wege finden werden, um in Zukunft eine fruchtbarere und reibungslosere Arbeit zu ermöglichen.

Vom deutschen Standpunkt aus ist ebenfalls ein Negativum zu verzeichnen: die unfruchtbare Verneinung der deutschen Sozialdemokratie. Als die Versammlung am Schluß der großen Debatte über den Schuman-Plan abstimmte und den nationalen Regierungen die baldige Ratifizierung dieses ersten, gewiß in manchen noch unvollkommenen, aber eben doch durch den erstmals vollzogenen Bruch mit der nationalen Souveränität verheißungsvollen Schrittes zum Bau eines übernationalen Europas nahelegte, stimmten allein die sieben Vertreter der deutschen Sozialdemokratie mit Nein. Selbst die Delegierten der britischen Labourpartei, die aus ihrer Abneigung gegen den Schuman-Plan in der Debatte kein Hehl gemacht hatten, wünschten nicht, gegen diese Bekundung europäischer Solidarität zu demonstrieren, und enthielten sich daher der Stimme. Der Geist Kurt Schumachers jedoch schwebte deutlich spürbar durch den halbrunden Sitzungssaal und hieß seine Mannen, am innenpolitisch bestimmten Nein unabänderlich festzuhalten. Gerade wenn man der deutschen Sozialdemokratie einen größeren Einfluß auf die deutsche Politik wünscht, muß man diese unfruchtbare Haltung zur deutschen Einheit aufs tiefste bedauern. Zu welchen absurden Konsequenzen sie führen kann, hatte sich vorher in der Debatte gezeigt, als ein immerhin so kluger Mann wie Professor Nölting sich in einer schriftlich festgelegten Rede dazu verstieg, den Schuman-Plan als „Politik des Siegers“ hinzustellen. Diese Maßlosigkeit rief alsbald den französischen Sozialisten André Philip auf den Plan, der in einer der bewegendsten Reden, die bisher in Straßburg gehalten worden sind, seine deutschen Parteifreunde zurechtwies, sie aber gleichzeitig beschwor, sich dem Werk der europäischen Einigung nicht zu entziehen. Wer als Deutscher diese Rede gehört hat, kann sich nur bekümmert fragen, wo eigentlich wir einen Patrioten, Parlamentarier und Europäer gleichen Formates in einer einzigen Person besitzen.

Nach so vielen negativen Eindrücken sollen nun aber die positiven Erfahrungen dieser Session nicht länger verschwiegen werden. Sie lassen sich vornehmlich in der Erkenntnis zusammenfassen, daß ein größeres Europa sich am Horizont abzuzeichnen beginnt. Der

Torso, der sich zunächst in Straßburg zusammengefunden hat, beginnt sich nach Vervollkommenheit seiner Unzulänglichkeit umzuschauen. Dieses Erwachen zur eigenen Unvollkommenheit hat zwei erfreuliche Ergebnisse gezeitigt, die gewiß erst einen Anfang darstellen, aber sehr wohl geeignet sind, die Arbeit in Straßburg und anderswo auf eine breitere und gesündere Grundlage zu stellen. Zunächst einmal ist von der Versammlung einstimmig der Beschluß gefaßt worden, den Kongreß der Vereinigten Staaten einzuladen, sich mit der beratenden Versammlung des Europarates zu gemeinsamen Verhandlungen zusammenzufinden, um über eine engere Zusammenarbeit beider Körperschaften zu beraten; dabei sollen natürlich beide Parlamente nur Delegationen entsenden. Die Verhandlungen sollen möglichst in Straßburg stattfinden. Mehrere Delegierte haben dieser Entschliebung historischen Charakter zugesprochen. Obwohl man mit der Verteilung solcher Prädikate etwas vorsichtig sein sollte, läßt sich nicht übersehen, daß hier ein Weg beschritten worden ist, dessen Ende noch niemand absehen kann, auf dem aber außerordentliche Ergebnisse erzielt werden können. Einige Enthusiasten in Straßburg sahen darin bereits den ersten Schritt zu einer atlantischen Union. Das dürfte nun doch wohl allzu optimistisch sein. Die eigentliche Bedeutung dieser Einladung liegt einfach darin, daß hier zum erstenmal ein europäisches Parlament als solches den Vereinigten Staaten entgegentritt. Nicht mehr eine Gruppe von Regierungen findet sich zu solcher Einladung zusammen, sondern die Aufforderung geht von einer Versammlung aus, in welcher der größte Teil des freien Europas zu gemeinsamem, europäischem Handeln vereinigt ist. Hier wird vielleicht auch zum erstenmal deutlich, wie groß die Wirkungsmöglichkeit selbst einer nur konsultativen Versammlung sein kann, wenn diese nur entschlossen ist, von ihren beschränkten Rechten vollen Gebrauch zu machen. Die zweite Hoffnung erwuchs aus der Debatte, die über „Europäische Nationen, die nicht im Europarat vertreten sind“, geführt wurde. Die Debatte selbst hatte kein sehr hohes Niveau, was teils daran lag, daß die Franzosen und Italiener bereits abgereist waren, teils aber auch an der mangelhaften Vorbereitung des Themas im Ausschuß. Es wurde daher beschlossen, im Herbst noch einmal auf diese Frage zurückzukommen. Das ist nicht nur kein Schaden, sondern berechtigt vielmehr zu der Hoffnung, daß vor einem besser besetzten Hause die lebenswichtigen Fragen dieses Themas gründlicher und fruchtbarer behandelt werden können als diesmal.

Die in Straßburg nicht vertretenen Nationen lassen sich in drei Gruppen aufteilen, wenn man von dem Sonderfall Oesterreich absieht, dessen Mitgliedschaft auf die Unterzeichnung des Staatsvertrages warten muß. Da ist einmal die große Zahl der Völker hinter dem Eisernen Vorhang, denen die Anwesenheit physisch unmöglich ist, deren Vertretung durch geflüchtete oder vertriebene Politiker aber aus mancherlei Gründen nicht als ausreichender Ersatz akzeptiert werden kann. Die zweite Gruppe umfaßt die Länder, gegen deren Mitgliedschaft ideologische Bedenken bestehen. Das sind heute nur zwei: Jugoslawien und Spanien. Und die dritte Gruppe, die aus freiwilligem Entschluß dem Europarat ferngeblie-

ben ist, zählt ebenfalls zwei Mitglieder: die Schweiz und Portugal. (Es ist nämlich nicht so, daß Portugal als totalitäres Land behandelt würde; es war ursprünglich als Gründungsmitglied eingeladen, hatte jedoch abgelehnt, weil es das benachbarte und verwandte Spanien nicht zu isolieren wünschte.)

Von den vier Ländern westlich des Eisernen Vorhangs wird dasjenige, das nach Verfassung und Gesittung am ehesten nach Straßburg gehörte, nämlich die Schweiz, vermutlich als letztes dort als Mitglied erscheinen. Solange die Möglichkeit eines internationalen Krieges drohend am politischen Himmel steht, wird die Schweiz jede Gefährdung ihrer traditionellen Neutralität durch Zugehörigkeit zu politischen Organisationen ablehnen. Immerhin sollte es möglich sein, auf kulturellem Gebiet auch über den Europarat eine sehr viel engere Verbindung zur Eidgenossenschaft herzustellen. Da Portugal seine Entscheidung von einer Einladung an Spanien abhängig macht, kommt es einfach darauf an, inwieweit der Europarat bereit ist, seine ideologischen Bedenken hintanzustellen. Die kurze Debatte in Straßburg hat gezeigt, daß diese Bedenken stark ins Wanken geraten sind. Den unmittelbaren Anlaß dazu haben natürlich die internationale Lage und die militärpolitische Ueberlegung gegeben, daß man bei der Suche nach Bundesgenossen nicht allzu wählerisch sein dürfe. Zumal bei Jugoslawien liegt es ja auf der Hand, daß im Falle eines sowjetischen Angriffs die Bundesgenossenschaft Titos mit dem Westen genau so eine Realität sein würde, wie 1941 Hitler die Westmächte zwang, zu Stalins Alliierten zu werden. Wenn aber Tito zum Verbündeten wird, kann man Franco die gleiche Stellung kaum verweigern. Immerhin sind es nicht allein diese Ueberlegungen, sondern bei einer wachsenden Zahl von Delegierten setzt sich die Erkenntnis durch, daß Europa zunächst einmal ein geographisch-historischer Begriff ist, der nicht einfach ideologisch aufgehoben werden kann, und daß auf längere Sicht das europäische Haus nur Haltbarkeit verspricht, wenn unter seinem Dach Menschen und Völker verschiedenen Glaubens wohnen können. Die Toleranz ist schließlich eines der köstlichsten Vermächtnisse unserer Geschichte.

Andererseits müssen natürlich irgendwelche Maßstäbe für die Zuerkennung der Mitgliedschaft bestehen, und es war daher nur folgerichtig, wenn mehrfach in der Debatte gefordert wurde, Tito und Franco sollten zunächst die im vorigen Herbst verabschiedete Konvention über die Menschenrechte unterschreiben und sich deren Durchsetzung durch einen europäischen Gerichtshof feierlich unterwerfen. Hier scheint in der Tat derjenige Maßstab vorhanden zu sein, der das eigentliche Gut Europas, die Freiheit, als Grundvoraussetzung jeder europäischen Vereinigung anerkennt und postuliert. Das Thema wird im Herbst wieder aufgenommen und hoffentlich einem guten Ende zugeführt werden.

Londoner Perspektiven

Der Schuman-Plan

Durch die Verabschiedung des Mitbestimmungsrechts im Bonner Parlament sind die westdeutschen Montanarbeiter ja jetzt in der Lage, bei der künftigen Steuerung der westeuropäischen Stahl- und Kohlenwirtschaft ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Soweit man hier dem Schuman-Plan überhaupt Aufmerksamkeit schenkt, glaubt man nicht ernsthaft an die Möglichkeit, daß der Bundestag den Schuman-Plan nicht ratifizieren würde. Denn die Nicht-Ratifizierung würde nicht nur in der Bundesrepublik eine sehr schwere innenpolitische Krise hervorrufen, sondern würde auch das neugewonnene internationale Ansehen Westdeutschlands wesentlich beeinträchtigen. Hier in London neigt man übrigens dazu, in der Unterzeichnung des Schuman-Planes in Paris eher einen Erfolg für Dr. Adenauer als für M. Schuman zu sehen.

Warum hat England zu dem Schuman-Plan eine so vorsichtige Haltung eingenommen? Diese Frage ist oft gestellt, aber (meines Erachtens) nie richtig beantwortet worden.

Erstens ist man hier der ehrlichen Ueberzeugung, daß der Schuman-Plan als solcher nicht funktionsfähig ist, zumal die englische Montanindustrie im Gegensatz zu den anderen eine staatliche ist. Dabei darf man nicht übersehen, daß die Engländer dem Plan sehr wohlwollend gegenüberstehen; nur beitreten wollen sie — wenigstens vorläufig — nicht. Es wäre jedoch falsch zu behaupten, daß England etwa wegen seiner Beziehungen zu dem Commonwealth grundsätzlich abgeneigt sei, in „europäischen“ Sachen mitzumachen. Das wäre eine schreckliche Vereinfachung.

Ein zweiter Grund liegt zweifellos in dem englischen Mißtrauen dem „Kontinent“ gegenüber. Man darf nicht übersehen, daß England mehr als einmal seit 1939 Frankreich eine politische und wirtschaftliche Vereinigung angeboten — und ehrlich gemeint hatte. Aus diesem Grunde schon dürfte man nicht behaupten, England habe kein Interesse an europäischer Zusammenarbeit. Jedoch wenn es darauf ankommt, einer „internationalen“ Körperschaft einen Teil der nationalen Souveränität zu übergeben, dann wird Großbritannien mißtrauisch. Der Grund dafür ist die Erwägung: Wer weiß, was für eine Regierung z. B. Deutschland in zehn Jahren haben könnte? Es gibt keine sichere Gewähr dafür, daß Deutschland oder Italien dann eine demokratische Regierung haben werden. Kurz, in

dieser Frage herrscht in England — soweit man sich mit ihr überhaupt beschäftigt — fast völlige Einigkeit (und der jüngste Wahlerfolg der Sozialistischen Reichspartei hat sie nur verstärkt). „Halte dich frei von gefährlichen Verstrickungen“. Es handelt sich hier eher um eine instinkt-mäßige als um eine rationelle Reaktion.

Wie vielen Menschen ist es noch rememberlich, daß England im Jahre 1910 in bedrohlichem Maße vom deutschen Stahl abhängig war? Nur mit großer Anstrengung konnte damals die britische Admiralität den strategischen Grundsatz durchsetzen: Britischer Stahl für britische Werften! Wenn damals die Admiralität „geschlafen“ hätte, hätte die Weltgeschichte einen anderen Lauf genommen, denn Kaiser Wilhelm II. hätte den ersten Weltkrieg bestimmt gewonnen. Nun, das hätte den Engländern schon gar nicht gefallen!

Solche Erfahrungen bleiben den Engländern in Erinnerung, auch wenn die Fakten selber schon lange vergessen worden sind. Jedoch, wenn es jemandem gelingen sollte, die Engländer davon zu überzeugen, daß die tief verwurzelten Angstmomente Englands unbegründet sind, dann würde England viel eher geneigt sein, der Eisen- und Kohlengemeinschaft beizutreten, als man wohl in Westeuropa meint.

Die neue Unsachlichkeit

„Wenn ich morgens am Frühstückstisch meine Zeitung entfalte, weiß ich, daß ich nur Unangenehmes erfahren werde, besonders in der Innenpolitik.“ Ich führe diesen Satz in Anführungszeichen an, denn genau dieselbe Formulierung hört man jeden Morgen auf dem Wege ins Geschäft in der Untergrundbahn. Wieder einer Streik ausgebrochen . . . Eine Industriegruppe verlangt höhere Löhne . . . Eine Reihe von Verbrauchsgütern ist mit einem Schlage um $33\frac{1}{3}\%$ teurer geworden und so weiter.

Eines ist sehr klar. Im großen und ganzen hat die englische Arbeiterschaft keine Ahnung von der wirklichen weltwirtschaftlichen Lage Großbritanniens. Ein kleines Beispiel: Am Jahresbeginn traten die Schiffskesselflicker im Bristoler Hafen, Avonmouth, in Streik. Grund? Eine Gruppe von ihnen weigerte sich, auf einem gewissen Schiff zu arbeiten, denn es gab keine Laufbrücke. Um an Bord zu gelangen, mußten sie eine Leiter hinaufklettern. Das wollten sie aber nicht, und die anderen Kesselflicker des Hafens unterstützten sie. Die restlichen Arbeiter, die auch auf diesem Schiff zu arbeiten hatten, machten jedoch keine Umstände. Auf Grund der Hartnäckigkeit der Kesselflicker mußten dann verschiedene Reedereien ihre reparaturbedürftigen Schiffe nach anderen Häfen schicken. Man mag sich vielleicht darüber wundern, daß eine einfache Leiter Anlaß zu einem Streik werden könnte. Später aber stellte sich heraus, daß die Verachtung von Leitern nur ein Vorspiel für eine Forderung nach höheren Löhnen war. Soweit ich mich entsinne, mußten infolge dieses Leiterhasses einige Schiffe sogar in ausländischen Werften repariert werden.

Anscheinend hat die sozialistische Aera in Großbritannien auch wenig dazu beigetragen, die jüngeren Briten zu freudigen Arbeitern zu machen.

Offensichtlich schwebt ihnen das Bild des „anständigen“ Broterwerbs, des mit weißen Kragen versehenen bürgerlichen Angestellten vor. Ein Beispiel für diese sehr allgemeine Tendenz fand ich vor kurzem in einem Bericht über die Tagung der Vereinigten Maschinenbauergewerkschaften in Blackpool. Auf dieser Tagung verlangte ein ‚Sprecher‘ der Werftlehrlinge eine „Gehaltserhöhung“ von einem Pfund pro Woche für die jungen Lehrlinge. Der Sprecher, selbst ein Werftarbeiter, sagte: „Ich arbeite auf einer Werft, aber ich bin nicht stolz darauf. Als ich vor acht Jahren Lehrling wurde, waren die Berufsmaßstäbe für Lehrlinge sehr hoch. Man mußte eine schwere Prüfung bestehen. Wegen des niedrigen Lohnes jedoch verringerte sich das Interesse von Jahr zu Jahr, bis endlich so wenige Jungens sich meldeten, daß die Prüfung auf ein lächerliches Niveau herabgesetzt, wenn nicht gar gänzlich abgeschafft wurde.“ Der junge Mechaniker fügte hinzu, daß die jungen Leute dann lieber „anständige“ Posten suchten, für die man sich „anständig“ anziehen kann. Dieselben Schwierigkeiten wirken sich natürlich in der Kohlenindustrie noch stärker aus.

Ein bezeichnendes Merkmal bei dem Unternehmen der Werftlehrlinge ist der Umstand, daß sie gar nichts daran fanden, eine Lohnerhöhung gleich von einem Pfund Sterling zu verlangen. Der Vorsitzende der Gewerkschaften mußte natürlich beschwichtigend antworten, aber er versuchte wenigstens klarzumachen, daß die britische Schiffsbauindustrie sich solche Ausgaben nicht leisten könnte. Am Ende beschloß die Tagung, für die jüngsten Werftlehrlinge drei Wochen bezahlten Urlaub und eine Fünf-Tage-Woche zu verlangen. Und was „verlangt“ wird, wird gewährt, wenn man nur laut genug schreit und oft genug mit Streiks droht! Dieser Einstellung liegt wohl die irrige Vorstellung zugrunde, daß es in England immer noch „sehr viele“ schwerreiche Leute gibt, die einen „geringeren Anteil“ des Sozialproduktes für sich in Anspruch nehmen sollten. Die jüngste Kabinettskrise mit Aneurin Bevan stammte nicht zuletzt von dieser Einstellung.

Das Kabinett des Dr. Charivari

Es gibt wohl kaum einen Leser der „Deutschen Rundschau“, der nicht von dem ehrwürdigen Londoner Witzblatt „Punch“ gehört hat. Kaum ein Engländer könnte jedoch aus dem Stegreif den Untertitel des Blattes nennen — „London Charivari“. Mein Wörterbuch definiert „Charivari“ unter anderm als „a medley of discordant noises, a babel“, das heißt, „ein Durcheinander von Mißtönen . . .“. Mit diesem Ausdruck kann man also die augenblickliche Lage der Attlee-Regierung gut bezeichnen, wenn man dabei auch den lustigen Nebensinn des Charivari sehr vermißt.

Der Rücktritt Arbeitsminister Aneurin Bevans aus der Regierung hat keine sehr große Krise hervorgerufen, sondern lediglich dazu gedient, die jetzige Labour-Regierung noch etwas mehr zu diskreditieren und den latenten Dualismus zwischen doktrinärem Sozialismus und „Progressivismus“ innerhalb der Labour-Bewegung nochmals zu betonen — im übrigen eine Warnung, die fast völlig überhört worden zu sein scheint.

Für den merkwürdigen Kopfsprung des temperamentvollen Wallisers sind alle möglichen „Erklärungen“ feilgeboten worden. Die beliebteste von diesen war angeblicher persönlicher Ehrgeiz, der nicht einmal vor der Gefahr der Regierungsstürzung Halt zu machen gedенke usw.

Inzwischen hat im Unterhaus die Debatte über die Rohstoffverknappung stattgefunden. Das Merkwürdige dabei war, daß diesmal Bevan, statt die Gelegenheit wahrzunehmen, die Nation nochmal vor Gefahr zu warnen, sich mit der Erklärung begnügte, er würde in der Frage des Verteidigungsprogramms gerne im Unrecht sein. Dann stimmte er — für die Regierung. Selbstverständlich hat Bevan recht, wenn er auf die Gefahr hinweist, daß bei andauernder Rohstoffknappheit das britische Verteidigungsprogramm — vor allem auch die Verbrauchsgüterproduktion — ernstlich gefährdet werden würde.

Bevans Fehler scheint indessen vor allem der gewesen zu sein, daß er seinen Kopf verlor — oder wenigstens, daß sein Temperament mit ihm durchging. Selbst heute sollte das bei einem Kabinettsminister nicht passieren. Ich möchte unter keinen Umständen behaupten, daß seiner affektmäßigen Handlung eine Panik zugrundelag, jedoch hat es den Anschein, daß bei seinem Entschluß die Befürchtung eine wesentliche Rolle gespielt hat, das „anarchisch-kapitalistische“ Amerika — wie ein Kollege von Bevan während der Debatte dieses Land bezeichnete — wolle die Rohstoffproduktion der ganzen Welt verschlucken und England völlig im Stich lassen. Nun — einen darart blinden, irrationalen Haß erwartet man zwar von den schlimmsten und lautesten Isolationisten der Vereinigten Staaten, wohl aber kaum von einem britischen Kabinettsminister, Vertreter der „Mutter aller Parlamente“. Kurz, Bevans Auftreten ist in vieler Hinsicht unverzeihlich gewesen, es hat vor allem die weitverbreitete Meinung bekräftigt, Bevan sei ein großartiger Demagoge, besitze jedoch keinen Funken staatsmännischer Begabung.

Damit ist Bevans Rücktritt jedoch nicht abgetan, denn er hat auch andere Hintergründe. Vor allem Bevans Befürchtung, daß die sozialistische Labourpartei immer mehr nach „rechts“ rücke. Eine entscheidende Rolle dabei spielte wohl der Gedanke, daß infolge des erweiterten Verteidigungsprogramms der Lebensstandard der Arbeiter gesenkt werde, um die Aufrüstung möglichst zu beschleunigen. Allerdings ist Bevan auch für das Aufrüstungsziel, nur will er anscheinend die Aufrüstung auf Kosten der „anderen“ Gesellschaftsschichten durchführen lassen. Der hohe, „vom britischen Sozialismus im harten Kampf gegen die Unterdrückten schwer errungene Lebensstandard der Arbeiter“ darf unter keinen Umständen angetastet werden.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß der linke Flügel der Labour-Bewegung die irrige Auffassung vertritt, es gebe in Großbritannien immer noch die, deren „Reichtum“ weiterhin angezapft werden könne, um dem „Werkträgigen“ einen angemessenen Lebensstandard zu garantieren: denn wo er doch endlich erreicht worden ist, dürfe er nie wieder heruntergehen. Diesem wenig verantwortungsvollen Flügel der Labour-Partei steht nun der gemäßigte „rechte“ Flügel gegenüber. Die jüngste Krise

hat vor allem unterstrichen, daß die Labourbewegung im Grunde doch aus zwei auseinanderlaufenden Richtungen besteht.

Betrachten wir die Auseinandersetzung Bevans mit der Attlee-Regierung von einem anderen, weniger parochialen Standpunkt aus. Sie flammte bekanntlich wegen der Rohstoffversorgung auf, und zwar im Rahmen des militärischen Programms. Ist die Frage der Rohstoffversorgung jedoch nicht eine Frage, die auch hätte gestellt werden müssen, selbst wenn keine Verteidigungsprogramme notwendig gewesen wären?

Der Vorsprung der europäischen Länder gegenüber den asiatischen Völkern beruht im Grunde auf unserer Beherrschung der Technik. Aber die asiatischen Völker holen schnell auf, selbst wenn der Geist der Technik immer noch im wesentlichen vom Abendland kommt. Heutzutage ist Großbritannien mehr denn je auf Ausfuhr angewiesen, und die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus technischen Erzeugnissen. Die Ausfuhr an diesen betrug 1938 etwa 35 Millionen \$, während sie im vorigen Jahr schon 256 Millionen betrug, das heißt fünfmal soviel wie die aller anderen europäischen Länder zusammen. Zwischen 1928 und 1950 hat die Sowjetunion jedoch ihre technische Produktion um das Vierfache erhöht. Heute kann der indische Kontinent nicht schnell genug den Weg des technischen Ausbaus, der Industrialisierung betreten, um „den allgemeinen Lebensstandard zu erhöhen“. Dasselbe gilt für China und im wesentlichen auch für Afrika. Mittlerweile nimmt die Weltbevölkerung in erschreckendem Maße zu, vor allem im Fernen Osten. Die Lösung sieht man wiederum in dem Zauber der Industrialisierung.

Aber gibt es denn genug Rohstoffe überhaupt? Und da die für das technische Zeitalter erforderlichen Rohstoffe nicht in der Retorte, sondern vorläufig immer noch in den asiatischen und tropischen Ländern erzeugt werden, fragt man sich, ob der westeuropäische Lebensstandard, auf lange Sicht gesehen, nicht erheblich sinken muß?

Irgendwie beginnen diese und ähnliche Erwägungen in England durchzusickern, von den gelehrten Schriften und amtlichen Gutachten in die populäre Presse. Alles ist ja immer noch sehr verschwommen, aber ein Anfang ist bereits zu spüren, der Anfang eines neuen und sehr nüchternen Weltblicks. Ich glaube sogar, daß wir in England an der Schwelle eines sehr tiefgehenden politischen und sozialen „Umdenkens“ stehen.

Die Internationale der Patrioten

Die zivilisiertesten Völker sind der Barbarei so nahe wie das geschliffenste Eisen dem Rost. Völker wie Metalle glänzen nur an der Oberfläche.
Rivarol

Wir sollten unserem Vaterland gegenüber empfinden wie Frauen den Männern gegenüber, die sie lieben: Sie tun alles für sie, aber sie kritisieren sie und wollen sie ändern.
J. B. Priestley

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeiger — schäme dich dessen nicht, deutscher Patriot! Es sind die Latrinen deines Vaterlandes, die du fegst.
Heinrich Heine

Ein Europa ohne europäisch empfindende Menschen bleibt ein leerer Begriff. Da aber ein Bau nicht in der Luft beginnt, sondern am Boden, da nach hundertfünfzig Jahren Nationalbetrieb das abendländische Pferd nicht von hinten aufgezümt werden kann, müssen Deutsche, Franzosen, Italiener, Schweden und die andern in diesen ihren Qualitäten als Grundsteine dienen, die das Ganze tragen. Das Abendland ist also an einer möglichst großen Zahl ausgezeichneter Deutscher, beispielhafter Franzosen, vollwertiger Italiener und so weiter brennend interessiert. Dieses solide, wetterfeste Material zu stellen ist Sache der einzelnen Nationen. Selbsterziehung heißt deren vornehmste Aufgabe, nicht äußere Einflüsse oder re-education, und Selbstkritik ist die Methode. Selbst-Kritik — hier stock' ich schon.

„Da sind die sogenannten Patrioten“, schrieb Gogol zu ferner Zarenzeit in den ‚Toten Seelen‘, „die für gewöhnlich still in ihren Winkeln hocken, Geld auf die hohe Kante legen und sich aus anderer Leute Haut ihr Leder schneiden. Geschieht nun aber etwas, was nach Ansicht dieser Herren unserem Vaterland zu nahe tritt, erscheint ein Buch, in dem diese oder jene bittere Wahrheit ausgesprochen wird, dann stürzen sie aus allen Winkeln vor, gleich Spinnen, wenn eine Fliege sich in ihr Netz verstrickt, und schreien wie aus einem Mund: Ja, ist es etwa schön, das öffentlich zu machen? Muß man das an die große Glocke hängen? Sind es denn nicht russische Verhältnisse, die dieser Mensch beschreibt? Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt! Was soll das Ausland davon denken? Müssen nicht die Leute glauben, wir hätten gar kein Vaterlandsgefühl?“

Heute darf kein Russe in Rußland mehr wagen, „das eigene Nest zu beschmutzen“. Vorsorglich grunzend wälzt man sich in jedem vorge-

schriebenen Dreck — denn auch das ärgste Leben ist immer noch besser als das ohnehin abgeschaffte jenseits. Der Patriotismus, diese Poesie des Mittelstandes, stinkt im Paradies der Arbeiter zum Himmel, und alle Patrioten der Welt müßten voll Sympathie, voll innigsten Verstehens sein. Was aber sagt das Ausland in Wirklichkeit dazu? Ist nicht die Freiheit, zu deren Verteidigung die Welt soeben die ungeheuerlichsten Anstrengungen, ja, eine Frage von Sein oder Nichtsein macht, in erster Linie die Freiheit des individuellen Gewissens? Wo steht geschrieben, der Mensch habe um nationalistischer Ressentiments willen aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen? Freilich, jeder fege vor seiner Tür. Seltsamerweise wollen alle Patrioten, diese Internationale der Nationalisten, die Wäsche des Nachbarn waschen — welch psychologisches Phänomen bei soviel Hochmut. (Die Flecken im eigenen Hemde sind nationale Eigentümlichkeiten, mithin tabu, ja, der Verehrung würdig.)

Wir Westler haben in den letzten Jahrzehnten so ausgiebig aufeinander geschossen, daß wir darüber das Wichtigste vergaßen: die Gemeinsamkeit unserer geistigen, also unserer wahren und eigentlichen Heimat. Der Ort unserer leiblichen Geburt ist ein geographisches Anliegen, gehört der Heimatkunde an, einem Schulfach für die unteren Klassen. Es ist wohl aussichtslos, von einem gehobeneren Standpunkt aus begreifen zu wollen, was unsere Nationalisten mit jenem deutschen Wesen meinten, an dem des Reimes halber die Welt genesen sollte. Nur die Honorare für diese ärztlichen Bemühungen waren a priori unmißverständlich: „Kohlenbecken“, „Getreidekammern“, „Stützpunkte“. Kürzlich griffen in Pomigliano bei Neapel zwei Männer zwei Feldhüter an. Im Verlauf der Schießerei gab es auf jeder Seite einen Toten. Worum ging es? Die Angreifer hatten sich ebenfalls um Anstellung als Feldhüter beworben — vergeblich. Nun wollten sie die Konkurrenz aus dem Wege räumen, um sie zu beerben. Zwei primitive Dummköpfe, gewiß; aber als Mussolini auf den Negus losschoß, war seine Logik die gleiche. Die sogenannte Weltgeschichte ist größtenteils Kriminalgeschichte, und die pathetisch vorgetragenen ‚Begründungen‘ der Verbrechen machen sie nicht appetitlicher.

Nicht ohne Verwunderung liest man 1951 nach, was Nietzsche unter dem deutschen Wesen verstand: „Die deutsche Philosophie als Ganzes — Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer — ist die gründlichste Art Romantik und Heimweh, die es bisher gab: das Verlangen nach dem Besten, was jemals war. Man ist nirgends mehr heimisch, man verlangt zuletzt nach dem zurück, wo man irgendwie heimisch sein kann, weil man dort allein heimisch sein möchte: und das ist die griechische Welt! Arabeske, Schnörkel, Rokoko scholastischer Abstraktionen — selbst das war immer noch besser, nämlich feiner und dünner, als die Bauern- und Tölpelwirtschaft des europäischen Nordens, immer noch ein Protest höherer Geistigkeit gegen den Bauernkrieg und Pöbelaufstand, der über den geistigen Geschmack im Norden Herr geworden ist, und welcher in dem großen ‚ungeistigen Menschen‘ Luther seinen Anführer hatte... Wir nähern uns heute allen jenen Formen der Weltauslegung wieder,

welche der griechische Geist in Anaxagoras, Heraklit, Parmenides, Empedokles, Demokrit und Anaxagoras erfunden hat — wir werden von Tag zu Tag griechischer, zuerst, wie billig, in Begriffen und Wertschätzungen, gleichsam als græcisierende Gespenster: aber dereinst hoffentlich auch mit unserem Leibe! Hierin liegt (und lag von jeher) meine Hoffnung für das deutsche Wesen.“

Bei irgendeiner Gelegenheit schenkte Hitler seinem italienischen Vorbild und Kollegen eine kostbare Ausgabe von Nietzsches Werk. Irgendein Herr Doktor wird vorher die unpassenden Stellen eliminiert haben. 1938 dann, auf der Rückreise von ‚München‘, stieg unser Uebermensch in Weimar aus, schloß sich ins Nietzsche-Archiv ein, meditierte lange. Bald danach zog er nach Griechenland (wo das Vorbild sich schon an der Grenze die Finger verbrannt hatte), aber nicht aus Heimweh, nicht um die ‚bestverschütteten Tempel‘ auszugraben, sondern um den Engländer zu ärgern, seinen besten Feind. Die ‚Kriegs-Moral‘, dieser ungeheuerliche Mißgriff, war ausgezeichnet, und die Frauen jener, die Nietzsches Heimweh, Nietzsches Auffassung vom deutschen Wesen teilten, konnten gegen Hinterlegung von drei Reichmark die Urne mit der Asche ihres ‚græcisierenden Gespenstes‘ abholen. Es ist wohl schwer für einen Gefreiten des Lebens, die vielen Nietzsches in einem Nietzsche auseinanderzuhalten und hinter dem bleiernen Vorhang der Lettern die unendlich fluktuierende, differenzierende, nach allen Sternen greifende Idee in ihrer Vielfalt zu erkennen und zu werten. Unerschütterlich hat sich der Glaube an geistige Exerzier-Reglements befestigt; Paragraphen, die der jeweiligen Taktik nicht entsprechen, werden einfach gestrichen, der Rest gleichgeschaltet.

Der Humor, dies reizende Kind der Liebe des Geistes und der Wirklichkeit, hat bei uns keine gute Stätte. Wohl las die ältere Generation noch ihren Wilhelm Busch, aber allzu zahlreich sind in deutschen Landen die Dinge und Gelegenheiten, bei denen ‚die Gemütlichkeit aufhört‘. Zu froher Unbefangenheit gehört ein ausgeprägtes und ausgewogenes Selbstgefühl, das seines eigenen Bereichs gewiß ist und sich im Umgang mit Fremden unbefangen darstellt. Der sogenannte ‚deutsche Blick‘, dies scheue Aeugen nach allen Seiten, datiert nicht aus der jüngsten Zeit. Schon immer fehlte uns das Wesenhafte, und damit der Humor, der nach Anselm Feuerbach über den Tiefen des Menschen schwebt wie der Geist Gottes über den Wassern am Schöpfungsmorgen; das ist Feuerbach nicht in der Heimat bewußt geworden, sondern in Rom. 1947 sprach André Gide, alt; weise und bewegt, in Deutschland vor versammelter Jugend vieler Länder. Er, der französische Europäer, beklagte die unglückliche deutsche Eigenschaft, alles viel zu ernst zu nehmen, jene Humorlosigkeit, die anderen Völkern, vor allem den Franzosen, das Verstehen so erschwere. Man müsse instande sein, von sich Abstand zu nehmen, sich ohne Selbstgefälligkeit zu beurteilen. Dann blieb der letzte, rührende Satz lange über der ehrfürchtig schweigenden Versammlung schweben: „Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen sollte...“ Nein, es ist nichts Wichtigeres zu sagen angesichts einer Jugend, der man den Totenkopf als Symbol gegeben hatte. Bei uns neigt der Ernst

dazu, blutig zu werden; Goethes Wort, daß der gewiß nicht einer von den Besten ist, der sich nicht selbst zum besten haben kann, verwehte längst im Lärm der Militärmärsche, der Kanonen und der Lautsprecher. Aber wie wenig ernst kann man ein Ganzes nehmen, dessen Einzelne so gottverlassen humorlos sind!

In seinem Nekrolog auf Schnitzler beschwor Werfel das ewig Gültige: „Jeder lebt und stirbt für sich, jeder liebt und verliert, was er liebt, allein. Nennen wir diesen wahren Hintergrund unseres Lebens unser Menschentum, oder um eine ganz verworfene Vokabel zu gebrauchen, das Private. Dieses Private aber ist das Ewige, das dem Wandel der geschichtlichen Verhältnisse kaum unterworfen ist.“ Wo das Private rüstig lebt und wirkt, wo die Zellen organisch funktionieren, blüht die Gesellschaft. Lange Jahre behauptete man das Gegenteil: der Einzelne sei nichts, das Private unzulässig, der Staat als Abstraktion alleiniges Gesetz; der Sinn des Lebens sei ‚die Pflicht‘, ein Wort, das man nicht aussprechen kann, ohne den Nächsten anzuspucken. „Deutschland ist nichts“, war Goethes Meinung, „aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Gegenteil ein.“ Der einzelne Deutsche ist viel als potenzielle Möglichkeit, die sich eben in der adorierten Gesamtheit immer wieder verliert. Nach dem ersten Weltkrieg schrieb der Philosoph Leopold Ziegler in seinem ‚Heiligen Reich der Deutschen‘: „Das deutsche Volk besitzt zwar einen lebhaften und redlichen Bildungstrieb, aber keine Bildung; einen starken Gemeinschaftswillen, aber keine Gemeinschaft und keine Einigkeit; eine warme, bisweilen sogar überhitzte Vaterlandsliebe, aber keinen Staat; einen kaum zu übertreffenden Fleiß, aber keine Lebenshaltung, Lebensführung; eine seltene Frömmigkeit, aber keine Kirche; einen hohen sittlichen Ernst, aber keine Sitte; einen lebhaften Hang zur Gründlichkeit, aber keine Grundlagen; einen ausgezeichneten Tiefensinn, aber weder Sinne noch Sinnlichkeit; eine kaum übersehbare Fülle von Einzelfähigkeiten, aber kein Zusammenwirken und Zusammentun; eine rühmliche Tüchtigkeit beim Einzelnen, aber als Gesamtheit ein Mangel an arterhaltenden Instinkten, der ihm, es ist zu fürchten, noch den Untergang bringen wird.“ Dennoch sucht der Einzelne immer wieder sein Heil, wo es nicht ist: im Kollektiv. Der Wille ist gut; nur der Charakter schwankt, bedarf äußerer, künstlicher Stützen. Wir sind die geborenen Vereinsmitglieder und Statutenhengste, und die Dicke des Bürgerlichen Gesetzbuches entspricht der Dünne der Persönlichkeit. Wenn jetzt, wo noch so wenig Gras über allerlei Dinge gewachsen ist, wieder von der ‚Ehre des deutschen Soldaten‘ gesungen und unsere hervorragende Tauglichkeit zu Kriegszwecken ins Licht einer Welt gerückt wird, die daran ohnehin nicht zweifelt, so sollte man nicht ganz vergessen, daß eben diese kollektive Eigenschaft einen bitteren Mangel an Persönlichkeit voraussetzt. Wenn Italiener oder Chinesen geringe Neigung haben, auf die Söhne anderer Mütter einzuschlagen, so deshalb, weil diese alten Kulturvölker eine außerordentliche Begabung zum Leben haben, es lieben und individuell innig genießen. Soldat und Persönlichkeit, das sind zwei Dinge, die in der modernen Welt einander praktisch ausschließen. Lange bevor Napoleons Versuch

einer Renaissance der Zeiten Alexanders oder Cäsars scheiterte, nannte der Moralist Vauvenargues den Grund: „Für die Griechen und Römer war es leichter, große Völker zu unterjochen, als es heute ist, eine kleine rechtmäßig eroberte Provinz zu bewahren inmitten eifersüchtiger Nachbarn und großer Völker, die in Politik und Kriegswesen gleich unterrichtet und durch ihre Interessen und durch Künste und Handel ebenso verbunden miteinander wie durch ihre Grenzen getrennt sind.“ Hitler zuletzt bewies nur noch, daß Lächerlichkeit heutzutage die anderen tötet; eine gesunde Gesellschaft hätte diese Figur beim ersten Auftreten weggelacht. (Als er seinerzeit Mussolini besuchte, lachten die Römer spontan; der Duce war zwar auch keine Schönheit, doch wenigstens ein Mann.) Bei uns verwechselte man diesen Affen der Vorsehung ernsthaft mit dem Begriff des Vaterlandes, und die Patrioten brachten es fertig, einen Vegetarier und Blaukreuzler zum Hohepriester einer ‚völkischen‘ Konzeption zu machen, die eine Mischung ist aus Bier und Blut.

Leider hat der Sieg über den sogenannten Faschismus zu einem Ergebnis geführt, das — wie so oft — ebenso unerwartet wie innerer Logik voll ist: die ganze Welt steht im Begriffe, sich zu faschisieren. (Es ist Haarspalterei, zwischen Nationalismus und Patriotismus unterscheiden zu wollen; da ist — linker Hand, rechter Hand — längst alles vertauscht; überhaupt ist die Gabe der Differenzierung selbst bei der Intelligenz großenteils verloren gegangen.) Der totale Gegner war nur mit totalen Mitteln zu bezwingen; kaum war er von der Bühne verschwunden, stand statt des Führers ein Väterchen da, ebenso total. Wiederum diktiert Seine Totalität das Gesetz des andern, bestimmt seine Moral, bemißt das Maß an Freiheit, das der Gegner seinen Bürgern gerade eben noch ohne Gefahr belassen kann. In so höllischer Situation, die den Menschen in den circulus vitiosus zwingt, entweder faschistischer Antifaschist oder antifaschistischer Faschist zu werden, sei die kleine Anfrage an die Brüder und Schwestern in der Welt gestattet, ob nicht der Mensch wichtiger ist als die Hemdfarbe. Es bliebe der Gedanke zu erwägen, den künstlichen Leidenschaften zu entsagen und wieder normal zu werden. Von unserem Temperament her, in seiner Blässe, dürfte uns Deutschen das besonders leicht fallen. Im Zeichen jener Weltbürgerlichkeit, die unsere Klassiker beseelte und den deutschen Namen in der geistigen Welt begründete, wäre es zu schaffen, wenn man den Glassturz über Goethe entfernt und Schiller aus dem Schatten des Olympiers rückt. Nur von der Moral her ist das Normalein schwer: denn wer okuliert uns die Zivilcourage, die zur Verteidigung der bloßen Vernünftigkeit bei jedem einzelnen Landsmann in die Säfte schießen müßte?

Einstweilen haben wir andere Sorgen: die Ehre des deutschen Soldaten. Wie viele Sorten Soldatenehre gibt es denn? Offenbar so viele wie Nationen: deutsche, indonesische, kanadische, dänische, israelische Soldatenehre und so fort — lauter Markenartikel. Wo liegen die Unterscheidungsmerkmale, und worin widersprechen sie sich? Wer richtet darüber? Und inwiefern hat der Zivilist keine oder eine andere Ehre,

die sich im Falle der Einberufung dann wiederum verwandelt? In seinem Werk ‚Der Mensch, das unbekannte Wesen‘ schildert der große Arzt und Soziologe Alexis Carrel das, was er den modernen ‚Zivilisationsmenschen‘ nennt: „Die meisten lassen nur eine sehr wenig ausgebildete Bewußtseinsenergie erkennen. Sie sind der leichten Arbeit eben gewachsen, die in der modernen Gesellschaft dem Einzelnen sein Auskommen ermöglicht: sie produzieren, sie konsumieren, sie stillen ihre physiologischen Bedürfnisse. Es bereitet ihnen Vergnügen, in großen Massen sportlichen Veranstaltungen beizuwohnen, kindische, vulgäre Filme anzusehen, ohne Anstrengung schnell von einem Ort zum anderen gebracht zu werden und Gegenstände zu betrachten, die sich rasch bewegen. Sie sind weichlich, lüstern, sentimental und gewalttätig. Moralgefühl, Sinn fürs Aesthetische und Religiöse geht ihnen ab. Ihre Zahl ist Legion; sie haben eine gewaltige Herde von Kindern gezeugt, deren Verstandeskraft auf der niedrigsten Stufe bleibt. Sie bilden einen Teil jener Bevölkerung von Millionen in Freiheit lebender Verbrecher, wozu man noch die geistig Schwachen rechnen muß, die Unzurechnungsfähigen, die Verrückten, die aus den Krankenhäusern und Spezialheilstätten hervorkommen.“ Diese Millionen, nicht vorbestraft und also ‚unbescholten‘, bilden den Grundstock aller Armeen, sobald der casus belli gegeben ist, in einem Augenblick mithin, in dem die Zehn Gebote aufgehoben und amtlich in ihr Gegenteil verkehrt werden. Welcher denkende, anständige Mensch hat die Lust und den absonderlichen Mut, für die unvorhersehbaren Verhaltensweisen all dieser Millionen potenzieller Verbrecher einzustehen, nur weil sie zwangsläufig den gleichen Knopf am Rock haben? Und wie ist das zu verstehen, daß diejenigen, die sich dem Begriff der Kollektiv-Schuld gegenüber ganz besonders empört zeigen, im gleichen Atem eine Kollektiv-Ehre postulieren und vergotten? Die bestürzenden Berichte von exemplarischer Unkameradschaftlichkeit, die vor allem aus den menschlich besonders schwierigen und verpflichtenden Situationen der Gefangenschaft in Fülle vorliegen, sollten allein schon genügen, um Schweigen zu gebieten und Ladenhüter aus dem nationalen Schaufenster zu entfernen, deren Qualität keinen ethischen Heller wert ist. Auch sollte man das Gedächtnis nicht gänzlich unbemüht sein lassen und sich erinnern, wie der zweite Weltkrieg unvermeidlich wurde, als im Anfang der zwanziger Jahre der Patriot Poincaré mit seinen Sonntagsreden und der patriotische ‚Stahlhelm‘ mit seinen Sonntagsparaden einander exakt die Bälle zuspielten. Tugenden sind ihrem Wesen nach zivil. Militärische Tugenden sind eine contradictio in adjecto, ein linguistischer Zwitter und überdies ein Kurzschluß der Logik: mit Tugendborden ist militärisch nichts zu gewinnen, und auch der bravste Mensch in Uniform kann nur ein guter, ein dekorationsreifer Soldat sein, wenn er das Dunkle, Böse in sich von der Kette läßt und die Tugenden zu allen Teufeln schickt. „Den inneren Schweinehund bekämpfen“, heißt der barbarische Vorgang im Jargon der Majore und Divisionspfarrer. Denn die Schläger schlagen die Schlachten. Die Vorstellung ‚Feld der Ehre‘ ist Kino und Rudolf Stratz. Jene andere Vorstellung aber, mit der wir die Welt so tief erschreckt haben, die nämlich, daß Organisation, Gewissen und Ver-

antwortung der Person aufhebe und das Böse sanktioniere, ist Buchenwald.

Die Aufteilung von Mut sowohl wie Ehre in einen bürgerlichen und einen militärischen Sektor, wobei der Säbel sich den Löwenanteil abschneidet, ist unserer Zivilisation schlecht bekommen. Der Königliche Kaufmann von dereinst wurde unter Wilhelm II. zum 'Koofmich', zum Schwarzhändler unter Hitler. Die verderbliche Trennung von politischer und privater Moral ihrerseits war schon lange vorher erfolgt und stammt aus der Reformation. Seit dieser Zeit integriert Politik das Böse — 'laß fahren dahin' — während das Gute dem Privatleben vorbehalten bleibt. In der Politik, als Mittel zu großer Staatsmacht, sind alle Mittel recht; der Mensch adoriert diese Macht, bleibt aber dabei gut. Seltsam, daß alle, die solcher Theorie anhängen, Ignaz von Loyola, den Gegenspieler Martin Luthers, dieser jesuitischen These wegen verachten. Im Kriege dann wird der gute Mensch zum Instrument jener Staatsmacht, der jedes Mittel recht ist; der gute Mensch betreibt die Fortsetzung dieser Art von Politik mit surrealer Grausamkeit. Gut. Aber was hat der Begriff der Ehre mit allem dem zu schaffen? Wie mancher bewundert die russische Seele, liebt Frankreich, hat Verwandte in England, alte Kameraden in Amerika, Freunde in Italien; welche Ehre konnte er darin sehen, auf sie zu schießen, Bomben auf ihre Familien zu werfen? Ach: „Es kann die Ehre dieser Welt, mir keine Ehre geben.“

1946, als die Fronttruppen von Besatzungen abgelöst wurden, spielte sich in der französischen Zone folgendes Gespräch ab: „Höre“, sagte ich, „ich kenne Frankreich gut, war in Friedenszeiten oft und lange dort — aber solche Typen, wie sie jetzt hier auftauchen, habe ich in Frankreich nie gesehen.“ Der Freund, aus der amerikanischen Zone zu Besuch gekommen, antwortete: „Du weißt, ich lebte sechzehn Jahre in den Vereinigten Staaten, und es war schön — aber solchen Burschen, wie sie sich unter der amerikanischen Besatzung finden, bin ich drüben nie begegnet.“ Der Eindruck, den manche unserer Uniformierten draußen erweckt haben, ist entsprechend. Es kann nicht anders sein: ein aus Musterknaben bestehendes Volk ist schon im Frieden eine Unmöglichkeit, im Kriege aber geradezu eine Wahnvorstellung. Hinzu tritt komplizierend, daß Angehörige niederer Stände die Gelegenheit wahrnehmen, an den höheren ihr Mütchen zu kühlen, gleichgültig, welcher Nationalität sie sind. Interessen und Gesichtskreis zweier feindlicher Generäle decken sich völlig; für zwei feindliche Flickschuster gilt das gleiche. Hingegen ist die Interessengemeinschaft des Generals mit seinem Flickschuster eine Fiktion. Es wäre gefährlich, den Kopf in den patriotischen Sand zu stecken.

Auf dem geistigen Felde, dem der Künste und Wissenschaften, ist noch ein Rest jener Internationalität geblieben, die den Rittern aller Völker in den Kreuzzügen selbstverständlich war. Nur die Roß- und Troßknechte verstanden einander nicht; sie sprachen verschiedene Dialekte, das Mißtrauen kleiner Leute gegen alles Unbekannte vergiftete sie. Sie zählen zu jener inzwischen ins Ungeheure gewachsenen Masse, die den

Propaganda-Lügen über fremde Völker hilflos ausgeliefert sind — Stroh für das Feuer des billigsten Patriotismus. Solche scheelsüchtigen Armen im Geist lassen sich im Ernst einreden, die anderen Leute in der Welt, die ‚im Ausland‘, hätten nichts zu tun, als ‚Neid und Mißgunst‘ gegen die Deutschen zu pflegen — während doch die Stallburschen und Flickschuster in der ganzen Welt wahrlich alle Hände voll zu tun haben, um ihre Familien mit Müh und Not durch das schwere Leben zu bringen.

Italienische Kriegsgefangene in Amerika, am Bestimmungsort angelangt, sahen die Bevölkerung mit aufgesperrten Mündern am Wege stehen. Als sie dann amerikanische Zeitungen lasen, wurde ihnen das Erstaunen der guten Leute klar: es stand dort zu lesen, wie die Italiener (just das kinderverliebteste Volk des Abendlandes) daheim Säuglinge braten und verzehren. Die Babbitts hatten sich auf den Anblick grauenhafter Kannibalen gefaßt gemacht. Im ersten Weltkrieg las ich im ‚Petit Dauphinois‘, Zeitung der Departementshauptstadt und Universität Grenoble, über die Ulanen: Die Ulanen sind ein wilder Volksstamm, der in den finsternen Wäldern Thüringens auf Bäumen lebt; im Kriegsfall werden sie von reichen Reserve-Offizieren eingekleidet, bewaffnet und formiert. Es versteht sich: derartige Lektüre hat eine unvergleichlich breitere und nachhaltigere Wirkung als die Schriften Emersons oder Montaignes. Der Einfluß genialer Genies ist international, er erstreckt sich auf die Eliten und nur auf diese. Der Patriot, der sich auf die ‚nationalen‘ Genies beruft, um im nationalen Hauptbuch alte Posten in Ewigkeit vorzutragen, hat ihre Werke gar nicht zur Kenntnis genommen; hätte er's getan, so wäre er eben kein Chauvinist mehr, sondern ein gebildeter Europäer. Das Genie, dem die Masse nicht im Geiste folgt, erhöht den geschichtlichen Wert seiner Nation nicht. „Unser Goethe“ — es wär' zu schön gewesen. Die Vorstellung, ‚der‘ deutsche Soldat stecke bei der Mobilmachung den ‚Faust‘ in den Tornister, ist grotesk. Und wenn Kriegspropaganda die falsche Nachricht verbreitet, der Kölner Dom sei durch feindliche Bomben vernichtet worden, so wird zwar der Zweck der Haßerzeugung erreicht, doch sollte man sich ruhig eingestehen, daß die überwiegende Mehrzahl der Deutschen an diesem mächtigen Gebot der Gotik bestenfalls interessiert, wie hoch das Ding ist.

Besteht die eine der ungeistigen Methoden des Nationalismus in der Verleumdung des Gegners bis zur Idiotie, so ist die andere, gewissermaßen positive, die Selbstbelobigung ohne Schranken; nichts erscheint ihr so ungehörig wie Selbsterkenntnis. „Mit der deutschen Treue“, sagt Leopold Ziegler, „steht es nicht besser (wenn auch nicht schlimmer) als mit der französischen Ritterlichkeit, der britischen fairness, der amerikanischen loyalty, der italienischen gentilezza, oder wie diese stinkenden Selbstbelobigungen alle heißen mögen, mit welchen sich die Völker so freigebig umschmeicheln. Wahrhaftig! Wo Völker sich dergestalt ihrer kardinalen Tugenden rühmen, ist der Verdacht weniger erlaubt als vielmehr geboten, daß kardinale Laster zu ihrem Gegenteil umgelobt und umgewertet werden.“ Würde sich ein Individuum erlauben, in dieser geschmacklosen Weise sein Eigenlob zu singen, man würde sich, halb angewidert, halb belustigt, abwenden. Bei der benachbarten Nation findet

der Patriot denn auch den Patriotismus zum Speien, und die Leute, die sich vor zwanzig Jahren gläubig erzählen ließen, daß Christus ‚reiner Arier‘ und Michelangelo ein exemplarischer Germane gewesen sei, schütteln heute den Kopf über diese wahnsinnigen Russen, die alles Pulver der Welt erfunden haben wollen.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an . . . Von Herzen gern. Wenn aber alle Bewohner dieses Vaterlandes wie ein Volk von Brüdern leben sollen, so muß für einen jeden nicht nur räumlich, sondern auch seelisch und geistig darin Platz sein. Gebt uns Gedankenfreiheit, Majestät Schulze! Leider bewies der Nationalsozialismus, daß wir im Sinne einer echten Gemeinschaft nicht gesellschafts-fähig sind. „Was ist Gesellschaft“, fragte Chamfort, „wenn Vernunft nicht ihre Bande knüpft, Gefühl nicht an ihr Anteil hat, wenn sie nicht ein Austausch liebenswürdiger und wahrhaft wohlwollender Gedanken ist? Eine Spelunke, eine Herberge, ein Markt, ein Bordell, bald dies, bald das scheint sie denen, die sie bilden, zu sein.“ Unser Vaterland war zwölf Jahre lang eine Kombination aus Kaserne, Irrenanstalt, Rüstungsbetrieb und Zuchthaus, und den meisten gefiel's bis bis in die Einzelheiten. Im Namen Germaniens wurde der gute Ton abgeschafft; endlich, endlich brauchte man nicht mehr zu wissen, was man nicht tut. Man lief ‚mit‘, johlte ‚mit‘, starb ‚mit‘, und nachher wollten die Ueberlebenden nichts gesehen, nichts gehört, nichts getan haben — so viel Hochmut und so wenig Stolz. „Und auf vorgeschriebenen Bahnen / Zieht die Menge durch die Flur / Den entrollten Lügenfahnen / Folgen alle — Schaßnatur!“ heißt es im Faust II. Einer Idee wollte man gefolgt sein, einem Ideal. „Wissen Sie übrigens, was ein Ideal ist?“ läßt Gorki seinen ‚Landstreicher‘ fragen. „Nicht? Das ist ganz einfach ein Krückstock, den sich der Mensch erfand, als er aufgehört hatte, ein anständiges Tier zu sein und anfang, auf den Hinterbeinen zu laufen.“ So ein Ideal erlaubt alles, und mit dem Krückstock muß der Nächste, wenn er ein anderes hat, erschlagen werden; geht es schief, hat man nur das Beste gewollt. Hört man ihnen zu, den missionswütigen Reden von Freund und Feind, wollen sie alle das Beste, und ihre entsetzlichen Waffen sind nur die Bürgen ihrer redlichen Absicht. In dieser großen Zeit der Menschheitsbeglückung hat die Friedenstaube eine Atombombe im Schnabel.

Würde man sich auf Gefühle beschränken, die man heute nach Belieben schalten, dirigieren und wieder umschalten kann, so wären für den Staatsmann Anhaltspunkte gegeben. Aber allerorten begründet man, räsoniert, polemisiert, zinkt die Karten. Die einfachsten Dinge werden hoffnungslos verwirrt. Im Dunst maßlosen marxistischen und antimarxistischen Geschwätzes verschwindet jener Karl Marx, der eine historisch bedingte, sozial provozierte und darum notwendige Figur war. All diese vergiftenden Phrasen dienen nicht einer Sache, sondern der Stimmungsmache und dem blinden Haß. Die Luft der Vaterländer ist verpestet von Lüge, Heuchelei und Mordlust. Emigration stellt darum weit weniger ein politisches Problem dar als ein ethisches; und ein ästhetisches: Menschen von Geschmack und Takt können diese Gesichter, diese Stimmen, diese Phrasen einfach nicht ertragen. Bleiben sie dennoch daheim, so werden

sie — eben als Eliten — von ihren verpöbelten Vaterländern liquidiert oder gehen darin und daran zugrunde.

Eine Nation wie die deutsche, die alle paar Jahre Flagge und Hymne wechselt, sollte mit dem schillernden Begriff des Patriotismus besonders kritisch verfahren. Was soll er überhaupt noch? Heines Prophetie erfüllt sich: „Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausarbeitung ihrer Nationalität, kommen aber zu spät damit. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätenwesen in der Welt aufgehört haben, und sie werden ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie die Franzosen und Briten Nutzen daraus gezogen zu haben.“

Ihr zu spät gekommenen Patrioten jüngster Prägung, die ihr euch nicht schämtet, die Namen Goethes, Hölderlins und Nietzsches in den Mund zu nehmen: hätten diese selbständigen Denker zu eurer Zeit gelebt, ihr würdet sie ausgelöscht haben (mit anschließendem Staatsbegräbnis). Denn niemand hat, liebend und leidend, mit vernichtenden Aeußerungen, ärger ‚das eigene Nest beschmutzt‘ als diese Großen unter den Deutschen. Unser Beitrag zu Europa aber kann nur aus Trägern ihres Geistes bestehen; Mitläufer sind wertlos.

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion und die Untertanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre allen geholfen.

*

Man wird, wenn man achtgeben will, bei dem Deutschen die Nachahmung überall finden, freilich bald mehr, bald weniger versteckt.

Selbst unser Fechten für Bezahlung ist Nachahmung der Verteidigung des Vaterlandes. Eigentlich kann wahre Verteidigung seines eigenen Herdes, seines Weibes und seiner Kinder mit dem Dienste der Soldaten nicht verglichen werden; und doch geschieht es sehr häufig. Es sind Dinge ganz verschiedener Art und so unterschieden, wie wahre Freundschaft halten von schmarotzen.

Georg. Christoph Lichtenberg

„Dem Narrenkönig gehört die Welt“

Der Ausspruch Rankes, daß „die Völker nicht von umsichtigen Erwägungen geleitet, sondern von großen Gefühlen bestimmt werden“, entstammt der Denkungsart eines Jahrhunderts, das an das Große und Gute, sowie an einen harmonischen Zusammenklang zwischen Vernunft und Gefühl glaubte und in der Weltgeschichte zwar nicht Hegels unendlichen Fortschritt, aber doch ein sinnvolles Ganze, einen Auftrag Gottes an die einzelnen Völker und einen allmählichen Sieg des Lichtes über die Finsternis erblickte. Das, was seit 1914 in der Welt geschehen ist, entzieht sich derartigen Maßstäben grundsätzlich. Ein Historiker von der Art Rankes wäre zur Erkenntnis der hier in Betracht kommenden Phänomene vollkommen unfähig gewesen und hätte den Psychiater für zuständig erklärt. Von dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit gilt das bittere Wort des sterbenden Talbot in Schillers Jungfrau von Orleans, daß die Welt dem Narrenkönig gehört: sie wird weder von umsichtigen Erwägungen, noch von großen Gefühlen, sondern von ganz anderen Kräften bestimmt.

Den Narrenkönig, der heute zum Weltherrscher geworden ist, kennen wir nur zu genau: es ist die Masse, etwa im Sinne Le Bons verstanden, welcher heute nach Ausschaltung der früher herrschenden und schicksalbestimmten Eliten, das Antlitz der Welt prägt. Der Schweizer Psychotherapeut C. E. Jung hat den Begriff des kollektiv-Unbewußten aufgestellt, womit er gewisse gemeinsame Ideen und Affekte meint, welche die psychologische Forschung aus den Gebräuchen, Sagen und religiösen Vorstellungen der Völker abzuleiten vermag. Während dieses kollektiv-Unbewußte in den vergangenen Jahrhunderten sozusagen unter der Decke des politischen und kulturellen Geschehens schlummerte, und die Herrschaft selbst von historisch gewordenen Schichten und Gruppen ausgeübt wurde, ist es heute zum bestimmenden Faktor, zur ausschlaggebenden Kraft in der Welt geworden. Es ist eine Binsenwahrheit, daß das etwa vor hundert Jahren begonnene Massenzeitalter den Einzelnen aus seinen bisherigen Bindungen, die größtenteils religiöser und ständischer Natur waren, herausgelöst und atomisiert hat, ohne daß es bisher gelungen wäre, die früheren Bindungen durch neue zu ersetzen. (Gewiß hat es nicht an Versuchen gefehlt, der ungeheuren staatlichen Zentralisation, die das Massenzeitalter selbst in demokratisch, d. h. grundsätzlich freiheitlich regierten Ländern, mit sich bringt, durch Bildung

kleiner menschlicher Gruppen entgegenzuwirken: Es darf als ein besonderes Verdienst Wilhelm Röpkes, des ersten lebenden Sozialkritikers gelten, den Zentralismus mit der ganzen Wucht historischer und national-ökonomischer Bildung bekämpft und auf die Notwendigkeit einer Dezentralisation immer wieder hingewiesen zu haben. Aber vorläufig geht die Entwicklung mit umso größeren Schritten in der gegenteiligen Richtung, als die Gefahr eines neuen Krieges die westliche Welt erneut in jene Form der Zentralisation und der „Kommando-Wirtschaft“, um einen Röpkeschen Terminus zu gebrauchen, hineinzwängt, die zu zerbrechen als das ideologische Ziel des zweiten Weltkrieges galt. Daß man dieses Ziel freilich nur mit Hilfe Sowjet-Rußlands erreichen zu können glaubte, gehört zu jenen historischen Paradoxien, die den Anblick der heutigen Welt belustigend machen könnten, wenn die Sache nicht so ernst wäre.)

Das von Jung charakterisierte kollektiv-Unbewußte stellt nun das genaue Gegenteil der ordnenden und planenden Vernunft dar, die bisher die Welt beherrschte. Nun wird man schwerlich behaupten können, daß die Vernunft stes allein den Ausschlag gegeben oder gar bei der Gestaltung der menschlichen Schicksale das Richtige getroffen habe: Es wäre für den vom Rathaus heimkehrenden Beobachter eine Kleinigkeit, die Fehler aufzuzählen, welche die Staatsmänner der vergangenen Jahrhunderte begangen haben oder die Irrwege aufzuweisen, die von den führenden Geistern dieser Epoche begangen worden sind. Aber die — man möchte fast sagen — grundsätzliche Entthronung der Vernunft und die Ausschaltung der christlich-ethischen Grundsätze, also der Kräfte, die bisher wenigstens im Prinzip die Geschehnisse der Menschheit bestimmt haben, scheint einen chaotischen Zustand herbeigeführt zu haben, der von Nietzsche bereits vor 80 Jahren als europäischer Nihilismus diagnostiziert und durch das Prinzip einer neuen Wertsetzung bekämpft wurde. Zu diesem durchweg mißverstandenen Prinzip Stellung zu nehmen, liegt außerhalb unserer Betrachtung. Wir können nur feststellen, daß sich die von Nietzsche erkannte Umwertung aller bisherigen Werte in der Stabilisierung eines neuen Wertes, nämlich des jede menschliche Individualität verschlingenden Kollektivismus ausgewirkt hat und daß dieser „Narrenkönig“ die Welt zu beherrschen beginnt. Wenn ein kluger Engländer den Patriotismus die letzte Zuflucht jedes Schurken genannt hat, so übersieht er dabei ohne Zweifel „die großen Gefühle“ Rankes, die freiwillige Hingabe des Einzelnen an das Ganze, die natürliche Liebe des freien Mannes für Volk und Vaterland. Richtig dagegen gesehen ist in dieser überspitzten Bemerkung die dem Massenzeitalter eigentümlichen Flucht des Einzelnen in das Kollektiv und die Entstehung jener ungeheuerlichen Bewußtseinsveränderung, die das Individuum innerhalb der Masse erleidet und die sich keineswegs auf vorübergehende seelische Erregungszustände beschränkt, sondern insbesondere bei planmäßiger Lenkung durch totalitäre Machthaber, zu einem seelischen Daueraffekt wird.

Die mehr oder minder radikale Auslöschung des Individuums und seiner Atomisierung innerhalb einer zentral-gelenkten Masse läßt nur

einen einzigen Götzen übrig, den Staat, die Allgemeinheit, das Kollektiv. Gegenüber dem, diesem Götzen erwiesenen Kultus, erscheinen alle bisherigen Religionen als schwächliche Skeptizismen, da sie zwar eine göttliche Allmacht statuieren, dem Einzelnen aber einen selbständigen Wert dieser gegenüber zuschreiben. Der neue Götze, der Narrenkönig, dagegen ist im vollsten Sinne totalitär, er beansprucht den ganzen Menschen für sich und entledigt sich seiner gnadenlos, sobald er für die Allgemeinheit nicht mehr von Nutzen zu sein scheint. Der in der Politik früherer Jahrhunderte nur schüchtern vertretene Grundsatz, daß man um einer historischen Aufgabe willen berechtigt sei, Unrecht gegen Dritte zu tun, wird nunmehr vorbehaltlos akzeptiert, wie Friedrich Meineke das in seinem tiefsinnigen Werke über die deutsche Frage in den glänzenden Kapiteln über den Massen-Macciavellismus auseinandergesetzt hat. Das durch die Auslöschung der Individualität erzeugte Minderwertigkeitsgefühl des Einzelnen wird nun durch einen Massengößenwahnsinn kompensiert, der alles für erlaubt hält, sobald es nur dem Nutzen der Allgemeinheit dient. War früher der Macciavellismus, d. h. die Anschauung, daß der Zweck die Mittel heilige, ein sorgfältig gehütetes Arcanum einzelner leitender Männer, während die Menge in den traditionellen Vorstellungen des Christentums und der gesamteuropäischen Kultur verharrte, so wird jetzt der Macciavellismus Gemeingut, und das Böse wächst sozusagen in geometrischer Progression, je weitere Kräfte es ergreift. Die grauenvollen Vorgänge, die sich seit dem Ausbruch der russischen Revolution auf der ganzen Welt ereignet haben, sind nicht mehr verstandesmäßig, sondern lediglich als psysische Erkrankungen der Menschheit aufzufassen. Ortega y Gasset, hat die Frage aufgeworfen, wer herrscht in der Welt? und kommt zu dem Ergebnis, daß eben niemand mehr herrsche, im Gegensatz zu früheren, in welchen der Geist der europäischen Kultur, wenn auch gehemmt und verzerrt, so doch wenigstens im Prinzip die Welt beherrschte. Er illustriert diese Entwicklung durch die bekannte Anekdote von dem Zigeuner, der auf die Frage des Geistlichen, ob er die zehn Gebote kenne, antwortete, er habe munkeln gehört, daß man sie abschaffen wolle und es deswegen nicht mehr der Mühe für wert gehalten. Die weltgeschichtlich entscheidende Frage ist die, ob die Kräfte der menschlichen Selbstbesinnung stark genug sind, den Narrenkönig zu entthronen, eine organische Gliederung der Menschheit innerhalb der einzelnen Völker und zwischen diesen zu schaffen und das falsche Führertum, von dem nur ein besonders grotesker Einzelfall vernichtet ist, während es in einem überwiegenden Teil der Welt noch fortbesteht, durch ein echtes zu ersetzen.

Neuer Klassenkampf im russischen Dorf

Wir haben in Rußland schon viel Dinge erlebt, die an Amokläuferei grenzten, aber das wird alles in Schatten gestellt durch das Riesenprojekt der neuen Kolchos-Stadt oder Agro-Stadt, die den Gegensatz von Stadt und Land 'überwinden' soll.

Damit greift man auf einen Kurs zurück, den man schon für überwunden hielt, nämlich die landwirtschaftliche Produktion im Riesenbetrieb, die „Getreidefabrik“, das Experiment mit dem Sowchos „Gigant“. Das war als unrentabel verworfen worden. Man hatte anerkannt, daß damit die Schraube überdreht sei und daß dem marxistischen Prinzip des Riesenbetriebs doch irgendwelche Grenzen gesetzt seien.

Die Entwicklung ist in Rußland alles andere als geradlinig verlaufen. Auf die Aufteilung des Großgrundbesitzes, die von Rosa Luxemburg als unmarxistisch kritisiert, von Lenin aber als Mittel zur Verteidigung der russischen Revolution, im Unterschied von der rasch gescheiterten Praxis der ungarischen Räterepublik von 1919, bezeichnet wurde, folgte die Kollektivisierung. Auf die Beseitigung gewisser krasser Uebertreibungen, zu denen die genannte Getreidefabrik „Gigant“ gehörte, und auf die Konzessionen an die Kolchosbauern durch Schaffung eines partiellen Sektors folgt jetzt ein neuer Klassenkampf, der das in den 30er Jahren Geschehene noch weit in den Schatten stellen wird und sich dieses Mal nicht gegen die Großbauern, die „Kulaken“, sondern das gesamte Bauerntum richtet.

Was ist der Grund? Andrejew, bis vor kurzem für die landwirtschaftlichen Probleme verantwortlich, war stets für eine Lockerung aufgetreten. Gegenüber bäuerlichem Widerstand gab und gibt es ja stets zwei Möglichkeiten des Reagierens: Nachgiebigkeit oder Zwang. Andrejew ist für Nachgeben gewesen, wenn auch bei weitem nicht so stark wie der 1938 hingerichtete Bucharin. Es war ein Nachgeben auf „niederer“ Stufenleiter, während sein Nachfolger jetzt für einen Zwang auf „höherer“ Stufenleiter eintritt. Andrejew hatte sich gegen die „Gigantomanie“ gewandt, innerhalb der Kolchose der kleinen Einheit, der Gruppe, den Vorzug vor der großen Einheit, der Brigade, gegeben, da man auf der Grundlage der Brigade zu schwer einen persönlichen Anreiz schaffen könne und die Entpersönlichung der Arbeit und die Gleichmacherei ein Hindernis für die Leistungssteigerung sei, und er hatte durch Schaffung

eines Anreizes eine persönliche Interessierung der Kolchosbauern zu erreichen gesucht.

Man hat darauf hingewiesen, daß die Kolchose sich zur Gruppe ähnlich verhielt wie der vorkapitalistische Gutsbesitzer zum Pächter, wobei allerdings der Anteil heute geringer ist, die Rechte kleiner sind, also — eine Verschlechterung gegenüber der Feudalzeit eingetreten ist!

Nun bildete es sich heraus, daß die Gruppe meist Mitglieder einer Familie oder die weiteren Verwandten umfaßte. Darin schon lag eine indirekte Umgehung der eigentlichen Absichten. Die Bauern hatten die Tendenz, die ihnen gemachten Konzessionen zu erweitern. Es trat eine rückläufige Bewegung ein, die vor allem durch den Krieg gefördert worden ist. Es waren nicht etwa die Deutschen, die in den besetzten Gebieten die Kolchose abschafften. Ganz im Gegenteil, sie versprachen sich von deren Weiterbestehen größere Erträge. Aber es war die Bauernbevölkerung selbst, welche die Kolchose abschaffte und die Gelegenheit zu benutzen suchte, wenn sie dabei auch in Gegensatz zur deutschen Besatzung geriet. Die Sowjetpeitsche war verschwunden. Es zeigte sich rasch, daß die Bauern sich nicht mit dem Kolchos-System abgefunden hatten. Aber auch im nichtbesetzten Gebiet trat eine Lockerung ein, und man versuchte, die Kolchose abzubauen. Die Behörden drückten ein Auge zu. Der Bedarf war durch die Kriegslage gesteigert, und man mußte den Frauen, die in den Dörfern zurückgeblieben waren, nachgeben. Das zeigte sich besonders auf dem Gebiete der Milchwirtschaft. Manchen Bauern ging es dadurch im Kriege besser als vorher.

Nach dem Kriege setzte sofort eine Gegenoffensive ein. Man wandte sich gegen die Erweiterung der privaten Wirtschaft, die auf Kosten der Gemeinwirtschaft vorgenommen worden war, gegen die unrechtmäßige Aneignung von Gemeindeland und die unzulässige Vergrößerung des persönlichen Gartenlandes. Schon 1946 sahen die Bauern, daß ihre Hoffnungen auf ein Ende der Kolchose enttäuscht waren. Die GPU erschob diejenigen, die sich aktiv an der Aufteilung der Kolchose beteiligt hatten, und verschickte diejenigen, die sich den Forderungen der Bauern zugänglich gezeigt hatten. Es kamen politische Kommissare, NKWD-Agenten, Kriegsteilnehmer, Ortsfremde, Leute, die nicht sachverständig waren. Das schädigte die Produktion. Andrejew warnte vergeblich davor. So brach man den ersten Widerstand der Frauen und der Heimkehrer, nahm das Vieh und die Gemüsegärten ab, drehte alles wieder auf den Stand von 1939 zurück.

Das war aber erst der Anfang der Gegenaktion. Dabei blieb es nicht. Man hatte gesehen, daß die Kollektivisierung nicht fundiert genug gewesen war, und wollte jetzt das 'Uebel' mit Stumpf und Stiel ausrotten, um eine Wiederholung zu verhüten. Der Bauer wird eben als Feind betrachtet, den man unschädlich machen muß. Andrejews Versuch einer Neutralisierung war gescheitert.

Das war nicht ohne Kampf abgegangen. Einer seiner Hauptgegner war Chruschtschew, der Parteiboss in der Ukraine. 1947 erreichte Andrejew zwar noch einmal, daß Kaganowitsch mit besonderen Vollmachten in

die Ukraine kam und Chruschtschew beiseite drängte, so daß Andrejew's Vertreter Patolitschew noch eine Zeitlang den alten Kurs durchführen konnte, aber dann wurde alles wieder rückgängig gemacht. Chruschtschew erlangte seine alte Position wieder, und 1949 wurde er nach Moskau versetzt. Heute ist er der Kolchos-Diktator, und 1950 erfolgten die Angriffe auf Andrejew, der, wenn nicht alles trügt, bald so gestäupt werden wird wie einst Bucharin.

Was soll nun die neue Politik sein? Die Kolchase sollen vergrößert werden. Bisher umfaßten sie nur eine Siedlung, ein Dorf, und in großen Dörfern gab es mehrere Kolchase. Heute umfaßt das Riesenkolchos mehrere Dörfer und eine Fläche von Tausenden von Hektar. An die Stelle des Kampfes der Kleinbauern gegen die Großbauern trat der Kampf der Großkolchase gegen die Kleinkolchase. Verringerung der Kolchos-Zahl war die große Losung, und alle Bezirke wetteiferten in der üblichen Weise. Im Rayon Moskau wurde die Zahl von 6000 auf 1660 reduziert, in Weißrußland von 9770 auf 3270 usw. Ein Kolchos mit 85 Höfen und 550 Hektar ist heute undenkbar.

Das höchste Heil, das der Mensch kennt, der Zustand vollster Freiheit und reinsten Glückes, ist der Zustand der Selbstaufopferung und der Liebe.

Leo Tolstoi

*

Das für den Charakter wie für die Intelligenz drückendste Regime ist der Cäsarismus in seinen verschiedenen Formen. Was ihn auszeichnet, ist nur, daß er mit Leichtigkeit die Gleichheit in der Erniedrigung, die Ergebung in die Knechtschaft herbeiführt . . . Wenn ein Volk so weit gekommen ist, so hat seine Stunde geschlagen, und seine Zeit ist erfüllt.

Gustave Le Bon

*

Es ist doch ein Elend mit uns Menschen! Täglich sprechen wir von Liebe und Humanität und täglich beleidigen wir auf Wegen, Stegen und Treppen irgend-ein Mitgeschöpf!

Gottfried Keller

Das sowjetische Arbeitsrecht als Muster für die DDR

Vor einiger Zeit erschien im ostberliner „Verlag für Kultur und Fortschritt“ eine Schrift, die den Titel „Zu eigenem Nutz und Frommen“ trägt, drei der wichtigsten, auf Arbeitsweise und Arbeitsproduktivität bezügliche Reden Stalin's enthielt und von Fritz Selbmann eingeleitet ist. Alle diese Umstände deuten darauf hin, daß diese Broschüre programmatische Bedeutung hat, ja daß man in ihr einen Beweis für die Absicht sehen darf, die sowjetische Arbeitsordnung für die „Deutsche Demokratische Republik“ zu übernehmen. Aber Selbmann gesteht es selber ein. Die Probleme, sagt er, die Stalin in seinen an die Wirtschaftler gerichteten Reden behandelt, seien genau die Probleme, vor denen die DDR sich sehe. Tatsächlich werden in diesen drei Reden des Generalissimus alle jene Probleme erörtert, die für die Jahre „des großen Umschwunges“ in der UdSSR entscheidend waren, d. h. also für die Jahre 1928 bis 1930, als der erste Fünfjahrplan begann und mit ihm jenes immer raffinierter entwickelte Sklavenarbeits-System, dessen Anfänge wir in der Ostzone beobachten können. Es handelt sich um die Beseitigung der Arbeits-Fluktuation, um den Leistungslohn, um das Stachanow-System und schließlich um die Zwangsarbeit, auf der das ungeheure Gebäude des Sowjetstaates ruht. Alle diese Probleme also sieht auch Selbmann an der Schwelle des Fünfjahrplanes der DDR, und alle in Sowjetrußland gefundenen Lösungen bejaht auch er.

Im Jahre 1936, also geraume Zeit nach dem Ablauf des ersten Fünfjahrplanes, hielt Stalin eine auf den Entwurf der neuen Verfassung bezügliche Rede: Die Verfassung sei nötig geworden, weil sich eben infolge des Fünfjahrplanes ganz beträchtliche gesellschaftliche und ökonomische Veränderungen vollzogen hätten, denen Rechnung getragen werden müsse. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sei beseitigt, die Arbeiterklasse der Sowjetunion sei eine völlig neue, von Ausbeutung befreite Arbeiterklasse, „derengleichen die Geschichte der Menschheit noch niemals gekannt hat“.

Nun, es gibt in dieser neuen Sowjet-Verfassung — sie ist im Jahre 1947 in deutscher Sprache in Berlin erschienen — einige Artikel, die schon deshalb bemerkenswert sind, weil sie ganz auf das uralte Wort

von „Zuckerbrot und Peitsche“ zugeschnitten sind. Wir müssen diese Artikel kennen, um Entwicklung und Wesen der sowjetischen Arbeitsordnung überhaupt begreifen zu können.

Artikel 12: „Die Arbeit ist in der UdSSR Pflicht und Ehrensache eines jeden arbeitsfähigen Bürgers nach dem Grundsatz: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.‘ In der UdSSR wird der Grundsatz des Sozialismus verwirklicht: ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung.‘“

Artikel 130: „Jeder Bürger der UdSSR ist verpflichtet, die Verfassung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken einzuhalten, die Gesetze zu befolgen, die Arbeitsdisziplin zu wahren, seinen gesellschaftlichen Pflichten ehrlich nachzukommen, die Regeln des sozialistischen Gemeinschaftslebens zu achten.“

Artikel 131: „Jeder Bürger der UdSSR ist verpflichtet, das gesellschaftliche, sozialistische Eigentum als heilige und unverletzliche Grundlage der Sowjetordnung, als Quelle des Reichtums und der Macht des Heimatlandes, als Quelle des wohlhabenden und kulturell hochstehenden Lebens aller Werktätigen zu hüten und zu festigen. Personen, die sich am gesellschaftlichen, sozialistischen Eigentum vergreifen, sind Feinde des Volkes.“

Also hat kein Bürger der UdSSR das Recht, sich frei bewegen oder in irgendeiner Weise als werktätiger Mensch nach eigenen Entschlüssen und Erwägungen etwa seinen Arbeitsplatz zu wechseln oder gegen irgendwelche Maßnahmen der Leitung seines Betriebes Einspruch zu erheben. Denn jedes Wort und jede Handlung kann nach Belieben als Verstoß gegen die Arbeitsdisziplin, gegen die gesellschaftlichen Pflichten oder gegen das gesellschaftliche Eigentum bewertet werden.

Das zeigt sich im sowjetischen Arbeitsrecht. Im Jahre 1947 erschien im Verlage des sowjetischen Justizministeriums ein vom Juristischen Institut der sowjetischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenes Buch mit dem Titel „Die Grundlagen des sowjetischen Staates und Rechtes“. Darin heißt es u. a.: „Seinem Charakter und seinem Inhalt nach unterscheidet sich das sowjetische Arbeitsrecht grundlegend von den arbeitsrechtlichen Bestimmungen in den kapitalistischen Ländern...“ Das sowjetische Arbeitsrecht stelle das wichtigste Element des Sowjetstaates auf dem Gebiete der Festigung der sozialistischen Arbeitsdisziplin, der Entfaltung des sozialistischen Wettbewerbs, sowie der Stärkung der wirtschaftlichen Macht und der Landesverteidigung dar. Es sei ein Hauptfaktor bei der Einführung eines sozialistischen Prinzips der Berechnung und der Kontrolle der Maßeinheit der Arbeit und der Maßeinheit des Verbrauchs. Der wichtigste Grundsatz der sozialistischen Organisation der Arbeit sei die Einheitlichkeit in der Leitung des Arbeitsprozesses. Lenin habe wiederholt deren Bedeutung unterstrichen, indem er sagte, daß „die widerspruchslose Unterordnung unter einen Willen für den Erfolg von Arbeitsprozessen der nach dem Muster der Schwermaschinenindustrie organisierten Arbeit unbedingt notwendig ist“.

„...die widerspruchslose Unterordnung unter einen Willen“: das heißt, daß ein Arbeitsversäumnis ohne triftigen Grund und der eigen-

mächtige Bruch des Arbeitsverhältnisses durch Arbeiter und Angestellte als Verbrechen gewertet werden; daß heißt, daß die Verspätung auf dem Wege zur Arbeit oder nach der Mittagspause als Verletzung der Arbeitsdisziplin betrachtet wird. Das bedeutet aber weiterhin, daß Arbeitsplatz, Lohn, Arbeitsleistung und Arbeitstempo befohlen und daß Verstöße gegen diese Befehle unweigerlich geahndet werden.

In seiner in Fritz Selbmann's Broschüre abgedruckten Rede „Neue Verhältnisse — neue Aufgaben des wirtschaftlichen Aufbaues“ (1931) verweist Stalin auf die Probleme des Arbeitsmarktes und auf den „Selbstlauf“ der Arbeiter: sie hätten ihren Arbeitsplatz je nach den persönlichen wirtschaftlichen Erfordernissen gewechselt. Das aber sei nun nicht mehr statthaft, man müsse von der „Politik des Selbstlaufs zur Politik der organisierten Anwerbung“ übergehen. Auch müsse man ein Tarifsystern organisieren, das dem Unterschied zwischen qualifizierter und unqualifizierter Arbeit, zwischen schwerer und leichter Arbeit Rechnung trage, d. h. die „Gleichmacherei“ beseitige. Selbmann bekennt sich vorbehaltlos zu diesen Prinzipien: „Diese Aufgaben“, bemerkt er, „müssen im gegenwärtigen Stadium unserer Wirtschaftsentwicklung mit der gleichen Eindringlichkeit gestellt werden, wie sie von Stalin für die sozialistische Industrie im Jahre 1931 präzisiert wurden.“ Sind es nur die in jener Rede erwähnten Aufgaben? Gehören zu ihnen nicht etwa auch diejenigen, die Stalin in seinem im Jahre 1929 in der Prawda veröffentlichten Aufsatz „Das Jahr des großen Umschwunges“ aufzählt? Dort heißt es: „Die Entfaltung der schöpferischen Initiative und des Arbeitsaufschwunges der Massen wurde in drei Hauptrichtungen gefördert: a) in der Richtung des Kampfes gegen den Bürokratismus, der die Arbeitsinitiative und Arbeitsaktivität der Massen drosselt — durch die Selbstkritik, b) in der Richtung des Kampfes gegen diejenigen, die die Arbeit schwänzen und die proletarische Arbeitsdisziplin verletzen — durch den sozialistischen Wettbewerb, c) in der Richtung der Bekämpfung von Schlendrian und Verknöcherung der Produktion — durch die Organisation der ununterbrochenen Arbeitswoche.“

Von diesen Richtlinien ist es nur ein kurzer Weg zum Stachanow-System und zur Zwangsarbeit. Das Stachanow-System bringe nach Stalin eine neue, höhere Etappe des sozialistischen Wettbewerbs zum Ausdruck, sei eine Bewegung zur Ueberwindung der veralteten technischen Normen und bereite die Bedingungen für den Uebergang vom Sozialismus zum Kommunismus vor. W. A. Karpinskij sagt in seiner Schrift „Die Gesellschafts- und Staatsordnung der UdSSR“, das sowjetische Gesetz fordere von jedem die Erfüllung der Erzeugungsnormen, die gesellschaftliche Pflicht aber, daß sich jeder mit Leib und Seele für die Sache der Gesellschaft einsetze und die gesellschaftlichen Interessen über seine persönlichen stelle. Wenn also durch die Stachanows oder Bussygins oder Bykows die Normen ständig in die Höhe getrieben werden, wenn die Erfüllung dieser Normen gesetzliche Pflicht ist — was bleibt dem armen gehetzten Sowjetbürger zuletzt anderes als die Zwangsarbeit? Die Zwangsarbeit als ultima ratio — das ist das Spitzenerzeugnis einer Wirtschaftsform, die sich sozialistisch nennt, So-

zialismus anscheinend versteht als die Erfüllung des Uebersolls jener im Westen längst überwundenen Art von Kapitalismus, um dessentwillen Marx sein „Kapital“ einst geschrieben hat. Das ist das stolze Ergebnis der ruhmreichen Oktober-Revolution! Jedoch — die Zwangsarbeit des „freien“ Sowjetarbeiters ist nicht die Zwangsarbeit der Zwangsarbeitslager. Diese entstanden als Folge eines Systems, das wiederum die unmittelbare Begleiterscheinung des „großen Umschwunges“ vom Jahre 1928 gewesen ist. In jenem bereits erwähnten Aufsatz „Das Jahr des großen Umschwunges“ zitiert Stalin ein Wort Lenins, wonach der Kapitalismus nur dann besiegt werden könne, wenn der Sozialismus es verstehe, eine neue, weit höhere Arbeitsproduktivität zu schaffen. Das hieß also erhöhte Arbeitsdisziplin, das hieß Steigerung des Wettbewerbs, das hieß „ununterbrochene Arbeitswoche“. Im Begriff der „Arbeitsdisziplin“ ist aber die „bedingungslose Unterordnung unter einen Willen“ enthalten. Da nun die wirtschaftliche Situation Sowjetrußlands damals höchst prekär war, eine Besserung der Lage aber nur durch rücksichtslose Anspannung aller Kräfte sich ermöglichen ließ, trieb die Entwicklung in die Richtung immer schärferer Gesetze und Verordnungen, immer grausamerer Anforderungen und immer furchtbarer Straten.

Die Amerika-Russen David J. Dallin und Boris Nicolaevsky geben in ihrem auf exakten Forschungen beruhenden Buch „Forced Labor in Soviet Russia“ eine sehr klare Schilderung jener „Jahre des Umschwungs“, in denen sich das Schicksal Rußlands erfüllte. Eine ununterbrochene Folge von Erlassen engte die Freizügigkeit der Arbeit immer stärker ein. Um die Fluktuation völlig auszuschalten, wurden beispielsweise Pflichtpässe eingeführt, die eine ständige Kontrolle ermöglichten; Arbeiter, die aus irgendwelchen Gründen mehrfach der Arbeit ferngeblieben waren, wurden aus ihren Wohnungen gewiesen, Ingenieure und Techniker, die gegen die Arbeitsdisziplin verstoßen hatten, wurden öffentlich in der Presse angeprangert, man bestrafte die Agenten des Volkskommissariats für Arbeit, wenn ihnen die Erfüllung der Rekrutierungsquoten für irgendwelche Großarbeitsstellen mißlang; schließlich wurden Mitglieder von Kollektiven, die geforderte Arbeitsleistungen nicht erfüllten, mit Freiheitsentzug bestraft. Von hier aus zu jenen Massenverhaftungen zum Zweck der Durchführung schwerer und gefährlicher Groß-Projekte war es nur ein kleiner Schritt, denn die Auslegung bestehender Artikel des Arbeitsrechts oder der damaligen Verfassung in beliebiger Weise war leicht, weil die Regierung niemand verpflichtet war als allein der Idee.

In der Gesetzgebung zur Arbeitserziehung der UdSSR heißt es, die Aufgabe des Strafvollzugs des Proletariats in der Epoche des Uebergangs vom Kapitalismus zum Kommunismus liege in der Sicherung der Diktatur des Proletariats gegen die Machenschaften klassenfeindlicher Elemente sowie der „unsicheren Elemente unter den Arbeitern“. „Klassenfeindlich“, „unsichere Elemente“: wo gibt es klare Definitionen dieser Begriffe? Verdächtig ist jeder — schon deshalb, weil es sich um Menschen handelt mit den immanenten menschlichen Bedürfnissen, Schwächen, aber auch der Freiheit seines Geistes, die zur Erkenntnis zwingt und auf Bewegung dringt. Der Beweise für diese allgemeine Gefähr-

dung gibt es genug, so die großen und kleinen Prozesse gegen Funktionäre, gegen Mitglieder der „Intelligenz“ und gegen Arbeiter, die gestern noch als fleckenlose Sowjetmenschen gerühmt wurden, heute aber in den Abgrund strauchelten. Die Sowjetunion wird von 180 Millionen Verdächtigen bevölkert — die Mitglieder der NKWD nicht ausgenommen, wie sich oft und oft gezeigt hat. Schuldlos, fleckenlos, rein, allwissend, allmächtig, ein Gott ist Generalissimus Josef Wissarionowitsch Stalin allein.

Nun, die Sowjetzone ist auf dem besten Wege zu diesem großen sozialistischen Ziel. Alle Linien der Entwicklung streben ihm entgegen. Der ausgeklügelte, bewunderungswürdig raffinierte Mechanismus der Gesetze, Verordnungen, Anordnungen, Verfassungsartikel des gesamten Arbeits- und Strafrechts, ist nichts anderes als das Instrument zur Unterdrückung der Menschen. Auch hierfür haben wir Beweise. Als Walter Ulbricht sein voluminöses Referat über den „Fünfjahrplan und die Perspektiven der Volkswirtschaft“ vor dem 3. Parteitag der SED im Juli 1950 hielt, bekannte er sich an zwei Stellen betont zu der Wirtschaftsordnung der Sowjetunion. Diese beiden Stellen seien hier zitiert:

„Bei der Ausarbeitung des Fünfjahrplanes haben wir uns leiten lassen von den richtunggebenden Worten des großen Freundes des deutschen Volkes, Josef Wissarionowitsch Stalin, der in seiner Begrüßung der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik sagte: ‚Die Erfahrung des letzten Krieges hat gezeigt, daß das deutsche Volk und das sowjetische Volk in diesem Kriege die größten Opfer gebracht haben, daß diese beiden Völker die größten Potenzen in Europa zur Vollbringung großer Aktionen von Weltbedeutung besitzen. Wenn diese beiden Völker die Entschlossenheit an den Tag legen werden, für den Frieden mit der gleichen Anspannung ihrer Kräfte zu kämpfen, mit der sie den Krieg führten, so kann man den Frieden in Europa für gesichert halten.‘“ „Die Durchführung des Fünfjahrplanes“, fährt Walter Ulbricht fort, „dient der Erfüllung dieser großen Aufgaben von Weltbedeutung.“ Abschließend brach er in die mit „spontanem Beifall“ begrüßten Worte aus: „Es lebe die feste Freundschaft des deutschen Volkes mit dem Sowjetvolk und mit unserem großen Lehrer und Freund Josef Wissarionowitsch Stalin!“

Da Stalin der Begründer des Systems der Fünfjahrpläne ist, da unter seiner Regie das derzeitige Sklavenarbeits-System der Leistungslöhne, der Sollübererfüllungen, der Stachanow-Arbeit, sowie der Zwangsarbeit und Zwangsarbeitslager entstand, da Walter Ulbricht ihn als den „großen Lehrer“ der Deutschen bezeichnet, darf füglich geschlossen werden, daß die Deutsche Demokratische Republik vorbehaltlos das sowjetische Arbeits- und Sozialrecht bejaht und dem Ziele entgegenstrebt, es in vollkommener Form zu übernehmen.

Die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland

Im Frühjahr 1933 erfolgte die erste große Auswanderung von Juden und politisch Mißliebigen aus Deutschland, Hunderte von Wissenschaftlern waren darunter, als die man Angehörige des Lehrkörpers von Hochschulen und Mitglieder entsprechender Forschungsinstitute, wie Kaiser Wilhelm-Gesellschaft, ansah.

Die Not der Betroffenen war groß, die meisten von ihnen strandeten mittellos irgendwo in der Fremde. Eine Anzahl fand sich in Zürich zusammen, aus ihrer Mitte bildete sich eine Selbstverwaltung der Beteiligten, die Notgemeinschaft. Den Vorsitz übernahm Philipp Schwartz, bisher Pathologe an der Universität Frankfurt. Die nötigen Mittel zur Eröffnung des Betriebes gaben Schweizer Professoren und Wirtschaftler; es ging, man konnte sich der Arbeit unterziehen. Das erfolgte mit dem Nachdruck, wie ihn eine verzweifelte Situation schafft. Durch Freunde an Ort und Stelle, in der Schweiz und in Deutschland wurde an die türkischen Behörden herangetreten. Reisen nach Stambul und Ankara konnten finanziert werden. Die Türkei entschloß sich, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen und 50 deutsche Gelehrte von Professorenrang zu berufen. Der erste große Erfolg war erzielt, das Problem begann, sich aus der Sphäre der politischen Verfolgung in die der internationalen Erziehungspolitik zu verlagern. Zu den nach Stambul berufenen Professoren gehörte Schwartz, der Vorsitz der Organisation wurde auf den Verfasser übertragen, der ihn bis zur Auflösung, Ende 1946 behalten hat.

Immer wieder bis in den Krieg hinein folgten neue Stöße von Auswanderern; in einzelnen Perioden war die Bewegung krampfhaft, in anderen ruhiger, man mußte mit ihr als mit einer langdauernden Erscheinung rechnen. Man mußte auch den Umfang der Fürsorgetätigkeit über den Kreis der Wissenschaftler hinaus erstrecken; es ging nicht an, sich der Professoren anzunehmen und ihre früheren Schüler auszuschließen, die als Aerzte, Ingenieure, Lehrer, Anwälte eine Zuflucht suchten. In USA, England, Frankreich, in der Schweiz usw. bildeten sich Ausschüsse, die diesem oder jenem Berufe helfen wollten.

In England hatte die führende Stellung unter diesen die Society for the Protection of Science and Learning, in USA das Emergency Committee

in Aid of Displaced Foreign Scholars, beide nur zuständig für Wissenschaftler, aber in Fühlung mit den sonst sich bildenden Komitees, z. B. für Aerzte.

Zwischen der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland und den beiden großen angelsächsischen Organisationen ergab sich eine Co-operation, die 1936 zur Uebersiedlung der Notgemeinschaft nach London von Zürich aus führte, um engere Zusammenarbeit mit England und auch USA zu ermöglichen. Sie wurde dadurch erleichtert, daß die Society der Notgemeinschaft Gastfreundschaft in ihren Räumen gewährte.

Was die Notgemeinschaft bieten konnte, war Rat und Stellenvermittlung, namhafte Summen für Unterstützung hatte sie nicht zur Verfügung, sie konnte Beiträge nur aus dem Kreise der Ihren, d. h. der Emigranten, beziehen, von Akademikern und Wirtschaftlern. Das Herantreten an die breite Masse der Geldspender mußte man jeweils den einheimischen Organisationen überlassen. Was die ausgewanderten Akademiker zahlen konnten, war nicht viel, ehemalige deutsche Wirtschaftler haben große Beträge in einzelnen Fällen hergegeben. Schon um der Mittel willen mußte die Notgemeinschaft in den Hauptländern, USA und Britischem Empire, neben den einheimischen Organisationen in den Hintergrund treten.

Bis Kriegsbeginn wurden 2600 deutsche Wissenschaftler in der Emigration ermittelt, die aus Deutschland, Oesterreich, Böhmen usw. stammten, sie verteilten sich auf alle erdenklichen Gebiete der Forschung. Bei einer Feststellung der Fachgebiete von 613 Gelehrten in USA wurde ermittelt, daß 69 Juristen waren, 63 Physiker, 54 Wirtschaftler, 53 Chemiker, 48 Mathematiker usw. 2600 Gelehrte ohne Brot bedeutete eine Masse Elend, aber auch die Gefahr einer Verarmung der Wissenschaft als solcher, denn unter den Betroffenen waren viel tüchtige, ja hervorragende Menschen. Konfessionell waren die Emigranten überwiegend Juden im deutschen Sinne, aber auch die sogen. Arier waren zahlreich, insbesondere Sozialisten, Pazifisten, Liberale, die um ihrer Anschauung willen verfolgt wurden. Bei einer Feststellung über eine Gruppe von 177 Gelehrten in USA ergaben sich: Juden 82, Protestanten 55, Katholiken 39.

Wer sich erinnert, welche Fülle von Arbeit die Berufung eines einzigen Ordinarius an eine deutsche Universität in normalen Zeiten erforderte, der weiß, was es bedeutete, 2600 Personen unterzubringen. Die Ansprüche der anstellenden Körperschaften waren nicht geringer als in normaler Zeit; es ist gelungen, die 2600 sind untergekommen; 500 im Britischen Empire, 1200 in USA, ca. 900 in der übrigen Welt, ein großer Teil konnte dem akademischen Berufe erhalten bleiben, viele fanden Stellungen in Forschungsinstituten der Wissenschaft und der Industrie, in Verwaltungsposten bei Behörden, in Verlagen usw. Zu den 2600 Gelehrten gesellten sich Zehntausende von Praktikern mit akademischer Bildung. Wir haben heute in USA und England allein an 5000 solcher Aerzte und Zahnärzte. Der größte Teil von ihnen hat Nachstudien absolvieren, die Examina neu ablegen müssen, unter ihnen waren berühmte Aerzte nahe dem 70. Jahre. Wie viele Mühe und Beratung, aber auch wie

viele Kosten hat all das erfordert! Besser stand es mit den Lehrern, den Pastoren, den Ingenieuren, deren deutsche Examina anerkannt wurden. Dabei herrschte trotz der allgemein menschlichen Sympathie bei den einheimischen Berufskollegen auch eine mehr oder weniger große und nicht unverständliche Besorgnis vor den Neukömmlingen, auch dagegen mußte angekämpft werden.

Die Organisation unserer Vereinigungen wurde aufgebaut, die Notgemeinschaft hatte einen Vorstand von 30 deutschen Hochschul-Angehörigen rings in der Welt, seit 1936 war ihr Hauptsitz in London, daneben gab es Büros der Notgemeinschaft in New York, Istanbul, Zürich und in Paris. Die Arbeit erfolgte überwiegend ehrenamtlich. Die Society for the Protection of Science and Learning residierte in London, sie war ebenfalls eine Selbstverwaltung der Wissenschaftler, ausgewählt aus den Vertretungen der Hochschulen und der jüdischen Gelehrtschaft. Der erste finanzielle Rückhalt waren feste Beiträge, die von den Professoren der einzelnen Hochschulen korporativ auf drei Jahre zur Verfügung gestellt wurden. So gaben die Lehrer der London School of Economics jährlich 3% ihres Einkommens. Dazu traten später viele Beiträge auch von Privatleuten, die persönlich mit der Wissenschaft nicht in Fühlung standen. Präsidenten der Gesellschaft waren nacheinander der große Physiker Lord Rutherford, der als Gelehrter ebenso wie als Kirchenfürst verehrte Erzbischof Temple von Canterbury, der Sozialreformer Lord Beveridge. Das amerikanische Emergency Committee stellte die Zusammenarbeit von großen wissenschaftlichen und jüdischen Verwaltungen dar; ihrem General Committee gehörten die Präsidenten der namhaftesten amerikanischen Hochschulen an, Leiter der Gesamtarbeit war Stephen Duggan, der langjährige Direktor des Institutes für Internationale Erziehung. Als wichtigstes Unternehmen für Wissenschaftler in USA neben dem Emergency Committee sei die Rockefeller Foundation genannt, sie hat bis Ende 1945 in dreizehn Jahren für Refugees im ganzen 1 411 000 Dollar ausgegeben. Bedeutsam war die Hiltstätigkeit der christlichen Kirchen, der Quäker und der jüdischen Religionsgemeinschaften.

Von den Regierungen, mit denen die Emigration zu rechnen hatte, tat bei weitem das meiste und in der liberalsten Form die der USA, England meinte es vortrefflich und führte seine guten Absichten langsam und vorsichtig aus, Frankreich ging an das Problem mit Großherzigkeit heran, erkannte aber bald, daß seine Meisterung größere praktische Schwierigkeiten mit sich brachte, als man sich vorgestellt hatte. Der Völkerbund setzte einen Hohen Kommissar für die Emigranten ein. Weder der unermüdlichen Energie und Arbeitswilligkeit des ersten Kommissars, James Macdonald, noch der auserlesenen Humanität und Welterfahrung seines Nachfolgers, Generalmajor Sir Neill Malcolm, noch dessen Nachfolger gelang es, den Apparat des Bundes voll in Gang zu bringen, immerhin war das Vorhandensein des Hochkommissariats von symptomatischer Bedeutung und hat anregend gewirkt, es brachte den Emigranten nach langer Zeit einen rechtlichen Status und das sehr wichtige internationale Reisedokument, damit war ihnen das Recht des Aufenthalts im Einwanderungslande und eine gewisse internationale Freizügigkeit gewährt.

Die besondere Arbeit der Notgemeinschaft bestand daran, den amerikanischen und englischen Gesellschaften für gelehrte und freie Berufe Hilfe zu geben, wo es möglich war, im britischen Commonwealth hat sie die Unterbringung von Gelehrten ganz der Society for Protection of Science and Learning überlassen, außer in Indien, wo sie sich frei betätigte. In USA war ihr jede Initiative, auch bei den Hochschulen, unbenommen. Ihr Vorzugsgebiet, wo sie sozusagen die Federführung hatte, waren die Verhandlungen mit den Ländern in Asien und Latein-Amerika, in denen sich Möglichkeiten ergaben. Das war vielfach der Fall. Die Position in der Türkei wurde ausgebaut, 1939 waren in Istanbul und Ankara mehr als 100 deutsche Wissenschaftler tätig, dazu acht führende Sachverständige für Wirtschaft und Verwaltung in leitenden Stellen. Leicht war es nicht, größere Erfolge zu erzielen, abgesehen von langen Korrespondenzen weilte z. B. ein hoher türkischer Beamter mehr als einen Monat bei uns in Zürich, um dort die richtigen Leute für Wirtschaft und Verwaltung auszuwählen. Einer der erfolgreichen Kandidaten war der jetzige Oberbürgermeister von Berlin, Reuter.

Der zweite Erfolg war Ecuador. Durch Vermittlung des Gesandten beim Völkerbund wurde eine Gruppe von 12 Männern an die Hochschulen Quitos berufen, es schlossen sich an Kolumbien, Panama, Venezuela, Chile mit größeren Zahlen, insgesamt 42. Außer Professoren wurden leitende Beamte z. B. mit dem Auftrag der Reform des Unterrichtswesens, aber auch mit anderen Aufgaben herangezogen. Mit kleineren Zahlen folgten Indien, Peru, Persien, Brasilien, Ägypten, Irak, Syrien, auch in USA, der Schweiz und in Skandinavien gelangen gelegentliche Unterbringungen, das waren alles in allem 190 an Hochschulen Tätige. Sehr erheblich war die Zahl der Unterbringungen von Gelehrten in Schulen aller Art, wie Militärakademien, landwirtschaftlichen Instituten, Industrie- und Handelseinrichtungen. Natürlich erschien es manchem der Untergebrachten als eine traurige Ausflucht, wenn er in ein weltabgelegenes Städtchen in eine kleine Stelle mit bescheidenem Gehalt gesandt wurde. Das half nichts. Für die Elite war es leicht, Stellung zu finden. Um die Nobelpreisträger riß sich die Welt, erfahrene deutsche Physiker und Mathematiker waren überall gesucht, schon bei den Medizinern war es sehr schwierig, in den Geisteswissenschaften ähnlich, in der Jurisprudenz schwer bis zur Unmöglichkeit auch für ehemalige Ordinarien, eine angemessene Stellung zu finden. Da hieß es, sich durchhungern, mit kleinen Posten vorliebnehmen, an bescheidenen Colleges, die man noch vor ein paar Jahren nicht angesehen hätte, in neuen Ländern, und sich dann hocharbeiten. Das ist für Männer, von denen viele um die 50 waren, nicht leicht; es ist im großen Ganzen gelungen, manche haben freilich bei dem Kampfe ihr Leben gelassen.

Wir hatten gehofft, die Professoren, wie die Beamten in leitender Stellung, die wir hinaussandten, würden als Vortrupp für die Unterbringung akademischer Berufsangehöriger dienen. Das ist nicht allgemein geglückt, oft haben Einfluß oder Energie dazu nicht ausgereicht, in vielen Fällen ist es gelungen, und damit ist durch die Placierung Einzelner Lebensmöglichkeit für viele geschaffen worden.

Sehr viel Gutes haben hervorragende medizinische Praktiker in Istanbul, Bombay und Kairo getan. Welcher Organisation der einzelne Erfolg bei den freien Berufen zuzuschreiben war, ließ sich oft nicht sagen, da haben so viele Vereinigungen miteinander gearbeitet, daß der Erfolg eben ein solcher der Gemeinschaft war. Darum gelte es nicht an, hier Zahlen zu geben, abgesehen von den erwähnten 190 Hochschullehrern.

Eine besondere Erwähnung erfordert Rußland. Wir haben eine Anzahl jüngere Gelehrte, z. B. Physiker und Biologen, nach Rußland empfohlen, die dort gute Gehälter, Behausung und Arbeitsmöglichkeit gefunden haben, und die bis zum Kriegsausbruch überwiegend zufrieden waren. Von den 100 Aerzten, die aus unseren Listen nach Rußland gesandt wurden, sind viele ausgewiesen worden, noch mehr anscheinend abhanden gekommen. Das hat uns sehr auf dem Gewissen gelastet, aber die Lage war so, daß man bei Angeboten nicht wählerisch sein konnte.

Wir mußten eben jede Spur verfolgen, die sich uns zeigte, die Not war zu groß, wir mußten das selbst dann tun, wenn uns die Aussicht auf Erfolg von vornherein gering erschien. Mit Persien (Iran) hatten wir über Genf Beziehungen aufgenommen, Reisen zu den Botschaften in Paris und London folgten. Dann kam die Sensation: Mitteilung, der Schah hat befohlen, deutsche Universität in Teheran einzurichten, mindestens so groß wie Universität Istanbul. Pläne und Vorschläge für Besetzungen sind einzureichen. Die Pläne wurden ausgearbeitet, Vorschlagslisten wurden aufgestellt, ein persischer Bevollmächtigter war wochenlang in unserem Büro tätig, die Gesamtzahl der erfolgten Berufungen blieb schließlich drei. Ähnlich erging es mit einem anderen asiatischen Machthaber.

Große Arbeit machte es, einzelne Persönlichkeiten aus Deutschland herauszubekommen. Es gelang, Interesse bei den Königen von Schweden und Belgien wachzurufen und so der Schwierigkeiten Herr zu werden. Der Vatikan war unermüdlich zur Hilfe bereit, wo er sie in solcher Notlage bieten konnte. Moralische Hilfe stand im Ausland reichlich zu Gebote, aber auch aus Deutschland strömte sie zu. Hohe deutsche Beamte unterstützten fast unbekannte Flüchtlinge aus ihrem eigenen Vermögen, Ausreisen wurden erleichtert, wenn es tunlich war; wir hatten den Eindruck, daß das Auswärtige Amt sich neutral verhielt. Einzelne große Gelehrte in Deutschland versagten nie, wenn man sie brauchte für Juden und Christen. Die Zahl der Besucher im Züricher Büro, die Hilfe anboten, war nicht gering. Wie viele arische Größen waren unter ihnen! Freilich, in der Mehrzahl der Fälle endete solche Unterhaltung mit der Bemerkung des Besuchers: „Wenn ich doch nur herauskönnte, ich halt's nicht aus und müßte ich allen Besitz zurücklassen, ich ginge sofort, wüßte ich, wohin.“

Die relativ großen Erfolge, die erzielt worden sind, wären nicht möglich gewesen, wenn man nicht mit den Refugees etwas Gutes geboten hätte! Daß dem so war, beweist die große Zahl derer, die im akademischen Leben der Adoptionsländer festen Boden gefaßt haben. 30 von ihnen sind heute in England Mitglieder der Royal Society, genießen also die höchste Auszeichnung, die einem Naturwissenschaftler in England

zuteil werden kann. Unter den leitenden Wissenschaftlern beim Aufbau der Atom Bombe waren 4 Refugees. Es wird allgemein anerkannt, daß abgesehen von der Wirkung einzelner Persönlichkeiten die Wissenschaft Englands der Einwanderung besondere Vorteile auf den Gebieten der Physik und Mathematik, der Soziologie, der Kunstgeschichte, der Psychiatrie und Psychoanalyse zu danken hat.

Hinsichtlich der amerikanischen Wissenschaft gilt für Physik und Mathematik, Psychologie und Kunstgeschichte vermutlich dasselbe wie für England. Dazu war in beiden Ländern der Gewinn durch nicht-akademisch tätige Ingenieure groß.

Wie stark der Vorteil war, den die Refugees den neuen Ländern in Latein-Amerika und Asien gebracht haben, ist schwer zu beurteilen. Da war manches Strohfeuer, das von weitem als wärmende Flamme erschien. In der Türkei hat die deutsche Emigration die weitere Schulung zur exakten Forschung befestigt, wie sie so vorzüglich im deutschen System liegt. Einiges was in Südamerika geschaffen wurde, ist zerstoßen, einiges z. B. in Chile und Ecuador ist geblieben. Aber in 15 Jahren lassen sich in der Pflanzung neuer Wissenschaften keine sichtbaren Dauererfolge erzielen, da muß man froh sein, wenn man einige Saatkörner versenkt und von ihnen später dies und jenes aufgeht. Die Dubiosität des Emigranten-Schicksals auch in dieser Hinsicht war von vornherein klar. Für die Beteiligten war der Aufenthalt in den neuen Ländern auch eine nützliche Ausgangsposition für Tätigkeit in USA und dem Britischen Empire.

Die Welt hat in der Emigration wieder einmal deutsche Wissenschaft kennengelernt; die Art, wie sich das vollzog in dem grauenhaften Exodus der Gelehrten, hat Deutschland unendlich viel Sympathien gekostet, was ins Ausland gebracht wurde, war deutsche Wissenschaft, wenn sie auch in jüdischen oder sozialistischen Händen lag. Daß sich die Emigranten im allgemeinen bewährten, hat auf die Dauer dem Ansehen deutscher Kultur genutzt. „Es sind doch tüchtige Kerle, diese jüdischen Physiker aus Deutschland, diese Schüler von Helmholtz, Planck und Nernst.“

Der Krieg brachte den Refugees eine besondere neue Krise, sie verloren zum Teil ihre Stellungen, weil man keine Fremden beschäftigen wollte, sie wurden in wichtigen Ländern, z. B. in England, zeitweise interniert. Das gab natürlich auch den Organisationen viel Arbeit; es gelang, die meisten bald aus der Internierung zu befreien und sie wie die neuen Emigranten deutscher Herkunft aus Tschechoslowakei, Polen, Italien, Frankreich, Belgien, Niederlanden unterzubringen. Dabei erwuchs ein neues Problem: wie sollte sich der Emigrant zum Kriege stellen? Man erwartete von ihm weitgehende Loyalität gegenüber dem Gastlande. Das war berechtigt; blieb die Frage, war er zur positiven Mitarbeit als sachverständiger Gelehrter oder mit der Waffe verpflichtet? Wer das Bürgerrecht in der neuen Heimat anstrebt oder erlangt hatte, der war es; wer nach Kriegsende nicht rückwandern, sondern bleiben wollte, war es auch; endlich, wer der Ueberzeugung lebte, daß die alte Heimat nur durch eine Niederlage des Nazitums wieder das werden könne, was er erhoffte, der

mußte geistige und körperliche Mitarbeit den Gegnern des Dritten Reiches anbieten. Die große Mehrheit hat es getan. Wer es verweigerte, blieb bisweilen sehr lange interniert unter leidlichen Lebensbedingungen, es wurde ihm nicht verübelt, auch nachdem der Krieg beendet war.

Dann kam das letzte Problem der Emigration und auch das letzte, mit dem sich die Notgemeinschaft zu beschäftigen hatte: die Rückwanderung. Nach einer unsicheren Uebergangszeit stellten sich die deutschen Autoritäten überwiegend freundlich ein. Wer allzuviel in Deutschland z. B. an Angehörigen verloren hatte, wollte nicht zurück. Wer seine Kinder in ausländischen Schulen hatte erziehen lassen bis zu der in USA und England regelmäßigen Einpassung in die nationale Eigenart, auch er wollte in der Regel nicht zurück. Wer eine gute Stellung aufzugeben hatte, der ein Aequivalent vollen Umfanges in Deutschland nicht gegenüberstand, schwankte wohl. Viele sind nicht zurückgegangen. Soweit man von den Rückkehrern gehört hat, haben sie es nicht bereut.

Bewußt und unbewußt haftet der Zusammenhang mit dem deutschen Wesen fest in der Art des Emigranten-Akademikers als Gefühlseinstellung, als geistig-willensmäßige Form. Viele haben sich bemüht, das Gefühlsmäßige aus ihren Herzen zu reißen; sie sagten sich wohl, uns ist zu wehe getan worden, wir haben nicht das Recht, es zu übersehen. Wo es gelang, war es eine Operation mit schwersten Wunden, die meisten haben deutsche Landschaft und deutsche Vergangenheit in Mensch und Historie nicht vergessen.

Abgesehen vom reinen Gefühl bleibt auch die deutsche Struktur des Geistes und Willens. Aus alledem kann wieder eine starke Zugehörigkeit erwachsen, wenn die Dinge in Deutschland anders laufen, als es viele hier fürchten, wenn nämlich die Wegesrichtung zur Humanität zielt. Dann können diese vielen Tausende ehemaliger deutscher Akademiker das werden, was der Freund eines internationalen Friedens von ihnen erhofft: eine Brücke zum alten Gegner, zum neuen Freunde.

Groß ist nur der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht, sondern allein einen objektiven Zweck verfolgt: er ist es aber selbst dann noch, wenn, im Praktischen, dieser Zweck ein mißverständener und sogar wenn er, in Folge davon, ein Verbrechen sein sollte. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn unter allen Umständen groß.

Arthur Schopenhauer

Volks- oder Erwachsenenbildung?

Gespräche über Volksbildung sind dadurch erschwert, daß in diesem Begriff Worte miteinander verbunden sind, die einen zu allgemeinen Inhalt haben, um Greifbares auszusagen. Was versteht man nicht alles unter Volk, was nicht unter Bildung! So nimmt die Bemühung derer, die „Bildung ans Volk herantragen“, leicht den Charakter an einer leeren, symbolischen Geste, etwa des Einschenkens aus einem Krug mit unbekanntem Inhalt in einen Becher mit unbekanntem Fassungsvermögen.

Die damit in Deutschland begonnenen, waren freilich von einem Pathos des Missionierens erfüllt, das über diese Leere hinwegtäuschte. Bildung war Wissen, und Wissen bedeutete Macht, Fortschritt, Vorwärtskommen. Wissenschaft sollte Allgemeingut werden, mußte es werden, damit keiner zurückblieb beim Siegeszug des Fortschritts. Wobei man übersah, daß man einen Besitz verteilte, der eine Art von Schwundwährung vorstellte, die unter den Fingern zerrann. Denn was eben noch als letztes Resultat der Wissenschaft popularisiert worden war, galt morgen vielleicht schon als völlig überholt und veraltet. Die von solcher Bildung Beglückten klammerten sich aber an ihr schwindendes Eigentum wie der Sparer an den Tausendmarkschein mit dem roten Stempel. Sie zeigten einen massiven Glauben an die Resultate und hielten zäh Positionen fest, die von der Wissenschaft längst aufgegeben waren. Anbeter des Fortschrittes, weigerten sie sich gleichwohl, einen Fortschritt anzuerkennen, der sie ihres Besitzes wieder enteignete.

Hier liegen die Voraussetzungen für den Einbruch des Marxismus in die Volksbildung. Man brauchte nur zu der bürgerlichen Gleichsetzung von Wissen und Bildung die von Volk und Klasse zu setzen — dann wurde aus der Volksbildung Klassen-Bildung oder, marxistisch gesprochen, das sich selbst Bewußtwerden des Proletariats. Im übrigen blieb alles beim alten. So der Glaube an Wissensgüter, die genau so verteilt werden konnten wie materieller Besitz. So der Glaube an absolut feststehende Resultate der Wissenschaft, was zu der grotesken Situation führte, daß unter der Devise des Fortschritts der Materialismus des 19. Jahrhunderts in mumifiziertem Zustand bis auf den heutigen Tag weitergeschleppt wurde. In einem Punkt war jedoch die Arbeiterbildung der Marxisten der bürgerlichen Volksbildung von Anfang an überlegen: sie bot die „Bildungsgüter“ nicht in neutraler Form, sondern im Rahmen

einer Wertordnung, die von politischen Zielen bestimmt war. Das aber war es, was die Massen der Arbeiterschaft anzog. Entstanden aus der Auflösung der alten ständischen Bildungen und Bindungen, aus jener Auflösung also, die im Gefolge des technischen Fortschritts einen Großteil der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerung in besitzlose Lohnempfänger verwandelte, hatten sie einen instinktiven Drang nach neuen Bindungen und Werten. Dieser Drang war elementarer als der bloße Wissens- und Bildungstrieb. Er war auch stärker als das Verlangen nach Freiheit, nach eigenem Urteil. Und so kam es, daß die eigentlichen Werte der Wissenschaft, die Selbstkritik, die Erkenntnis der Grenzen und die methodische Sauberkeit den Massen überhaupt nicht „mit-geteilt“ werden konnten; daß sich in ihren Händen das Gold der freien Forschung in das Blei des Dogmatismus verwandelte.

Demgegenüber hatte die bürgerliche Volksbildung, nachdem die ursprüngliche Gleichsetzung von Bildung mit Wissen überwunden worden war, in Deutschland bis 1914 ein ausgesprochen romantisches Gepräge. Romantisch war der Humanismus, der sich bemühte, die Schätze des deutschen Idealismus zu verbreiten und zu „harmonischen, in sich gefestigten sittlichen Persönlichkeiten“ zu erziehen. Denn der Standort dieser Persönlichkeiten in der Realität, ihre Beziehung zum politischen Leben waren völlig unklar. Romantisch war die Volksbildungs-idee der Jugendbewegung. Man predigte „Volksbildung ist Volk-Bildung“ und stellte gemeinschaftsbildende musische Betätigung, also Volkskunst, Volkslied und Volkstanz in den Mittelpunkt. Die Volkshochschule wurde so zur Verlängerung des Heimatmuseums. Die sich solcher Romantik verschlossen, sahen dagegen in der Volksbildung eine Analogie zur Volksküche, Bildung für den kleinen Mann, der sich eine höhere Schulbildung nicht leisten kann und danach trachtet, seine „Bildungslücken“ auf andre Weise auszufüllen. Solchen „Realisten“ erschienen und erschienen vielfach auch heute noch die Volkshochschulen und ähnliche Institutionen als Organe einer sozialen Bildungsfürsorge, welcher der Beigeschmack eines nicht ganz vollwertigen Ersatzes anhaftet.

In dieser Situation fand der erste Weltkrieg die deutsche Volksbildung. Er hielt ein unerbittliches Gericht. Nach dem Zusammenbruch trat, wie zu erwarten, das Problem der bis dahin so vernachlässigten politischen Erziehung in den Vordergrund der Volksbildungsarbeit. Wie schwer jedoch das Umlernen war, zeigt das Wort, mit dem der um den Aufbau der Volksbüchereien so verdienstvolle Walter Hofmann 1925 die neue Lage zu kennzeichnen suchte: „Wille zur Volksgemeinschaft ist die Wurzel der Volksbildungsbewegung, der Weltkrieg und Revolution den Boden bereitet haben.“ Von da aus war kein großer Schritt zum Jargon des Dritten Reiches — Romantik hier, Romantik dort, nur die Interpretation war verschieden. Trotzdem gab es eine ganze Reihe fruchtbarer Ansätze zu einer neuen, realistischen Form der Volksbildung, die das politische Leben, die Weckung eines echten politischen Interesses und Verantwortungsgefühls in den Mittelpunkt stellte. Wenn diese Ansätze über einen kleinen und einflußlosen Kreis nicht hinauskamen, so

lag dies an Faktoren, die außerhalb der Volksbildungsarbeit wirkten. Keine Erziehungs- und Bildungsarbeit kann, wie schon Plato feststellte, ein hinreichendes Gegengewicht bieten gegen die elementare Wucht, mit der sich die Triebe der Massen in Krisenzeiten austoben.

Deshalb ist es auch falsch, wenn Werner Picht in seinem Buch „Das Schicksal der Volksbildung in Deutschland“ von einem „schaurigen Parallelismus“ spricht zwischen der „als Reflexwirkung äußeren Zusammenbruchs“, als „Kind der Katastrophe“ entstandenen Volksbildungsbewegung nach 1918 und heutigen Bemühungen auf diesem Gebiet. Inzwischen ist nämlich unser Blick erweitert worden. Wo man sich früher mit typisch deutschen Bildungsideologien herumschlug, sehen wir heute Weltprobleme, von denen die deutsche Situation nur eine Variante ist. Wir sprechen von Erwachsenen-, nicht mehr von Volksbildung, wenn wir diese neue Auffassung kennzeichnen wollen.

Hiermit ist mehr als nur ein neues Wort gewonnen. Während der Begriff „Volk“ seit jeher soziale und ständische oder auch mythische Assoziationen hervorruft, ist das Wort „Erwachsener“ in dieser Hinsicht neutral und bezeichnet schlechthin jeden, der durch sein Alter in den aktiven Besitz der bürgerlichen Rechte gelangt ist, also eine Familie gründen, wählen oder sonstwie am öffentlichen Leben teilnehmen kann. Nicht neutral ist dagegen das Wort in politischer Hinsicht: Freiheit und Mündigkeit sind die Werte, von denen aus Wissen und Können in der Erwachsenenbildung ihre Ordnung finden. Philosophisch ausgedrückt: Erwachsenenbildung gehört in den Bereich der praktischen Vernunft und besitzt vor der Wissenschaft, die der theoretischen Vernunft angehört, ganz bestimmte Vorrechte.

Damit ist sehr viel und Folgenschweres gesagt. Zunächst einmal dies, daß ein politisches Handeln unmittelbar von der Wissenschaft aus, also das bekannte „Umsetzen von Theorien in die Praxis“ mit den Menschenrechten nicht in Einklang zu bringen ist. Diese fordern gebieterisch eine Sphäre der Freiheit, der Verantwortung, der Entscheidung, d. h. eine Bildung, die dem bloßen Forschen und Arbeiten entwachsen ist. Wissenschaft ist nicht fähig, von sich aus Werte zu setzen, denn sie beruht auf einer Teilfähigkeit des Menschen, nicht auf seinem ganzen Sein. Echte Entscheidung aber fordert den ganzen Menschen. Erst durch Erwachsenenbildung wird Wissensbildung mündig und eines menschlich-verantwortlichen Handelns fähig. Und insofern alle wissenschaftliche Arbeit in der Spezialisierung mündet, ist nur die Erwachsenenbildung als echte Allgemeinbildung anzusprechen. „Der Ausdruck Allgemeinbildung — general education — ist ziemlich unbestimmt und farblos. Er bedeutet nicht einen in der Luft schwebenden Unterricht in allgemeinem Wissen, wenn es ein solches überhaupt geben sollte, und auch nicht Bildung für alle im Sinne von allgemeiner Schulbildung. Wir bezeichnen vielmehr in der Gesamterziehung des Menschen den Teil damit, der in erster Linie sein Leben als verantwortlicher Mensch und Bürger im Auge hat.“ So definiert das Harvard-Komitee den modernen Begriff der Allgemeinbildung, der mit dem der Erwachsenenbildung praktisch zusammenfällt.

So muß alles Wissen in der Erwachsenenbildung innerhalb einer Wertordnung vermittelt werden, die über die Wissenschaft hinausführt und ihr die Möglichkeit von Vorentscheidungen durchaus versagt. Das ist natürlich nichts Neues, sondern zuerst von Kant in der Forderung des Primates der praktischen Vernunft ausgesprochen worden. Neu ist dagegen, besonders für uns Deutsche, die Fülle praktischer Konsequenzen, wenn man mit dieser Forderung einmal Ernst macht. Da ist z. B. die völlig neue Wertung der akademischen Bildung, die sich hieraus ergibt. Sie erhält den Charakter der Ausbildung, der Spezialbildung, die im Rahmen der Arbeitsteilung für bestimmte Berufe notwendig ist, verliert also den Anspruch, Bildung im eigentlichen Sinn zu sein, einen Anspruch, den wir der Erwachsenenbildung allein zuerkennen. Praktisch ist es bereits so, daß die Universitäten diesen Anspruch längst aufgegeben haben, denn sie bilden heute nur noch Fachleute heran. Das *studium generale* ist ja nur wissenschaftliche Allgemeinbildung, keineswegs aber eine Wertordnung von absolut verpflichtendem Charakter. Es kann allenfalls ein Standes-, ein Berufsethos repräsentieren, aber nicht mehr.

Fragt man nun nach dem eigentlichen Kern der Wertordnung in der Erwachsenenbildung, so muß zweierlei genannt werden: die Ganzheit und die Individualität. Ganzheit besagt, daß hinter dem Handeln, also hinter Urteil und Entscheidung, immer ein ganzer Mensch stehen muß, als Träger einer Verantwortung. Die Wissenschaft als solche ist nur arbeits-, nicht aber handlungsfähig. Vor allem aber hat sie keinen Zugang zum Geheimnis der Individualität, nicht nur der Person, sondern des Lebens selbst. Ihr Geschäft, zu generalisieren, zwingt die Wissenschaft, dieses individuelle Prinzip auszuspüren und zwischen den Maschen der Gesetzmäßigkeit durchlaufen zu lassen. Eben dies individuelle Prinzip ist aber nicht nur subjektiv, sondern auch sachlich ein Grundprinzip des geschichtlichen und politischen Lebens. Es gibt eine einmalige Gegebenheit der Lage, der Situation, d. h. ein immer Neues, so noch nie Dagewesenes in der Welt der Gemeinsamkeit, vor der wir uns immer wieder neu entscheiden, in die wir immer wieder hinein handeln müssen.

Wir sehen also, daß das Einmalige, nicht von einem Gesetz Vorausbestimmbare, das die moderne Physik sogar der sogenannten unbelebten Natur zubilligen muß — daß dies Lebendige und Freie die durchaus realistische und sachliche Grundlage der Wertordnung in der Erwachsenenbildung darstellt. Die Fähigkeit, als Individuum auf die Individualität einer Lage urteilend zu antworten und dementsprechend zu handeln, nennen wir „Gemeinsinn“, „common sense“, oder auch gesunden Menschenverstand. Diesen „Sinn für das Ganze“, eine weniger exakt denkende und logisch folgernde als intuitiv abschätzende und abwägende Kraft, finden wir im engeren Lebensbereich ständig wirksam. So sind unser Alltag, das Familienleben und die Kommunalpolitik durchsetzt von solchen fast instinktiven Akten richtigen Urteilens und Handelns. Je mehr wir aber den Bereich dieser Nah-Gemeinschaften verlassen und uns ins Feld der großen Politik begeben, desto mehr wird das „*lumen naturale*“, wie man früher den Menschenverstand nannte, gestört und entweder von

den qualmenden Fackeln der Massenleidenschaften verdüstert oder von den blendenden Scheinwerfern der Wissenschaft überstrahlt. So daß das ganze Problem einer gesunden Politik auf die Frage hinausläuft, wie es möglich sei, den gesunden Menschenverstand unter erschwerten Bedingungen aufrecht zu erhalten.

Diese Hochschätzung des common sense mag für deutsche Ohren, die sich dem Raunen des Weltgeistes oder den Klängen eines heroischen Marsches stets willig öffneten, recht spießbürgerlich klingen und auch das Standesbewußtsein des Akademikers empfindlich verletzen, der sich aufgefordert sieht, die Wissenschaft dem Befehl einer gewissermaßen wildwachsenden und beim „gemeinen Volk“ oft eher als bei Gelehrten anzutreffenden Fähigkeit zu unterstellen. Und doch ist Demokratie auf gar keine andre Weise zu verwirklichen. Denn wenn der Universitätsprofessor neben dem Arbeiter oder dem Geschäftsmann als Geschworener seine Stimme vor Gericht abgibt — was verbindet diese doch völlig verschieden vorgebildeten Menschen miteinander? Und was gibt ihnen eine Würde vor den Gutachten der juristischen Fachleute? Nichts anderes, als das Allgemeinste und Menschlichste in ihrer Bildung, die Fähigkeit und der Wille, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen und zu entscheiden. Im Rahmen der Gesetze, versteht sich, aber diese Gesetze können sich erst verwirklichen in dieser Freiheit.

Die Annahme einer solchen Wertordnung, wie wir sie für die Erwachsenenbildung verbindlich machen müssen, soll sie nicht in einer farblosen Neutralität zu Charakterlosigkeit und Relativismus führen, die Annahme einer solchen Ordnung ist selbst eine Entscheidung, und zwar die für die Freiheit. Damit kommen wir an einen Punkt, an dem die Erwachsenenbildung sich nach oben ebenso abgrenzen muß, wie sie dies den untergeordneten Bereichen der theoretischen Vernunft gegenüber tat. Die Unbefangenheit, mit der sich der gesunde Menschenverstand der Wissenschaft überordnet, würde in dem Augenblick zur Unverschämtheit, in dem er einen Totalitätsanspruch stellte. Sein Feld ist das praktische, politische Leben, die Humusschicht der Humanität. Wollte er von hier aus die Religion, die Philosophie, die Kunst beurteilen und seinen Zwecken unterstellen, so verfielen er sofort der Lächerlichkeit. Denn diese Mächte sind ja nichts anderes als der Ausdruck der ewigen Erfahrung, daß dem Menschen und seinem Verstand und Willen Grenzen gesetzt sind. Gleichviel, wie wir diese Grenzen erfahren und nennen, ob Tod, oder Schicksal, oder Schuld — unser Handeln stößt an Schranken, die nur der Glaube überwinden kann, oder die Liebe oder die von beiden beflügelte Kunst.

Die griechische Tragödie, die man geradezu als die Kunstform der Politik bezeichnen kann, lehrt immer wieder die Notwendigkeit dieser Grenzerfahrung. Solche Erfahrung kann aber nur gemacht werden, wenn der Mensch vernünftig lebt und nicht sich anmaßt, „gefährlich leben“ zu wollen. Denn dann verwischt er die Grenze zwischen Mensch und Schicksal und läßt der Gottheit keinen Raum zur Antwort. So handelte Oedipus nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes, als er das

Land mied, in dem er glaubte, nach dem Orakel Furchtbares verbrechen zu müssen, und vollendete durch eben diese Ueberlegung das Fürchterliche. So rät der gesunde Menschenverstand der Antigone, die Gesetze des Landes pflichtgemäß zu achten — doch ihr Gewissen treibt sie über das politische Denken hinaus in die Religion der religiösen Entscheidung, welche für sie die Region des Todes ist. Und so ist auch für den Christen das Erwachsensein im Politischen in der Gotteskindschaft aufgehoben und in dem Gebot, man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Was den Deutschen, wie ihre ganze Geschichte zeigt, besonders schwer fällt und daher im Mittelpunkt einer künftigen Erwachsenenbildung stehen müßte, ist dieses: Grenzen zu setzen und Grenzen zu überschreiten und dabei jedesmal zu wissen, was man tut. Der Deutsche neigt dazu, den Wert, dem er sich verpflichtet hat, zu verabsolutieren und seine Gültigkeit unterschiedslos für alle Lebensbereiche zu behaupten. Und da er diese Werte meist sehr hohen metaphysischen oder mythischen Bezirken entnimmt, ist der Deutsche alles Mögliche: Kind, Träumer, Barbar, Fanatiker, Professor — nur eines selten: ein reifer, mündiger, erwachsener Mensch. Nützen wir daher die Chance, die uns die Erwachsenenbildung gibt, zu einer radikalen Aufklärung und Erhellung dessen, was man gemeinhin Demokratie nennt, was in tieferem Sinn aber die Mündigkeits- und Reifestufe jeder menschlichen Gemeinschaft darstellt: eine natürliche Wertordnung, in welcher der Mensch das Maß der Dinge ist, Gott aber das Maß des Menschen.

Solche Erwachsenenbildung hat, wie das Harvard-Komitee feststellte, in Zukunft mit dem gleichen stürmischen Wachstum zu rechnen, das in den letzten Jahren im mittleren und höheren Schulwesen fast überall festgestellt werden konnte. Die eiserne Ration der allgemeinen Schulbildung ist heute längst aufgezehrt, wenn der Mensch ins Leben eintritt. Erst als Erwachsener merkt er, was ihm fehlt, weniger an Einzelwissen, als an einer allgemeinen Orientierung über die Welt, in der er sich als Bürger bewähren, an deren öffentlichem Leben er teilnehmen soll. Gleichviel, wie wir dies Fehlende nennen, ob Allgemeinbildung oder Gemeinsinn oder Weltverständnis — es ist das Verbindende zwischen den Menschen, die sich als Fachleute im Zuge der Arbeitsteilung immer weiter voneinander entfernen, als Mitbürger aber ein Gemeinsames und wahrhaft Menschliches bewahren müssen. Solche Bildung zu fördern und das, was einmal Luxus war, zu einer Selbstverständlichkeit, zu einer Sitte werden zu lassen, liegt im Interesse des Ganzen. Die Erwachsenenbildung muß daher als legitimer Erbe der Volksbildung im modernen Staat einen festen Platz im öffentlichen Bewußtsein finden.

Wir weisen mit Nachdruck auf die Schrift von Wolfgang Grözinger „Der Weg zur Allgemeinbildung“ hin. (Herausgegeben vom Bayerischen Landesverband für freie Volksbildung, München, Ottostr. 1. DM 1,—)

Die Ultraschall-Therapie

Die großen Fortschritte der Technik werden in der Regel erst dann erkannt, wenn sie sich bereits praktisch durchgesetzt haben. Vielen Forschern und Entdeckern blieb der Triumph des überzeugenden Erfolgs versagt. So ist es immerhin erstaunlich, wenn die in den Anfängen oft heftig umstrittene Krankenbehandlung mit Ultraschallwellen nach dem ersten Jahrzehnt des Bestehens dieser Therapie schon heute eine eindeutige internationale Anerkennung gefunden hat.

Als Dr. Reimar Pohlman im Jahre 1938 im Martin-Luther-Krankenhaus in Berlin bei Professor Dr. F. Munk mit seinen Mitarbeitern die ersten tastenden Versuche unternahm, Krankheiten durch Anwendung der Ultraschallwellen zu beeinflussen, erschien dies als ein sehr gewagtes Unterfangen. Eine neue Form der Energie, die erst um die Jahrhundertwende von R. König nachgewiesen und im Jahre 1917 von dem französischen Physiker P. Langevin in technisch verwendbarer Weise dargestellt werden konnte, wurde erstmals in den Dienst der Medizin genommen. Zwar waren aus den Forschungen deutscher, amerikanischer und japanischer Physiker wertvolle Hinweise auf biologische Wirkungen des Ultraschalls ersichtlich. Aber eine wirklich brauchbare Grundlage mußte erst geschaffen werden. Die erste aufsehen-erregende Publikation erfolgte schon im Jahre 1939 in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ (Pohlman, Richter, Parow: „Ueber die Ausbreitung und Absorption von Ultraschall im menschlichen Gewebe und seine therapeutische Wirkung an Ischias und Plexusneuralgie“). In rascher Folge erschienen nun von Jahr zu Jahr weitere Veröffentlichungen, die bis heute mehr als 600 medizinisch-wissenschaftliche Arbeiten umfassen. Die Zahl der Forschungsberichte auf dem gesamten Ultraschallgebiet hat 2000 bereits überschritten.

Ultraschall ist eine mechanische Energie. Es handelt sich um Schwingungen, die den gleichen Gesetzen der Akustik unterliegen wie sie für den hörbaren Schall gelten, aber über der Hörbarkeitsgrenze (ca. 15 000 Schwingungen in der Sekunde) liegen. Um diese Energie nutzbar zu machen, bediente man sich des von Pierre Curie entdeckten piezoelektrischen Effektes, der darin besteht, daß ein in bestimmter Form geschliffener Quarzkristall bei Druck- und Zugbelastung elektrische

Ladungen erzeugt. In der Umkehrung des Vorgangs fand man die Lösung des gestellten Problems. Langevin demonstrierte diesen reziproken piezoelektrischen Effekt, indem er einen Quarzkristall einem elektrischen Hochfrequenzfeld aussetzte, das eine Zusammenziehung und Ausdehnung des Materials bewirkt. Damit war das Prinzip des Ultraschallsenders gegeben. Mit Hilfe solcher Quarze lassen sich Schwingungen von 50 Millionen in der Sekunde erzeugen, mit Turmalin solche von 150 Millionen Schwingungen. Für therapeutische Zwecke hat sich eine Ultraschallschwingung von 800 000 bis zu einer Million als vorteilhaft erwiesen. Das Verfahren ist verhältnismäßig einfach. Ein Hochfrequenzgenerator setzt die Quarzplatte, die sich im Massagekopf des Gerätes befindet, unter starke Wechselspannung. So erfolgen dann in unvorstellbar geringen zeitlichen Abständen die Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Platte. Diese Schwingungen werden durch den Massagekopf in den Körper eingestrahlt oder „eingeschallt“, wobei es aber einer völlig luftfreien Ankoppelung mit Paraffinöl bedarf, da Schwingungen dieser hohen Frequenz durch Luft nicht hindurchgehen. Die Ultraschallschwingungen durchdringen das Gewebe und üben eine äußerst intensive Zellmassage aus. Die ausgelösten Druck- und Zugkräfte sind außerordentlich kräftig (bei therapeutischen Intensitäten bis zu 4,5 Atm/mm). Infolge der geringen Wellenlänge des Ultraschalls (2 mm bei der medizinischen Anwendung) wird auf kleinstem Raum die höchste Energie wirksam, die etwa der zehntausendfachen des Hörschalls entspricht. Es ist daher verständlich, daß eine solche Energie nur in geringer Dosierung heilende Wirkungen auszuüben vermag. Jede Uebertreibung muß zu Schädigungen führen. Würde man die therapeutische Dosierung wesentlich überschreiten, so ist eine Gewebszerreißung die sichere Folge. Deshalb sind alle guten Ultraschallgeräte mit einer Sicherung versehen, die jede Ueberschreitung der maximalen Dosis unmöglich macht. In diesen sicheren Grenzen aber ist jede Gefahr völlig ausgeschlossen. Vielmehr ergibt sich gerade aus der Beschränkung der Energie ihr Heilfaktor.

Die Interzellularmassage des Ultraschalls wirkt bis in die Tiefe, während jede andere Art von Massage nur die oberen Schichten erfaßt. Das Gewebe wird aufgelockert und somit besser durchblutet. Es kommt also eine stoffaustauschfördernde Wirkung zustande. Schlacken werden rasch durch die Blutbahn abtransportiert. Im Bereich der Ultraschallstrahlung erfolgt eine geringe Erwärmung, die einer Lokal-Diathermie entspricht. Vielfach werden erkrankte Stellen des Körpers nicht unmittelbar, sondern über das vegetative Nervensystem behandelt, wobei eine Reizung oder Dämpfung bewirkt wird. (Herabsetzung des Sympathikustonus.) Damit erfolgt eine erstaunliche Beeinflussung der zugehörigen Organe. Gegenüber entzündlichen Erkrankungen wird die natürliche Abwehrkraft gesteigert. Ultraschall wirkt direkt und indirekt baktericid. Außerdem wirkt er analgesierend und spasmolytisch. Die rasche Schmerzlinderung und die Lösung von krampfartigen Zuständen in kürzester Zeit hat der Ultraschallbehandlung viele Freunde gewonnen. Es ist damit aber zugleich eine Gefahr verbunden, indem zu schnell auf die weitere Anwendung verzichtet wird, ohne daß schon eine wirkliche Heilung erzielt wurde.

Aus dem hier angedeuteten Wirkungsmechanismus des Ultraschalls ergibt sich das Indikationsgebiet. Es umfaßt vor allem rheumatische Erkrankungen, Ischias, Hexenschuß, Neuralgien und Myalgien. Der Hartspann bei Knochenbrüchen und Stumpfbeschwerden nach Amputationen werden erfolgreich behandelt. Arthritis, Arthrosen, Bechterew-Erkrankungen, Gelenkentzündungen, schlecht heilende Geschwüre (Ulcer), periphere Zirkulationsstörungen, eitrig-entzündliche Erkrankungen, Phlegmonen, Karbunkel, Furunkel, Panaritien sind dankbare Indikationen. Kranke, die an Prostatitis litten, wurden rasch beschwerdefrei. Auch in der Zahnheilkunde wird die Ultraschallbehandlung angewandt. Zahnfleischentzündungen heilten in überraschend kurzer Zeit. Es können an dieser Stelle nur Hinweise gegeben werden, da in jedem Fall der Arzt über die Anwendung des Ultraschall zu entscheiden hat. Soviel aber sei hier gesagt, daß in zahlreichen Fällen, die jeder bisherigen Behandlung trotzten, mit der Ultraschallanwendung Erfolge erzielt wurden. Wer Gelegenheit hatte, den Heilungsverlauf bei den Patienten zu beobachten, war immer wieder erstaunt über die Ergebnisse in scheinbar hoffnungslosen Situationen. Offene Beine, die jahrzehntelang unheilbar schienen, heilten in wenigen Wochen vollkommen ab. Verzeifelte Fälle schwerer Arthritis waren in kurzer Zeit ohne jede Beschwerde.

Selbstverständlich blieben auch Mißerfolge nicht aus. Es gibt keine Therapie, die nicht ihre Versager kennt. Hier aber zeigt sich eine bemerkenswerte Erkenntnis, daß vielfach der Mißerfolg eine falsche Diagnose aufdeckt. So kann ein Bandscheibendefekt Ischiasschmerzen bewirken. Es gibt aber auch Patienten, die therapieresistent sind, ohne daß erkennbare Ursachen vorliegen. Das weiß jeder Arzt aus seiner Praxis. Er wird aber auch jede Therapie zu schätzen wissen, deren Erfolgsprozente so erfreulich hoch sind, wie sie die Ultraschall-Behandlung aufweist.

Zur Frage der Kontraindikationen ist festzustellen, daß die Behandlung von Herz, Augen und Bauch nur mit besonderer Vorsicht verantwortet werden kann. Die Erfahrungen haben jedoch gezeigt, daß viele Befürchtungen, die man in der Frühzeit der Ultraschall-Therapie hegte, heute als unbegründet gelten. Schädigungen durch Ultraschall sind ebenso wie Röntgenschäden immer nur auf unzulässige Ueberdosierungen zurückzuführen. Sogenannte Spätschäden haben sich nach mehr als zehnjähriger Praxis noch nirgends gezeigt. Es würde auch jeder Erfahrung widersprechen, wenn eine mechanische Energie Wirkungen erzeugen sollte, die sich erst nach langer Zeit herausstellen.

Aus der medizinischen Fachliteratur greifen wir einige Äußerungen bekannter Ultraschallspezialisten über die Ergebnisse dieser Therapie heraus. Dr. S c h o l t z schreibt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“: „Oeffters hatten wir durchaus den Eindruck, daß die Beschwerdefreiheit in einer Zeit erreicht werden konnte, wie wir es von anderen Behandlungsmethoden nicht erwartet hatten.“ „... Immerhin war die Schnelligkeit des Erfolges und die meist lange dauernde Beschwerdefreiheit, welche durch die Ultraschallbehandlung erzielt wurde, bemerk-

kenswert.“ Aus einer Krankengeschichte a. a. O.: „Schon nach wenigen Tagen ist ein auffallender Erfolg erreicht. Patient kann aufstehen.“ Dr. Buchtala referiert in der „Ärztlichen Wochenschrift“ (21/22 - 1942): „Aus der ersten größeren Statistik von Hintzelmann erkennt man die eindeutigen Erfolge (Bechterew), die mit unserer Erfahrung übereinstimmen.“ Dr. Strauß berichtet in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ über seine Erfahrungen (33/34 - 1948) von „kürzerer Behandlungsdauer und schnellerer Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit“ seiner Patienten. Dr. Parow-Souchon teilt in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ (16/1942) mit: „Von 50 Patienten (Ischias) waren 42 nach im Mittel 8—10 Bestrahlungen völlig schmerzfrei und auch rezidivfrei“. Schon im Jahre 1939 hatte Dr. Pohlman in „Forschungen und Fortschritte“ (Nr. 14) erklärt: „Als Erfolgskriterium galt die Tatsache, daß der Patient bei Aussetzen aller übrigen Behandlungsmethoden in anomal kurzer Zeit aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte. Das war bei den meisten Ischiasspatienten der Fall. Bereits nach 4 bis 9 Bestrahlungen trat eine derartige Besserung ein, daß die Entlassung erfolgen konnte.“ In der „Deutschen Medizinischen Rundschau“ schreibt Dr. Demmel (7/1948): „Wir haben gezeigt, daß es heute schon möglich ist, mit Ultraschall eine Reihe von Krankheiten günstig zu beeinflussen oder zu heilen, bei denen die bisherige Behandlung ungenügend oder erfolglos war.“ Dr. U. Hintzelmann stellt in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ (21/22 - 1950) fest: „Es sind nunmehr alle Voraussetzungen vorhanden, daß der Ultraschall sich in den Händen jener Aerzte, die sich mit der Materie befassen, als eine nutzbringende Therapieform erweist. Dabei ist nur zu bedenken, daß alles, aber auch alles — von einer vernünftigen Dosierung abhängt.“

Mit dem jetzt vorliegenden Handbuch der „Ultraschall-Therapie“ (Stuttgart, Verlag Georg Thieme) hat Pohlman unter Mitwirkung führender Kliniker ein Standardwerk geschaffen, welches einen umfassenden Ueberblick über die praktische Anwendung des Ultraschalls in der Medizin bietet. Ergänzt durch ein Literaturverzeichnis, welches sämtliche bisher erschienenen Einzelarbeiten aufführt, gibt dieses Buch Auskunft über alle Fragen, die der Arzt oder auch der Laie zu stellen haben. Die physikalischen Probleme werden anschaulich und verständlich behandelt. Eine Indikationstabelle führt alle Krankheiten auf, bei denen die Ultraschallbehandlung angezeigt erscheint. Auch die Kontraindikationen werden erörtert, ebenso die „Schallschäden“, die nur möglich sind bei unsachgemäßer Anwendung, was für jede physikalische Therapie gilt.

Gerade die Tatsache, daß man bei Ueberdosierung mit Ultraschall Schaden stiften kann, ist ein Beweis für die therapeutische Wirksamkeit. Die erste Erkenntnis der möglichen Heilkraft des Ultraschalls geht auf die Beobachtung Langevins zurück, daß kleine Fische nach Ultraschalleinwirkung zugrundegehen. — In dem erwähnten Handbuch werden die verschiedenen, heute erhältlichen Ultraschallgeräte besprochen. Vor allem sind auch alle Anforderungen festgelegt, die an ein

brauchbares Therapiegerät zu stellen sind. Wer diese Bedingungen nicht beachtet, kann Mißerfolge und auch Schäden ernten. Das gesamte Erfahrungsgut eines Jahrzehnts ist praktisch ausgewertet und geordnet. Aus einer Erfolgsstatistik kann in jedem Einzelfall die Chance einer Heilung ersehen werden. Diese Erfolge sind so offenkundig, als daß man sie ernsthaft leugnen könnte. Mit Recht wurde vielfach festgestellt, daß es heute nicht mehr verantwortet werden kann, auf die Ultraschallbehandlung in bestimmten Krankheitsfällen zu verzichten.

Es hat nicht an sensationellen Zeitungsartikeln über die Ultraschall-Therapie gefehlt, als nach den ersten Mitteilungen übereifrige Publizisten diese Methode als ein Allheilmittel priesen. Das ist sie keineswegs, wie sich aus der klaren Abgrenzung der gesicherten Indikationen ergibt. Die Anwendung des Ultraschalls darf auch nur in der Hand des Arztes liegen, der die richtige Diagnose stellt und gewissenhaft die Dosierungsvorschriften beachtet, wie das auch bei der Röntgen-Therapie unerläßlich ist.

Infolge des Krieges blieb die Ultraschall-Therapie zunächst auf das Ursprungsland, Deutschland, beschränkt. Inzwischen aber haben die führenden Kliniken der Welt und zahlreiche Aerzte in allen Ländern die Ultraschall-Behandlung eingeführt. Auf den Internationalen Ultraschall-Kongressen findet ein lebhafter Gedanken- und Erfahrungsaustausch statt. Die Ergebnisse dieser Kongresse sind in der Sammlung „Der Ultraschall in der Medizin“, herausgegeben von Dr. K. H. Woeber, erschienen im Verlag S. Hirzel in Zürich, übersichtlich zusammengefaßt. Der zweite Band der Sammlung gilt dem letztjährigen Kongreß in Rom, der die Erfolge der Ultraschall-Therapie auch dem Skeptiker offenbar werden ließ. Papst Pius XII. empfing die in Rom versammelten Forscher und ließ es sich nicht nehmen, die zum Segen der leidenden Menschheit geleistete Pionierarbeit in einer feierlichen Ansprache zu würdigen, die im „Osservatore Romano“ und in der Zeitung „Vaterland“ in Luzern veröffentlicht wurde. Das Echo dieses Kongresses hat der Ultraschall-Therapie einen außerordentlichen Auftrieb gegeben.

Auf dem Kongreß in Rom wurde auch über die diagnostischen Anwendungsmöglichkeiten des Ultraschalls berichtet. Nach den ersten Versuchen Déniers folgten die Verfahren von Dussik und von W. D. Keidel. Diese Arbeiten befinden sich jedoch noch in den Anfängen. Immerhin ist damit zu rechnen, daß bald neben der Röntgen-Durchleuchtung ein brauchbares Schallsichtverfahren angewandt wird, wie es Pohlman für die zerstörungsfreie Werkstoffprüfung schuf. Damit dürfte es möglich sein, etwa Hirntumore festzustellen, die mit Röntgenstrahlen nicht zu ermitteln sind.

Die Dosierungsfrage hat bisher die größten Schwierigkeiten verursacht. Neuerdings ist es dank der technischen Entwicklung möglich, die genaue Menge der in den menschlichen Körper eingestrahlten Ultraschall-Energie auf einer geeichten Skala abzulesen, die jeden Irrtum ausschließt. Selbst geringste Intensitäten lassen sich einwandfrei nachweisen. Die tatsächlich eingestrahlte Energie bedarf der sorgfältigsten Kontrolle.

Niemals soll eine Ultraschallbehandlung schmerzhaft sein. Das würde ein sicheres Anzeichen für eine Ueberdosierung bedeuten. Selbst wenn damit noch keine Gefahr verbunden wäre, so fehlt in einem solchen Fall der therapeutische Wert. Die Ultraschallenergie ist derart intensiv — auch wenn man sie weder hört noch sonst irgendwie erkennt — daß schon die vorgeschriebenen geringen Intensitäten völlig ausreichen, um die gewünschte Heilwirkung zu erzielen. Im übrigen gilt auch für die Ultraschall-Therapie das biologische Grundgesetz von Arndt und Schulz, wonach „kleine Reize fördern, große hemmen und größte lähmen“. Es handelt sich ja nicht allein um eine ausgesprochene Tiefen-Massage, sondern zugleich um eine Reiz-Therapie mit ihrem neuralen Wirkungsmechanismus.

Im Ultraschallfeld ist die Energiedichte ungleichmäßig verteilt. Es gibt Schwingungs-Maxima und -Minima. Man kann sich leicht vorstellen, daß bei der streichend-massierenden Bewegung des Schallkopfes über den zu behandelnden Stellen ein Ausgleich erfolgt, so daß die Energie verhältnismäßig gleichmäßig eingestrahlt wird. Bei der stationären Behandlung (mit einer auf ein Zehntel herabgesetzten Intensität) soll ein bestimmter neuralgischer Punkt (eine Nervenaustrittsstelle etwa) getroffen werden, so daß eine Breitenwirkung nicht notwendig ist. Hier sei auf einen Gefahrenherd hingewiesen, der bei vielen Geräten besteht, indem die Ultraschallschwingungen in einem scharfen Strahl aus der Mitte des Schallkopfes austreten, während die Ränder strahlungsfrei sind. Das bedeutet mit Sicherheit eine Ueberdosierung, da die Gesamtleistung des Strahlers hier auf kleinstem Raum zusammengefaßt wird. Beträgt diese Gesamtleistung z. B. 20 Watt, so werden diese 20 Watt auf einem Quadratzentimeter abgestrahlt, während die zulässige Höchstmenge nur 5 Watt pro Quadratzentimeter beträgt. Die gleichmäßige Abstrahlung läßt sich leicht kontrollieren, wenn man Wassertropfen auf dem Massagekopf vibrieren läßt. Man erkennt dann sofort die Größe des schwingenden Feldes und den „toten Rand“.

Die Technik des Ultraschalls ist heute so hoch entwickelt, daß jeder Arzt, der sich genügend mit der wissenschaftlichen Literatur beschäftigt hat, vor Fehlern weitgehend gesichert ist. Gleichwohl ist es erstaunlich, mit welcher Naivität ausländische Firmen nach alten deutschen Schutzrechten — die nach dem Kriege vogelfrei waren — Geräte nachbauten, die den heute zu stellenden Anforderungen in keiner Weise genügen. Es muß auf solche Tatsachen einmal hingewiesen werden, da die in Deutschland geleistete Pionierarbeit und Erfindertätigkeit hierdurch zu Unrecht in Mißkredit gebracht werden. Wenn diese Geräte in der Praxis versagen oder Schaden anrichten, kann nicht die Ultraschall-Therapie dafür verantwortlich gemacht werden, deren Erfolge eindeutig feststehen.

In der Behandlungstechnik haben sich drei verschiedene Arten herausgebildet. Bei der streichenden Massage wird unter Ausschluß dünnster Luftschichten mit Hilfe einer Kontaktsubstanz (Oel) die kranke Körperstelle oder der zugehörige Nervenaustrittspunkt „beschallt“. Eitrige Entzündungen behandelt man im Wasserbad. Der Massagekopf wird dabei

mit geringem Abstand im Wasser über den kranken Stellen bewegt. Ist die Unterwasserbehandlung nicht möglich (wie etwa im Gesicht), so wird ein Wasserkissen aus Gummi verwendet, welches wiederum außen mit einer Kontaksubstanz versehen sein muß.

Im Vergleich zur Kurzwellen-Therapie, deren Indikationen sich zum Teil mit der Ultraschall-Therapie überschneiden, ist der therapeutische Effekt gänzlich anderer Art. Bei der Ultraschall-Behandlung wird das Gewebe in rhythmisch schwingende Bewegungen versetzt, also vornehmlich mechanisch beeinflußt, während die elektrischen Kurzwellen den Körper bei mechanisch völlig ruhigem Zustand des Gewebes durchfluten. Es erfolgt keinerlei Vibration. Die therapeutische Wirkung beruht hier auf den dielektrischen Verlusten der zwischen den Elektroden fließenden elektrischen Wellen. Hierdurch wird eine innere Erwärmung erzeugt. Auch die Ultraschall-Energie wird teilweise in Wärme umgesetzt. Es treten aber mehrere Wirkungsfaktoren hinzu, aus denen sich in vielen Fällen die Ueberlegenheit dieser Energieform ergibt.

Ohne Zweifel hat die Physikalische Therapie durch die Ultraschallwellen eine Bereicherung erfahren, die aus der Medizin ebensowenig fortzudenken ist wie die Röntgentherapie. Zudem sind wir auf dem Wege, neben die Röntgen-Diagnostik noch die Ultraschall-Diagnose zu stellen, womit die Röntgendurchleuchtung eine Ergänzung für jene Fälle erfährt, in denen es nicht gelang, die gewünschten Beobachtungen zu machen.

Die Anwendungsgebiete des Ultraschalls sind außerordentlich vielseitig und keineswegs auf die Therapie begrenzt. In der chemischen und pharmazeutischen Industrie bedient man sich des Ultraschalls zur Herstellung von Emulsionen. Auch die Produktionskosten konnten damit erheblich gesenkt werden. Zur Homogenisierung der Milch wird ebenfalls Ultraschall angewandt. Frische Kuhmilch wird auf diese Weise für den Säugling verträglich gemacht. Anstelle der Pasteurisierung der Milch tritt vielfach die Ultraschallbehandlung. Findige Köpfe haben entdeckt, wie man jungen Wein mit Ultraschall künstlich altern kann, so daß er die gleiche Qualität besitzt, als wenn er jahrelang gelagert wäre. Auch Spirituosen lassen sich wirkungsvoll auf diese Weise veredeln.

Für die Werkstoffprüfung wird die Ultraschalltechnik weitgehend nutzbar gemacht. Mit dem Schallsichtverfahren oder mit dem Ultraschall-Radargerät ist es möglich, meterdicke Stahlblöcke auf Fehler zu prüfen, die auf einem Schirmbild über einen Bildwandler sichtbar gemacht werden und der Höhe und Tiefe nach meßbar sind. Auf Flugplätzen hat man Ultraschallsirenen aufgestellt, die nicht nur den Nebel entfernen, sondern auch unerwünschte Vögel verjagen, die den Flugbetrieb stören. Dabei sind die verwendeten Frequenzen naturgemäß wesentlich niedriger als in der Therapie, da sie sonst den Luftraum nicht durchdringen können. Gaswerke reinigen das Gas mit Ultraschall von feinsten Staub- und Rußteilchen. Auch zur Entgasung von Flüssigkeiten wird Ultraschallenergie verwendet. Während des Krieges wurde versucht, diese neue Energie in den Dienst der Zerstörung zu stellen. Das angeblich von den Russen erfundene „Ultraschallgewehr“ muß jedoch

aus physikalischen Gründen in das Reich der Fabel verwiesen werden. Mit Hilfe von Ultraschall-Linsen können zwar die Schwingungen gebündelt werden, so daß starke Wirkungen zu erzielen sind, die aber keineswegs zerstörende Kräfte auf nennenswerte Entfernung auslösen können. Es hat sich gezeigt, daß die Anwendung des Ultraschalls als Waffe außerhalb der praktischen Möglichkeiten liegt. Zur Feststellung von Unterseebooten oder auch von Eisbergen wird Ultraschall angewandt, auch zur Echolotung der Meerestiefen und zur Auffindung von Fischzügen. Bekannt sind auch die unhörbaren Hundepfeifen, wie sie in der amerikanischen Armee gebraucht werden. Die Schwingungszahl liegt etwas über der menschlichen Hörbarkeitsgrenze. Tiere hören viel höhere Töne und reagieren deshalb sofort auf diese Signale.

Ueber eine wertvolle Anwendung des Ultraschalls im Dienst der Blinden wird aus den USA berichtet. Dort wurde ein Blindenleitgerät konstruiert, welches dem Blinden ohne fremde Hilfe das Gehen ermöglicht, da ihm jedes Hindernis durch einen Taschen-Ultraschallsender gemeldet wird, selbst ein Bindfaden, der in 30 cm Abstand über den Weg gespannt ist.

Zahlreiche Forscher haben sich dem Studium des Ultraschalls gewidmet, sei es für die Verwendung in der Industrie oder in der Medizin. Mit echtem Forschergeist wurde eine bedeutende Pionierarbeit geleistet. Aerzte und Physiker haben in Eigenversuchen die Grenzen ermittelt, um die heilende Kraft der neuen Energie in den Dienst der Menschheit zu stellen. Ein umfangreiches Erfahrungsgut liegt heute gesichert vor. Die Ultraschall-Therapie hat ihre Bewährungsprobe bestanden. Viele Menschen danken ihr die wiedergewonnene Gesundheit. Physik und Medizin haben einen Fortschritt erzielt, der in die Geschichte beider Wissenschaften eingegangen ist.

Nur die echten Werke, welche aus der Natur, dem Leben unmittelbar geschöpft sind, bleiben, wie diese selbst, ewig jung und stets urkräftig. Denn sie gehören keinem Zeitalter, sondern der Menschheit an: und wie sie eben deshalb von ihrem eigenen Zeitalter, welchem sich anzuschmiegen sie verschmähten, lau aufgenommen und, weil sie die jedesmalige Verirrung desselben mittelbar und negativ aufdeckten, spät und ungern anerkannt wurden, so können sie dafür auch nicht veralten, sondern sprechen auch in der spätesten Zeit immer noch frisch und immer wieder neu an.

Arthur Schopenhauer

Von den Grundlagen des Staates

Zu den Büchern von Adolf Gasser

Nach dem Ende des Dritten Reiches hätte man annehmen können, daß in Deutschland eine ernste Ueberprüfung der politischen Gegebenheiten eingesetzt hätte, unter denen es zu einer derartigen Katastrophe gekommen ist. Aber nach kurzem moralischem Katzenjammer, der bei den meisten mehr der Enttäuschung, sich getäuscht zu haben, entsprang als wirklichem Nachdenken über das Geschehene, war bald alles wieder in schönster Ordnung. Finden Erörterungen über die jüngste deutsche Vergangenheit statt, so treten, ähnlich wie nach 1918, Einzelheiten, deren Wichtigkeit in keinem Verhältnis zum Gesamtgeschehen steht, in den Vordergrund.¹⁾ Auf das Entscheidende und Grundlegende, auf die politische Struktur, wird selten eingegangen. Deutlich wird dies, wenn etwa einmal von „Demokratie“ die Rede ist. Mitleidiges Lächeln — weiter bringen es die meisten in dieser Frage nicht, die immerhin die Staatsform betrifft, in der die Deutschen, wenigstens im Westen, leben. Zum guten Teil rührt diese gleichgültige oder ablehnende Haltung daher, daß nur die äußeren Formen der Demokratie gesehen werden: Wahlen, Parteien, Parlament. Und alle diese Einrichtungen werden als etwas sehr Äußerliches, fast Zufälliges empfunden. Nun ist dieses Gefühl nicht einmal ganz falsch, ja es könnte sogar, bliebe es nicht immer in der Negation oder im Ressentiment stecken, zum Ausgangspunkt echter Erkenntnis der innerpolitischen Problematik Deutschlands werden.

Das 19. Jahrhundert glaubte, in der „Verfassung“ liege das Zaubermittel beschlossen, das ein Staatswesen in seinem Innersten verwandeln könne. So drehten sich alle innerpolitischen Auseinandersetzungen um Verfassungsfragen. Unter den Verhältnissen, wie sie damals in den meisten europäischen Staaten bestanden, war diese Haltung verständlich. Aber wir können nicht bei diesem einseitigen „Verfassungsdenken“ stehen bleiben. Nicht daß die Verfassung eine Nebensächlichkeit oder gar eine Be-

¹⁾ Liest man insbesondere die von militärischer Seite vorliegenden Memoiren, so könnte man geradezu denken, alles wäre gut gegangen, wenn nicht Hitler... Zugegeben, Memoiren dienen fast immer der Selbstrechtfertigung. Aber es besteht die Gefahr, daß dadurch ein Schleier über das wirkliche Geschehen gelegt und der Legendenbildung anstatt der Einsicht vorgearbeitet wird — eine deprimierende Erscheinung, umso deprimierender, als bald nach 1918 Ähnliches zu beobachten war.

langlosigkeit wäre. Sie ist und bleibt Grundlage des modernen Rechtsstaates; daran ist nicht zu rütteln. Indes darf ein anderes Element darüber nicht vergessen werden: die Verwaltung. „In einem modernen Staat liegt die wirkliche Herrschaft, welche sich ja weder in parlamentarischen Reden, noch in Enunziationen von Monarchen, sondern in der Handhabung der Verwaltung im Alltagsleben auswirkt, notwendig und unvermeidlich in den Händen des Beamtentums.“ Dieser Satz von Max Weber ist charakteristisch für das deutsche politische Denken und Leben, doch nicht für das deutsche allein, wie wir sehen werden. Unzweifelhaft ist, daß die Verwaltung das tägliche Leben des Staatsbürgers viel unmittelbarer berührt als die Verfassung. Die Verwaltung ist nahe, die Verfassung fern, könnte man sagen. Daher wird es auch mehr vom Aufbau der Staatsverwaltung als von der Staatsverfassung abhängen, wie der einzelne Bürger zu seinem Staat steht. Nun genügt das Grundgesetz der Bundesrepublik gewiß den Anforderungen einer demokratischen Verfassung. Aber trägt die ganze Verwaltung, auch in den Ländern, nicht nach wie vor weitgehend autoritären Charakter? Dies ist eine Folge der historischen Entwicklung: in den deutschen Staaten entstand zur Zeit des Absolutismus die Verwaltung als Instrument der Obrigkeit nach dem Prinzip strenger Zentralisation und Subordination.

Es handelt sich dabei nicht um eine deutsche Eigentümlichkeit, sondern dasselbe gilt z. B. für Frankreich, wo der von der alten Monarchie übernommene, von Napoleon I. in Anlehnung an das Militärwesen straff „durchorganisierte“ Verwaltungsmechanismus alle Verfassungsänderungen nahezu unberührt überdauert hat. In unruhigen Zeiten mag dies als Moment der Stabilität etwas Schätzenswertes haben. Das Bedenkliche ist, daß auf diese Weise Verfassung und Verwaltung in einen grundsätzlichen Gegensatz zueinander geraten und ein Zustand herbeigeführt wird, den ein Franzose folgendermaßen charakterisiert: „Die Demokratie wird in Frankreich nicht genug als dauernde und verständnisvolle Teilnahme des Bürgers am öffentlichen Leben aufgefaßt. Republik bedeutet für die Franzosen nur das Recht, ihre Herren zu wählen und sie in gewissen Zeitabständen zu wechseln. In der übrigen Zeit, d. h. fast immer, setzt der Bürger Gleichgültigkeit, Mißachtung, die Kraft der Passivität dem Fiskus und der öffentlichen Verwaltung entgegen, selbst unter einer beliebigen Regierung...“²⁾ Ließe sich über Deutschland nicht Ähnliches sagen? Mit dem Unterschied allerdings, daß dort die Staatsgläubigkeit viel größer ist. Das Problem ist in beiden Ländern jedoch dasselbe: eine für den Obrigkeitsstaat geschaffene hierarchische Verwaltung und eine freiheitlich-volksstaatliche Verfassung bestehen nebeneinander, wobei dann aus dem Nebeneinander sehr oft ein Gegeneinander wird oder, was das Verhängnisvolle ist, eine innere Unaufrichtigkeit in das politische Leben hineingetragen wird.

Es ist ein großes Verdienst von Adolf Gasser, Professor an der Universität Basel, die Bedeutung des gegenseitigen Verhältnisses von

²⁾ Jean Prevost, *Histoire de la France depuis la guerre*, Paris 1932.

Verfassung und Verwaltung erkannt und in eindringlicher Weise dargelegt zu haben.³⁾ Von der Erscheinung ausgehend, daß viele Demokratien in neuerer Zeit Verfallszeichen aufwiesen, andere Staaten mit freiheitlicher Verfassung dagegen, wie z. B. die skandinavischen Staaten oder England, gegen totalitäre Bestrebungen, ob sie nun von rechts oder von links kamen, nahezu unempfindlich blieben, kam Gasser bei der Untersuchung der Ursachen dieses verschiedenen politischen Verhaltens zu dem Ergebnis, daß überall da, wo eine weitgehende Dezentralisation der Verwaltung, ein lebenskräftiges Selbstverwaltungssystem, eine echte Gemeindefreiheit vorhanden waren, die freiheitlich-demokratische Ordnung sich behauptete. Die Aufmerksamkeit der Politiker und Historiker muß sich daher, wie Gasser betont, nicht einseitig der Verfassung, sondern in weit höherem Grade als bisher der Verwaltung zuwenden; anstelle des „Verfassungsdenkens“ muß das „Verwaltungsdenken“ treten. Denn dort im Bereich der Verwaltung entscheidet sich, welchen Charakter ein Staatswesen annimmt. Es gibt, verwaltungsmäßig betrachtet, sagt Gasser, zwei grundlegende Ordnungsprinzipien, das der Subordination und das der Koordination, oder anders ausgedrückt: das Prinzip der Befehlsverwaltung und das der Selbstverwaltung. In dem einen Fall ist der Staat im wesentlichen herrschaftlich-hierarchisch von oben nach unten nach Befehl und Gehorsam organisiert. Dies ist der autoritäre Obrigkeitsstaat, wie er fast in ganz Kontinentaleuropa im Zeitalter des Absolutismus entstand und dann im 19. Jahrhundert eine meist sehr oberflächliche Demokratisierung erhielt. Im andern Fall erfolgt der Aufbau des Staates von unten nach oben, auf genossenschaftlich-kommunaler Basis mit weitgehender Selbstverwaltung und Ermessensfreiheit der Gemeinden und Bezirke. „Altfreie“ Staaten nennt Gasser diejenigen, die dem zweiten Typ folgen. Dort hat sich die alte Gemeindefreiheit, ein ur-europäisches Erbe, in moderne demokratische Formen umgewandelt, weitgehend erhalten. Zu ihnen gehören die angelsächsischen und skandinavischen Länder, Holland und die Schweiz. Den andern Typ stellen die „liberalisierten Obrigkeitsstaaten“ dar, zu denen vor allem Deutschland, Frankreich, Italien gehören. Wem eine derartige Unterscheidung einseitig vom Standpunkt der Schweizer Gemeindedemokratie aus getroffen zu sein scheint, der ist vielleicht überrascht, bei Treitschke zu lesen: „Ein Staat ist ebensowenig zu verstehen ohne Kenntnis seines Gemeindegewesens, wie eine Gemeindeverfassung ohne Kenntnis des Staates; ja ich zweifle, ob sich die Staaten nicht schärfer und tiefer durch die Stellung ihrer Gemeinden unterscheiden als durch die Formen ihrer Zentralgewalt.“

Wenn auch in neuerer Zeit, äußerlich betrachtet, der Wesensunterschied zwischen beiden Formen etwas verwischt worden ist, so treten,

³⁾ Neben kleineren Schriften grundlegend die beiden Werke: *Gemeindefreiheit als Rettung Europas*. Basel, Verlag Bücherfreunde, und *Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie*. Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

und zwar gerade in Krisenzeiten⁴⁾, die Unterschiede doch immer wieder hervor — auch bei der Behandlung der sozialen Probleme unserer Zeit, bei deren Erörterung Gasser hervorhebt, daß „Sozialisierung“ oder „Planung“ in einem auf zentralistischer Befehlsverwaltung aufgebauten Staat etwas ganz anderes bedeutet als in einem auf Zusammenarbeit und Selbstverwaltung gegründeten Staatsgebilde. Denn es handelt sich wirklich um eine grundsätzliche Verschiedenheit in der Gemeinschaftsbildung. Gasser sagt: „Der Gegensatz Herrschaft — Genossenschaft ist vielleicht der wichtigste Gegensatz, den die Sozialgeschichte kennt.“ Es sind also keineswegs Äußerlichkeiten oder ein paar praktisch-technische Verwaltungsmaßnahmen, um die es hier geht, und so ist es wohl berechtigt, daß Gasser seiner neuesten Schrift den Titel „Von den Grundlagen des Staates“ gibt.⁵⁾ Sie ist aus einem Vortrag vor dem niedersächsischen Landtag in Hannover hervorgegangen und behandelt, nun in wesentlich erweiterter Form vorliegend, die administrativen Voraussetzungen für eine echt freiheitliche Gestaltung des politischen Lebens unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. Gasser will hier in erster Linie die — oben bereits angedeuteten — Grunderkenntnisse vermitteln, ein Vorhaben, das diese Schrift in hervorragender Weise erfüllt. Welche Folgerungen aus diesen Erkenntnissen sich für uns in Deutschland ergeben, das müssen wir selbst sehen. Die Ansätze, die einst in der Städteordnung des Freiherrn vom Stein vom Jahre 1808 gegeben waren, sind nie zur Entwicklung gekommen. Inzwischen sind die Probleme durch die gewaltige Bevölkerungszunahme der Städte weit komplizierter geworden, zumal bei uns die Tradition, eine Stütze des politischen Lebens in den altfreien Staaten, fehlt. So wird es sich oft darum handeln, neue Formen zu finden, ohne vom Grundsätzlichen abzugehen,⁶⁾ das vielleicht am besten durch folgende Sätze Gassers wiedergegeben werden kann: „Nicht das Wahlrecht des Volkes ist das eigentliche Kernstück aller freiheitlichen und lebendigen Demokratie, sondern die administrative Selbstverwaltung des Volkes. — die Verantwortung und damit die Pflichten, die mit der Verantwortung verbunden sind. Und nur in einem verantwortungsbewußten Volk hat das Wahlrecht einen inneren, einen wahrhaft schöpferischen Sinn.“

⁴⁾ Gasser weist u. a. auf die geringe Widerstandskraft der von der Verfassung aus gesehen vorbildlich „demokratischen“ Tschechoslowakei gegenüber der kommunistischen Ueberwältigung hin und andererseits auf Finnland, das in schwierigster außenpolitischer Lage gegen ähnliche Umsturzgefahren von innen sich behauptet. Im übrigen haben wir das beste Beispiel einer „Machtergreifung“ in unserer eigenen Geschichte. Es genügt, sich der Schlüsselpunkte zu bemächtigen; der ans Gehorchen gewohnte streng zentralisierte Verwaltungsapparat arbeitet befehlsgemäß weiter, und Zeit zu Säuberungen bleibt nachher noch genug.

⁵⁾ Adolf Gasser, *Von den Grundlagen des Staates*. Stuttgart. Verlag für Wissenschaft und Praxis.

⁶⁾ Eine gute Einführung in diese Fragen gibt Waldemar Kurtz, *Gemeinden sind wichtiger als Staaten*. Stuttgart, Jung-Verlag.

Eine Auseinandersetzung mit den Gedanken Gassers gibt in jeder Hinsicht wertvollste Anregungen und trägt entschieden zur Erhellung der geschichtlichen und politischen Situation bei, und zwar nicht nur unserer eigenen deutschen, sondern der ganz Europas. Das Problem der Gemeindefreiheit wird von Gasser ja nicht nur von der politisch-administrativen Seite aus betrachtet, sondern in die Weite des geschichtlichen Ablaufes hineingestellt, auch die ethische Komponente stark betont. Denn es handelt sich im letzten um die Haltung des Menschen zur Verantwortung vor sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber. Erst unter diesen großen Gesichtspunkten wird die Bedeutung der Gemeindefreiheit als einer Grundform menschlicher Gemeinschaftsbildung ganz offenbar — sei es als historisches Phänomen, sei als politische Aufgabe.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens: es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Goethe, Maximen und Reflexionen

KARL SCHWEDHELM

Das metaphysische Abenteuer der Poesie

Der Weg des Dichters Gottfried Benn

Gottfried Benn war, ist und bleibt umstritten, wie es das Schicksal jeder starken geistigen Persönlichkeit ist. Wir geben hier einem Freunde seines Werkes das Wort, ohne uns seinen Standpunkt ganz zu eigen zu machen. Die Redaktion

„Die Verneinung als Denkfunktion ist von höchstem Rang, vom Denken erzeugt und im Denken gegründet. In ihr erreicht es seine höchste Entwicklung. Sie umschließt das metaphysische Wesen des Denkens. Sie ermöglicht seine allgemeine Bedeutung.“

Diese Worte stammen aus dem Buche „Der Ptolemäer“ von Gottfried Benn, der am 2. Mai 1951 fünfundsiebzehn Jahre alt geworden ist. Als im zweiten Nachkriegsjahr unter den deutschen Verlegern eine Umfrage veranstaltet wurde, welchen damals noch umstrittenen Autor sie publizieren würden, wenn sich die Gelegenheit dazu böte, nannten zwei der angesehensten unter ihnen den Namen Gottfried Benns. Seit über einem Jahrzehnt war von ihm nichts mehr erschienen, die jüngere Generation kannte nicht einmal seinen Namen, für die Älteren war er ein nachgedunkelter Begriff aus den Tagen des Expressionismus. Er hatte niemals einen Roman veröffentlicht, Dramen von ihm waren nicht aufgeführt worden, und der Ton seiner Gedichte beschränkte von vornherein deren Wirkung auf einen recht kleinen Kreis.

1912 — so verzeichneten es die Literaturgeschichten — war als erste Arbeit ein lyrisches Flugblatt von ihm erschienen, das seinen Titel „Morgue“ aus der französischen Bezeichnung für Leichenschauhäuser herleitete. Darin fanden sich Titel wie „Kreislauf“, „Blinddarm“, „Saal der kreisenden Frauen“ und „Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke“. Die Kritik in jenen langvergangenen, satten Jahren wandte sich begreiflicherweise voller Abscheu gegen solche „Sektionslyrik“, denn hier wurden den Lesern Bilder grausiger Deutlichkeit zugeworfen, die den physischen Verfall mit der Erbarmungslosigkeit eines Obduktionsprotokolls beschrieben. Und doch war es nicht das Genügen am klinischen Detail, das diese Strophen entstehen ließ. Es war das Bewußtsein der Vergänglichkeit und die innere Notwendigkeit, dies unumhüllt auszusprechen. Allzulange hatte man die Wahrheit nur ertragen, wenn sie ästhetisch drapiert

oder historisch begründet war. Mit solcher verfälschenden Beschönigung räumten Bennis Gedichte ein für alle Male auf.

In der sozialen Umwelt, aus der ihr Dichter kam, war man bisher anderes gewöhnt gewesen: schönen Schein, sanfte Lügen, Konservatives und Dekoratives. Bennis Familie war in dem westlichen Randgebiet der Mark Brandenburg beheimatet, in der Prignitz, dem flächigen Ackerland an der Elbe, wo Vater und Großvater als evangelische Pfarrer amtierten. Von der Mutter, einer kalvinistischen Welschschweizerin, mag sich unterirdisch jene Neigung zum Mittelmeerischen herleiten, die später in dem unablässigen Bemühen um geistige Zucht und sprachliche Form sich kundtat und ihre Bestätigung in der reichen Musikalität seiner Verse fand. Er selbst berichtet über seine Herkunft: „Was das Genealogische angeht, stamme ich von seiten meines Vaters aus einem Milieu, in dem seit über hundert Jahren die protestantische Theologie ihre Stätte hatte. Ich habe in verschiedenen Aufsätzen auf das eigentümliche Erbmilieu des protestantischen Pfarrhauses hingewiesen, eigentümlich nicht nur, weil es statistisch in den vergangenen drei Jahrhunderten Deutschland weitaus die meisten seiner großen Söhne geschenkt hat, sondern weil es eine ganz bestimmte Art von Begabung war. Es war die Kombination von denkerischer und dichterischer Begabung, die so spezifisch für das deutsche Geistesleben ist und in dieser Prägung bei keinem anderen Volke vorkommt. Als ich ein halbes Jahr alt war, zogen meine Eltern nach Sellin in die Neumark. Dort wuchs ich auf. Ein Dorf mit 700 Einwohnern in der norddeutschen Ebene, großes Pfarrhaus, großer Garten, drei Stunden östlich der Oder. Das ist auch heute noch meine Heimat, obgleich ich niemanden mehr dort kenne, Kindheitserde, unendlich geliebtes Land. Dort wuchs ich mit den Dorfjungen auf, sprach platt, lief bis zum November barfuß, wurde mit den Arbeiterkindern zusammen eingesegnet, fuhr auf den Erntewagen in die Felder, auf die Wiesen zum Heuen, hütete die Kühe, pflückte auf den Bäumen Kirschen und Nüsse, klopfte Flöten aus Weidenruten im Frühjahr, nahm Nester aus.“

So also war die Kinderwelt eines Mannes beschaffen, den 1936, Jahrzehnte später, die „sprachgeregelte“ Literaturkritik einen „entarteten jüdischen Asphalliteraten“ nannte und durch ein Kesseltreiben zum Verstummen brachte.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Frankfurt an der Oder begann er das Medizinstudium in Berlin mit dem Ziel, Militärarzt zu werden. Vorher hatte er auf Wunsch seines Vaters zwei Semester Theologie getrieben. „Rückblickend scheint mir“, — so heißt es in seinem Lebensbericht — „meine Existenz ohne diese Wendung zur Medizin und Biologie völlig undenkbar. Es sammelte sich noch einmal in diesen Jahren die ganze Summe der induktiven Epoche; ihre Methoden, Gesinnungen, ihr Jargon: alles stand in vollster Blüte. Es waren die Jahre ihres höchsten Triumphes, ihrer erfolgreichsten Resultate, ihrer wahrhaft olympischen Größe. Und eines lehrte sie die Jugend: die letzte Schärfe des Begriffs, Bereithalten von Belegen für jedes Urteil, unerbittliche Kritik, Selbstkritik — mit einem Worte: die schöpferische

Seite des Objektiven. Im Jahr meiner aktiven Offizierszeit erschien mein erster Gedichtband.“ „Schon diese erste Gedichtsammlung“, so fährt Benn fort, „brachte mir von seiten der Oeffentlichkeit den Ruf eines brüchigen Roués ein, eines infernalischen Snobs und eines typischen Kaffeehausliteraten, während ich auf den Kartoffelfeldern der Uckermark die Regimentsübungen mitmarschierte und in Döberitz beim Stab des Divisionskommandeurs im englischen Trab über die Kiefern Hügel setzte. In Krieg und Frieden, an der Front und in der Etappe, als Offizier wie als Arzt, zwischen Schiebern und Exzellenzen, vor Gummi- und Gefängniszellen, an Betten und an Särgen, im Triumph und im Verfall verließ mich die Trance nie, daß es diese Wirklichkeit nicht gäbe.“

Hier setzt, jenseits von Felddienstübungen und Literaturbetrieb, das dichterische Bewußtsein ein, die Ahnung von der Fraglichkeit aller Gegebenheiten, ein tiefer Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Wegrichtung. Wie Schreie brechen nun die Worte aus ihm hervor. Ein Mensch, aufgewachsen in der Entscheidungsstrenge preußisch-protestantischer Konvention, ein Arzt, in der Späthase positivistischen Denkens erzogen, erlebt in sich schmerzhaft-zerstörerisch und stellvertretend den Aufstand des Gefühls gegen das Gehirn, des Blutes gegen die Zucht. Die Lockung des dionysischen Rausches steht gegen die eingebilddete Selbstsicherheit dieser Scheinwelt, in der sein äußeres Dasein unauffällig verläuft.

So flüchtet er als Schriftsteller in die Gestalt des Arztes Rönne, dessen Seelengeschichte — seine eigene — er in einigen Novellen niederlegt, ein quälerisches Selbstbekenntnis mit Zügen, die an Kafka erinnern in der Ausweglosigkeit ihres Verlaufs. Es ist die Frucht der Jahre 1915 und 1916, zugebracht in Brüssel und durchlitten auf der Suche nach einer Bestätigung für dieses neue metaphysische Ich. Er weiß, daß er zu einer Entscheidung kommen muß, fühlt „das unendliche Weitermüssen aus des Lebens Mittag in des Lebens Nacht“. „Wo endet der Eindruck und wo beginnt das Unerkennbare, das Sein?“ So fragt er und kann sich nur eine Antwort geben, eine vorläufige, eine unzulängliche, wie er gestehen muß: Im Traum und im Rausch, als in einem potenzierten oder — wie er es viel später einmal nennt — in einem „provokierten“ Leben. „Enthirnung“ heißt die expressionistische Figur dafür: Absage an das rationale Zweckdenken. Wie eine Schar Zeugen gegen die Hohlheit dieser Gehirnwesen versammelt er sie in seinem Novellenbande „Gehirne“ um sich: den Oberarzt Dr. Olf, Diesterweg, Prof. Albrecht, Pameelen, den Vermessungsdirigenten, der mit Formeln und Hypothesen noch das Entrinnende und Verfließende zu bannen sucht und plötzlich inne wird, daß der Neigungswinkel schon ins Bodenlose führt. Diese Gestalten sind Menschen seines Lebensumkreises, seiner Generation, seiner Bildungsschicht, sind jene Europäer, die berufen schienen, in ihren Händen die Nervenbahnen dieses Erdteils zusammenlaufen zu lassen, und sind Ohnmächtige, die spät, viel zu spät, erkennen, daß sie in die Irre gegangen sind. Es ist Benn selber, der seine Ernüchterungen an Sterbebetten, in der hohlen Betriebsamkeit der modernen Ge-

sellschaft, an der verblendeten Selbstsicherheit des hypertrophierten Gehirns erfahren hatte, er, der Pfarrerssohn, kaiserliche Sanitätsoffizier und fiebernde Nietzscheleser. Doch sein Ruf nach Erde und Grenzenlosigkeit, nach Dionysos und Ithaka, prallt wie ein Stein von einer Zementwand zurück, sein Verlangen nach Traum und Rausch läßt sich auf diesem Wege nicht stillen. Alles, was er anregt, die Erde, der Leib, ein Baum — sie verwandeln sich unter der furchtbaren Strahlungskraft des Hirns in Formeln, in chemische Analysen, in ein Geflecht von Kausalität.

Uns wollen heute solche Erlebnisse fast exaltiert erscheinen, krankhaft, sogar in einem klinischen Sinne. Doch die Zeit, aus der sie wuchsen, macht sie verständlich, ja notwendig. Die neue Wirklichkeit konnte sich der Künstler Benn nur im Bereich des Aesthetischen, im Ausdruck erstreiten. So ringt er um die Ausdruckswelt, einen Begriff, den wir in einer späteren Stufe seines Denkens — inzwischen ausgebaut und erfüllt — wiederfinden. Es ist die Form, der nun sein ganzes Bemühen gilt.

Die neue Form, zu der er hinstrebt, fordert gebieterisch einen neuen Ausdruck. Seine Diktion ist — seit er zu schreiben begann — in der deutschen poetischen Sprache einsam und ohne Gefährtschaft. Sie ist von unnachahmlicher Eigenart. Ihr Vorgehen ist assoziativ, das heißt: diese Gedichte lassen wie an einer Zündschnur explosiv Gedankenreihen aufflammen. So entstehen auf eine beinahe pointillistische Manier großartige mythenhafte Bilder von unerhörter Eindringlichkeit und Gefühlsweite. Diese scheinbaren Konglomerate aus so verschiedenen Vorstellungswelten ordnen sich zu einer gedanklichen Leitlinie, zu einer südlich-schwermütigen Musik, es entsteht die Ausdrucksmacht eines wahrhaften Gedichts. Was macht seine Besonderheit aus? Seine Logik? Kaum. Die grammatische Verknüpfung tritt bei Benns assoziativem Stil weitgehend zurück. Mit sparsamstem Wortaufwand werden wechselnde Bilder stichworthaft ans Licht gehoben, Bilder der Götterwelt, Bilder der Landschaft und Bilder der Geschichte. Wir erleben hier die beständige Gegenwart aller Bewußtseinsformen des Entwicklungsganges, eine Menschheitstektonik, punktuell sichtbar geworden in der Gestalt des schöpferischen Individuums. Immer wieder auf Augenblicke flammt wetterleuchtend der zündende Funke aus dem Spannungsfelde zwischen Geist und Leben über der großartigen Szenerie dieser Verse. Ihre Bilderfluten bringen „den Rücksturz in den Mythos“, die bergende Heimkehr aus schaler Begrifflichkeit zum Ursinn des Wortes. Das Wort ist nicht Stimmungskomponente, sondern Sinnbild, nicht allein poetisches Element, sondern magische Figur. Es muß auffallen und ist bezeichnend, wenn das Adjektiv, die dekorative Scheidemünze mittelmäßiger und schlechter Gedichte, bei Benn fast ganz fehlt. Aber auch das Verbum ist bei ihm in eine dienende Rolle verbannt. Sein Stil ist ein Stil der Substantive. Er selbst sprach es einmal so aus: „Worte, Worte, Substantive. Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen und Jahrtausende entfallen ihrem Flug.“ Max Rychner wies vor nicht langer Zeit in einem Aufsatz auf die Einmaligkeit des Bennschen Sprachstils hin: „Mit dem Wortbesitz Grimmelshausens hätte Benn nicht eines der Gedichte, nicht fünf Zeilen seiner Prosa schrei-

ben können. Die Geschichte hat ihm die Sprache zubereitet, in der er sich seiner Gegenposition zu ihr erst bewußt zu werden vermag.“ Damit geht der Wortbestand der Philosophie, der Psychologie, der Medizin, der Mythologie, der Technik legitim in das Gedicht ein. Es bildet sich eine geologische Schichtung von Wissens- und Seinsbereichen, die wir alle unbewußt durch unsere Existenz in diesem späten Jahrhundert in uns angereichert haben und die auf der Nachtseite unserer Natur ein unheimliches Leben führen. Wörter, die bislang nur in wissenschaftlichen Arbeiten oder in der Umgangssprache ihren Platz hatten, helfen nun dazu, eine Vorstellung von der grenzenlosen Vielfalt des menschlichen Erlebnis- und Bewußtseinsraumes zu geben, eine synoptische Vorstellung, wie sie einzig mit solchem Vokabular bestritten und erregt werden kann. So dringt wie eine Woge die ganze Erinnerungs- und Erlebnisfracht der Erdzeitalter und Kulturepochen, das rückerinnernde Wissen, mit diesen Versen auf uns ein. Benns hohes formales Vermögen verschmilzt so Heterogenes zu einem einzigen metallischen Körper von sehr hohem spezifischem Gewicht, der alle physikalischen Eigenschaften seiner Bestandteile in sich vereinigt. Bei geringerem künstlerischem Vermögen verstimmt es uns bereits, wenn sich ein Fremdwort in der Lyrik findet, hier aber nehmen wir all dieses nicht nur hin, sondern empfinden es als begründet, ja als notwendig. Ganze Sätze aus fremden Sprachen, flüchtige Ausdrücke der Tagessprache gewinnen bei solcher Schaffenweise eine natürliche Wertbezogenheit. Es gibt in dieser Dichtung eine Anzahl von Kernworten, sozusagen Schnittpunkte der Bennschen Vorstellungskurven. Sie sind für die Ortung des Denkens bei diesem Künstler wesentlich. Eines davon ist „das Blau“. „Nicht umsonst sage ich Blau. Es ist das Südwort schlechthin“, so vertritt er diese Wortwahl, die für ihn ein Bekenntnis zu seiner mütterlichen Wesensseite umschreibt. Es ist die flimmernde mittelmeeerische Welt, die es heraufsteigen läßt, und wenn er „Meer“ sagt, so meint er diese oder zumindest ein anderes südliches Meer. Und weiter gehören zu diesem Vorstellungskreis die „Götter“, die „Rosen“, der „Mittag“ und die „Trümmer“, Wörter, deren starkem, umschriebenem Vorstellungszusammenhang eine mythische Grenzenlosigkeit der Aussage die Waage hält. Wenn wir dazu die kühlere väterliche Welt stellen, aus deren magischen Naturbeziehungen ihm Begriffe zuströmen wie „Traum“, „Möwe“, „Nacht“, „Feuer“ und „Welten“, so hilft das, die Zweipoligkeit seiner dichterischen Natur, sein künstlerisches „Doppelleben“ uns begreiflich zu machen. In diese mythischen Bezüge schießen dann die Ergebnisse der Beschäftigung mit der Körpersphäre ein, so „Schoß“, „Hirn“, „Stamm“ und „Rasse“, „Gift“ und „Lust“ — biologische Sinngebungen und Vollzüge, die aus der analytischen Betrachtung des Klinikers fortführen wollen zur Du-Bezogenheit des Menschen wie zur Ganzheit der Schöpfung.

Wir haben vorher den Dichter verlassen in der Zeit des ersten Weltkrieges, bei seinen Büchern „Morgue“, „Gehirne“ und „Söhne“ und wollen ihn nun wieder in jenen Jahren des Expressionismus aufsuchen, in denen ihm zunächst ein Widerhall beschieden schien. Jedoch auch damals schon war er ein Einzelner; das Kennzeichen seines Schaffens war

und blieb der Monolog. Cyril Conolly, ein angelsächsischer Autor, umschrieb die Position des Künstlers in unseren Tagen unlängst in einer englischen Zeitschrift: „Es könnte sein, daß für die Gärten des Abendlandes die Sperrstunde geschlagen hat und daß man von nun an einen Künstler nur nach dem Echo seiner Einsamkeit, nach dem Maß und der Würde seiner Verzweiflung beurteilen wird.“ Benns Dichtung ist zu solcher Einsamkeit geschaffen. Er hat niemals Breitenwirkung erstrebt und sich nie den Notwendigkeiten des Marktes gebeugt. 1922 erschienen in zwei schmalen Bänden seine „Gesammelten Gedichte“ und die „Gesammelte Prosa“: „Fünfunddreißig Jahre und total erledigt, ich schreibe nichts mehr. Kein nennenswertes Dokument; ich wäre erstaunt, wenn sie jemand läse; mir selber stehen sie schon sehr fern; ich werfe sie hinter mich wie Deukalion die Steine.“ Aus dem Heere ausgeschieden, tut er anspruchslos und gewissenhaft den täglichen Dienst als Arzt; inzwischen Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Berlin geworden. Am Ende der zwanziger Jahre beruft man ihn in die Sektion für Dichtkunst bei der Preußischen Akademie der Künste, in die Dichterakademie. So kam das Jahr 1933. In zwei essayistischen Schriften „Fazit der Perspektiven“ und „Nach dem Nihilismus“ hatte er vorher noch einmal die Summe der Zeit gezogen.

„Schwer habe ich um jeden Satz gekämpft, jeden Vers, jedes Urteil, langsam ist alles geworden, immer wieder im Werden von mir abgehalten, kritisch entfernt, organisch überprüft, ja wörtlich: mit den Organen überprüft.“

Es ist das Fazit eines Jahrzehnts, dessen scheinbare Nebensächlichkeiten schließlich ihre bedrohende Symptomatik enthüllen. Wir erkennen daraus, daß der Denkende schicksalsmäßig ein Leidender und der bewußt Leidende notwendig zum Denker wird. Die doppelte Rolle des Kulturkritikers und des Dichters zwingt Benn dazu, die Rettung für sich und sein Zeitalter in der Form zu suchen. Die Dichtung gewinnt den Wert eines morphologischen Maßstabes. Eine Äußerung aus seinen Schriften jener Zeit führt uns wieder zu dem Begriff der „*Ausdruckswelt*“: „Der abendländische Mensch unseres Zeitalters besiegt das Dämonische durch die Form. Die Schöpfung ist das Verlangen nach Form, der Mensch ist der Schrei nach Ausdruck.“ Wo findet er in der zeitgenössischen Literatur ein gleichgerichtetes Streben? Die Antwort darauf gibt seine Akademie-Rede auf Stefan George aus dem Jahre 1933, gehalten zum Gedächtnis an diesen Dichter strengsten Maßes. „Diese Gestalt“, so sagt Benn, „begann mit Schalmeien und schloß mit Hörnern, stieg auf als Idyll und endete als Revolution. Es gibt Augenblicke bei den Völkern, wo sie ihre Stadt aufgeben müssen und die Tempel der Götter und die Grabmäler der Vorfahren und sich an die Schiffe halten. So sehe ich diese Gestalt am Ende ihres Weges die Fähre besteigen, sehe sie kämpfen zwischen den Inseln und dann mit einem Kranz und einem Zweig den hyperboräischen Fernen zu entschwinden.“

Und er kommt dann auf die Form zu sprechen: „Form! Wir betreten vulkanisches Gebiet, die deutsche Gefahrenzone! Form, das ist für weite

Kreise Dekadenz, Ermüdung, substantielles Nachlassen, Leerlauf. Das Formproblem wird, der Meinung bin ich, das Problem der kommenden Jahrhunderte sein. Es ist das Formgefühl, das die große Transzendenz der neuen Epoche sein wird, die Fuge des zweiten Zeitalters; das erste schuf Gott nach seinem Bilde, das zweite der Mensch nach seinen Formen. Das Zwischenreich des Nihilismus ist zu Ende.“ — Man schrieb 1933. Benn glaubte in dem, was damals marschierend und fackeltragend heraufkam, eine gewisse Verwandtschaft zu erkennen mit seinen Gedanken der Zucht und der Züchtung, mit dem Willen zur Form, den die pessimistische Kultur der vergangenen Zeit ihn schmerzlich hatte vermissen lassen. Zwar stand vieles gegen diesen Eindruck: die Hemdärmeligkeit der Argumente, die Militärstiefel, die Einstellung gegenüber dem Judentum. Doch versuchte Benn das tiefliegende Unbehagen zu übertönen, ja, er hoffte, auf dem Felde der Dichtung einen Beitrag zu echten Maßstäben leisten zu können. In zwei Büchern „Der neue Staat und die Intellektuellen“ und „Kunst und Macht“ trat er für die neue Konzeption ein, versuchte sie mit seinen Formgedanken harmonisch zu vereinen. Jedoch schon die ersten Begegnungen mit den neuen kulturellen „Hoheitsträgern“ ließen ihn die unüberbrückbare Kluft erkennen, die zwischen den platten Optimismus jener biertrinkenden Marschierer und seine leiderkämpften Erfahrungen gesetzt war.

Als auch die Sphäre seines ärztlichen Berufes durch die neuen Männer in der Leitung der Aerzteschaft angetastet und schließlich gegen ihn gar ein Publikationsverbot erlassen wurde, vollzog er jenen Schritt, den er als die „aristokratische Form der Emigration“ bezeichnete. Er ließ sich als Sanitätsoffizier reaktivieren und verließ, um der Ueberwachung zu entgehen, die Stadt, die ihm seit Jahrzehnten Heimat geworden war. In Hannover, wohin er versetzt wurde, vermißte er aber schon nach wenigen Jahren die drängende geistige Aktivität der Hauptstadt, ihr von nervösen Reizen erfülltes Klima. So kam er darum ein, wieder nach Berlin zurückkehren zu können.

Inzwischen aber hatte von einer ganz anderen Seite her eine Kampagne gegen ihn eingesetzt. Die Schriftsteller, die, ihm von früher her verbunden, nun in das Ausland gegangen waren, verunglimpften ihn in ihren Schriften und auf ihren Kongressen als einen Verräter an der Kultur und als einen gesinnungslosen Opportunisten. Diese Verdrehung seiner Haltung erwies sich nach dem Zusammenbruch als schwerwiegender Hinderungsgrund für viele, auch wohlmeinende Verleger, die längst-erhoffte Rückkehr Benns in die deutsche Literatur ins Werk zu setzen.

In den letzten Gedichten, die vor dem zwölfjährigen Schweigen zu den deutschen Lesern gekommen waren, fanden sich Verse, die an dichterischer Schönheit ganze Reihen von Lyrik aus jenem Jahrzehnt aufwiegen. So dieses, in dem im Kern seine Kulturphilosophie beschlossen liegt:

Der soziologische Nenner,
der hinter Jahrtausenden schlief,
heißt: ein paar große Männer
und die litten tief.

Heißt: ein paar schweigende Stunden
in Sils-Maria-Wind,
Erfüllung ist schwer von Wunden,
wenn es Erfüllungen sind.

Heißt: ein paar sterbende Krieger
gequält und schattenblaß,
sie heute und morgen der Sieger —:
warum erschufst du das?

* * *

Und heißt dann: Schweigen und walten,
wissend, daß sie zerfällt,
dennoch die Schwerter halten
vor die Stunde der Welt.

Auch dies wieder eine Paraphrase des schöpferischen Menschen, eine Deutung, die nach einem heroischen Bilde hin zu zielen scheint. Wer jedoch das Werk Gottfried Benns nach Zeugnissen dafür durchsucht, was wir „heldisch“ im Sinne äußeren Handelns zu nennen gewohnt sind, wird enttäuscht werden. Sein Held ist der Mensch, der um die Form weiß, der sein Dasein wie seine Schöpfungen der Bedrohung durch das Nichts abringt: der sich bezwingt und sich vollendet, der entschlossenste Gegentyp des landläufigen Nihilisten.

Benns Geschichtsauffassung ist dezidiert aristokratisch. Jedoch nicht im Sinne einer Kaste oder Blutszugehörigkeit, vielmehr in dem Wissen, daß Kunst, und so auch die Dichtung, kein Seelenmanna für Kleinbürger sein kann und darf, sondern das äußerste Wagnis des Wortes, letzte Dichte des Bildes, gewonnen aus Opfer, aus Selbstentäußerung, aus Wartenkönnen und lebenslangem Wandern am Rande der Nacht. Wir tragen die Summe der vier Jahrtausende uns bekannter Menschheitsgeschichte in unseren Genen, biologisch wie geistig. Alle Gefährdungen und Stürze sind darin vorgebahnt; aber auch alle Entrückungen und aller Glanz des Menschenwesens.

Der gefesselte Mensch, eine prometheische Gestalt, ist nach bitterster Leiderfahrung zur Dauer berufen. Er hat seinen Platz in der Ausdruckswelt, die den Menschen über Zufall und Kausalität erhebt, indem in ihr das Leben durch den Gedanken erhöht wird. Dort kann und darf es keine verschleiernnden Euphemismen mehr geben; dort hat der Fortschrittsoptimismus seinen Sinn verloren. Denn an der Schwelle lauert das Nichts. Aus solcher übergeschichtlichen Sicht unseres Zustandes kommen jene Aufzeichnungen Benns, mit denen er seit 1948 wieder hervorgetreten ist. Es sind die Gespräche „Drei alte Männer“, der Prosaband „Der Ptolemäer“ und die bereits erwähnte Essaysammlung „Ausdruckswelt“. Ihnen vorausgegangen war — zunächst in einer Schweizer Ausgabe — der Band der „Statischen Gedichte“. Vieles von dem hier Veröffentlichten war der Ertrag aus den Jahren des Schweigens, niedergeschrieben in der Dienststellung eines Oberstarztes beim Ersatzheer, der schließlich in Landsberg an der Warthe von den sowjetischen Panzern überrascht wurde. Diese Landsberger Tage haben später Gestalt gewonnen in dem Bande „Doppelleben“. Doch was ist ihm Leben?

Leben — niederer Wahn!
 Traum für Knaben und Knechte,
 doch du von altem Geschlechte,
 Rasse am Ende der Bahn,
 was erwartest du hier?
 immer noch eine Berausung,
 eine Stundenvertauschung
 von Welt und dir?
 Suchst du noch Frau und Mann?
 Ward dir nicht alles bereitet?
 Glauben und wie es entgleitet
 und die Zerstörung dann?
 Form nur ist Glaube und Tat,
 die erst von Händen berührten,
 doch dann den Händen entführten
 Statuen bergen die Saat.

Die immer größere Auffächerung unseres Wissens, die ständig wachsende Lichtbrechung der Gedanken in der modernen Welt, lassen in allen, die bewußt zu leben wagen, die unabweisbare Sehnsucht nach einem Sammelpunkt entstehen. Für Benn als Dichter heißt dieser: das Wort. „Im Anfang war das Wort. Erstaunlich und mir viel Nachdenken kostend, daß dies am Anfang war. In der Tat: im Wort sammelt sich die Erde. Es gibt nichts Verräterischeres als das Wort. Es ist heute tatsächlich so: es gibt nur zwei verbale Transzendenz, die mathematischen Lehrsätze und das Wort als Kunst. Die Zeitalter enden mit Kunst und das Menschengeschlecht wird mit Kunst enden.“ Das ist, wie es Nietzsche ausgedrückt hat, die Rechtfertigung der Welt allein als ästhetisches Phänomen.

Hier gibt es für den mit dem Wort Schaffenden kein Ausweichen. „Die geistigen Dinge sind irreversibel, sie gehen den Weg weiter bis ans Ende, bis ans Ende der Nacht. Sie haben eine Vehemenz, die die der physikalischen Dinge übertrifft“. So war es nur natürlich, daß Benn, als er nach dem zweiten Kriege in die Literatur zurückkehrte — hinter der sein Name, wie der eines Wandelsternes in der Phase seiner Unsichtbarkeit, für die Wissenden immer verheißend gegenwärtig geblieben war — daß er dies mit einem reinen Kunstwerk tat, eben mit den „Statischen Gedichten“. Ein physikalischer Begriff war mit diesem Titel in den ästhetischen Raum aufgenommen worden. Dies erforderte vom Dichter eine Erklärung. Er gibt sie uns nicht im Sinne einer eindeutigen Definition, doch sie läßt sich unschwer aus seinen Schaffensgrundsätzen ableiten. Das Wesen des Menschen liegt für ihn in der Gestaltungssphäre. Auch die Kunst lebt nur aus ihrer Gestalt, aus dem Maß an Vollkommenheit, die ihrer Form eigen ist. Die Form aber ist ein geschichtsloses Prinzip. Sie kennt keine Dynamik. Sie ist statisch. Die endogenen Bilder, als Nährgrund dieser Gedichte, sind statisch. Es sind die „Ideae innatae“ eines Artisten, gefiltert durch einen höchst reizbaren Geist, bereichert durch äußerste Distinktion der Wahrnehmung. Sie realisieren sich in

„Stein, Vers, Flötenlied“. Etwas vom Wesen des Ostens spricht aus dieser Ueberzeugung: Ruhe im Rausch, die stille Aneignung von Wissen und Kräften, die Möglichkeit von Wanderungen in unerahnbare Weiten des Geistes und der Erfahrung. Es ist die Geisteshaltung alter wissender Völker, die viel gelitten haben und die die letzte Nutzlosigkeit des Handelns um jeden Preis, die Begrenzung der Dynamik, in den vielen Jahrhunderten ihrer Geschichte erfuhren. Es ist das Prinzip, das die Zeit aufhebt, indem es sie in den Raum transponiert. Wir erleben diese Raum-Zeitverschiebung am frühesten in der Novellentechnik Kafkas, sodann in greifbarem Maße in gewissen Schöpfungen der zeitgenössischen Musik. „Lotosland“ nennt Benn diese Sphäre, „in der nichts geschieht und alles stillsteht, der Raum mit der geraden Dimensionszahl, in dessen Weiten das Licht nach Auslöschen der Lichtquellen bestehen bleibt.“

„Eine starke panische Gewalt war in mir tätig“ — so schreibt Benn — „die unmittelbare Vereinigung mit der Dingwelt zu vollziehen, die Stigmata der Jahrhunderte versinken zu lassen und die abendländischen Phantome von Raum und Zeit in die Vergessenheit zu rücken . . .“ Das vordergründige Geschehen demgegenüber, das vordergründigste, die Politik. „Eine Welt aus Zwang, diese ganze politische Welt, heute eine Welt im Zwang der Wünschelrute von der Antarktis bis zum Erzgebirge: Uran, Pechblende, Isotop 235! Weit hinabreichende Neurose! Zoon politikon — ein griechischer Mißgriff — eine Balkanidee!“

„In einem Land, dessen Gedanken behütet werden durch Bleibergwerke und Kasematten und dessen Gedanken eröffnet werden durch subkutane Einspritzungen, treten andere ideelle Ablaufmechanismen auf als in jenen Gebieten, in denen die Psychologen in Badeorten tagen und die Philosophen sich zu so dekorativen Festessen vereinen, daß die Blumenzüchter lachen. Eine Art entwicklungsloses Bewußtsein wird sich hier abspielen, steil und tatenlos, in sich gekehrt unter Böen aus Nirvana.“

Und gegen dieses Anbränden des Nirvana, des Nichts, steht die Form, steht die Kunst. Sie ist trotz ihrem bitter-heiligen Ernst zugleich das vollkommenste der Spiele: „Jegliches Spiel ist nutzlos, aber auch der Ruhm und die Schönheit, alle Spiele der Götter sind es und je nutzloser umso göttlicher.“ Die sie verwarfen, sie bagatellisierten, ein Geschäft aus ihr machten neben vielen anderen Geschäften, sie zu einer Dekoration ihrer Eitelkeit mißbrauchten — wer sind sie? Zu ihrer Welt gewinnen wir Zugang durch den Begriff des „Phänotyp“. In dem Jahrhundert, das den Phänotyp entstehen ließ und ihn seiner stärksten Ausbreitung zutrieb, im 19. Jahrhundert, war das Amt des Dichters die Synthese der Zeit. Goethe noch war das große Strahlungsmedium seiner Epoche. Im folgenden, dem 20. Jahrhundert, fiel dem Dichter das Los zu, in sich alle Ueberschneidungen zu vollziehen, die seine Mitwelt im einzelnen überstand. Gottfried Benn ist ein beispielhafter Fall für das Leben aus dem Geiste. Ihm ist es aufgetragen, nach dem Worte Saint-Exupérys, Sturmleitern an die Nacht zu legen, deren angrenzende Nähe er spürt und deren Heraufkommen unabwendbar ist. So rettet er sich in das einzig Währende, in das Wort und in die Form. Ihm ist verhängt, tiefer zu leiden, aber auch tiefer zu sehen. Seine Stimme ist

eine Stimme des Leides und der Warnung. Sie ist zugleich eine Stimme der Erhöhung durch das Leid. Die fieberhafte Geschäftigkeit des Jahrhunderts, die selbstbetrügerische Aktivität des Roboters versinkt vor der Stille und der Dauer der Form. Hier, ganz spät, aus tausend Bitterkeiten gewonnen, treffen wir bei dem Dichter die Hinwendung zum Göttlichen. Alle Ueberlieferungen waren ihm fragwürdig, so mußte er sich unablässig selber prüfen, ehe er diesen Namen hineinnahm in sein Gedicht:

Im Namen dessen, der die Stunden spendet,
im Schicksal des Geschlechts, dem Du gehört,
hast Du fraglosen Aug's den Blick gewendet
in eine Stunde, die den Blick zerstört,
die Dinge dringen kalt in die Gesichte
und reißen sich der alten Bindung fort,
es gibt nur ein Begegnen: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort.

Am Steingeröll der großen Weltruine,
dem Oelberg, wo die tiefste Seele litt,
vorbei am Posilipp der Anjouine,
dem Stauferblut und ihrem Racheschritt:
ein neues Kreuz, ein neues Hochgerichte,
doch eine Stätte ohne Blut und Strang,
sie schwört in Strophen, urteilt im Gedichte,
die Spindeln drehen still: die Parze sang.

Im Namen dessen, der die Stunden spendet,
erahnbar nur, wenn er vorüberzieht
an einem Schatten, der das Jahr vollendet,
doch unausdeutbar bleibt das Stundenlied —,
ein Jahr am Steingeröll der Weltgeschichte,
Geröll der Himmel und Geröll der Macht,
und nun die Stunde, deine: im Gedichte
das Selbstgespräch des Leides und der Nacht.

Aus der Trauer gelingt ihm die Heimkehr, hier und heute, zwischen West und Ost, zwischen technischer Vernichtung und physischer Auflösung, die Heimkehr in den bergenden Grund des Schöpferischen: „Das unmittelbare Erleben tritt zurück. Es brennen die Bilder, ihr unerschöpflicher beschirmter Traum. Sie entführen. Der körperliche Blick reicht nur über den Platz bis an die Burgen — aber die Trauer reicht weiter, tief in die Ebene hinein, über die Wälder, die leeren Hügel, in den Abend, das Imaginäre. Sie wird nicht mehr heimkehren, dort verweilt sie, sie sucht etwas, doch es ist zerfallen und dann muß sie Abschied nehmen unter dem Licht zerbrochener Himmel — —, diese aber entführen, führen weit und — führen heim.“

RUNDSCHAU

Australien

Zwei Umstände ließen bisher Australien als den glücklichsten Erdteil erscheinen: das sichere und ausreichende Einkommen seiner Arbeiter und die geographische Lage, die es zum friedlichsten Land weißer Männer machte. Wer aber in den letzten Monaten die Presse verfolgte, der konnte in beiden Punkten in seinem Urteil wankend werden. Eine Reihe höchst unerfreulicher Berichte klärte auch ein breiteres Publikum darüber auf, daß dem Einwanderer in Australien heute — der Erdteil hat sich u. a. zahlreichen osteuropäischen Verschleppten aus Deutschland geöffnet — ein schweres Leben bevorsteht. Auch ließ der australische Wahlkampf im Frühjahr und die Diskussion um den japanischen Friedensvertrag Kassandrarufer um die Sicherheit Australiens laut werden, die durchaus nicht mehr wie früher über jeden Zweifel erhaben sei. Sobald wir unsere Maßstäbe anlegen, können wir freilich getrost bei unseren bisherigen Anschauungen bleiben. Denn die den Einwanderern zugemuteten, oft sehr unnötigen Härten stellen die Tatsache eines hohen Lebensstandards für die Arrivierten unter den Arbeitern, und das sind eben die Eingessessenen, gewerkschaftlich Organisierten, nicht im geringsten in Frage. Auch darüber, was es heißt, bedroht zu sein, wird der Bewohner eines Landes nahe dem Eisernen Vorhang anders denken als der insulare Antipode, der auch vom Schuß in Indochina oder Malaya noch immer in beneidenswerter Ferne lebt. Aber wie sollte in unserer in ihren Grundfesten erschütterten politischen Welt Australien unberührt geblieben sein. Hierbei stehen die Fragen Lebensstandard und Sicherheit auch dort in notwendigem Zusammenhang, wiederum in anderen Maßstäben als bei uns. Opfer an Freiheit und an materiellen Gütern, die jedem Europäer selbstverständlich dünken, werden dort noch auf das lebhafteste umkämpft. Die Wahl zum australischen Bundesparlament, dem 20. in der erst 50jährigen Geschichte des zum Commonwealth innerhalb des britischen Commonwealth politisch geeinten Kontinents, bestätigte die Koalition der Liberalen und der konservativen Landpartei in der Herrschaft, in der sie vor anderthalb Jahren die Arbeiterpartei nach deren fast 10jährigem Regiment abgelöst hatte. Die bürgerliche Gruppe nimmt für sich in Anspruch, in allen mit der Sicherheit zusammenhängenden Fragen hellhöriger zu sein als es die Sozialisten gewesen waren, solange sie regierten. Nicht zuletzt unter dem Eindruck des Sturm-

zeichens von Korea, des zweiten nach dem ersten von Pearl Harbour, das die Australier aus ihrer Ruhe riß. Damit sind auch die beiden Gefahrenherde angedeutet, die den fernen Erdteil bedrohen können. Der eine ist ein imperialistischer Staat wie es Japan war, der andere die rote Welt in einem möglichen Vordringen über Südostasien her. Im zweiten Weltkrieg machte der japanische Vormarsch vor den Toren Australiens Halt, immerhin zeugen noch heute Spuren von den Zerstörungen, die ein japanischer Angriff auf den Hafen Darwin an der Nordküste anrichtete. So ist es kein Wunder, daß die amerikanische Hoffnung, ein wiederaufgerüstetes Japan zum Bundesgenossen gegen die Roten zu gewinnen und damit auch zu einem für Australien wertvollen Faktor zu machen, hier nicht ohne weiteres geteilt wird. Immerhin zeigt die jetzige Regierung schon ein erstaunlich hohes Maß von Verständnis. Sie möchte aber gegen die Wiederholung gemachter Erfahrungen sich sichern. So ist Australien, ohne damit seine Treue zum britischen Commonwealth im geringsten zu lockern, die eines seiner Lebenselemente ist, ein bereitwilliger Partner für einen Pazifikpakt, bei dem es nur gewinnen könnte, aber auch einer nur zweiseitigen Verbindung mit den USA, von denen es übrigens auch ohne besondere Vertragsbindung Schutz erwartet. Man erinnert sich aber auch an direkte militärische Sicherungen, die sich im Krieg bewährt haben. In diesen Zusammenhang gehört die Erörterung über das Schicksal der Insel Manus in der Gruppe der Admiralitätsinseln (im einst deutschen Bismarckarchipel), die während des Krieges von den Amerikanern mit 50 Millionen Pfund Kostenaufwand zum mächtigsten Flottenstützpunkt südlich des Äquators gemacht worden war, seither aber vom wuchernden tropischen Dschungel überzogen ist. Gegen den in seinem Freiheitsstreben früher unterstützten volkreichen Nachbarn Indonesien hat neuerdings Mißtrauen Platz gegriffen, das besonders in der Neuguineafrage zum Ausdruck kommt, seitdem sich zeigt, wie wenig stabil dort das Regime ist und wie maßlos gleichwohl seine Ansprüche sind. Ein zuverlässiges und gar ein uneigennütziges Bollwerk gegen die rote Flut sind die Indonesier jedenfalls nicht. Im eigenen Land spielen die Kommunisten zahlenmäßig keine Rolle, wohl aber als Inhaber mancher Schlüsselstellung bei den Berg- und den Hafenarbeiter-Gewerkschaften. Hier den in seinen Methoden lang umstrittenen Kampf energisch aufzunehmen, gehört ebenfalls zum Regierungsprogramm unter dem Stichwort der Sicherheit. Und weil zur Verteidigung in erster Linie Menschen gehören und ein Anreiz für fremde Eroberer gerade in der Menschenleere des Erdteils liegt, steht auch die Einwanderungspolitik der Regierung unter demselben großen Leitgedanken. 200 000 Einwanderer im Jahr sollen neben dem natürlichen Zuwachs von 100 000 helfen, den bisher kaum besiedelten, freilich größtenteils hierzu auch gar nicht geeigneten Kontinent zu füllen. (Heute 8,2 Mill. auf 7,735 Mill. qkm.) Hier aber berühren sich wiederum die Fragen der Sicherheit und des Lebensstandards. Denn zu den Grundweisheiten der erstmals schon 1904 und seither oft regierenden Arbeiterpartei gehörte der Satz, daß sich hohe Arbeitslöhne nur bei knappem Angebot an Arbeitskräften, also bei sparsamer Einwanderung halten!

Die Philippinen

Schlechte Nachrichten sind es immer, die von den Philippinen kommen, ob sie neue Untaten der Aufständischen oder neue Tatsachen über die trostlose finanzielle, wirtschaftliche und soziale Lage melden. Die Philippinen werden mit ihren Problemen nicht fertig. Sie sind eines der schwächsten Glieder der pazifischen Welt. Vor zwei Jahren ging von ihrem durch sein Auftreten in der UN wohlbekannten Präsidenten Quirino eine Initiative besonderer Art aus. Da war von einer pazifischen Union die Rede, deren Kern die Philippinen (neben dem damals noch nicht ganz vom Festland verdrängten Nationalchina) sein sollten. Das war nicht mehr als die Weggemeinschaft eines Blinden mit einem Lahmen. Niemals können die Philippinen solch eine zentrale Rolle spielen. Können sie doch nicht einmal Ordnung im eigenen Haus halten. Das ist umso bedauerlicher, als die Inselgruppe das Beispiel für gelungene Entwicklung einer Kolonie zum freien Staat bilden sollte. Stattdessen verdient sie eher den Namen Lazarusinseln, den ihnen ihr Entdecker Magalhaens (der dort im Kampf umkam) einst gab und den sie später zu Ehren des damaligen spanischen Kronprinzen verlor. Als die Amerikaner die Philippinen besetzten, hatten diese fast 400 Jahre spanischer Herrschaft hinter sich. Diese hatte mit dem Christentum und einer sozial-patriarchalischen Sozialordnung dem Land ohne alte Kultur die noch heute wirksamsten gesellschaftlichen Werte vermittelt, aber auch die Schäden und Härten des Kolonialsystems gebracht und war gründlich verhaßt geworden. Daher hatten die Amerikaner 1898 von den Einwohnern militärische Hilfe erfahren. Von den neuen Herren erhoffte man ein besseres Los, und sie erfüllten diese Erwartung in mancher Hinsicht, aber nicht in jeder. Die Filipinos wurden zur Freiheit geführt, aber nicht gelehrt, sie zum Nutzen ihres ganzen Volkes zu gebrauchen. Äußerlich vollzog sich eine stufenweise Emanzipation: 1916 wurde ein Parlament gewährt, 1935 eine fast dominiale Stellung eingeräumt, 1946 pünktlich das lange vor dem zweiten Weltkrieg gegebene Versprechen der völligen Unabhängigkeit eingelöst. Dieser Krieg traf die Inselgruppe materiell schwer, aber die politische Reife der Bewohner kann er an sich nicht auf eine geringere Stufe zurückversetzt haben, man sollte eher meinen, im Gegenteil! Nun ist es ja überhaupt abwegig, sich einen derartigen völkerpsychologischen Prozeß schematisch vorzustellen. Wie anderwärts, hat hier der Krieg in mannigfacher und weder voraussehbarer noch auch heute ganz übersehbarer Weise gewirkt. Die japanische Besatzung bewog die einen zur Mitarbeit an einem neuen Ostasien unter japanischer Hegemonie und trieb die andern zum Widerstand. Wie in anderen Ländern, aber mit allen asiatischen und lokalen Besonderheiten, wirkten die in der Widerstandsbewegung entfesselten Kräfte nach dem Krieg fort, nationale und soziale Ziele verfolgend, bald kommunistischer Leitung verfallen. Die jetzt auf weiten Gebieten der Hauptinseln (der ganze Archipel umfaßt Tausende von bewohnten und unbewohnten Inseln!) ein Terrorregiment übenden „Hukbalahaps“ werden von erklärten Kommunisten sehr planmäßig geführt, an deren Spitze Luis Taruc steht, der sich Mao-tse-tung zum Vorbild genommen hat. Errichtung einer Volksdemokratie nach bekanntem Muster und Ausschäl-

tung des amerikanischen Einflusses ist sein Ziel. Dieser Einfluß ist nicht nur in der Zwangsvorstellung der Kommunisten, sondern wirklich vorhanden, und leider auch in einer nicht eben glücklichen kapitalistischen Ueberlagerung. Daneben steht aber der Einfluß, der von jahrzehntelanger Arbeit herrührt und natürlich nicht mit der Abgabe aller Verwaltungsfunktionen ausgeschaltet wurde. Glücklicherweise nicht! Aber er ist allzu gering, um auszugleichen, was die Filipinos schlecht machen. Die Amerikaner haben sich viel mit dem Mißerfolg, den die vorzeitige Emanzipation ihrer ostasiatischen Inselkolonie bedeutet, befaßt, redlich nach den Gründen, auch ihrer eigenen Begehungs- und Unterlassungssünden geforscht und sind auch praktisch ans Werk gegangen, um zu bessern. (Hierüber schreibt u. a. die bedeutende Zeitschrift „Foreign Affairs“, April 1951.) Sie haben auf Grund eines Vertrages das Recht auf 23 Stützpunkte auf den Inseln, aber diese sind kein Ersatz für die innere Befriedung der Philippinen, ohne die vielmehr auch die Stützpunkte an Wert verlieren. Da die verliehene Freiheit nicht angetastet werden soll, müssen die üblichen sonstigen Mittel helfen: Untersuchungskommissionen, weitere Geldhilfe zu der schon bisher reichlich gewährten, Kontrollen auf diesem und jenem Gebiet. Noch sind die Amerikaner daran, diese Mittel zu erproben. Es bedarf des ganzen amerikanischen Optimismus, um sich davon durchschlagende Erfolge zu versprechen.

Gibraltar

Ob Spanien für eine Zusammenarbeit mit dem Westen gewonnen werden muß oder ob sie sich von selbst versteht, weil sie im Interesse des Landes liegt, darüber wird immer wieder einmal diskutiert. Bei den neuesten Erörterungen hierüber hat Spanien das Thema Gibraltar nicht berührt, während es früher gelegentlich stark im Hintergrund stand. Vergessen war es nie, und gleich den einst in Großschrift angebrachten Maueraufschriften „Gibraltar“ an zahlreichen Stellen der Hauptstadt, die unter der später angeordneten Uebermalung hervorschimmern, kommt es immer wieder an die Oberfläche, wenn sich ein Anlaß bietet, und gehört sonst zu den latent wirksamen politischen Fragen. Für Europa ist es geographisch nur ein Randproblem, und das ist es auch für den Westen als Ganzes in politischer Beziehung. Vor allem für uns Deutsche ist die Frage, wer die Wacht am Mittelmeereingang hält, ganz fern gerückt. Daß einer der abenteuerlichen Pläne des Dritten Reiches im zweiten Weltkrieg dorthin zielte, ist fast vergessen. Und wem gäben schon die fernen, kaum bekannten geschichtlichen Kuriosa zu denken, daß ein Deutscher, der seinerzeit berühmte Ingenieur Speckel aus Straßburg, im Auftrag Kaiser Karls V. aus der Naturfestung (einem Felsblock von 400 m Höhe aus dem Meer ragend, einer der Säulen des Herakles der Alten Welt!) und den Ruinen eines maurischen Kastells eine richtige Festung machte, und daß zweihundert Jahre später ein deutscher Prinz und kaiserlicher Feldmarschalleutnant, Georg von Hessen-Darmstadt, sie im Handstreich für die Engländer einnahm? Seither, seit 1704, ist Gibraltar einer der Stützpunkte der britischen Macht im Mittelmeer, der wichtigste von allen, weil eigentlich er die anderen erst bedingt. Wahrschein-

lich konnte nur eine dem Mittelmeer ursprünglich fremde Macht die Bedeutung dieses Platzes erst richtig ermessen — und danach handeln. Sein Besitz in britischer Hand machte die Mittelmeerstaaten zu Gefangenen, d. h. ihren Zugang zum Ozean von der englischen Zustimmung abhängig, und er ließ Spanien und Frankreich, die gleichzeitig Mittelmeer- und atlantische Staaten sind, ihr Machtpotential an beiden Meeren sich nicht zu gesammelter Kraft gegen England entfalten. Er erst ließ England ins Mittelmeer eindringen, auch gegen den Willen seiner Anwohner, und sicherte, seitdem dieses Binnenmeer seinen östlichen Ausgang hat, die große Straße des Weltreichs nach Asien und Australien. Die Meerenge zwischen Europa und Afrika ist an der schmalsten Stelle 14 km und dort, wo im Jahre 711 der Araber Tarik übersetzte, zwischen Ceuta und Gibraltar, dem „Felsen des Tarik“, 22 km breit. Die Sperre der Meerenge erforderte früher naturgemäß auch Schiffe, die Festung Gibraltar allein genügte dazu nicht, aber sie bildete mit ihrem Naturhafen für diese Schiffe die ideale Operationsbasis. Seitdem es weittragende Geschütze und Minensperren gibt, hat sich die Bedeutung des Stützpunktes noch wesentlich erhöht. Die Engländer wußten immer, was sie an Gibraltar hatten. Zwar kennen wir mehrere britische Flugschriften aus dem 18. Jahrhundert, die die Frage, ob sich seine Verteidigung lohne, sehr skeptisch beurteilen. Aber Gibraltar wurde verteidigt, und immer mit Erfolg, gegen die mehrfachen Versuche der Wiedereroberung, die Spanien unternahm, solange es noch eine wirkliche Macht war. Im Zuge dieser Bemühungen ließ Spanien einmal 10 000 Mann an der Landseite zum Angriff aufmarschieren, und setzte ein anderes Mal schwimmende Batterien ein — alles vergebens. Niemals gelang es ihm, den Dorn aus seiner Ferse zu ziehen. Später, im Zeitalter spanischer Machtlosigkeit, ergab sich das seltsame und doch verständliche Bild, daß England um Gibaltars willen spanische Interessen schützte: als es dafür sorgte, daß Spanien seine Marokkonezone erhalten blieb, die in seiner Hand für England ein bequemerer Nachbar war als Frankreich. Aber ein Gegenstand der nationalen Irredenta blieb Gibraltar für Spanien immer. Da verfangen auch die oft wiederholten Gegenargumente von britischer Seite nicht, daß Gibraltar länger unter englischer Herrschaft stehe als vorher unter der spanischen Krone, daß seine Bewohner, mögen sie auch einen spanischen Dialekt sprechen, mehr Italiener, Malteser und Juden als Spanier seien, daß diese 25 000 Menschen eine mit dem Festungscharakter eben noch vereinbare gewisse Autonomie genießen und daß sie, ihres wirtschaftlichen Vorteils eingedenk, gar nicht zu Spanien wollen. Auch den Außenstehenden können diese Gesichtspunkte nicht überzeugen, allzu klar ist doch Gibraltar ein Stück spanischen Bodens. Eher könnte dieser Außenstehende sich zur Richtschnur nehmen, daß England ein zuverlässigerer Wächter am Mittelmeer ist als dies Spanien sein könnte, und daß solche Wacht im Interesse der westlichen Welt in guter starker Hand sein sollte. Diese Quadratur des Zirkels zu lösen: das ist eine echt europäische Aufgabe.

**Die Deutsche
Akademie für Sprache
und Dichtung**

Am 16. Juni wurde der Deutschen Akademie in einem feierlichen Akte von der Stadt Darmstadt das wiederaufgebaute Ernst-Ludwig-Haus auf der Mathildenhöhe übergeben und ihr dadurch eine Heimat geschaffen, die ihr nunmehr eine aktive Arbeit für ihre Ziele ermöglicht. Es wird ein bleibender Ruhmestitel für die Stadt Darmstadt sein, daß sie in einer Notzeit, getreu einer großen geistigen und kulturellen Tradition, die Mittel bereitgestellt hat, um dieses Werk zu vollenden. Der Magistrat der Stadt Darmstadt und die Hessische Landesregierung haben auch dem Präsidium der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung die Verleihung des Georg Büchner-Preises übertragen und dadurch wesentlich dazu beigetragen, ein Ziel der Akademie: die Unterstützung würdiger deutscher Schriftsteller zu verwirklichen.

Eine Woche vorher hatte das Präsidium der Deutschen Akademie den ersten Schritt in die internationale Öffentlichkeit getan. Auf Einladung von schweizer Freunden fand mit den in der Schweiz lebenden Korrespondierenden Mitgliedern eine Tagung auf dem Bürgenstock bei Luzern statt. Sie hat dazu gedient, die früher so engen, durch den Nationalsozialismus abgebrochenen Verbindungen zwischen den schaffenden geistigen Menschen Deutschlands und der Schweiz wiederherzustellen. Dieses Bemühen ist von dem Bundespräsidenten Theodor Heuß, der selber Mitglied der Akademie ist, sowie von der Hessischen Landesregierung lebhaft begrüßt worden. — Zu neuen Korrespondierenden Mitgliedern in der Schweiz wurden gewählt: Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust, Prof. Dr. Robert Faesi, Prof. Dr. Max Huber, Meinrad Inglin, Prof. Dr. Gottfried Jedlicka, Dr. Jakob Job, Prof. Dr. Werner Kaegi, Dr. Eduard Korrodi, Dr. Ernst Schürch, Prof. Dr. Walter Willi, Dr. Ernst Zahn und Dr. Hans Zbinden. — Die Akademie darf hoffen, daß diese Tagung dazu beigetragen hat, einen guten Schritt vorwärts auf dem Wege zu einem besseren Verständnis zwischen den Völkern und zu einer Zusammenarbeit mit den freien Geistern aus allen Völkern getan zu haben.

Es ist in der Literatur nicht anders, als im Leben: wohin man auch sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist. Alles erfüllt und alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Literatur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht und ihn erstickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechts wegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an sich, während sie bloß in der Absicht, Geld einzutragen, oder Ämter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht bloß unnütz, sondern positiv schädlich. Neun Zehntel unserer ganzen jetzigen Literatur hat keinen andern Zweck, als dem Publika einige Thaler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Rezensent fest verschworen.

Arthur Schopenhauer

Der Ruf der Posaune

Aus Helmut Paulus' Wiedertäufer-Roman „Die tönernen Füße“ bringen wir einen Abschnitt von unmittelbarer Gegenwartsbezogenheit. Denn der Roman gibt in der Schilderung der Vorgänge in Münster in den Jahren 1534 und 1535, der Herrschaft einiger Fanatiker über eine verwirrte und terrorisierte Stadt eine Parallele zur Gegenwart. Die Herrschaft dieser Fanatiker muß zerbrechen, wie jede Herrschaft zusammenbrechen muß, die auf nichts anderem als auf den tönernen Füßen der Gewalt gegründet ist. Uebrig bleibt eine verwüstete, zu Tod erschöpfte Stadt, ausgebrannte, leere Menschen, ein Spiegel durch die Jahrhunderte, aus dem ein Widerbild erscheint, dessen Verwirklichung immer von neuem droht, wenn dem Einzelnen die Verantwortung entzogen wird und er nichts anderes mehr ist als ein Instrument in der Hand der Mächtigen.

Die Redaktion

So ist die Hälfte des Oktobers vergangen. Die Sonne hat schon viel von ihrer Kraft verloren, und die Nächte sind lang und dunkel geworden. Der feuchte Herbstwind fährt über die Felder vor der Stadt einher, welche in diesem Jahr nicht bestellt worden sind und keine Frucht getragen haben. Er treibt schwere Regenwolken herauf, die tief über den Türmen und Dächern herabhängen.

An einem Samstagmorgen, früh um fünf Uhr — der Morgen dämert noch nicht, und die Finsternis der Nacht liegt wie eine Last in den Schluchten der Straßen und Gassen — beginnt die Posaune zu dröhnen. Seltsam grell und mißtönend ist ihr eherner Ruf, er schwillt übermächtig an, und er reißt die Menschen in den Häusern aus Schlaf und Traum.

Sie fahren auf. Sie sitzen aufrecht im Bett. Sie starren mit verwirrten Augen vor sich hin in die Finsternis und lauschen mit angehaltenem Atem. Mein Gott! Was ist das gewesen? Plötzlich spüren sie, wie ihnen das Herz in der Brust schwer und dumpf zu pochen beginnt. Und dann ist es wieder da. Schon näher jetzt. Vielleicht unten in der Gasse gerade vor den Fenstern des eigenen Hauses. Es beginnt mit einem tiefen, grollenden Ton, steigert sich, schwillt an, beginnt zu dröhnen wie der böse Schrei eines Untiers, wird wieder leiser und erstirbt wimmernd. Es kann keinen Zweifel mehr geben: Er ist da, den sie immer gefürchtet haben: Der verkündete Ruf der Posaune!

Sie fahren aus den Betten und tapfen mit nackten Füßen zu dem Tisch hinüber. Die tastenden Hände suchen im Dunkel nach dem Feuerzeug, sie zittern und beben dabei, denn nun ist es entschieden, nun gibt es keine Hoffnung mehr und keine Gnade, schon weiter weg schreit die Posaune auf in der Gasse. Nun brennt das Licht, das auf dem Tisch steht, ein erbärmliches, zitterndes Flämmchen, das zuckend um sein Leben kämpft. Aber es erweicht das Wachs, wird größer und stärker,

es findet Nahrung, nun steigt es empor, und die dunkeln Schatten beginnen über die Wände und an der Decke entlang zu hüpfen und zu huschen ...

Es ist ja alles bereit! Die Bündel mit dem Allernötigsten sind gepackt und stehen schon seit Tagen und Wochen verschnürt in einer Ecke. Wieviel von dem, an welchem das arme Herz hängt, muß zurückbleiben. Aber es haben die Prädikanten in den vergangenen Tagen gelehrt: „Nehmt nicht zuviel mit, lieben Brüder und Schwestern! Ueberlastet euch nicht. Ihr braucht es nicht unterwegs. Dort, wohin ihr kommt, sind mehr Kleider, als ihr jemals anziehen könnt. Wenn ihr unterwegs seid in das Gelobte Land, so werdet ihr nicht müde werden vom Gehen, ihr werdet weder Hunger noch Durst schmecken, der Herr ist bei euch, der Herr wird für euch sorgen!“

Solange die Männer in die Kleider fahren und nach den Waffen greifen, sind die Weiber längst aus dem Bett. Sie schreien und weinen nicht, sie haben keine Zeit dazu, sie haben nicht einmal Zeit, sich richtig anzuziehen, wirr hängen ihnen die Haarsträhnen ins Gesicht, barfüßig tapfen sie auf dem kalten Fußboden, ihre Gesichter sind weiß und starr, manchmal steigt ihnen ein trockenes Schluchzen in die Kehle. Jetzt erst wissen sie, daß sie alles zurücklassen müssen, alles, alles, die kupfernen Kessel und die Kacheln, die an der Wand hängen, die selbstgewobene Leinwand, die Betten, die Kleider, welche sie bis zu dieser Stunde vor den Augen der Diakone haben verbergen können ... wieviel ist da, an dem das Herz hängt, es ist bitterer als der Tod, dies alles lassen zu müssen, sie schlagen mit fahrigen Händen die Deckel der Truhen zurück, sie ziehen die Schubladen auf, sie öffnen die Kasten: Ach dies noch und jenes, dies einzige, kleine noch, das kann ja nicht zurückbleiben, um Gottes Willen! wie ist es nur möglich, daß sie nicht vorher daran gedacht hat, es wird auf den Tisch geworfen, ein Berg von Dingen türmt sich auf dem Tisch, mit fahrigen Händen versuchen sie, noch ein Bündel zu schnüren und sie werden nicht Herr über die Menge, die ihnen unter den Händen auseinanderquillt. Jetzt beginnen ihnen die Tränen zu laufen, sie wissen nicht mehr, was sie tun sollen, sie schreien nach dem Mann, um Gottes Barmherzigkeit willen! wo ist er denn hin? warum ist er nicht da, um zu helfen? fern ... fern ... weit fort schon grollt die Posaune und der Mann ist hinuntergelaufen auf die Gasse um zu sehen, was die Nachbarn tun und ob sie schon bereit sind ...

Nun sind die Kinder aufgewacht, sie sitzen in dem Bett und schreien laut, wenn sie die Tränen der Mutter sehen. Um Gott! Nackt sind noch die Kinderlein und draußen ist es kalt, sie werden sich den Tod holen in der furchtbaren Nacht, das Weib läuft und rafft die Kleider zusammen und die Tücher und wirft sie den Kindern auf das Bett. „Zieht euch an!“ schreit sie, „helft einander, ich kann euch nicht helfen, ich muß das Bündel schnüren, wer nicht fertig ist, wird zurückgelassen in der Stadt, der Prophet hats gesagt und die Wölfe werden in die Stadt kommen und euch auffressen und niemand wird mehr dasein, der euch helfen kann!“ Und die Kinder bekommen große, angstvolle Augen und pressen die Fäuste vor die Münder und weinen und weinen und die Mutter fährt

hin und her zwischen ihnen und dem Tisch und die Kinder werden nicht fertig und das Bündel wird nicht fertig und die Posaune ist schon so weit fort, daß man sie kaum noch hört...

Der Mann läuft die Treppe wieder herauf, seine Waffen klirren bei jedem Schritt, er schreit laut nach dem Weib. Sie hat aber keine Zeit, sich umzuwenden, sie steht über den Tisch gebeugt und packt und packt, die bebenden Hände sind so ungeschickt, daß sie nichts mehr fertig bringen und die Kinder schreien und wollen zu essen und das Weib läßt wieder alles liegen und stehen und läuft kopflos und mit hastigen Schritten, um Brot zu holen, nur um den Kleinen den Mund zu stopfen, weil sie ihr Weinen nicht mehr hören kann...

Dann steht der Mann unter der Tür. Warum sagt er denn nichts? Sie spürt seinen Blick in ihrem Rücken. Aber sie wagt es nicht, sich umzudrehen, noch hastiger arbeiten ihre Hände, aber es ist alles umsonst, sie bringt dieses Bündel nicht zusammen, es fällt ihr in den Händen wieder auseinander, da läßt sie die Arme sinken, sie seufzt tief und trostlos auf und wendet sich um und sieht nach dem Mann hinüber.

Da steht er an der Tür. Er hat die Hackenbüchse in der Hand, er hat den Beutel mit Kraut und Lot umgehängt, er hat das Schwert an der Seite, er steht da und sieht sie an und seine Augen sind schmal und seine Lippen sind sonderbar verzogen. Und er fragt sie: „Was machst du denn da?“

Sie muß Atem schöpfen. Sie drückt die Hände auf die Brust. Sie sagt mit ganz hoher Stimme und ihre Augen beginnen zu flackern: „Ich muß packen! Ich muß das alles noch mitnehmen, es ist mein Brautkleid, es ist der Mantel, den du mir geschenkt hast, es ist die Schatulle mit den Papieren, vielleicht brauchst du sie doch noch einmal wieder, es ist die silberne Kette von deiner Mutter... ach! ich kann es nicht zurücklassen, so hilf mir doch, es zu verschnüren, meine Hände sind so schwach, ich will es alles tragen, ich kann es mir auf den Rücken binden, wenn du mir dabei hilfst, ich will alles tun, was ich kann...“

Warum sieht er sie denn so sonderbar an? Jetzt deutet er mit einer Kopfbewegung nach dem Fenster. Warum rührt er sich denn nicht? Warum tritt er denn nicht an den Tisch, um ihr zu helfen? Jetzt sagt er: „Horch einmal!“ Seine Stimme ist so seltsam, flach und heiser, gar nicht tief und ruhig und voll Sicherheit, wie sonst, selbst die Kinder hören einen Augenblick mit Weinen auf, es ist ganz still in der Stube, alle schweigen und horchen.

Und da hören sie von draußen her, von der Gasse herauf, viele Schritte. Eilende Schritte, rasche Schritte, laufende Schritte. Trippeln von Kinderfüßchen. Schwere Schritte von Männern, die von Waffengeklirr begleitet sind. Weinerliche Rufe dazwischen von Frauenstimmen. Vielleicht sind die Lasten zu groß, welche die gekrümmten Rücken schleppen müssen. Kinderweinen. Atemlose, scheltende Stimmen, und eilende Füße, eilende Füße...

Sie hebt ihr weißes Gesicht und sieht den Mann an. Wie unruhig sind seine Augen, sie vermeiden es, ihren Blick zu treffen. Jetzt sagt er: „Sie sind schon alle unterwegs! Sie haben ihre Häuser schon verlassen. Sie

laufen zum Berg Sion. Sie wollen nicht zu spät kommen. Vielleicht sind sie schon ausgezogen bis wir fertig sind! Dann stürmen die Knechte des Bischofs von allen Seiten in die leere Stadt, um zu plündern. Sie werden jeden totschiessen, den sie noch in der Stadt finden!“

Die Lippen der Frau beginnen zu beben. Sie macht eine hilflose Gebärde zu dem Tisch hin. Sie klagt: „Ich kann doch dies alles nicht zurücklassen, wenn du mir nur helfen wolltest...“

Warum ist er denn so seltsam und antwortet nicht? Sie beginnt still und lautlos zu weinen. Er sagt: „Hörst du es, wie sie laufen, es klingt, als liefen sie um ihr Leben! Du bist noch nicht einmal angezogen und die Kinder sind noch nackt im Bett. Wenn die andern fort sind, dann brauchen wir nichts mehr, keinen Mantel und kein Brautkleid, nicht einmal mehr ein Fuß hoch Erde. Sie werden vielleicht die Stadt anzünden und wir werden in ihr verbrennen. Du und ich und deine Kinder!“

Sie stößt einen Schrei aus. Jetzt läuft sie zu den Kindern hinüber und reißt sie aus dem Bett. Laut weinen die Kinder, sie sträuben sich und wollen sich nicht anziehen lassen. Sie schlägt sie und küßt gleich darauf die tränennassen Gesichtchen und merkt den salzigen Geschmack auf den Lippen. Sie hört die Stimme des Mannes, immer noch ist sie so seltsam tonlos, sie sagt: „Vielleicht ist es ja auch gleichgültig, ob wir gehen oder ob wir in der Stadt bleiben, sie sind alle verrückt geworden! Vielleicht richtet der Bischof jetzt schon die Rohre seiner Geschütze auf die Tore der Stadt. Gott wird um unsretwillen kein Wunder tun! Ich glaube, Gott ist es müde geworden, Wunder zu tun...“

Jetzt sind die Kinder endlich angezogen. Jetzt läuft sie und holt das Brot, sie schneidet es und steckt den Kindern die Stücke in die Taschen. Sie sagt: „Davon könnt ihr essen, wenn ihr hungrig werdet unterwegs...“

Der Mann sieht ihr zu. Er verzieht die Lippen. Er sagt: „Wenn uns die Bischöflichen versprengen, so geh nach Warendorf mit den Kindern. Schmeiß die Bündel weg und sieh, daß du mit den Kindern durchkommst. Frag nach meinem Bruder in Warendorf, er soll dich aufnehmen!“

Sie kniet auf dem Fußboden vor den Kindern, um ihnen die warmen Tücher umzubinden. Jetzt blickt sie zu ihm auf und fragt: „Warum glaubst du nicht, daß Gott uns schützen wird? Was haben denn diese armen Kinder getan, daß ein solches Elend über sie kommt?“

Er gibt keine Antwort. Er sagt: „Hörst du es? Nun ist es schon viel stiller geworden auf der Gasse, sie sind schon alle durch und haben sich auf dem Berge Sion versammelt. Und du hast noch nicht einmal deine Schuhe an und bist ohne Rock! Es ist viel zu spät, viel zu spät...“

Während er das sagt, läuft sie schon. Sie holt die Schuhe und den Rock. Er sieht ihr zu, wie sie mit fliegenden Fingern die Schuhe bindet. Er verzieht die Lippen und sagt: „Die Wolken haben sich nicht aufgetan! Die Posaune hat nicht aus den Wolken gerufen. Der hinkende Hans ist durch die Gassen und hat die Backen aufgeblasen und hat in die Posaune gestoßen. Ist auch Gottes Posaune oder des Teufels Posaune, es ist ja alles eins!“

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Idee und Wirklichkeit des Friedens

Des 70. Geburtstags von Rudolf Pannwitz wurde in der deutschen Presse in einer Reihe von Würdigungen hohen Ranges gedacht. Man konnte fast den Eindruck gewinnen, als ob der große Denker und Dichter über eine geistige Leserschaft in Deutschland verfüge und als ob sein Werk in deren Bewußtsein durchaus den ihm gebührenden historischen Platz einnehme. Aber diese festliche Schauseite gibt leider nicht die wahre Sachlage wieder. Rudolf Pannwitz gehört zu der Generation bedeutender schöpferischer Geister aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, die infolge der politischen und — damit zusammenhängend — der psychischen Zertrümmerungen und Verwandlungen nicht mehr voll in das Bewußtsein des deutschen Volkes eintrat. Er teilt damit das Schicksal seiner Zeitgenossen Alfred Mombert, Otto zur Linde, Theodor Däubler, Ludwig Derleth, Karl Wolfskehl, Rudolf Kaßner, Rudolf Borchardt und anderer. Dabei ging es ihnen allen bei ihren künstlerischen und denkerischen Bemühungen nur um die Zeit, um die Erfassung und Formung ihrer Zeit, allerdings nicht nach deren Oberflächen-Aktualität, sondern nach deren Tiefen-Aktualität. Das ist auch das Anliegen des großen Pannwitz'schen Lebenswerks. Aber dieser Weg ist den meisten Lesern zu weit. Sie wollen nur kürzere Strecken gehen. Die Fundamental-Einsichten der genannten Künstler sind ihnen zu umfassend, nicht momentan genug, nicht genug auf ihren privaten Augenblick zugeschnitten.

In welch hohem Maße Rudolf Pannwitz es vermag, die Tiefen-Aktualität mit der des Augenblicks, der Oberfläche zu verbinden, erweist sein neues Buch „Der Friede“ (Nürnberg 1950, Verlag Hans Carl. 184 S., Leinen DM 8,—). Aus der

gegenwärtigen Welt-Friedens-Diskussion, aus dem großen ost-westlichen Gesprächsversuch heraus ist dieses Buch angeregt worden. Es gibt wohl kaum ein aktuelleres Thema. So ist auch das Buch gesättigt mit allen Problemen unserer Zeit, den politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen. Die ganze Thematik der Weltpresse ist hier von einem erleuchteten Geiste eingefangen und unter ein höheres Gesetz gestellt. Denn was Pannwitz von den Journalisten unterscheidet, ist, daß er die Dinge und die Ereignisse nach ihren Wurzeln hin zu Ende denkt. Er weiß, daß der Friede nicht nur ein Zustand ohne Krieg ist. Denn dann haben wir immer erst eine Vorkriegs- oder Nachkriegszeit. Zu dem Frieden selbst gehören noch Begründungen, Verfestigungen, Konsolidierungen, die nicht auf den Krieg hinblicken, sondern auf den Frieden und seine eigenste Natur. Der Friede kann nicht nur von der Kriegsangst getragen werden. Er muß tiefere Wurzeln haben. Er muß von dem ganzen Umfang des Menschlichen getragen werden, und er muß dieses Menschliche in die Wirtschaft und die Politik hineinstrahlen. So zeigt das Buch, daß der Friede nicht mit ein paar billigen äußeren Regulativen erkaufte werden kann, daß er vielmehr beträchtliche Umformungen des Menschlichen zur Voraussetzung hat. Deshalb verliert sich das Buch aber nicht etwa in philosophischen oder humanitären Betrachtungen, sondern ist prall erfüllt von dem Schicksal des 19. und 20. Jahrhunderts, bis auf unsere letzte Gegenwart hin, die mit Koreakrieg und Schuman-Plan darin figuriert. Das Buch ist ein Brevier unserer Zeit, in dem jeder nachlesen mag, wie dies oder jenes Detail, das ihn gerade angeht und interessiert, sich unter einem höchsten Aspekt ausnimmt. Und es ist außerdem das Buch eines glüh-

den Lebenswillens und einer in sich gesicherten Lebenskraft, eine Bestärkung der Unverzagten und eine heilsame Tag- und Nachtlektüre der Mutlosen und Ver zweifelten.

Fritz Usinger

Alte Bekannte der Philosophie

Auch in der Philosophie setzt sich heute das Spezialistentum durch. Es führt zu dauerhafteren Leistungen, wenn man seine Kräfte und Bemühungen, statt einem abstrakten Universalismus nachzujagen, auf einem bestimmten Problemfelde zusammenfaßt. Ein Spezialist dieser hochkonzentrierten Art ist Arnold Gehlen. Man denkt bei seinem Namen sogleich an das Werk „Der Mensch“, das eines der wichtigsten Bücher zur philosophischen Anthropologie ist, die in den Jahren vor dem Kriege bei uns herausgekommen waren. Gehlen hat sein Werk jetzt in vierter, verbesserter Auflage erscheinen lassen (Bonn 1950, Athenäum Verlag, 445 S., Leinen, 20,— DM). Er hat es in den Grundgedanken nicht verändert, sondern nur auf den neuesten Stand der Forschung gebracht und durch Zusammenlegung einiger Kapitel und Straffung des Textes im Umfang etwas verringert. Die Anthropologie hat eine breite naturwissenschaftliche Seite, auf der in den letzten Jahren besonders durch angelsächsische Forscher beträchtliche Mengen neuer Erkenntnisse zu Tage gefördert wurden. Auch die Theorie und Hypothesenbildung hat Fortschritte gemacht. Schließlich haben wir in den Fundamenten unseres anthropologischen Denkens einige geschichtliche Erfahrungen von größter Bedeutung sammeln müssen. Gehlen hat alle diese Entwicklungsstöße auf seinem Forschungsfelde berücksichtigt; relativ am wenigsten den dritten, da er dann vielleicht zu einer Korrektur seiner Grundauffassungen vom Menschen veranlaßt worden wäre. So wird man das Werk mit dem größten Gewinn vor allem in seinen naturwissenschaftlichen Passagen nutzen können, während über die zentralen Theorien des Verfassers vom Wesen des Menschen am ehesten Meinungsverschiedenheiten möglich sind. Gehlens Absicht läuft darauf hinaus, den Menschen völlig aus sich heraus, mit eigenständigen „anthropologischen Kategorien“ zu verstehen. Er führt zu diesem Zweck eine doppelte Polemik, einerseits gegen die Metaphysik einer religiös orientierten An-

thropologie, die den Menschen nicht ohne den Gottesgedanken verstanden wissen will; andererseits gegen eine rein entwicklungsgeschichtliche und zoologische Menschenkunde, für die der Mensch ein arrivierter Affe oder zum mindesten nur eine spezialisierte Tierart ist. Die Anatomie, Morphologie, Entwicklungsgeschichte und Physiologie des Menschen haben freilich der letzteren Theorie inzwischen auf ihrem eigenen Felde allen Wind aus den Segeln genommen. Der Mensch hat sich als „das noch nicht festgestellte Tier“, als plastisch und bildsam, in vieler Hinsicht geradezu foetal, jedenfalls in keiner Weise ausspezialisiert, wie die eigentlichen Tiere, herausgestellt und damit seine Sonderstellung in der Welt auch unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten besiegelt. Gehlen geht jedoch nun nicht soweit wie die ältere idealistische Anthropologie, aus dieser Sonderstellung Verbindungen des Menschen zu höheren Seinsbereichen spekulativ herzuleiten. Insbesondere lehnt er es ab, den Menschen vom Geist, von der Vernunft, von der Sprache, überhaupt von irgendeinem spezifischen Merkmal her zu verstehen und zu definieren. Er findet vielmehr, daß alle jene Merkmale einzeln genommen auch auf Tiere zutreffen können, daß sie zum mindesten kein sicheres Kriterium liefern, das unser Urteil bei der einfachen Feststellung: „dies ist ein Mensch!“ leiten könnte; jener Feststellung, die wir instinktiv in jedem konkreten Falle doch mit völliger Sicherheit zu vollziehen vermögen. Das Stufenschema, die abstrakte Gliederung der Menschennatur in Leib, Seele, Geist, aber auch das ebenfalls abstrakt verbleibende, im Grunde nichtssagende Prinzip der „Leib-Seele-Einheit“, das nur den Dualismus von Leib und Seele abwehrt, selbst aber darüber hinaus keine positiven Aussagen über das Wesen des Menschen macht, lehnt Gehlen ebenfalls ab. Seine eigenste Theorie läuft statt dessen darauf hinaus, den Menschen unter dem Begriff der „Handlung“ zu verstehen. Er definiert den Menschen als das „handelnde Wesen“. Von hier bekommt seine Anthropologie jenen aktivistischen Zug, der sie in der Vergangenheit in eine gewisse Ideenverwandtschaft zu den nationalsozialistischen Thesen brachte, wobei man freilich eine zuchtvoll entwickelte wissenschaftliche Begrifflichkeit nicht mit den tönenden

Schlagworten der Gosse in einen Topf werfen darf. Immerhin liegt an diesem Punkte ebenso sehr die Originalität wie auch die Schwäche der Gehlenschen Anthropologie, hinter der vor allem verschiedene Impulse Nietzsches, insbesondere dessen Gedanken von Zucht und Züchtung und von einem als Selbstüberwindung gedeuteten Willen zur Macht wirksam sind. Es ist sicherlich richtig, daß der Mensch mit einer Aufgabe schon in die Welt kommt, daß sein Sein das Tätigsein nicht nur als Modus sondern als Wesen in sich begreift, daß er hinter seinen existentiellen Anforderungen jeweils zurückbleiben oder sie erfüllen kann und daß somit Ethos und Zucht zu den Voraussetzungen menschlichen Seins gehören. Andererseits hat aber auch jede ältere idealistische Anthropologie den Menschen niemals ohne diesen Aktivismus verstanden, der sich freilich nicht nur in Taten, sondern gerade auch in den höheren Formen der Kontemplation auszuwirken vermag. Es fragt sich deshalb vor allem, ob man den Gedanken der Zucht, der ja mit dem der Moral zusammenläuft, in der Beschränkung auf eine innerweltliche, naturhafte Sphäre wird aufrechterhalten können oder ob er dann nicht zwangsläufig in eine aktivistische Verkrampfung führen wird. Wir haben den Leerlauf einer nur innerweltlichen Zucht, die sich nicht religiös orientierte, zu deutlich erfahren müssen. Man muß deshalb abwarten, wie Gehlen seine Anthropologie in der speziellen Auseinandersetzung mit den Problemen des Geistes und der Transzendenz weiterentwickeln wird. Er deutet in diesem Buch hiervon nur Einiges an; ergeht sich dafür aber sehr breit in einer eigenen, auf seinem Begriff der Handlung fußenden Sprachtheorie, die zu den durchdachtesten und fruchtbarsten Teilen des Buches gehört.

Wer in der anthropologischen Forschung, sei es nun in ihren naturwissenschaftlichen oder geisteswissenschaftlichen Sektionen arbeitet, wird sich mit diesem Werk immer wieder befassen und auseinandersetzen müssen. Ein „alter Bekannter“ ist auch Kurt Schillings „Geschichte der Philosophie“, deren erster Band ebenfalls in neuer Auflage, umgearbeitet und verbessert herausgekommen ist (München und Basel, Ernst Reinhardt Verlag, brosch. 15,— DM). Die alten „Geschichten der Philosophie“ von Win-

delband bis zu Ueberweg-Heinze werden den heutigen Studienbedürfnissen kaum noch Genüge leisten können. Andererseits sind einigermaßen ausführliche Neudarstellungen noch nicht vorhanden. Schillings Werk erschien zuerst 1942. Er hat es nicht umarbeiten müssen, sondern „im Gegenteil versucht, die Eigenart des Buches noch deutlicher zu machen“. So wie sich unsere Geschichtsauffassungen gegenüber denen des historischen Jahrhunderts gewandelt haben, haben es auch diejenigen der Philosophiegeschichte getan. Man kommt mehr und mehr vom Ideal einer allseitigen Unparteilichkeit ab und wird gewissermaßen wieder charaktvoller. So kann auch diese Philosophiegeschichte zwar an Stoffülle, Objektivität und Lexikalität nicht mit solchen Kompendien wie dem großen „Ueberweg“ konkurrieren. Andererseits hat sie aber den Vorteil, ein wirkliches persönliches Werk, ein lesbares, anschauliches, lebendiges Buch zu sein. Die Darstellung umfaßt im ersten Bande drei große Teile, die wiederum unter die Begriffe „die alte Welt“ und „die neue Welt“ subsummiert wurden. Im ersten Teil herrschen, wie nicht anders möglich, die Griechen. Auf Platon und Aristoteles wird bei weitem am meisten Raum verwandt, während einem die Vorsokratiker und auch Sokrates selbst etwas knapp geraten vorkommen. Der zweite Teil wird als „Zeitalter des jenseitigen Gottes“ charakterisiert. Schilling bringt hier den Neuplatonismus ziemlich eng an das frühe Christentum heran und versteht beide Geistesbewegungen unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt der Entdeckung einer jenseitigen Welt, denen die Entdeckung des Geistes und der Natur bei den alten Griechen vorausging. Der dritte Teil behandelt dann das christlich-germanische Mittelalter mit dem Kernstück der Scholastik. Man sieht auch hier wieder, daß der Verfasser sich nicht auf einen allzu eingeeengten Begriff Philosophie festlegt, sondern die breiten geistesgeschichtlichen Strömungen der Zeitalter hineinnimmt, ohne sich freilich an sie zu verlieren und den eigentlichen Gedankenfortschritt der Zeiten aus dem Auge zu verlieren. Das Buch ist Lehrbuch und Lesebuch zugleich. Es ist wohl in erster Linie für Studierende gedacht. Wer hätte aber auf diesem Felde je ausstudiert? Eine lange Reihe trefflicher Abbildungen, auf

denen mancher wohl zum ersten Male die mutmaßlichen Köpfe Platons und Aristoteles', des Chrysipp, des Zenon, des Poseidonius, des Plotin u. a. zu sehen bekommt, tragen nicht wenig zum belebenden Charakter dieser umfassenden vortrefflichen Philosophiegeschichte bei.

Joachim Günther

Ein schweizerischer Spiegel der Zeit

Es sei gestattet, der Rezension von Adolf Gallikers „So geschehen — so gesehen“ (Zürich, Verlag des Schweiz. Kaufmännischen Vereins, 285 Seiten) ein freimütiges Geständnis vorzuschicken: man nimmt das Buch nur mit einem leisen, zweifelnden Zaudern in die Hand. In dem Geleitwort heißt es nämlich, es handle sich um eine Rückschau anlässlich des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins (SKV) — und das klingt für den Außenstehenden, den kaufmännischen Laien nicht gerade verlockend. Denn man erwartet nun nüchterne, trockene Darlegungen, mit kaufmännischer Pedanterie vorgetragen, über die Entwicklung des Vereins und seiner Mitglieder. Man erwartet seitenlange Zahlenaufstellungen, Statistiken oder Bilanzen und man rüstet sich moralisch auf die Begegnung mit jenem armseligen, erbärmlichen Gebilde, welches auf den Namen „Kaufmannsdeutsch“ hört und das uns in seiner Erscheinungsform als „Geschäftsbrief“ manchmal jede Freude an unserer Muttersprache verleiden könnte. Wie etwa: In Beantwortung Ihres Gehrten vom . . .

Doch weit gefehlt. Gallikers kühn ausholende Darstellung zu lesen, ist ein reiner Genuß. Er stellt den Schweizerischen Kaufmännischen Verein in den politischen und geistigen Rahmen der vergangenen fünfundsiebzig Jahre hinein und läßt mit herzlichem Humor die Welt von gestern, die „gute alte Zeit“, vor unserem Auge vorüberziehen. Pferdetrans, Gaslicht, hochbeiniges Velozipeda und gemächlich schnaufende, vorsintflutliche Lokomotiven erstehen noch einmal, und man erinnert sich, daß Karl Benz damals der staunenden Welt seinen Viertakter mit Riemenantrieb vorführte, der die ungeheuerliche Geschwindigkeit von fast drei Meter pro Sekunde erreichte. Man trug wallende Bärte, hohe Stehkragen, gestärkte Hemdenbrüste und steife Stroh Hüte und man glaubte in einer naiven, optimistischen Weise an

den Fortschritt der Menschheit, die uns Kindern des 20. Jahrhunderts, die die Dämonie der Technik am eigenen Leibe zu spüren bekamen, direkt „amerikanisch“ vorkommt.

Aber in zumindest einer Beziehung war man damals tatsächlich fortschrittlicher, als wir es heute sind. Ohne von einer „europäischen Integration“ zu sprechen, setzten sich unsere Väter in einen Zug und fuhren ohne Paß, ohne Visum, ohne mühsam erkämpfte Devisen und ohne langwierige, erniedrigende Zollkontrollen in ein anderes europäisches Land. Die Welt stand jedem offen, auch dem Jungkaufmann, und man machte im Vertrauen auf die Zukunft Pläne auf lange Sicht. Denn was sollte schließlich geschehen? Die Entdeckung der Begriffe Konjunkturschwankung, Lohn- und Preisschraube, Währungszerfall und Inflation blieb unserer von Krisenängsten heimgesuchten Zeit vorbehalten. Damals glaubte man fest an das Fortbestehen des Althergebrachten — bis dann die Welt in die Katastrophen, in die beiden Weltkriege, hineintaumelte, die alles radikal auslöschten und unseren Kontinent verwüsteten. Die besinnliche Ruhe des 19. Jahrhunderts wich dem hastigen, atemberaubenden Tempo des Maschinenzeitalters, und auch die zwar vom Kriege unberührte Schweiz blieb von dieser Umwälzung nicht verschont. Gallikers Schilderungen legen hierfür ein interessantes Zeugnis ab und stellen eine schöne Würdigung des harten Existenzkampfes des kleinen Landes im Herzen Europas dar.

Es ist gut, sich an all dieses zu erinnern, auch wenn sich für den deutschen Leser dabei zwei Erkenntnisse aufdrängen. Nämlich, wie nahe sich die Schweiz und Deutschland vor den Weltkonflikten waren, wie eng beide Länder miteinander verbunden gewesen sind und wie viele Bande der Braunauer Gefreite mit seinem tausendjährigen Reich und der Drohung, den „Gau Schweiz heimzuholen“, für immer zerschnitten hat. Und zum anderen, wie viel wertvolles Kulturgut deutscher Sprache — auf unserem Boden während der vergangenen stürmischen Zeitläufte versunken — in der Schweiz ein Asyl und einen treuen Hüter gefunden hat.

Gallikers Buch ist somit ein scharfgeschliffener Spiegel der letzten fünfundsiebzig Jahre, ein Spiegel, in dem

wir so manche Kostbarkeit entdecken können, die wir in der Hast unserer angsterfüllten Tage vergessen haben. Man darf ihm daher einen recht großen Leserkreis wünschen. Jürgen Pechel

Wunschtraum und Tatsache

„Traum und Tat“ hat Werner Ilberg einen Essay über Romain Rolland überschrieben, der 1950 in Halle/Saale (Mitteldentscher Verlag) erschien und „ein wertvolles Vademekum für jeden Kulturfunktionär“ darstellt, wie auf dem Schutzumschlag versichert wird. Der Verfasser hat es leicht, aus der Lebensgeschichte, den Handlungen und Schriften des idealistischen Franzosen politisches Kapital zu schlagen. Rolland, der rastlose ewige Jüngling, der mit verzweifelter Inbrunst an das Gute im Menschen, an den Fortschritt glaubte, der noch in hohem Alter sich in die indische Philosophie, in Vivekananda und Ramakrishna, versenkte, in der brennenden Hoffnung, hier vielleicht den Schlüssel zu finden, der ihm das Herz der Menschen öffnen helfen könne, dieser Romain Rolland hat sich selbst als „ehrlichen Weggenossen“ des sowjetischen Kommunismus bezeichnet. Er, der stets „audessus de la mêlée“ zu stehen sich bemühte, mutig, unbestechlich und unabhängig von sozialer Klasse, Nationalität und auch Konfession, beglückwünschte 1917 die russischen Arbeiter zur „Eroberung der Freiheit“. Er hat seitdem bis zu seinem Tode 1944 zu hoffen und zu glauben nicht aufgehört, daß die Folge dieser Revolution die Erlösung der Menschheit von Krieg, Imperialismus und Unterdrückung sein werde. Nicht immer war er sicher, ob ihn der Gegenstand seiner hoffenden Liebe nicht doch enttäuschen könne. „Da war zunächst seine merkwürdige Auffassung der geistigen Unabhängigkeit“, so erklärt Ilberg selbst; „... die Haltung des aus dem Bürgertum stammenden Intellektuellen, für den Freiheit unter anderem bedeutet, zu allen Zeiten alles sagen zu dürfen...“, der nicht verstanden hat, daß der Terror in Rußland ein „wohlthätiger revolutionärer Terror“ ist und der sich „durch gelegentliche Unklarheiten“ zeitweise beirren läßt. Auf ein ähnliches Mißverständnis dürfte Rollands Einstellung zurückzuführen sein, wenn er schrieb: „Die Revolution ist nicht das Eigentum einer Partei... Es gibt einige unter uns, die innerhalb der Re-

volution, und in ihr als freie Menschen zu verbleiben wünschen.“ Jedoch steht fest, daß Hoffnung und Vertrauen zu Rußland bei Rolland siegten, und nach einer Studienreise in die Sowjetunion erklärte der 68jährige einem Freund, er habe sich davon überzeugt, daß „die geistige Freiheit... in den Sowjetstaaten weit größer als irgendwo anders“ sei. (Zitiert nach der Rolland-Biographie von H. L. Goetzfried, verlegt 1946 in Westdeutschland.) Den Grad dieser Annäherung kennzeichnen sowohl Inhalt als auch Stil der Erklärung, mit der Rolland in dieser Zeit seine Tätigkeit definierte: „Die Internationale der Intellektuellen... die Diener des Geistes... bilden eine Mannschaft in der Confédération der menschlichen Arbeit, eine ‚Spezialwaffe‘ (wie die ‚Genietruppe‘) — das, was Stalin seither mit einer wuchtigen Formel die Ingenieure der Seelen genannt hat — in der Armee aller Arbeiter“. Kein Zweifel, Ilberg kann auf dialektische Tricks verzichten, wenn er Rolland zum Zeugen für seine Weltanschauung anruft. (Ebenfalls kein Zweifel, daß es symptomatisch und bedauerlich zugleich ist, daß diese und ähnliche Zitate Rollands in der Biographie von Hellwig (Lübeck 1947) fehlen und daß die sie enthaltenden Aufsätze Rollands in der Literaturübersicht der bereits erwähnten Goetzfriedschen Biographie z. T. weggelassen sind). Wir müssen Ilberg allerdings zu bedenken geben, daß sich Rolland nicht dem sowjetischen Kommunismus, sondern den Idealen Freiheit, Aufrichtigkeit, Frieden und Liebe, die er sein Leben lang vertrat, verschworen hatte. Diese Ideale glaubte er, auf immer neuen Wegen suchend, tatsächlich in Rußland verwirklicht zu finden, und er starb 1944, ehe er aus diesem Traum erwachte. Ilberg und die, die seiner Meinung sind, werden diese Darstellung als böswillige Entstellung abtun. Wir aber sehen hier, schmerzlich berührt, die grausame Tragik des Lebens eines europäischen Idealisten, der seine Gratulation an die russischen Arbeiter 1917 hoffnungsfroh mit dem Wunsch beschloß: „Bringt Europa die Gaben des Friedens und der Freiheit!“

H. v. D.

Roman einer spanischen Frau

Es ist fast ein Gemeinplatz, daß die Frau im geistigen Leben Spaniens nur eine sehr unbedeutende Rolle einnimmt.

Um so erstaunter hat man aufgehört, als die spanische Akademie im vergangenen Jahr den Fastenrathpreis einer Frau zusprach, die bereits im Jahr vorher den Eugenio Nadalpreis, die höchste literarische Auszeichnung Spaniens, erhielt. Und um so stärker wird der Eindruck, wenn man hört, daß Carmen Laforet erst 24 Jahre war, als sie 1946 ihren Roman schrieb. Ihr Roman „Nada“ — „Nichts“ in deutscher Uebersetzung — liegt nun auch in einer guten deutschen Ausgabe des Aareverlags, Bern, vor, der für die deutsche Fassung den spanischen Titel „Nada“ behalten hat. Die französische Ausgabe erschien bereits früher bei Stock in Paris.

„Nada“ ist der Roman der heutigen Mittelstandsjugend Spaniens. Mit eigenwilligem Griff wurde aus dem Leben des Volkes eine Episode herausgegriffen und mit einer ganz unbekümmerten Freiheit gestaltet. Eine junge Studentin kommt nach Barcelona, vom Lande her, voller Illusionen nach Freiheit und Erlebnissen. Im Kreis von Verwandten verbringt sie ein Jahr. Ein Jahr, in dem sie offenen Auges diese Lebensgemeinschaft beobachtet und in all ihren Höhen und Tiefen scharf zeichnet. Ohne jedes Kompromiß wird die Psyche der Personen geformt, und das Entscheidende dabei, all dies Niederdrückende, welches das junge Mädchen erlebt, vermag ihren Glauben an das Gute im Menschen und im Leben nicht zu vernichten.

Es ist ein Gemälde unserer Zeit: der Kampf der Generationen in diesem traditionsgebundenen Lande, in dem die aufkeimende Industrie nur langsam die Frau aus dem Rahmen des Haushalts und der Familie löst und in den Kampf des Lebens stellt. Darüber hinaus aber ist es nicht nur ein spanisches Problem, das sich vor uns abrollt, sondern betrifft uns alle, die wir diese Epoche leben, da eine neue Zeit heraufdämert, in der alte Werte scheinbar überlebt sind und die neuen sich noch nicht klar herauskristallisiert haben. — Zeitenwende, wie wir sie auch bei Kafka spüren, oder bei Satre und Camus. Zu allen besteht eine Bindung, und doch ist „Nada“ ganz eigenwillig spanisch, so daß jede Verwandtschaft hinfällig wird.

Immer von neuem erstaunt man bei dieser reifen Beurteilung, daß die Autorin nur 24 Jahre war, als sie das Buch entwarf. Ein Alldruck des Elends, eine

bizarre Welt ersteht vor uns, in der Gemeinheit und Prügel herrschen. Hysterische Gestalten, diese Verwandten, bei denen die junge Studentin ihr Leben verbringt. Ein Leben, das vom „Nichts“ beherrscht wird, für das „Nichts“ gelebt wird. Ist es deswegen leer? Ganz und gar nicht, denn im Herzen dieses Mädchens glüht der unwiderstehliche Wille zu leben. — Langsam nur verstreichen die Monate im Schoße dieser Verwandtschaft, während die Atmosphäre immer drückender wird. — Was ereignet sich zwischen der Ankunft in Barcelona bis zu der Abreise nach Madrid? Eigentlich nichts. Aber dieses „Nichts“ ist geladen mit Momenten der Unruhe und Erwartung.

Scharf ist dabei das Leben Barcelonas beobachtet und in wenigen kurzen Sätzen skizziert, der Hafen, diese langen gezogenen Straßen, die lange Aribaustraße, die sie schildert.

Und zur Straße tritt das Leben im Haus, der Klatsch der Nachbarinnen, die Zänkereien in der Familie, die einem Zirkel von Verrückten in Freiheit gleichen.

Die Psyche des jungen Mädchens in seiner Entwicklung ist mit wenigen Worten gezeichnet, aber besser könnte sie auch keine lange Abhandlung aufzeigen. Und dabei hat die junge Autorin schon eine tiefe Erkenntnis menschlichen Lebens in sich aufgenommen, und es ist fast die Quintessenz ihres Werkes, wenn sie schreibt: „Wenn in jener Nacht, so dachte ich, die Welt untergegangen wäre oder eines von beiden den Tod gefunden hätte, wäre ihre Geschichte vollkommen und schön wie ein in sich geschlossener Kreis gewesen. So pflegt es in den Romanen und Filmen zu sein — nicht aber im Leben . . .“ Zur erstenmal wurde mir klar, daß alles weitergeht, grau wird und lebend verfällt. In unserer Lebensgeschichte gibt es kein Ende, bevor nicht der Tod kommt und den Körper zerstört . . .“ Und an anderer Stelle: „Sinnlose Tragödien — unnütze Tränen: das war damals für mich das Gesicht des Lebens.“ R. Caltofen

Simon Bollvar und die Befreiung Südamerikas

Unter diesem Titel ist im Südverlag in Konstanz ein Buch erschienen von Gerhard Masur, heute Professor am Sweet Briar College, Virginia,

USA. Masur ist Deutscher. Er war bis zum Jahre 1935 Privatdozent an der Universität Berlin; aber die Hitler-sche Rassenpolitik vertrieb den Ehrenverletzten nach Kolumbien, wo ihm an der Universität Bogotá eine Professur übertragen wurde. In Masur verloren Berlin und Deutschland einen aufgehenden Stern historischer Wissenschaft, wie schon seine — Friedrich Meinecke gewidmete — Biographie Friedrich Julius Stahls bewies (Mittler und Sohn 1930). Statt dessen leuchtet dieser nun in vollem Glanze über Amerika.

Simon Bolivar ist der Befreier Süd-amerikas von der spanischen Kolonialherrschaft. In Masur haben seine heldische Persönlichkeit und seine weltgeschichtliche Tat ihren meisterlichen Darsteller gefunden und das in einem schlechthin klassischen Deutsch. Diese kristallklare, bilderreiche Sprache des Verfassers ist die schönste Offenbarung seines deutschen Ursprungs und seiner naturgeborenen Geistigkeit, wie Methodik und pragmatische und psychologische Interpretation ihn als getreuen Schüler der Ranke, Droysen und Meinecke charakterisieren. Diese in sich geschlossene Wesenheit hindert ihn aber nicht, sich den neuen geographischen, rassischen und geschichtlichen Umgebungen verständnisvoll hinzugeben und auf solchen Grundlagen seine Biographie aufzubauen. Das unmittelbare Material lieferten ihm die Quellen, die aus den Archiven aller südamerikanischen Hauptstädte fließen, und daneben eine Flut von Tagebüchern, Memoiren und mehr oder minder legendarischen oder mythischen Darstellungen. „Es war recht eigentlich diese Aufgabe“, sagt der Verfasser, „die mich die Einsamkeit des Exils ertragen ließ und mir über die Verdüsterung der Kriegsjahre hinweghalf.“ In Bolivar lernt der deutsche Leser den heroischen Typ des Tropenmenschen kennen mit allen exzentrischen und amoralischen Merkmalen und Willenstrieben des heißen Blutes.

Am Hofe zu Madrid und im Paris des kaisergekrönten Napoleon verlobt Bolivar seine Jünglingsjahre. Der Stern des Soldatenkaisers beeindruckte ihn stark, und Schicksalsfügung war es, daß er im Faubourg St. Germain dem wissenschaftlichen Entdecker Süd- und Mittelamerikas, Alexander von Humboldt, seine Aufwartung machen konnte. „Erst in dem Bilde“, sagt Masur, „das Humboldt dem Besucher entwarf, erkannte dieser die Mannigfaltigkeit Amerikas und die politischen Möglichkeiten, die ein so überwältigendes Panorama in sich schloß.“

Mit dem Freiheitsstachel im Herzen und dem Ruhmbild Napoleons vor Augen kehrte der 24jährige Bolivar zwei Jahre später in seine Vaterstadt Caracas zurück. In sich bewegte er auch die Ideenwelt der französischen Aufklärung, die zur großen Revolution geführt hatte, insonderheit die des Rousseau'schen Contrat social. Bolivars ganzes fernerer Leben, d. h. die Jahre von 1810—1830, sind erfüllt von den Vorgängen, die Thomas Carlyle Bolivars Odyssee nennt; und man glaubt es dem Biographen, daß er sich bei seiner Arbeit oft wie ein Schiffbrüchiger gefühlt und den Leichtsinns verwünscht habe, mit dem er sich in dieses Abenteuer gestürzt. Aber seiner Kunst gelingt es, daß Konzeption des Ganzen und Konstruktion des Einzelnen sich ihm zu harmonischem Bilde gestalten. Dabei durchdringen sich immer zwei Probleme: das des Feldherrn, der Ruhm und Sieg an seine Fahnen heften will, und das des Staatsmannes, der die Idee der Unabhängigkeit für die einzelnen befreiten Gebiete staats- und verfassungsrechtlich formen will mit dem überhöhten Gedanken einer Föderation der Andenstaaten von Zentralamerika bis zum Cap Horn. Ein Heldengedicht voller Katastrophen und Triumphe, voller Ruhm und voller Undank nennt Masur die endlosen kriegerischen Operationen des Guerillakrieges in den versengten oder überschwemmten Llanos von

Venezuela, den wildzerrissenen Hochplateaus der äquatorialen Anden, den heißen atlantischen und pazifischen Küstenstreifen. Bei den plastischen Schilderungen kommt dem Verfasser die eigene Kenntnis dieser Landschaften zustatten. So erschließt sich ihm auch die Natur als geschichtliche Erkenntnisquelle. Wenn seinem Buch der Platz in der Weltliteratur gesichert ist, so verdankt es diesen Erfolg neben seinem wissenschaftlichen und ästhetischen Wert der politischen Erkenntnis, die es vermittelt: die Welt des 20. Jahrhunderts ruht nicht mehr auf national-europäischen, sondern auf kontinentalen Grundlagen. Geschichtliche wie politische Vernunft gebieten diese notwendige Orientierung. Aber das schließt mit nichts die Preisgabe der gottgewollten Heimatverbundenheit in sich, die auch ein tragisches Schicksal in Masur nicht hat lockern können. W.

Kunst als Bekenntnis

Wir leiden keinen Ueberfluß an bekennenden Menschen. Das gilt insbesondere für die Kunst auf allen Gebieten. Zeichen unserer Zeit ist die Flucht aus der Verantwortung. In der Kunst die Abwanderung zum „Schmücke dein Heim“. Zu denen, denen eine Aussage, ein Bekennen, Herzensangelegenheit und Verpflichtung ist, gehört der Stuttgarter Bildhauer Otto Baum, Professor an der Kunstakademie. Für ihn ist die Materie kein Ding an sich, sondern Mittel zum Zweck. Er formt aus Verantwortung und kennt die starren Gesetze der Dreidimensionalität. Die reine Abstraktion hat er überwunden. Das Leben bleibt für ihn Leben und der Körper des Menschen letzte Krönung der Form. Er verzichtet auf alles Naturalistische, um das Wesen der Natur zu entdecken. Dem Otto Reichel-Verlag ist es zu danken, daß das Werk Otto Baums einem weiteren Kreis bekannt wird: Otto Baum. Monographie mit 48 ganzseitigen Abbildungen der Werke und 36 Seiten Text in deutscher, englischer und französischer Sprache von Franz Roh. (Großquart-Format. In Lw. 18,— DM. Tübingen, Otto Reichel-Verlag). Es ist in Form und Inhalt

so vollendet, daß es schwer fällt, Gleichwertiges zu nennen, was man an die Seite stellen könnte. Das Buch, dessen vorzügliche, knappe Einleitung dreisprachig ist, ist ein Bekenntnis zum deutschen Geist und zur Ehrlichkeit. Wer könnte mehr verlangen? h. e. h.

Die tragische Kaiserin

Kaiserin Elisabeth hat von jeher das Interesse der Historiker und mehr noch das der historischen Romanciers angezogen — aus gutem Grund: Kaum eine gekrönte Frau der neueren Geschichte hat so viel Elend erlebt und ein so tragisches Ende gefunden wie sie. Kaum eine andere hat auch ein so inhaltsreiches und interessantes Leben geführt: von ihrer Vorliebe für die Ungarn bis zu einer krankhaft anmutenden Reiselust, die sie lange Zeiten durch ganz Europa trieb. Henry Vallotton hat dies alles in einer eigenartig undeutlichen Komposition seines Buches „Elisabeth die tragische Kaiserin“, (München, Max Hueber Verlag, 485 S., 8 Abb., DM 18,80) trotz des reichen vorhandenen Materials im ganzen nicht wirklich lebendig zu machen verstanden. Ganze breite Kapitel haben selbst äußerlich mit der Heldin kaum etwas zu tun — ganze breite Bereiche aus deren Leben sind entweder übergangen oder so knapp behandelt, daß der Leser keinen rechten Eindruck erhält. Der Umfang des Buches täuscht über den des Elisabeth gewidmeten Teiles erheblich hinweg. Am Ende bleibt der Leser unter dem Eindruck, daß es sich um eine bewundernswerte Frau gehandelt hat, die gezwungen war, ihr Leben unter geistig Defekten zu verbringen — und um bedauernswerte Völker, die von diesen Defekten „regiert“ und beherrscht wurden. Die Frage, wie weit auch in Elisabeth krankhafte Züge gewesen sein mögen, wird nur sehr vorsichtig gestreift, wie überhaupt aus sehr sicher formulierten Bemerkungen gegen jede Kritik an der Kaiserin die Tendenz einer unhistorischen „Ehrenrettung“ deutlich hervorgeht. Obwohl das Literaturverzeichnis des Buches beweist, daß es an Werken über Elisabeth nicht gerade mangelt, wird auch dieses viel gelesen werden. Dem sehr sorgfältigen Uebersetzer dieses Buches aus dem französischen Original, Otto von Taube, hätte man dennoch eine dankbarere Aufgabe gewünscht.

W. Treue.

Verständliche Wissenschaft

Eine popularwissenschaftliche Darstellung sieht sich leicht dem Vorwurf ausgesetzt, eine fragwürdige Zwitterbildung zu sein. Tatsächlich ist sie auch immer in Gefahr, über dem Mittel den Zweck zu verfehlen, aus der Tendenz heraus, verständlich zu sein, die wissenschaftliche Erkenntnis zu verfälschen, die sie zu interpretieren sucht. Dieser Gefahr unterliegt sie unweigerlich immer dann, wenn sie auf Sensation oder Kuriosität ausgeht, anstatt von ihrer Sache ergriffen zu sein, und schließlich auch in den Fällen, in denen nicht ein wirklicher Fachmann, der zudem eine große didaktische Begabung haben muß, der Dolmetscher ist. Welch hohes Niveau derartige Darstellungen, deren Wichtigkeit außer Frage stehen dürfte, jedoch erreichen können, zeigen berühmt gewordene Bücher, wie die von Eddington, Jordan, de Broglie und Bavinck, um nur die bekanntesten zu nennen. Das 1950 im Mundus-Verlag, Stuttgart, erschienene Buch „Entdeckung der Elemente“ von Dr. E. Pilgrim verdient es, in diesem Zusammenhang genannt zu werden. Von den erwähnten berühmten Beispielen unterscheidet es sich lediglich dadurch, daß es, was durch den behandelten Stoff vorgeschrieben wird, auf eine zusammenschauende Darstellung verzichtet. Jedes Element wird einzeln behandelt, der Geschichte seiner Entdeckung, die bei manchen in die Antike zurückreicht, bei anderen das Ergebnis modernster, mit oft kriminalistisch anmutenden atomphysikalischen Methoden durchgeführter Untersuchungen ist, schließt sich die Erörterung ihrer praktischen Verwendungen an. Die Lebensläufe der an der Entdeckung beteiligten Forscher geben daneben ein lebendiges Bild der menschlichen Schicksale, die mit der Entwicklung dieses Zweiges der Wissenschaft verwoben sind. Der Verfasser hat es in vorbildlicher Weise verstanden, unter weitgehendem Verzicht auf chemische und mathematische Formeln die schwierigsten und interessantesten Untersuchungen in einer auch dem interessierten Laien verständlichen Form darzustellen, ohne der Sache Gewalt anzutun. Einzelne Abschnitte, wie der über die Entdeckung der Radioaktivität durch das Ehepaar Curie oder die Darstellung der Transurane, der künstlichen Elemente, die in der Natur nicht vorkommen, sind fesselnd geschriebene Abenteuer der

Wissenschaft, ohne je die sachliche Sauerbarkeit zu verlieren. Jedem naturwissenschaftlich oder kulturgeschichtlich interessierten Leser kann dieses Buch ehrlich und warm empfohlen werden.

H. v. D.

Neue Romane

Unter den 11 Romanen, die im Augenblick vorliegen, stehen an erster Linie deutsche Entwicklungs- und Gesellschaftsromane. Dieses Genre hat in Max René Hesse seinen hervorragendsten Vertreter gefunden. Die Erwartungen, die man seit „Partenau“ und den Morath-Romanen an den Namen des Dichters knüpfte, sind durch seine groß angelegte Trilogie „Dietrich Kattenburg“ (Hamburg, Wolfgang Krüger-Verlag) womöglich noch übertroffen worden. Dietrich, der Sohn einer durch Spiel und anspruchsvolles Leben verarmenden und durch ihre vielfältigen Verbindungen mächtigen Familie der rheinischen Schwerindustrie, kämpft sich durch Verwirrungen des Lebens und der Gefühle tapfer und mannhaft durch, um schließlich außerhalb der gesellschaftlichen Gebundenheit sein Leben auf fremder Erde neu aufzubauen. Der Roman, an Umfang und Anlage Flakes „Fortunat“ nicht unähnlich, ist ein wahrhaft dichterisches Werk. Das große Gemälde des rheinländischen Großbürgertums, seine üppige Fülle und überzüchtete Blüte, die in der Katastrophe des ersten Weltkrieges vernichtet wird, ist mit erstaunlicher Sicherheit entworfen und zieht den Leser durch immer neue Nuancen und Spannungsmomente in seinen Bann. Neben dieser dichterischen Bilanz der Vorkriegszeit und des ersten Weltkrieges kann sich Rudolf Krämer-Badonis Roman „In der großen Drift“ (Hamburg, Claassen & Roether-Verlag) nicht leicht behaupten, aber dieser thematisch an Remarque und Plievier erinnernde Lebensbericht eines Menschen, der sich durch die Irrungen und Wirrungen der Nazizeit und des zweiten Weltkrieges mit ähnlicher Ueberlegenheit durchschlägt wie Grimmelshausen durch die Greuel des Dreißigjährigen Krieges fesselt durch Natürlichkeit und Echtheit und läßt trotz gelegentlichen Absinkens ins Triviale doch eine ursprünglich erzählerische Kraft erkennen.

An Vitalität und innerer Leidenschaft, Weite des Horizonts und Abenteuerlichkeit werden die eben erwähnten deut-

schen Entwicklungs- und Gesellschaftsromane von den amerikanischen fast noch übertroffen, wenn auch hier zuweilen eine gewisse typisch amerikanische Grobschlächtigkeit störend wirken mag. Da ist zunächst Le Grand Cannon, dessen beide erste Romane „A mighty fortress“ und „The Kent“ bereits als Offenbarung eines neuen Talents begrüßt wurden, und der nun in seinem bei Rascher, Zürich, erschienenen Roman „Schau auf zu dem Berg“ die Geschichte eines jungen Pionier-Paares erzählt, das die kleine wohlgeordnete und engherzige Gemeinde Kent verläßt, um dem Waldland, um dem Berg Chocorua das abzurufen, was man zum Leben benötigt. Es weht etwas von dem Hamsun'schen „Segen der Erde“ in diesem wundervollen Buch, das in Amerika einen durchschlagenden Erfolg errungen hat und nun erfreulicherweise auch in deutscher Sprache vorliegt. — Ein verwandtes Thema gestaltet der amerikanische Romancier Paul I. Wellmann in seinem Werk „Jubal troop“. (Hamburg, Hansa-Verlag, Josef Toth.) Jubal troop ist unter rauhem, rohem Volk als Schafhirte und Cowboy auf Rinderfarmen der gute, anständige Junge geblieben, der in Amerika fast eine konventionelle Figur geworden ist, aber er gerät dennoch in die Verstrickungen des Blutes und in Schuld, die ihn weiterreiben durch die ganze grenzenlose Weite des amerikanischen Lebens. Er strauchelt oft, aber seine tapfere und treuherzige Natur trägt immer wieder den Sieg über Versuchungen und Anfeindungen davon. Eine bunte Welt guter und böser Menschen zieht an uns vorüber, Oelsucher und Goldschürfer, Spieler und Banditen, religiöse Fanatiker und Petroleum-Arbeiter lehren ihn den Menschen kennen und sein inneres Selbst bewahren. Gleichfalls im Rascher-Verlag, Zürich — erschienen ist der große Roman „Das Leben ist zu kurz“ von John T. Markuard, dessen Erstlingswerk „H. M. Pullham“ bereits Aufsehen in den Vereinigten Staaten erregt hatte, und der mit seinem neuen Buch einen erheblichen Schritt vorwärts in die erste Reihe der lebenden amerikanischen Dichter getan hat. Man nimmt die auf den ersten Blick verwirrende Breite des Buches gern in den Kauf, denn die ungeheure Wirklichkeitsnähe des Dichters und die tiefe Innigkeit seiner Menschen-darstellung zieht den Leser immer wie-

der in ihren Bann. Der englische Originaltitel „So little time“ gibt den Gehalt des Werkes fast noch besser als die Verdeutschung wieder. Ein leiser Hauch einer fast unamerikanischen Wehmut liegt über allem, die Menschen haben zu wenig Zeit, um sich wirklich kennen und lieben zu lernen, und einen Trost für das, was wir hier auf Erden versäumen, gibt es nur im Uebersinnlichen. — Noch größere Beachtung in den Vereinigten Staaten hat Willach Motleys Roman „Knock on any door“ gefunden, der jetzt in der ausgezeichneten Verdeutschung unter dem Titel „Viele finden den Weg nicht zurück“ bei Hoffmann & Campe, Hamburg, erschienen ist. Die Geschichte des jungen, bildhübschen Nick Romano, der von der Gesellschaft mißhandelt, im Fürsorgeheim geprügelt, zu einem Hasser jeglicher Obrigkeit wird, auf die schiefe Bahn des Verbrechens gerät, und als er einmal bei einem Raubüberfall gestellt wird, den bösesten und gehässigsten aller Polizisten Chicagos erschießt, gehört zu den ergreifendsten Schöpfungen der neueren amerikanischen Literatur. Nick bereut nicht und übersteht die dramatische, mit höchster Spannungskraft und dabei ohne alle sensationellen Mätzchen geschilderte Gerichtsverhandlung, ohne zu gestehen. Aber als plötzlich die Rede auf den Tod seiner über alles geliebten Frau kommt, die sich aus Gram über seinen Rückfall in das Verbrechen selbst das Leben genommen hat, fühlt er plötzlich, wo die wahre Schuld seines Lebens liegt. Er verzichtet freiwillig auf Rettung und sühnt mit seinem Tode mehr als die eigene Schuld, sühnt auch, was die anderen an ihm getan haben, die ihn in das Leben auf der Straße hinausstießen. Der Roman deckt die dunklen Seiten des amerikanischen Polizei- und Gerichtswesens mit schonungsloser Härte auf und führt damit eine wesentliche Tradition der neueren amerikanischen Roman-Literatur fort. — Führen uns die eben bezeichneten amerikanischen Romane in die Tiefe des Lebens hinein, so gilt das gleiche in fast noch höherem Maße von dem neuesten Werk des großen dänischen Romanschriftstellers Anker Larsen, (Zürich, Rascher-Verlag), das zu den schönsten Schöpfungen des großen Dichters und Erzählers gehört. „Olsens Torheit“ ist das Werk betitelt und erschließt uns

die verborgensten Gründe des menschlichen Seelenlebens. Olsen, der Held des Buches, litt nach einem Unfall eine Zeitlang an „emotioneller Apathie“, wie das der Oberarzt der Nervenklinik ausdrückt, in der Olsen als Patient lebt. Er ist eigentlich ganz geheilt und könnte jederzeit entlassen werden. Aber er will nicht fort, weil er sich in der Klinik wohler fühlt als draußen. „Denn die Torheit, die hier drinnen herrscht, ist lange nicht so banal, wie die dort draußen“, sagt er. Der Arzt veranlaßt ihn, seine Memoiren zu schreiben, weil er hofft, Olsen werde dadurch von seiner Zwangsvorstellung geheilt werden. Diese Memoiren eines ehemaligen Theologie-Studenten führen uns in alle Schichten der menschlichen Gesellschaft, vor allem auch in eine bunte Welt von Künstlern und Artisten. Die tiefe Erkenntnis von der menschlichen Torheit, verbunden mit dem Gefühl der Heiligkeit des Lebens, bildet den Grundakkord dieses durch schöne Naturschilderungen ausgezeichneten und in jedem Sinne erquickenden Buches.

Der historische Roman ist in der Reihe der Neuerscheinungen vertreten vor allem durch Victor Meyer-Eckardts vorzügliches Werk „Madame sodale“ (Eugen Diederichs-Verlag). Hat sich der Verfasser schon durch sein vor längerer Zeit erschienenes, und jetzt wieder neu aufgelegtes Werk „Die Möbel des Herrn Barthélemy“, das kürzlich an dieser Stelle besprochen wurde, als einen der tiefsten Kenner der französischen Revolution erwiesen, so übertrifft sein neuestes Werk an Wucht und Größe das frühere ganz beträchtlich. Liebe und Haß, Leidenschaft und Ehrgeiz, Blut und Tränen sind die Elemente dieses Buches, das die Sittengeschichte der französischen Revolution mit einer außerordentlichen Fabulierkunst in eine Handlung von erregendem Tempo zusammenfaßt. Wohl zum ersten Male ist hier die französische Revolution als das erkannt, was sie wirklich gewesen ist: eine Erschöpfung des Geistes, eine Emanzipation der Atome, aus welcher nur der von der Lust nach Macht und Geld besessene Anarchist und Rebell siegreich hervorging. Die Geschichte des kleinen Bürgermädchens Lisette Michu, das als Isabeaux Sodale, als „schöne Tigerin“ aus der dumpfen Enge der Pariser Gasse emporgelangt bis zur Herrschaft über Riesenvermögen, Banken und Konzerne,

ist der Gestalt gewordene Triumph des Erfolges, ist ein menschlicher Typus, der keine Hemmungen auf dem furchtbaren Wege zur Macht kennt. — In eine völlig andere Welt führt uns Maria Schneiders Roman „Der Wanderer durch den Sternenkreis“ (Berlin, Safari-Verlag). Im Mittelpunkt des Werkes steht die magische Gestalt des Legenden umwobenen Apolloneus von Tyana, jenes priesterlichen Weisen, der als Lehrer und Kunder eines unbekannten Gottes durch das erste nachchristliche Jahrhundert schritt. Aus dem Dunkel der Sage taucht er auf, durchwandert die Kraftfelder der zwölf Häuser des Sternenkreises, wird auf geheimnisvolle Weise dem Tode entrückt und wieder zu neuen irdischen Erscheinungen auf die Erde zurückgerufen. Apolloneus erscheint wie ein seltsam verhangener Spiegel jenes Gott-menschlichen Arztes, den schon Plato vorgeahnt hatte in den Worten des Gastmahls: „Alles Dämonische, alles Heilende lebt zwischen Gott und Mensch. Der Heilende ist in der Mitte und das All ist durch den Heilenden gebunden“. (Das Wort ist dem Buche als Motto vorangestellt.) Die Atmosphäre der griechisch-römischen Welt im ersten Jahrhundert nach Christo ist mit großem geschichtlichem Einfühlungsvermögen dargestellt, und die Mysterien-Kulte Kleinasiens, Aegyptens, Indiens, Griechenlands und Roms gewinnen unter den Händen der Verfasserin lebendige Gestalt. Jeder Leser, dem esoterische Dinge naheliegen, wird sich durch das Buch bereichert fühlen. — Auf ganz anderem Gebiete sind die Vorzüge des Romans „Schwedische Rapsodie“ von Erika Brilloth (Stuttgart, Cotta-Verlag) zu suchen, der die Herrnsitze Schwedens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ohne sich durch das Beispiel Selma Lagerlöfs verwirren zu lassen, frisch und anschaulich darstellt und Phantasie und Realistik auf das glücklichste miteinander verbindet. — Als ein besonders wohlthuender Abschluß bietet sich Ernst Zahns „Ernte des Lebens“ (ebenda) dar, aus dem die ungebrochene Schaffenslust des nunmehr 80jährigen spricht. Es sind die uns seit langem vertrauten Gestalten aus der Bergwelt, die Zahn wieder vor uns stehen läßt, es sind Schicksale aus unserer Zeit, deren wilde Flut auch in die Einsamkeit der schweizerischen Dörfer hineinbraust. Aber sie bricht sich an der Kraft der Liebe, die den Haß eben-

so überwindet wie die Bescheidung und Demut die Unrast und die Verwirrung der Gefühle einer aufgewühlten Zeit.

Herbert Stegmann

Im Dienste der Kirche

Die Gestalt des Altlandesbischofs von Württemberg, D. Theophil Wurm, gehört heute zu den ehrwürdigsten unserer an wirklichen Persönlichkeiten so armen Zeit. Mehr als zwei Jahrzehnte lang stand er im öffentlichen Leben Württembergs und Deutschlands, früh schon war er auch eine im Ausland viel beachtete Gestalt, wobei diese Wirkung weit über den Kreis der Kirche hinausdrang. Während der nationalsozialistischen Herrschaft war er einer der standhaftesten Führer einer geistigen und geistlichen Widerstandsbewegung. In Denkschriften und Predigten bekannte er sich in einer vorbildlichen Offenheit und Klarheit zu seiner Haltung, wie sie ihm durch seine Zugehörigkeit zur christlichen Kirche selbstverständlich war. Es war damals für alle, die um diese Dinge wußten, erstaunlich und ermutigend zugleich, zu sehen, daß die Regierung es nicht wagte, Hand an einen solchen Mann zu legen. Wenn nun der Amtsnachfolger D. Theophil Wurms sechzehn Predigten und zwei Reden in Buchform vorlegt („Fünfzig Jahre im Dienste der Kirche“, mit einem Nachwort von Landesbischof M. Haug, Stuttgart, Evangelisches Verlagswerk, 170 S.), so kommt dieser Sammlung eine doppelte Bedeutung zu. Sie zeigt uns das Werden und Reifen Wurms. Denn auch er ist an den Aufgaben gewachsen, die ihm gestellt wurden, sie zeigt uns aber auch, wie klar dieser Mann zu allen Zeiten die Weltzusammenhänge erkannte und wie sich für ihn aus dieser Erkenntnis heraus die besonderen Aufgaben der Kirche und die Pflichten des Christen ergaben. Zum anderen stellt diese Predigtsammlung aber auch eine Quelle zeitloser Kraft und göltigen Trostes dar. Diese Predigten sind Bekenntnisse eines gläubigen und tapferen Mannes, sie sind ein Stück Selbstbildnis, sie stehen für den Mann, der sie zu verschiedenen Zeiten seines Lebens hielt, umspannen sie doch einen Zeitraum von vierundzwanzig Jahren, und wenn die Predigt des Tübinger Studenten vom Jahre 1889¹ noch beigelegt wurde, so muß das begrüßt werden, weil daraus zu ermessen ist, wie weit der Weg ist, den ein mit dem

Schicksal der Epoche, aber auch mit dem Ewigen verbundener Mann zu durchlaufen hatte. Auch die Kirche hat nicht viele Männer wie D. Theophil Wurm, darum wollen wir dankbar sein, daß uns dieses Buch die Möglichkeit vermittelt, mit ihm Umgang zu haben, auf seine Stimme zu lauschen, denn es ist die Stimme eines sehr mannhaften Christen. Und das ist viel. Otto Heuschele

Stendhal?

Dem französischen Literaturhistoriker Paul Hazard, der schon seit langer Zeit in den Kreis der 40 Unsterblichen eintreten durfte, verdanken wir ein so ausgezeichnetes Werk wie „Der europäische Gedanke im 18. Jahrhundert, von Montesquieu bis Lessing“. Als nun in deutscher Uebersetzung eine Biographie von ihm über Stendhal oder, wie er mit dem bürgerlichen Namen hieß, Henri Beyle (Stendhal. Wie er lebte, schrieb und liebte. 249 S. Hamburg, Hoffmann & Campe Verlag) erschien, die uns übrigens im französischen Urtext bisher nicht begegnet war, griffen wir nach dem Grundsatz „noblesse oblige“ mit großen Erwartungen danach. Um es gleich vorwegzunehmen: Wir sind enttäuscht. Selbstverständlich ist das Buch glänzend geschrieben, was man auch noch der flüchtigen Uebersetzung anspricht. Aber es enthält nicht das, was wir von Hazard über das Leben Stendhals erwartet haben. Für den, der Stendhal gar nicht kennt, der nichts von seiner geistigen Bedeutung, von dem Wendepunkt weiß, den er in der Literaturgeschichte markiert hat, für den liest sich diese Biographie wie ein harmloser Kurzroman. Man findet darin sehr amüsante Details, reizende Zustandsschilderungen, man findet das Porträt eines Menschen, der teils romantisch, teils verschoben, in jedem Fall schief ins Leben gebaut erscheint. Aber man findet keinen Deut von dem geistigen Zug, der dieses leicht skurrile Leben überhöht hat, der es zu etwas Besonderem machte, so daß es sich immer noch lohnt, sich mit dem „Rouge et Noir“ auseinanderzusetzen. Für den aber, der um die geistige Bedeutung Stendhals weiß, für den wird die Darstellung Hazards eine willkommene Ergänzung sein in jene Gebiete des geistig kraftstrotzenden Autors, die seinen Anhängern oft unbekannt sind.

h. e. h.

Von Talleyrand zu Molotow

Es ist eine mißliche Sache, das Buch eines vielbeschäftigten Tagesautors wie Robert Ingrims „Von Talleyrand zu Molotow“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 340 S., geb. 11,50 DM) in Zeitungen und Rundfunk zu besprechen, das er vor Jahren geschrieben hat und das zuerst 1946 in Amerika und, wenn wir uns nicht irren, schon ein Jahr später in deutscher Uebersetzung in der Schweiz erschien, aber erst jetzt in deutscher Ausgabe vorliegt.

Der Tagesautor fällt einem manchmal mit nationalistischen Anwandlungen und einem unverdaulichen „Föderasmus“ auf die Nerven. Der Buchautor hatte bei Ende des Großen Krieges, als die Welt durch die Erschütterungen benebelt war, eine gute Erkenntnis. Er sah die Relativität aller politischen Ereignisse und Zusammenhänge klarer als mancher andere. Die Hybris der Sieger nannte er beim Namen, zeigte, woher sie kam, und auch, wohin sie führen mußte. Insoweit hat er also vorausgesagt, was dann auch politisch gekommen ist. Soweit man mit dem geistigen Rüstzeug von gestern die Schatten ergründen kann, die Ereignisse von morgen vorauswerfen, ist dies Ingrim gelungen. Was ihm nicht gelang, ist die Erkenntnis der treibenden, Geschichte setzenden Kräfte des sozialen Strebens, mehr noch, der sozialen Forderungen der Völker der Erde. Nicht zuletzt deshalb kommt die deutsche Ausgabe heute für uns verspätet, wenn nicht zu spät. — Auch der überpointierte Stil, der einem politischen Conférencier Ehre macht, kann die Substanz des Buches nicht mehr. Feuilletonistische Wendungen machen einen sogar

stutzig. Wenn beispielsweise vom Gleichgewicht der Kräfte gesprochen wird, dann heißt es bei Ingrim: „Das Wort Gleichgewicht, so sollte man meinen, müßte eigentlich jedem zusagen, weil nicht einmal die Freunde von Cocktails im entgegengesetzten Zustand angetroffen zu werden wünschen.“ Oder wie es an anderer Stelle heißt: „Der Sieg der Bolschewiken setzte dem Flirt Masaryks mit Kerencki ein Ende, und dennoch sollte sein Weizen auf dem blutgetränkten Boden des russischen Bürgerkrieges blühen.“ Wenn dieser Amerikaner österreichischer Provenienz in die Geschichte steigt, wirkt er nicht überzeugend. Aber in seinen tagespolitischen Feststellungen, ob sie sich nun auf Amerika oder Europa beziehen, trifft er ins Schwarze, abgesehen von seinem antienglischen Komplex. Besonders gut gesehen sind die französischen Dinge, ob er nun darstellt, warum Frankreich 1940 nicht kämpfen wollte, oder nachweist, warum Pétain nicht nur an der Marne, sondern auch 1940 der Retter Frankreichs war. Wir unterstreichen auch den Satz: „Der Fiktion zuliebe, daß nur die Anhänger de Gaulles und die Untergrundkämpfer Patrioten waren, sind furchtbare Justizmorde begangen worden.“

Es lohnt sich also schon, das Buch zu lesen, wenn es auch nicht jenen Rang einnimmt, den man ihm manchmal nachgesagt hat. Dazu ist die Sicht auf die Politik von morgen allzusehr mit österreichischer Sentimentalität und Romantik verbrämt, ganz abgesehen von jenem Nationalismus, den der Autor abstreitet, indem er ihn hinter einem Föderalismus, so wie er ihn versteht, tarnt.

h. e. h.

AKTION

Eine Monatszeitschrift - Herausgegeben von Margarete Buber-Neumann,
der Verfasserin des Buches „Als Gefangene bei Stalin und Hitler“

- AKTION — das ist Einsatz für die Freiheit —
AKTION — das ist Kampfansage jedem Totalitarismus, von rechts oder von links —
AKTION — das ist Eintreten für die Wahrheit, rücksichtslos und ohne Furcht —
AKTION — das ist Mitarbeit am Fortschritt, an sozialer Gerechtigkeit und am neuen Europa.

Was sagen Presse und Leser dazu?

.... Wenn die Zeitschrift hält, was sie in ihrem ersten Heft verspricht, könnte sie das Erbe der alten Weltbühne antreten und damit endlich das Bedürfnis jener Leserschichten befriedigen, die schon lange mit der Lupe im deutschen Blätterwald nach einem Organ gesucht haben, das seine Schläge unabhängig von jeder Partei austeilte und das dennoch einen festen Standpunkt hat. Das sich seine Verbündeten nicht von der Tageskonjunktur vorschreiben läßt und das munter und aggressiv im Glossenteil, unterrichtend in seinen Hauptaufsätzen, jene trockene und klärende journalistische Tradition fortsetzt, die man schon fast ganz verloren glaubte. Der einzige Fehler der Zeitschrift: ihr monatliches Erscheinen. So etwas muß jede Woche auf dem Frühstückstisch liegen. (Die Neue Zeitung).

.... Der Wert dieser Zeitschrift liegt in dem, was Frau Buber-Neumann aus dem eigenen furchtbaren Erleben — als „Gefangene bei Stalin und Hitler“ — mitzuteilen hat. . . (Das freie Wort).

.... Endlich eine politische Zeitschrift, mit Hand und Fuß, mit Sinn und Verstand! . . . (Buchhändler, Berlin).

.... Diese Frau hat nicht resigniert, weil sie „ihre Erfahrungen nicht begraben konnte“, sondern versucht mit ihrer Zeitschrift „AKTION“ in anderen die Widerstandskraft zu wecken, die an ihr so bewundernswert ist. . . (Badische Neueste Nachrichten).

.... Im Internationalen Sekretariat der Labour-Party hat man mir heute die Anerkennung über Nr. 3 der Aktion ausgesprochen. . . (aus London).

.... Gestern kam die „AKTION“ an. Man darf natürlich Revuen nicht nach der ersten oder zweiten Nummer beurteilen. Aber der erste Eindruck ist sehr gut. . . (aus Paris).

.... Sie haben die Chance, eine neue „Weltbühne“ zu werden, diese Lücke ist seit 1933 noch immer offen. . . (aus Berlin).

Verlag „AKTION“, Frankfurt a. M., Große Friedberger Str. 44/46. Postschlußfach 1/774. — Tel. 444 449 — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 107 631.

Neuerscheinungen

Prof. Dr. ALEXANDER POTTGIESSER

Die Kirche der Zisterzienser-Abtei Altenberg

Ein A 4, 37 Seiten Text, 52 Seiten
Bildanhang, Ganzleinen gebunden
DM 10,80

„Die umfassende Studie v. Prof. Dr. Alexander Pottgießer über den Altenberger Dom der Zisterzienser-Abtei im Rheintal gehört in ihrer sachlichen Gründlichkeit bei hoher formschöner Sprachkultur zum Besten, was jemals über das gotische Wunderwerk geschrieben worden ist, reizvoll, fesselnd nicht nur für den Wissenschaffler, sondern auch für den Laien und Freund überlieferter Kulturwerte.“

(Welt und Wort)

*

Prof. Dr. J. HEINRICH SCHMIDT

Kalkar, die St. Nikolaikirche und ihre Kunstschatze

Ein A 4, 116 Seiten mit 132 Abbild.
und einer Übersichtskarte Ganzleinen
gebunden DM 15,—

„Das Buch „Kalkar“ zeigt zum erstenmal in der Vielfalt der Aufnahmen die Einzigartigkeit der Kalkarer Bildwerke, indem es diese auch in einzelne Figuren, Gruppen usw. zerlegt und in besonderen Ausschnitten verdeutlicht. Gleichzeitig gibt das Werk unter Berücksichtigung der neuesten Erkenntnisse Auskunft über die Tätigkeit der Holzschnitzer in damaliger Zeit.“

(Amtsblatt des Kultusministeriums
von Nordrhein-Westfalen)

*

Prof. GERHARD GOLLWITZER

Der Werkstattbesuch

Bd. 1: Veit Stof, Rembrandt, Manet
Bd. 2: Dürer, Bruegel, Gericault je
Bd. kart. DM 4,20

„Die Worte wollen die Augen öffnen für die Bilder. Sie möchten nicht Wissen vermitteln, sondern zum Schauen führen. Verständnis wecken für die besondere Sprache der bildenden Kunst, die Sprache des formschaffenden Geistes.“

Prof. Dr. WILL HERMANN

Erzstuhl des Reiches

Lebensgeschichte der Kur- und Kronstadt Aachen - 512 S. mit zahlreichen Bildern und einer Karte, Lw. gebunden
DM 19,80

Glanz und Elend des Abendlandes im Spiegel
einer rheinischen Stadtgeschichte

Grundlegende Schriften zur literarischen Erziehung

JOSEPH ANTZ

Führung der Jugend zum Schrifttum

Zweite erweiterte und umgearbeitete
Auflage, 190 Seiten, kartoniert
DM 4,60, gebunden DM 5,60

*

WILHELM FRONEMANN

Erziehung und Schrifttum

Richtlinien für den neuen Leseunterricht; 124 Seiten u. 5 Seiten „Klassenlesestoffe“ kartoniert DM 4,60

*

Begegnung mit dem Buch

108 Seiten, kartoniert DM 3,20
(Fredeburger Schriftenreihe)

*

THEODOR RUTT

Sprachentfaltung und Buch

(Band I: Lebendiges Sprachwissen /
Schaffendes Sprachkönnen), 76 Seiten
kartoniert DM 3,20

ALOYS HENN VERLAG, RATINGEN/RHLD.

Europa - Fiktion und Wirklichkeit

Zur Problematik der Europa-Einigung

I

Europa ist ein Schlagwort geworden, mit dem viele die tiefen Fragen und Nöte zu bannen hoffen, die sich in der Seele des Abendländers seit langem aufgetan haben. Gewiß liegt etwas Ergreifendes in der Tatsache, daß der alte Kontinent, gewissermaßen am Abschluß seiner Karriere als weltpolitisches Gravitationszentrum, sich aufrafft, um seine zur Natur gewordene Zersplitterung zu überwinden. Aber gerade um den Erfolg dieses späten Bemühens nicht zu gefährden durch Ungeduld, doktrinäre Einheitsideologien etc. gilt es, die Aufgabe nicht nur unter den Gewitterzeichen der augenblicklichen Lage, sondern von den wesentlichen, für das Gelingen entscheidenden Aspekten aus kritisch zu beleuchten, ohne fälschenden Pessimismus, aber auch ohne propagandistische Ungeduld und Voreingenommenheit.

Die Aufgabe umfaßt drei Aspekte: die politische, die wirtschaftliche, die geistig-kulturelle Erstarkung und Einigung des Kontinents. Nun war Europa im letzten Jahrhundert, um die Zeit Victor Hugos, zweifellos ideologisch einer Einigung weit näher als heute. Damals trug auch der Nationalgedanke noch vorwiegend kulturelle, menschheitliche Züge, im Sinne Herders, der Romantik, des Liberalismus der 48er Jahre. Ebenso erschien die andere Hauptmacht, die Technik, noch im Glanz ihrer völkerverbindenden Möglichkeiten. Diese Sternstunde wurde verpaßt, das Nationalgefühl verengte sich rasch zu einem sturen imperialistischen und vorwiegend wirtschaftlichen Nationalismus, die Technik trat in den Dienst der gleichen grenzenverstärkenden Ideale. Der Kosmopolitismus sah sich in die literarisch-künstlerische und wissenschaftliche Sphäre verbannt. In dieser Sicht erscheint die heutige Europa-Bewegung eher wie ein verspätetes Nachexerzieren, unter teilweise viel schwereren Bedingungen. Das ist vielleicht einer der Gründe für die Langsamkeit, mit der heute der Gedanke Gestalt gewinnt.

Der Grund für das bisherige Versagen ist noch ein anderer. Wohl zeigt die Geschichte, daß überall kleine Gruppen sich zu größeren Verbänden zu einen streben. Diese Einigung aber entsteht nie von oben herab, aus einer ideologischen Konstruktion eines „Pan-Gebildes“, nicht aus dem Blueprint eines Einheitsplans, sondern in organischem Wachstum von unten her. Es bilden sich zuerst Teilgruppen, Kerne, um die sich

langsam die neue größere Einheit kristallisiert. Gerade diese Kerne aber haben der Europa-Bewegung bisher gefehlt. Vielfach war nicht einmal die klare Einsicht in deren Notwendigkeit da. Fast erheiternd wirkt der Tanz, den etwa die pan-europäische Bewegung in den letzten 25 Jahren vollführte. Willkürlich, aus Tageskonstellationen heraus, wurden in fast zufälliger Art, aus „Einfällen“, nacheinander alle möglichen „Kristallisations-Punkte“ proklamiert: Oesterreich, Mussolini, der tschechische Nationalist und Pseudo-Europäer Benes, Rumänien, dann, andern folgend, Briand, dann England (der erbitterteste Gegner aller europäischen Einigung), und als es mit den Lebendigen nicht gehen wollte, wurde kürzlich der Schatten Karls des Großen als Taufpate des neuen Europa beschworen.

Nun wird gerne auf die Schweiz verwiesen, als einem kleinen Modellgebilde für eine europäische Eidgenossenschaft. Gerade die Schweiz und ihre Geschichte zeigt, daß eine Einigung nicht von oben, durch einen ausgeklügelten Einigungsplan, sondern von unten her langsam wächst. Man kann Einheit nicht „machen“, auch nicht durch Propaganda und Organisation, sondern sie muß werden, organisch.

Darum ist heute die Bildung tragfähiger Teilkerne die dringendste und nächste Aufgabe. Der erste dieser Teilkerne ist die Verständigung Frankreich — Deutschland, dem sich bald auch Italien gesellen kann. Ohne diesen ersten Pfeiler wäre alles ein Versuch, das Dach vor dem Haus zu bauen. Und auch die deutsch-französische Einigung muß von unten her wachsen, aus der Kraft der Gemeinden vor allem, die die nötige Stabilität und Dauer sichern müssen. Parlamente sind hierzu viel zu wenig stabil und zu stark parteipolitischer Schwankung ausgesetzt. Aus dieser Erkenntnis ist seinerzeit die Idee der deutsch-französischen Bürgermeisterkonferenzen entstanden, als einem ersten konkreten, praktischen Schritt zur europäischen Verständigung. Er hat sich bewährt und reift zu praktischen Resultaten, abseits der proklamatorischen Propaganda. Der zweite Pfeiler, der Teilkern Osteuropa, liegt leider außerhalb der europäischen Entscheidung, im Spannungsfeld Rußland — Amerika. Aber die Aufgabe wird andererseits dadurch vereinfacht, daß es sich zunächst um Westeuropa handelt. Einem geeinten Westeuropa wird der Osten sich später, wenn die Entscheidung den Osten des Kontinents wieder frei macht, rasch angliedern können, nicht als nationale Angelegenheit, sondern bereits als eine europäische.

„Schön und gut, wir können aber heute auf ‚organische Entwicklungen‘ nicht mehr warten, es muß schnell gehen, der Feind steht vor der Tür! Europa muß sich einigen, um militärisch stark zu sein“, so wird erwidert. Unter allen Argumenten für die Einigung ist gerade das militärische heute das schwächste. Angesichts der unmittelbar drohenden Gefahr käme diese Einigung auf alle Fälle zu spät. Die militärische Organisation der Abwehr ist uns als unmittelbare Aufgabe gestellt, sie muß unabhängig von der politischen und wirtschaftlichen Einigung gelöst werden. Vielleicht kann sie diese beschleunigen helfen, aber, wie der Plan Plevén es wollte: erst ein europäisches Parlament schaffen, um

dann diesem eine europäische Armee zu unterstellen, hieße Europas Einheit für immer begraben, weil Europa längst vorher überrannt würde. Hier hat gerade die doktrinäre Europa-Ideologie dem Einigungsgedanken einen schlechten Dienst geleistet.

Aber auch andere Ueberlegungen zwingen zu organischem Vorgehen. Die Einheit Europas hat nur Sinn, wenn sie zugleich eine Stärkung der großen abendländischen Werte bedeutet — der Kraft des Individualitätsbegriffs, der persönlichen Freiheit und Verantwortung, der kulturellen und wirtschaftlichen Differenzierung, der Abwehr alles Massenhaften und Gleichmacherischen. Nun stehen heute viele europäische Nationen noch mitten im Ringen zwischen den etatistisch-zentralistischen und den liberal-sozialen Ideen in Politik, Wirtschaft etc. Eine verfrühte Einigung würde heute zweifellos den etatistischen Einflüssen eine ungeheure Uebermacht geben. Man stelle sich die Riesenbürokratie eines europäischen Gesamtstaates vor! Solange der Kampf zwischen Kollektividealen und sozialem Liberalismus nicht entschieden ist zugunsten der Kraft des Einzelnen, der kleinen Gemeinschaft, der Differenzierung, würde die Einigung Europas bedeuten, daß die tödlichen Gefahren für den abendländischen Menschen, die Vermassung, die Unterdrückung der Persönlichkeitskräfte, die Elefantiasis der Verbände, der Großorganisationen, der Staatsmonopole, der Nationalisierungen ein erdrückendes Uebergewicht erhielten. Erst wenn dieses Ringen innerhalb der Nationen eindeutig zum Sieg der abendländischen Werte geführt hat, eines sozial gerichteten Liberalismus, kann die europäische Einigung den wahren, wesentlichen Idealen der europäischen Kultur dienen. Diese Aufgaben sind zuerst zu meistern, ehe man an den europäischen Gesamtstaat gehen kann, sei es Staatenbund oder Bundesstaat.

II

Für die wirtschaftliche Einigung gilt dies in noch höherem Grade. Zugleich fällt hier die mondiale Verflechtung noch stärker ins Gewicht, die die Idee der kontinentalen Wirtschaftseinheit zurücktreten läßt seit langem. Die meisten europäischen Staaten haben vitale Ueberseeverbindungen, deren Abbau kaum der Förderung der Wirtschaft des Kontinents wie der Welt zustatten käme. Eine Zolleinheit ist nur zwischen Ländern möglich, die im Lebensstandard, in den Arbeitsbedingungen nicht allzu großes Gefälle zwischen sich aufweisen. Die überstürzte Wirtschaftseinigung müßte zu einem allgemeinen Sinken des Lebensstandards führen, wovon gerade die Länder mit dem tiefsten Standard auf die Dauer am meisten betroffen würden, indem ihr Aufstieg mit Hilfe besser gestellter Länder unmöglich gemacht würde, weil der Markt dieser bisher hochstehenden Länder einer Deroute ausgeliefert würde. Ebenso ist die Münzeinheit nur möglich zwischen Staaten, die eine gesunde finanzielle Struktur haben, eine große Stabilität ihrer Handelsbilanz. Erst muß diese auf nationalem Boden oder zwischen ähnlich gearteten Gruppen erreicht sein, ehe man die europäische Münzunion schaffen kann. Auch hier hat also ein langsamer Reife- und Festigungsprozeß aus Teilkernbildungen voranzugehen.

Die Wirtschaftsmentalität der meisten europäischen Staaten steht heute in einem ähnlichen Dilemma wie die politische: der Kampf zwischen massiver Planwirtschaft und Nationalisierungsideologie einerseits und den Anschauungen eines abendländischen Individualschaffens ist im Gange. Solange er nicht zu einer Synthese, zum Gebilde eines neuen, sozialverantwortlichen Liberalismus geführt hat, mit dem Primat der individuellen Verantwortung und Führung, müßte die europäische Wirtschaft zu einer verhängnisvollen Stärkung und Aufblähung der Verstaatlichungstendenzen führen, mit den fatalen Folgen nicht nur für den Menschen, sondern letztlich für die Wirtschaft selbst, das Sinken ihrer Produktivität, die nicht nur eine Sache der Organisierung, sondern des Menschen ist und bleibt.

Auch hier drängt sich also der Weg über die Teilkern auf. Wie schwer schon diese Teilaufgabe ist, erkennen wir an den Schwierigkeiten von Benelux, Uniscan, des Schumanplans. Der Schumanplan ist dadurch in Gefahr gebracht worden, daß von Anfang an zu viel Köche dabei waren. Auch hier hat eine unklare, doktrinaire Europa-Ideologie, die verfrüht alles europäisieren wollte, die Realisierung dieses ersten Teilgebildes erschwert und gewaltig verzögert, also der Einigung eher geschadet.

Selbstverständlich wünschen und ersehnen wir alle den Abbau der Grenzschwierigkeiten, der Zoll- und Paß-Schikanen, das Verschwinden all der anachronistischen Abschließungen, die heute noch Europa stärker unterteilen und vor allem geistig trennen, als dies selbst im „finstern“ Mittelalter der Fall war. Aber alle diese Vorteile hatte ja Europa schon längst, vor 1914, als man ohne Paß und ohne Devisennöte von Lissabon bis Lemberg reisen konnte, als nur Rußland und die Türkei Pässe verlangten. Es ist nicht unbedingt nötig, Europa zuerst politisch zu einem Bund zu schweißen, um diese Errungenschaften zu erhalten. Auch heute nicht. Und man ist langsam schon auf dem Wege dazu.

Die schwerste Aufgabe ist der Abbau des Souveränitätsbegriffs. Obwohl die nationale Souveränität auf weite Strecken nur noch ein fiktives Bollwerk ist, so gibt es bekanntlich nichts langlebigeres und zäheres als überholte Fiktionen. Ihre Beseitigung kann nicht durch Aufklärung allein erreicht werden, nicht einmal schwerste Erschütterungen reichen aus (das schwer getroffene Frankreich hat selbst in der höchsten Not, 1940, den Vorschlag Churchills auf eine Staatenunion Frankreich-England abgelehnt, hielt am Souveränitätsideal fest). Es ist anzunehmen, daß es schneller und leichter gelingen wird, die realen Handelsschranken zu brechen als den fiktiven, irrationalen Zaun der nationalen Souveränitätsidee.

Auch auf sozialem Gebiet zeigt sich die Macht der bereits Wirklichkeit gewordenen globalen Schicksalsverflechtung heute anschaulich. So ist z. B. das ungeheure Flüchtlingsproblem europäisch gar nicht zu lösen. Es ist nur durch Uebersee-Auswanderung zu bewältigen, weder zum Nachteil der Auswandernden selbst, noch der Weltwirtschaft, die von der Auswanderung qualitativer Arbeitskräfte immer sehr gefördert wurde, was schließlich auch dem alten Kontinent zugute kam, ihm neue Absatzgebiete erschloß und wertvolle Wirtschaftsbeziehungen vermittelte.

Zweifellos soll und wird man alles begünstigen, was wirtschaftliche, politische und soziale Schranken beseitigt, das monetäre Gleichgewicht in Europa herstellt; man soll so viel koordinieren wie möglich — die europäische Zahlungsunion ist trotz aller ihrer Klippen ein praktischer Beitrag hierzu, der mehr bedeutet als Stöße von europäischem Propagandapapier —, aber man soll nicht verkennen, daß viele dieser Ziele erreicht werden können, ohne daß hierzu die europäische Einigung erst abgewartet werden muß. Ja, durch eine allzu ungeduldige und theoretisch gerichtete Einheitsideologie wird das organische Wachstum und das Erlangen praktischer Resultate auf Einzelgebieten eher verzögert, indem man viel zu früh und zu massiv Forderungen stellt, für die der Boden noch gar nicht genügend vorbereitet ist. Die Peripatetien des Europa-Rates in Straßburg sprechen eine deutliche Sprache. Selbst Präsident Spaak hat unlängst deutlich erklärt: „Die Vorbedingung des Erfolges aber ist die Erkenntnis, daß hier eben in langen Zeiträumen gerechnet werden muß“ (Foreign Affairs, Oktober 1950). Das Verdienst des Europarates liegt bisher eher darin, dargetan zu haben, wie wirklichkeitsfern in manchem die Europa-Ideologie noch ist, und wie sehr es einer organischen, zielbewußten Arbeit von unten her bedarf, soll das Gebäude der Vereinten Europäischen Nationen dereinst auf fester Grundlage stehen. Zum Ausklügeln europäischer Verfassungen ist noch lange Zeit.

Und endlich sollte eine Gefahr nicht übersehen werden: daß wir, ungewollt gewiß und ganz gegen unseren Wunsch, letztlich einen Kontinentalgruppengeist heranzüchten, den Teufel Nationalismus durch Beelzebub Kontinentalchauvinismus vertreiben. Gewiß hegt heute niemand diese Absicht, aber auch unsere Vorväter, die einem humanistischen Nationalgefühl huldigten und es förderten, ahnten nicht, welch garstiger Drache einst aus diesem lieblichen Nationalgefühl hervorgehen sollte, Europa mit Feuer und Gift überschüttend. Bei der Gründung der europäischen Universität in Brügge (wozu eigentlich „europäische“ Universitäten, ist nicht jede abendländische Universität, die diesen Namen verdient, eo ipso europäischen Geistes, oder sollte es zumindest sein?) sprach ein berühmter europäischer Denker und Staatsmann: „Die Einrichtung einer Schule Europas wird unter den europäischen Jugendlichen einen europäischen Geist schaffen. Sie werden die Helden von Morgen sein“. Sicher gut gemeint, stimmen solche Worte und Aufrufe zu „europäischen Heldentum“ doch etwas nachdenklich. Sie erinnern gar zu sehr an jene Aufrufe, die man vor zwei Generationen im Namen irgend eines nationalen Geistes an die Jugend richtete. Wer aber gibt uns Gewähr, trotz aller wohlgemeinten Erklärungen der Europa-Verfechter, daß es nicht eines Tages die Helden eines neuen, eines europäischen Nationalismus sein werden?

III

In der Europa-Propaganda, wie sie zuweilen betrieben wird, in der Presse, Politik, wird das Europaideal gewissermaßen als eine Art Gegenideologie zu ideologischen Bekenntnissen von heute, die das Abendland bedrohen, hingestellt. Insbesondere möchte man der Jugend einen Er-

satz bieten für die Enttäuschungen, die ihr die heutige Situation in Europa bereitet, möchte die Leere ausfüllen mit einem neuen Ideal. Jugend aber ist von Natur ungeduldig. Sie erwartet die rasche Realisierung, und wenn diese nicht eintritt, wenn ungezählte Schwierigkeiten Schritt für Schritt überwunden sein müssen, droht sie sich anderen, verheißungsvolleren und greifbareren Zielen zuzuwenden. Der Kommunismus lauert nur darauf, daß insbesondere in Deutschland, wo das Vacuum, das nach der Katastrophe zurückblieb, besonders fühlbar war, die allzu kurzfristigen Hoffnungen auf eine rasche Europeinigung bald verflattern, und daß dann die erneut eintretende Leere leicht durch die handfesten Versprechungen der Ostdiktaturen „ausgefüllt“ werden kann.

Schon jetzt zeichnet sich eine solche Entwicklung ab, im Gefolge der Ernüchterung, die gerade die Bemühungen des Europarates und deren — zwar leicht vorauszusehender, aber gleichwohl nun enttäuschender Mißerfolg — gebracht haben. Umso wesentlicher und dringender wird es, die Aufmerksamkeit der Jugend auf Fragen und Aufgaben zu lenken, die einerseits umfassender, ohne europäischen Provinzialismus, sind und der heute sich aufdrängenden Schicksalsgemeinschaft des ganzen Westens, nicht nur Europas, zugewendet sind; die andererseits aber konkreter, dringender und leichter realisierbar erscheinen: Aufgaben in der Gemeinde, Reformen innerhalb der eigenen Nation, wie Kampf gegen den Geist des Kollektivismus, gegen die Staatsübermacht, Verteidigung der „Selbstverwaltung“, Ringen um Wandlungen des erzieherischen und sozialen Lebens, wo die Jugend mit mehr Nachdruck Ziele verfolgen kann, als in einer Propagandaarbeit, die den Realisierungsbedürfnissen aktiver junger Menschen doch wohl zu wenig greifbare Resultate ermöglicht.

Die Organisierung Europas zu einem politischen Einheitsgebilde ist eine so gewaltige Aufgabe, die zahllose Kräfte beansprucht, daß man gerade im jetzigen Zeitpunkt, im Anblick der unmittelbaren Gefahren, die Kräfte nicht ablenken und zersplittern sollte. Die rasche Steigerung der Abwehrkraft ist das nächste und zwingendste Problem. Alles andere, auch die große Vorarbeit und Arbeit für die Einigung, muß davor zurückstehen. Die Neuorganisierung Europas, wenn sie einmal konkrete Gestalt annimmt, wird auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus die inneren Aufbaukräfte des Kontinents derart absorbieren, daß nach außen hin zunächst eine Schwächung und Lähmung eintreten wird. Erst wenn die Konsolidierung erfolgt ist, wenn der neue Riesenapparat einer europäischen Verwaltung funktioniert, wenn das Gleichgewicht sich gebildet haben wird, kann die Stärkung des Kontinents eintreten. Das aber sind Aufgaben, die man nicht an der Schwelle gefährlichster Auseinandersetzungen und inmitten von bedrohlichsten Spannungen, dazu noch mit durch den zweiten Weltkrieg schwer reduzierten Kräften, gleichzeitig in Angriff nehmen kann. Die militärische Festigung Europas ist möglich ohne die politische Einigung. Ob dann, falls das Ringen siegreich — sei's mit oder ohne militärische Auseinandersetzung — verläuft, der gemeinsame Sieg die politische Einigung beschleunigen hilft, ist eine Frage für sich. Wir dürfen hier kaum zu zuversichtlich sein, wenn wir sehen, wie die gemeinsamen Sieger von 1945 sich heute in zwei La-

gern als erbitterte Gegner gegenüberstehen. Einigung bedarf tieferer, stärkerer Kräfte als bloß der Trophäen gemeinsamer Erfolge. „C'est après de grands succès que menacent les chances les plus dangereuses de la ruine“, hat schon Tocqueville festgestellt. Um eine Einheit zu schaffen, müssen wesentliche, geistige und soziale Gemeinsamkeiten bestehen, müssen umfassendere Ziele die Kräfte sammeln als es diejenigen einer gemeinsamen zeitweiligen Abwehr und militärischen Schicksalsgemeinschaft sind. Die entscheidende Frage für Europa ist darum weder die politische, die wirtschaftliche noch die militärische, sondern die geistige. Sind in unserem Kontinent die geistigen Voraussetzungen für eine Einigung gegeben?

IV

Die geistige Einheit Europas ist das Gebiet, das am wenigsten problematisch erscheint. Diese Einheit besteht seit langem, und sie ist auch durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte nicht zerbrochen worden. Im Gegenteil, das Bewußtsein der Solidarität ist gerade durch die erschütternden Ereignisse verstärkt worden. Diese Gemeinsamkeit durchdringt selbst den eisernen Vorhang. Drüben, unter der dünnen Decke eines unbittlichen Terrors, ist, das wissen wir aus ungezählten Bekenntnissen, die uns von drüben erreichen, das Gefühl der Zugehörigkeit zum Westen vielleicht nie so stark und lebendig gewesen wie jetzt, da es verstummen mußte. Das wissen die Diktatoren des Ostens am besten. Die unaufhörlichen „Säuberungen“ zeugen dafür. Sie erreichen das Gegenteil — oder vielmehr, sie säubern nur umso radikaler die letzten Reste von Illusionen weg, die manche Gutgläubige noch vielleicht hinsichtlich der „Volksdemokratien“ in den Satellitenstaaten hegen mochten.

Diese Einheit europäischen Bewußtseins fußt — und das ist ein eminent europäischer Zug, den unser Kontinent mit keiner anderen Kultur teilt — auf einer Reihe von Gegensatzpaaren, die das spannungsreiche Bild und das dynamische Gleichgewicht abendländischen Geistes seit Jahrhunderten geformt und immer wieder belebt haben. Die Gegensatzpaare Antike — Orient; Römisches Individualrecht und Staatsdenken — germanische Genossenschaftstradition; Christlicher Glaube — moderne Wissenschaft. Dazu kommt noch der Gegensatz von universalistischem Humanismus und Nationalgefühl. Ohne diese spannungsreiche Struktur, die Europa lebendig erhielt, wäre es nicht mehr das, was es uns teuer macht und was seine schöpferische Kraft ausmachte. Gewiß ein Gebilde, das — wir begreifen es, — dem uniformeren, weniger hintergründigen Denken der Amerikaner ebenso schwer verständlich ist wie dem asiatischen Kulturbegriff. Gerade darin aber werden wir die geistige Aufgabe Europas im jetzigen Zeitpunkt sehen dürfen, diese Fülle, diese Differenzierung nicht preiszugeben um das Linsengericht einer schalen „Readers Digest“-Kultur und einer Coca-cola-Wirtschaft halber, in der alles über einen Leisten geschlagen ist. Wenn je, so ist es jetzt die Aufgabe unseres alten und doch erstaunlich vitalen Kontinents, rein statistischen Argumenten für eine uniformierte Großraumwirtschaft mit angeblich erhöhten Produktionsvorteilen diejenigen Vorzüge und Kräfte

gegenüberzuhalten, die aus der regional organisierten, reich differenzierten europäischen Wirtschaftsstruktur sich ergeben, und die — uns Schweizer geht das nicht weniger an als Italien oder Frankreich und Deutschland — erst das hohe Qualitätsniveau europäischer Produktion geschaffen haben. Der Verzicht auf diese Gliederungen würde uns erst recht zu einer Kolonie uniformer Großraum-Mächte werden lassen; und derweil wir die europäische Macht durch überstürzte Einigung ohnehin zu einer fragwürdigen Schein-Einheit führten, schwänden uns im Innern unter den Füßen alle jene lebendigen Gliederungen, jene Macht des Mittleren und Kleinen, das nicht nur kulturell — wie es Huizinga so treffend darlegte — sondern auch wirtschaftlich die europäischem Denken gemäße Form darstellt. Gründlicher als jeder Krieg es vermöchte, wäre damit Europa zu einer Macht von drittem Rang herabgedrückt, zu einem Gebilde, das mit der Preisgabe seiner kulturellen Fülle und Mannigfaltigkeit, die sich zugleich auch einer Uniformierung der Produktion und des Marktes zäh und vital widersetzt, die Grundlagen seiner eigensten Wirtschaft zerstört hätte.

Entscheidend bleibt darum letztlich die Frage nach der Lebendigkeit der Werte, die Europa groß gemacht haben, nach seinem Begriff der individuellen Freiheit, der sozialen Verantwortung, der menschlichen Würde, deren letzte Wurzeln transzendenter Art sind. Sind sie uns bloße Phrase, Schaustück, rhetorische Floskel, oder sind sie uns noch Fahnen, um die wir uns als Symbolen einer erlebten Wirklichkeit, einer immer neu gestellten Aufgabe scharen? Gehn auch uns letzten Endes die Sicherheit und der Wohlstand als solche vor? Die Antwort darauf hat dieses müde, von zwei Kriegen ausgeblutete und ruinierte Europa bereits gegeben. Trotz allem zeigt sich, daß diese abendländischen seelischen Werte ihre Macht nicht verloren haben. Ja, deren Schändung und Mißbrauch hat sie uns erst recht wieder teurer gemacht, in deren Bedrohung und Verneinung haben wir ihren unvergänglichen Wert, mehr als je zuvor inmitten der Sekuritätsperiode, wieder erkannt.

Das aber sind Ideale, Ueberzeugungen, die über eine bloß europäische Sicht hinausgreifen in ein Höheres, Umfassenderes. Von ihnen hängt die geistige Einheit Europas ab. Darum läßt sich Europa nicht durch den Ruf „Europa“ retten, so wenig sich Münchhausen an seinem Zopf aus dem Sumpf herausziehen kann. Die Zukunft Europas hängt, mehr als von der politischen Einigung, ab von der Lebendigkeit und Wirkungskraft von Werten, die höher, universal sind als Europa. „Für den Begriff Kultur ist erst Platz, wenn das Ideal, das die gerichtete Haltung bestimmt, umfassender und höher ist als die Interessen der Gemeinschaft selbst, die sie trägt. Kultur muß metaphysisch gerichtet sein oder sie wird nicht sein“ (Huizinga). Ohne diese mondiaalen und zugleich im Ewigen verankerten Leitsterne müßte alles Reden und Trachten vom „Europäischen“ ein seichter und auf die Dauer unwirksamer Provinzialismus bleiben. Die Gottheit Pan ist launisch und neigt gelegentlich zu wilden, barbarischen Ausbrüchen. Wir erlebten es an der pangermanistischen Abart, wir sehen es heute an den Pan-Gebilden im Osten, von panarabischen zu panasiatischen Nationalismen. Wo die Einigung zum Selbst-

zweck wird, wo sie nicht einem höheren unterstellt ist — jenes Höhere, in dessen Namen ein Niklaus von Flüe die Bruderschaft der streitenden Eidgenossen wiederherstellte — da hätten wir mit der europäischen Einheit nicht einen Schritt vorwärts, sondern zwei zurück, näher an die Barbarei hin gemacht.

So stellt sich letztlich auch hier die einfache Frage nach dem Menschenbild, das über alle zeitbedingten Gegensätze von Ost und West hinweg die Völker von morgen zusammenzuführen vermag. Wird es der Robot sein, der Gamma-Mensch (im Sinne von Aldous Huxley), oder der homo humanus, nachdem wir mit dem einseitigen Ideal des homo sapiens nicht die allerbesten Erfahrungen gemacht haben? Allzu nah wohnte seinem Wissen die Wildheit, seiner Politur der Rost. Immer, wenn Europa in tödlicher Gefahr war, ging es um die Besinnung auf diese letzten Voraussetzungen seiner Existenz. So stellt sich gerade heute, inmitten von Gefahr und Sturm, die Aufgabe erneut: neben der aktiven Bereitung der Festung, neben der Sammlung der Kräfte zur wirtschaftlichen und sozialen Kraft, eine vermehrte „Aktion nach innen“. Denn nur sie, diese Besinnung und Vertiefung, die gegen die verflachenden Einflüsse angeht, vermag auch dem Rüsten und der Abwehr den inneren Sinn zu geben, der sie allein würdig macht der ungeheuren Opfer, die sie fordern. Wieweit dies gelingt, davon hängt Europas Zukunft ab. Und davon hängt es auch ab, ob eines Tages dieser zerrissene, blutgetränkte, in Leiden gereifte Kontinent seine Ganzheit schafft und ob diese Ganzheit von Dauer ist, ob sie der Welt einen neuen Beitrag hoher abendländischer Kultur zu schenken vermag.

Das Psychopathische steht seit eh und je in tiefem Zusammenhang mit dem Diabolischen. Der Glaube an das Göttliche ist nichts anderes als die wesensüberzeugte Anerkennung, daß die Welt einen Sinn habe, das heißt eine geistige Welt sei. Der Wahnsinn ist die vollkommenste Aberkennung dieses Sinnes. Mehr als das, er ist die gleichnishafte Sinnlosigkeit der Schöpfung im Geschöpf. Wo die letzte Evidenz des Sinns in einer Seele wirklich fehlt — dies ist aber äußerst selten —, tritt der Wahnsinn in sein Recht. Daher kommt es, daß Zeiten, die den göttlichen Sinn des Universums leugnen, vom kollektiven Wahnsinn blutig geschlagen werden, mögen sie in ihrem Selbstbewußtsein sich auch noch so vernunftvoll und erleuchtet dünken.

Franz Werfel, „Das Lied von Bernadette“

Georgij Maximiljanowitsch Malenkow

Der Führer der UdSSR Nummer zweieinhalb — nach Stalin und Molotow — wie ihn kürzlich die amerikanische Wochenschrift „Time“ genannt hat — Georgij Maximiljanowitsch Malenkow, ist tatsächlich einer der einflußreichsten Männer im Kreml. Gegenwärtig bekleidet er folgende Ämter: Mitglied des Politbüros und des Orgbüros, einer der fünf Sekretäre des ZK der KPdSU, einer der zwölf Stellvertreter Stalins im Ministerrat der UdSSR. Was die aufgeführten dienstlichen Stellungen praktisch bedeuten, wird verständlich, wenn man sich klar macht, daß Malenkow der Beherrscher des Orgbüros (nach dem Politbüro das wichtigste Organ des Zentralkomitees der KPdSU) ist und daß seit dem Tode A. A. Scharanows im August 1948 alle wichtigen Dokumente, die im Namen des ZK der KPdSU(B) ausgefertigt werden, von Malenkow unterschrieben sind. Er gehört somit zweifellos zu dem engen Personenkreis, den man in der Sowjetunion als „Partei- und Staatsführer“ bezeichnet und in dessen Händen alle Fäden des internationalen Kommunismus zusammenlaufen.

Malenkow wurde am 8. Januar 1902 in Orenburg, dem jetzigen Tschkalow, am Ural geboren. Er entstammt einer Kosakenfamilie. Von mittlerer Größe, breitschultrig und sehr dick, grob und schroff im persönlichen Umgang, liebt er es, bei jeder Gelegenheit seine „proletarische Herkunft“ zu betonen. Als einziger von allen heutigen Führern der Sowjetunion hat er die Gewohnheit beibehalten, sich so zu kleiden wie Stalin vor 10 bis 15 Jahren: tarnfarbene Mütze, eine bequeme Joppe von der gleichen Farbe, die Hosen in den Stiefeln. Nur ganz selten trägt er normale lange Hosen, einen Schlips jedoch nie; im Winter trägt er einen langen Soldatenmantel ohne Schulterstücke.

Die „proletarische Herkunft“ Malenkows ist eine recht zweifelhafte Sache. Gerüchtweise verlautet, daß sein Vater Kosaken-Urjadnik (Unteroffizier) war. Bei Ausbruch der Revolution von 1917 war Malenkow Schüler des Gymnasiums in Orenburg, das er nicht mehr absolvieren konnte. 1918 schloß er sich der Kommunistischen Partei an und meldete sich 1919 als Freiwilliger zur Roten Armee. In der Armee betätigte er sich von Anfang an politisch und wurde bald Bataillons-Politruk* und etwas später Regimentskommissar.

*) Politruk — polititscheskij rukowoditelj (politischer Leiter, Kommissar)

Nach seiner Entlassung aus der Armee 1922 besuchte er zwei bis drei Jahre lang eine technische Hochschule in Moskau, daher bezeichnet er sich als Ingenieur und sogar als Autorität in industriellen Fragen. Ob er sein Studium abgeschlossen hat, ist jedoch nicht bekannt. Während der Studienzeit verwandte er seine Zeit hauptsächlich auf „gesellschaftliche“ Tätigkeit und erlangte schon 1924 den Posten des Sekretärs des kommunistischen Studentenverbandes Moskau. Schon in dieser ersten Zeit seiner Parteitätigkeit zeigte Malenkow eine ausgesprochene Neigung zu praktischer Organisationsarbeit in der Partei, große Energie und Grundsatzlosigkeit.

Malenkow ist kein Theoretiker; er hat in seinem ganzen Leben kein einziges Buch veröffentlicht; sein ganzes „theoretisches Erbe“ besteht aus einigen Referaten und Reden, die er auf Parteiversammlungen und Konferenzen hielt. Er ist ein typischer „Apparatschik“ (Funktionär des Parteiapparates) stalinscher Prägung; sehr begabt und äußerst energisch, verfügt er über eine fast übermenschliche Leistungsfähigkeit und ein wunderbares Gedächtnis, besonders für negative Erscheinungen. Er ist außerordentlich akkurat und sogar pünktlich, aber im gleichen Maße brutal, grob und grundsatzlos. Wie die Mehrzahl der Mitarbeiter Stalins im Kreml ist er ziemlich belesen und unterhält sich gern über Literatur, Musik und Kunst, jedoch ohne gründliche Kenntnisse auf diesem Gebiet. Er liebt gutes Essen, trinkt mit Maßen und raucht viel. Sogar für die Verhältnisse im Kreml führt Malenkow ein äußerst zurückgezogenes Leben. Er zeigt sich fast nie in der Öffentlichkeit und ist selbst bei Empfängen und Banketts im Kreml nur selten zu sehen.

Malenkow war zweimal verheiratet. Seine erste Frau arbeitete früher im Sekretariat Molotows, seine zweite Frau war Schauspielerin an einem Theater in Moskau, wo sie unter ihrem Mädchennamen auftrat und geflissentlich unterließ, sich auf die Stellung ihres Mannes zu berufen. Bis heute ist nicht bekannt, ob er Kinder hat. Wie die übrigen Mitglieder des Politbüros hat auch Malenkow eine ständige Wohnung im Kreml, außerdem aber noch eine luxuriöse Villa auf der Moshajskij-Chaussee bei Moskau, nicht weit von den Villen Stalins und Molotows.

Es ist nicht bekannt, wann und unter welchen Umständen Stalin auf Malenkow aufmerksam wurde; man weiß nur, daß er bereits 1925 in Stalins Privatsekretariat tätig war. Das Privatsekretariat Stalins wird offiziell nur in seltenen Fällen erwähnt; es spielt jedoch im Leben der Sowjetunion wie in dem des internationalen Kommunismus eine außerordentlich wichtige Rolle. Hier sammelte Stalin Belastungsmaterial gegen seine Widersacher in der Parteiführung, und hier war es auch, wo die großen Prozesse in der Epoche des stalinschen Kampfes gegen die Parteioption der zwanziger und dreißiger Jahre vorbereitet wurden. Damals verwandelte Stalin durch eine Reihe organisatorischer Manöver sein Privatsekretariat in das Sekretariat des Politbüros, was eine der wichtigsten geheimen Ursachen für die Konzentrierung der Macht in der Partei und im ganzen Lande in den Händen Stalins bedeutet. Durch Stalins Sekretariat gehen alle wichtigen Ernennungen in Partei und

Staat. Hier werden die Personalakten aller verantwortlichen Funktionäre der KPdSU(B) und der UdSSR und aller „Führer“ der ausländischen kommunistischen Parteien aufbewahrt, hier alle wichtigen außen- und innenpolitischen Entscheidungen des Kreml vorbereitet, hier wird das Zeichen zu Säuberungen gegeben, gleichgültig wo sie stattfinden sollen. Das Sekretariat Stalins ist die geheimste Stelle hinter dem „Eisernen Vorhang“, es ist das Allerheiligste des internationalen Kommunismus, ein Ueber-MGB, das wahrscheinlich über das umfassendste Geheimarchiv der Welt verfügt.

Das war die Umgebung, in der Malenkow seine große Parteikarriere begann und mehr als 15 Jahre seines Lebens verbrachte. Die Bevölkerung der Sowjetunion erfuhr erst im Frühjahr 1941 von ihm, als er durch scharfe Kritik an den Mängeln einiger Industriezweige auf der 18. Parteikonferenz die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die offizielle Parteikarriere Malenkows sah folgendermaßen aus: 1930 bis 1934 war er Chef der Abteilung Parteiorgane des Gebietskomitee Moskau, dessen Sekretär damals L. M. Kaganowitsch war, 1934 bis 1939 arbeitete er in der Abteilung Leitende Parteiorgane des ZK der KPdSU(B), wo nacheinander N. Jeshow, L. M. Kaganowitsch und A. Andrejew seine unmittelbaren Vorgesetzten waren. Die offizielle Tätigkeit war jedoch für Malenkow nur von zweitrangiger Bedeutung, da er den größeren Teil seiner Zeit und Kraft dem Privatsekretariat Stalins widmete.

Unter den oberen Parteifunktionären der Sowjetunion und auch des Auslandes kursierten zahlreiche Gerüchte über die Rolle, die Malenkow bei der „großen Säuberung“ der Jahre 1936—1938 spielte. Aus NKWD-Kreisen ist bekannt geworden, daß Malenkow und Jeshow es waren, die Stalin über den Kopf des damaligen Chefs des NKWD, Henrich Jagoda, hinweg verschiedenes sehr wichtiges Material gegen Marschall Tuschatschewskij und ehemalige Kampfgenossen Lenins wie Rykow, Tomskij, Bucharin, Sinowjew usw. übermittelten. Als Jeshow im Frühjahr 1939 seines Postens enthoben und ebenfalls erschossen wurde, wurden als mögliche Nachfolger im Amte des NKWD-Chefs zwei Personen genannt, Berija und Malenkow. Schließlich wurde dieser Posten dem Tschekisten Berija anvertraut, während Malenkow auf der reinen Parteilinie weiter Karriere machte.

Viele glauben, daß Malenkow mit Lawrentij Berija eng befreundet sei; seine Stärke beruht aber nicht darauf, sondern auf der Tatsache, daß er Stalin als erster Mitarbeiter bei der Lenkung der Parteikader unentbehrlich ist. Seine ganze Karriere hat Malenkow von Anfang bis zu Ende Stalin zu verdanken. Unter den stalinschen Kreaturen, die heute im Kreml um Stalin geschart sind, ist Malenkow einer der zuverlässigsten. Was nach dem Tode Stalins geschehen wird, ist schwer zu sagen; solange Stalin aber noch lebt, wird Malenkow ihn nicht verraten und sich niemals gegen ihn wenden.

Malenkow hat lange und zäh darauf hingearbeitet, zum wirklichen Chef der Parteikader zu werden. Schon in den Jahren seiner Tätigkeit

in der Abteilung Leitende Parteiorgane des ZK der KPdSU(B) arbeitete er ein besonderes Registrierungssystem aus, das nicht nur die gesamte Kommunistische Partei, sondern das ganze Land vom Minister bis zum einfachen Arbeiter und Bauern erfaßt und die stärkste Garantie für die Fortdauer der bolschewistischen Diktatur bildet. Dieses außerordentlich verwickelte System ist so grandios, daß der ganze gigantische Apparat des NKWD-MGB nur einen seiner Bestandteile darstellt. Die Fäden, die ihn in Bewegung setzen, laufen im Sekretariat Stalins zusammen, und die Schöpfer dieses Netzes von Bespitzelung und Denunziantentum sind drei Personen: Stalin, Berija und Malenkow. Dieses furchtbare Spinnennetz, daß die bescheidene Bezeichnung „System der Erfassung der Kader“ trägt, umspannt das ganze Gebiet der UdSSR und hat sich jetzt auf alle Länder des sowjetischen Herrschaftsbereiches ausgedehnt. Erdacht hat es Stalin, aber bis zur heutigen Vollkommenheit hat es Malenkow in Zusammenwirken mit Berija gesponnen.

Im März 1939 wählte der 18. Parteitag der KPdSU(B) Malenkow zum Mitglied des Zentralkomitees der Partei, und das neue ZK wählte ihn wenige Tage später, am 22. März 1939, zum Mitglied des Orgbüros, zum Sekretär des ZK und zum Chef der Kaderabteilung des ZK. Im Februar 1941 hielt Malenkow auf der 18. Allunionskonferenz der KPdSU (B) das schon erwähnte sensationelle Referat über die Arbeit der Industrie und wurde als Kandidat für die Mitgliedschaft im Politbüro aufgestellt, womit er den Gipfel der sowjetischen Hierarchie erreichte. Im März 1946 wurde er vollberechtigtes Mitglied des Politbüros.

Eine Woche nach Ausbruch des Krieges, im Juli 1941, wurde auf gemeinsamen Beschluß des Obersten Sowjets, des ZK der KPdSU(B) und des Rates der Volkskommissare der UdSSR das Staatliche Verteidigungskomitee gebildet, dessen Vorsitzender Stalin war, während ihm Molotow als stellvertretender Vorsitzender, Woroschilow, Berija und Malenkow als Mitglieder angehörten. Die ganze Macht des Sowjetstaates war in den Händen dieses Verteidigungskomitees konzentriert, wobei Malenkow für die Kriegs- und Schwerindustrie die Verantwortung trug. Für seine Verdienste um die Herstellung von Flugzeugen, Panzern und Motoren wurden ihm im Oktober 1943 der Ehrentitel „Held der Sozialistischen Arbeit“, der Leninorden und die Medaille „Hammer und Sichel“ — die höchsten nichtmilitärischen Auszeichnungen der Sowjetunion — verliehen.

Nach dem Kriege wurde Malenkow zum Vorsitzenden des Regierungskomitees zum Wiederaufbau der von den Deutschen befreiten Sowjetgebiete ernannt. In dieser Eigenschaft war er auch mit der Verwirklichung der sowjetischen Reparationsansprüche in Deutschland und Oesterreich betraut. Er war es auch, der die grausame Säuberung in den Gebieten der UdSSR durchführte, die vorübergehend von den Deutschen besetzt waren, ebenso wie er es war, der zusammen mit Berija die Direktiven Stalins über die zwangsweise Aussiedlung von Millionen Deutschen aus den vom kommunistischen Polen und von der Sowjetunion annektierten Ostgebieten Deutschlands verwirklichte und die zwangsweise Umsiedlung der Polen von Osten nach Westen durchführte. Unter

seiner Leitung wurden auch Dutzende von Millionen Sowjetbürger aus der Ukraine, Weißrußland, der Krim, dem Don- und Kubangebiet und dem Nordkaukasus nach Sibirien und Zentralasien ausgesiedelt. Wieviel Blut und Tränen hat dieser dicke, fröhliche „Kaderspezialist“ auf dem Gewissen!

Im Sommer 1946 begann der Stern Malenkows zu sinken. Wie gerüchtweise verlautete, war die Ursache davon eine Rede vor den Wahlen zum Obersten Sowjet der UdSSR im Februar 1946, in der er sich gegen eine allzu buchstäbliche Auslegung einiger Formeln und Thesen der marxistischen Theorie wandte und die Parteiorgane aufforderte, sich mehr auf die jungen Parteimitglieder zu stützen. Diese Rede erregte angeblich das Mißfallen des „Führers“, und Malenkow fiel vorübergehend in Ungnade. Die Telegramme aus Berlin und Wien waren nicht mehr an ihn gerichtet, in der Sowjetpresse wurde er fast nicht mehr erwähnt, bei allen offiziellen Feierlichkeiten stand sein Name erst an achter oder neunter Stelle, während er selbst recht unbestimmte Funktionen im ZK der Partei und im Regierungsbeirat für Kolchosangelegenheiten erfüllte.

In den Jahren 1946 bis 1948 stand am Moskauer Himmel der Stern eines anderen Mitglieds des Politbüros, des glänzenden Parteitheoretikers und marxistischen Doktrinärs, des Oberhauptes der sowjetischen Philosophen und Historiker und ehemaligen Diktators von Leningrad — Andrej Alexandrowitsch Shdanow im Zenit. Es begann die Epoche der „Shdanowschtschina“, in der es von Schlägen auf die Köpfe der sowjetischen Schriftsteller, Philosophen, Historiker, Bildhauer, Musiker und Schauspieler nur so hagelte. Der Kreml versuchte, das Land in den Seelenzustand zurückzusetzen, in dem es sich vor dem Kriege befand. Das war eine Arbeit für den Doktrinär Shdanow, nicht aber für den „Apparatschik“ Malenkow. Aber schon gegen Ende 1947 begann Malenkow wieder an der Oberfläche zu schwimmen. Im September 1947 vertrat er gemeinsam mit Shdanow die Sowjetunion auf der ersten Tagung der Kominform. Während Shdanow die ideologische und politische Führung der Kominform übernahm, leistete Malenkow den organisatorischen Teil der Arbeit.

Am 3. August 1948 segnete Shdanow das Zeitliche. Die Leitung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ging naturgemäß wieder auf Malenkow über, da die übrigen Mitglieder des Politbüros anderweitig beschäftigt waren. In den folgenden Jahren gewann Malenkow seine ganze Machtfülle wieder zurück und erlangte praktisch eine beherrschende Stellung in allen Parteiangelegenheiten innerhalb der UdSSR, unter gleichzeitiger Beibehaltung des hohen Ranges als Stellvertreter Stalins im Ministerrat der UdSSR.

Den Höhepunkt seiner Erfolge in diesem Abschnitt seiner Laufbahn erreichte Malenkow im Winter 1949/50. Er leitete die neue grandiose Parteisäuberung ein, die alle Teile der UdSSR in Mitleidenschaft zog, und behielt ihre Leitung persönlich in der Hand. Die Sonderstellung, die Malenkow einnimmt, trat gelegentlich des 70. Geburtstags Stalins am 21. Dezember 1949 besonders deutlich zutage. An diesem Tage veröffentlichte die „Prawda“ Artikel aller Mitglieder des Politbüros, die

Stalin gewidmet waren. Die Artikel von Kaganowitsch, Andrejew, Woroschilow, Bulganin, ja sogar von Molotow und Berija waren voll untertäniger Beteuerungen ihrer Ergebenheit und grenzenlosen Liebe zum „größten Genius aller Zeiten und Völker“, dem „größten Menschen der Weltgeschichte“ usw. Es war eine unerhört widerliche Zurschau- stellung der grenzenlosen Liebedienerei und Speichelleckerei von Leu- ten, die es bei ihrer Stellung in Partei und Staat eigentlich nicht nötig hatten.

Die einzige Ausnahme in der Orgie der Unterwürfigkeit und erniedrigen- der Schmeichelei bildete der Artikel Malenkows. Selbstverständlich be- teuerte auch er seine Liebe und Ergebenheit gegenüber Stalin; er tat es aber in sehr zurückhaltender Weise, die das Bewußtsein der eigenen Würde nicht vermissen ließ. Im Grunde genommen war sein Artikel gar nicht Stalin gewidmet, sondern den Aufgaben der Säuberung, die er damals in Angriff nahm. Man spürte, daß es sich um die Aeüßerung eines Mannes handelte, dem sein Selbstbewußtsein verbot, sich mit dem Gesicht in den Staub zu werfen und dem selbstherrlichen, eitlen Diktator demütig die Stiefel zu lecken. In dem gleichen Stile war die Rede gehalten, die Malenkow am 6. November 1949 im Moskauer Großen Theater aus Anlaß des Jahrestages der russischen Oktoberrevolution hielt.

In den letzten anderthalb Jahren trat Malenkow nicht mehr öffent- lich auf. Bei allen feierlichen Gelegenheiten steht sein Name unver- ändert an dritter Stelle hinter dem Stalins und Molotows. Es bestehen keinerlei Anzeichen für eine Schwächung seiner Position, ebensowenig aber Anzeichen einer weiteren Festigung. In der Parteihierarchie nimmt er den Platz zwischen Molotow und Berija ein. Im Falle des Todes Stalins wird er zweifellos dem Organ angehören, das im Lande und im internationalen Kommunismus die Leitung übernehmen wird.

Welcherart sind die Ideale und Bestrebungen Malenkows? Er ist ein typischer „Stalinist“, für den das Streben nach Macht den Maß- stab aller Dinge bildet. Es ist kaum anzunehmen, daß er irgendeine Ueber- zeugung hat, außer daß er sich vollständig darüber im klaren ist, was für die Festigung der Macht der Clique, der er angehört, vorteilhaft und notwendig ist. Den Westen und die westliche Kultur haßt er genau so leidenschaftlich wie weiland Shdanow. Er kennt sie nicht (er beherrscht keine einzige Fremdsprache und war abgesehen von den Satelliten- staaten und von Berlin niemals im Ausland), und er will sie auch gar nicht kennen, weil die westliche Kultur zur Machtvollkommenheit seiner Clique nichts beiträgt und ihr sogar schaden kann. In seinen letzten öffent- lichen Aeüßerungen war ein Unterton von russischem Nationalismus deut- lich bemerkbar. Dieser Nationalismus ist für Malenkow aber nichts anderes als ein Hilfsmittel für die Verdummung des Volkes und für die Festigung der Macht seiner Clique. Nationalismus, Patriotismus, selbst das marxistische Dogma sind für Malenkow ebenso wie für seinen Chef letztlich nichts anderes als Mittel zur Erreichung jenes höch- sten Zieles, das alle „Männer im Kreml“ als einziges anstreben: Dieses Ziel ist die absolute Weltherrschaft.

Das Bild einer Sowjetzonen-Universität

Die Universität der Messestadt Leipzig war in der wissenschaftlichen Welt bekannt als eine der bedeutendsten Stätten deutscher wissenschaftlicher Forschung und Lehre. An dieser 1409 gegründeten Universität haben bis in die letzten Jahre viele namhafte Forscher gewirkt, und unermeßlich viel wurde dort für die Entwicklung der Wissenschaft geleistet. Seitdem aber vom Jahre 1948 an die SED mit brutaler Gewalt die Macht innerhalb der Universität an sich zu reißen und jede freie Wissenschaft zu unterdrücken begann und seitdem der Marxismus-Leninismus als einzig wahre Wissenschaft propagiert wurde, hat an dieser einst blühenden Stätte deutschen Geistes ein unaufhaltsamer Verfall eingesetzt. Die Wissenschaft trat — wie an den anderen Ostzonenuniversitäten — ihren Weg in die Verbannung an; der Weg zu einer Fachschule sowjetischen Musters wurde beschriftet.

Schon im Jahre 1947 begann sich an der Universität Leipzig der Weg der Bolschewisierung der Ostzonenhochschulen abzuzeichnen. Wie ein erstes Wetterleuchten vor dem Sturm wurden damals von den freiheitlich gesinnten Studenten die Maßnahmen des Volksbildungsministeriums betrachtet, die es nichtkommunistischen jungen Menschen unmöglich machen sollten, an die Universitäten zu gelangen. Völlig undemokratische Zulassungsbeschränkungen wurden eingeführt; eine Zulassung zum Studium konnte nur noch derjenige erhalten, der entweder aus Arbeiter- oder Kleinbauernkreisen stammte oder der seine prosowjetische Haltung durch die Mitgliedschaft in der SED oder der kommunistischen Freien Deutschen Jugend bekundet hatte. Auf die fachlichen Leistungen von Jungen und Mädchen aus sog. bürgerlichen Häusern wurde keinerlei Rücksicht mehr genommen. Entscheidend für die Zulassung zum Studium wurde von 1947 an nicht mehr die Hochschulreife (Abitur) und die Befähigung zum Studium, sondern das Herkommen aus einer sog. proletarischen Familie und die positive Stellung zur Sowjetunion und zum sowjethörigen Ostzonenregime.

1948 begann man dann, die in freien demokratischen Wahlen bestimmten Studentenräte zu stürzen und an ihre Stelle die FDJ als angebliche Vertreterin gesamtstudentischer Angelegenheiten zu setzen. Mit den raffiniertesten Mitteln wie Verbrecher und dazu mit direkter sowjetischer Hilfe gingen die SED-Schergen, die meist gar keine Studenten waren, hier zu

Werke. Alle bürgerlichen Parteiorganisationen wurden von dieser Zeit an unter kommunistische Bewachung gestellt. Die LDP-Betriebsgruppe der Universität Leipzig wurde sogar auf Befehl der Sowjetischen Militärverwaltung verboten. Wolfgang Natonek (LDP), der Vorsitzende des Studentenrates, wurde am 11. November 1948 verhaftet und in einem Verfahren unter Ausschluß der Öffentlichkeit — wie es heißt — zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Niemand hat bisher über seinen Verbleib etwas Sicheres erfahren können. Wer sich für diesen Fall interessierte, mußte selbst mit sofortiger Verschleppung rechnen. Viele freiheitlich gesinnte Studenten wanderten in jener Zeit in die Ostzonen-KZ, und abermals Hunderte von Studenten begaben sich auf den Weg nach Westdeutschland. Gleichzeitig war damit auch der Abgang von Professoren, Dozenten und Assistenten nach dem Westen verbunden. Wem ein Leben in Freiheit lieb war, der suchte sein Heil in der westlichen Hälfte Deutschlands, wo eine echte Wissenschaft nach 1945 wieder ihren Aufschwung zu nehmen begann. Zurück blieben:

1. die überzeugten Kommunisten, auf deren Intoleranz und Totalitätsansprüche letztlich der Untergang freien Denkens zurückzuführen ist;
2. die politisch Indifferenten, die durch eine abwartende Haltung etwas profitieren zu können glaubten, die aber nun doch einsehen müssen, daß der Kommunismus auch vor ihnen nicht haltmacht; und
3. auch noch Studenten, die sich sagten, daß der Widerstand nicht aufgegeben werden darf, wenn es auch noch so hart hergehen sollte.

Die letzteren sind die Kräfte, die sich geschickt in kommunistischen Organisationen verbergen und unerkannt und versteckt sich gegen den sowjetischen Totalitarismus zur Wehr setzen und dabei den Gedanken an die Freiheit im Herzen wachhalten. Dieses Häuflein schrumpft natürlich immer mehr zusammen, zumal man die einzelnen Gruppen mit allen Mitteln zu „entlarven“ versucht. Wie schwer ihr Kampf ist, kann nur der einigermaßen ermessen, der selbst einmal unter scharfem Gestapo- oder NKWD-Druck stand und jeden Augenblick mit seiner Liquidierung rechnen mußte.

1949 und 1950 wurden dann die Schrauben mehr und mehr angezogen, um jede freie wissenschaftliche Forschung und Lehre endgültig auszuschalten. Die SED und ihr Anhängsel, die kommunistische FDJ, begannen jetzt tatsächlich die zahlenmäßige Mehrheit zu gewinnen, da die Reihen der freiheitliebenden Studenten infolge der starken Abwanderung nach dem Westen und der konsequenten Anwendung der Immatrikulationsbeschränkungen keinerlei Zuwachs mehr erhielten. Die Kommunisten erhielten den Nachschub aus den sog. Vorstudienanstalten, den Schulen zur Heranbildung echter sowjethöriger Studenten. Waren z. B. im Oktober 1948 nur ca. 20 % aller Studierenden der Universität Leipzig in der FDJ organisiert, so wuchs der prozentuale Anteil nach der gewaltsamen Beseitigung des Studentenrates auf ca. 35 v. H. im Anfang 1949 an. Verschärfter Terror und Druck vermochten es, die Stärke der FDJ bis zum 25. 7. 49 auf 47 % der Studierenden zu

steigern. Entziehung von Stipendien, Vorladungen zum FDJ-Vorstand, Drohung mit der Exmatrikulation usw. waren die Mittel, mit denen man am 31. 1. 50 den Mitgliederstand der FDJ auf 64 % aller Studierenden erhöht hatte. Am 20. 6. 50 hatte man dann schon 78 % und am 31. 10. 50 90,1 % aller Studierenden der Leipziger Universität in die FDJ gepreßt. (Das Zahlenmaterial ist einer amtlichen FDJ-Statistik entnommen.) — Natürlich sind nicht alle dieser FDJ-Studenten überzeugte Anhänger des nach sowjetischen Weisungen arbeitenden Ostzonenregimes. Sie haben nur nach außen hin den unvermeidlichen Schritt getan. In der Tat besteht aber jetzt die Gefahr, daß diese immer noch aufrecht und ehrlich Denkenden durch das pausenlose Einwirken des kommunistischen Terrors den SED-Schergen erliegen. Und gerade das soll ja erreicht werden.

So hat sich also das Bild der Universität Leipzig (und ebenso auch das der anderen Sowjetzonenuniversitäten) von Grund auf geändert. Deshalb ist es notwendig, ein Bild der Leipziger Universität und ihrer Studenten im Jahre 1951 zu entwerfen. Denn ein Student, der z. B. 1948 die Universität Leipzig verließ, um sein Studium im Westen fortzusetzen, würde im Jahre 1951 bei einem Besuch der Messestadt seine alte Universität kaum wiedererkennen, schon rein äußerlich nicht. Wenn er heute durch die Hörsäle und Gänge spaziert, deren Wände früher lediglich mit einzelnen Porträts ehemaliger Rektoren und Dekane sowie Bildnissen berühmter Wissenschaftler geschmückt waren, so stößt er auf Schritt und Tritt auf rote Fahnen, Sowjetsterne, Hammer und Sichel, ostzonale Friedenstauben, Embleme der SED, der FDJ, des kommunistischen Weltjugendbundes, des kommunistischen Weltstudentenbundes und andere kommunistische Abzeichen, Bilder von Pieck und Grotewohl, Lenin und vor allem des Sowjetdiktators Stalin. Neben den Fahnen der FDJ und des Weltjugendbundes erblickt er auch die schwarz-rot-goldenen Farben, mit denen die Sowjets das kommunistische Regime in der Sowjetzone dem Westen gegenüber salonfähig machen zu können glauben. Daneben hängen Aufrufe von Pieck oder Ulbricht, Werbungen für das SED-Parteischuljahr usw. Aufschriften wie „Lernt von Stalin, lernt wie Stalin“ schmücken alle Wandtafeln, und über allem thront jedesmal das Bildnis dieses „größten Genies aller Zeiten“. Spruchbänder mit den Inschriften „Kritik und Selbstkritik — der Motor der Partei“ und „Die Wissenschaft ist eine Festung, die von der Jugend erstürmt wird“, versichern jedem Studenten, daß die SED nur auf den Fortschritt bedacht sei und daß sie die Studenten zu einem ersten Studium anzuhalten gedenke. — Die „schwarzen Bretter“, die früher lediglich Vorlesungsankündigungen und Bekanntmachungen der akademischen Behörden, der Institute und des Studentenrates aufwiesen, sind heute das Freiwild der SED- und FDJ-Funktionäre, die hier und an vielen anderen Stellen Mitteilungen an ihre Mitglieder anbringen. Falls die Wandtafeln nicht schon mit Parolen beschmiert sind, dienen sie demselben Zweck. Soll es doch ein Dozent wagen, die Wandtafel abzulöschen! Er muß darauf verzichten, irgendwelche wissenschaftliche Erklärungen an die Tafel zu schreiben, oder er muß mit einer Ecke oder dem Rand der Tafel vorliebnehmen.

Gelänge es dem westdeutschen Studenten einmal, unerkannt in einen Hörsaal zu gelangen, um eine Vorlesung mitzuhören, so könnte er hier die akustische Infiltration miterleben. Die unzähligen Partei- und FDJ-Versammlungen genügen den roten Herren noch nicht; auch die Pausen oder die ersten Minuten der Vorlesungen werden dazu ausgenützt, Hetzreden gegen Amerika und gegen die westdeutsche Regierung auf die Studenten einwirken zu lassen. Die übelste Art der akustischen Propaganda ist jedoch der sogenannte Mensafunk, der den Studenten auch noch während des Mittagessens in Ueberlautstärke sowjetische Hetzparolen, Studentennachrichten aus der Sowjetunion und den Volksdemokratien, Verleumdungen über westdeutsches Studentenleben und ostzonale Marschmusik in die Ohren posaunt. Auf diese Art und Weise soll der Student keinen Augenblick zur Besinnung kommen; er soll merken, daß er unentrinnbar dem Sowjetzonenregime unterworfen ist.

Auch das Bild der Studenten hat sich seit 1948 verändert. Aus der Schar jener fleißigen, selbstlosen Kommilitonen, die 1946/47 mit mehr oder weniger großer finanzieller Unterstützung — oftmals nur bei Aufnahme einer Nebenbeschäftigung — ihr Studium durchführten mit dem Wunsch, soviel wie möglich zu lernen, um später im Leben ihren Mann stehen zu können und tüchtige Wissenschaftler zu werden, ist ein Haufe blaubehemdeter und abzeichengeschmückter „Freunde“ geworden, die nur ihre Partei und Funktion und nicht zuletzt das Mensaessen im Kopf haben und immer wieder zum Ausdruck bringen, daß die Studienpläne längst überholt sind und die Vorlesungen und Übungen auf den Fünfjahresplan abgestimmt werden müssen. Gewiß ist der alte Typ des Studenten noch nicht ganz verschwunden; an einzelnen Fakultäten, so etwa bei den Theologen, herrscht er noch stärker vor, aber überall nimmt die Zahl der „Volksstudenten“ zu, bei denen der „Durchbruch“ erzielt worden ist. An der medizinischen Fakultät findet man dazu als ganz neues Faktum die Polizeioffizierstudenten, die den Kern des Sanitätskorps der Volkspolizeiarmee bilden sollen und die bereits während des Studiums im Range eines Vopo-Meisters oder Vopo-Kommissars stehen. Als die ideologisch „klarsten“ Genossen dieser Fakultät sind sie gleichzeitig Spitzenfunktionäre in SED und FDJ. Wenn man sie in ihren blitzenden, abzeichengeschmückten Offiziersuniformen in den Hörsälen sitzen sieht, deren Wandtransparente Proteste gegen die Remilitarisierung in Westdeutschland verkünden, dann erinnert man sich unwillkürlich an die Zeiten, da schon einmal zum Medizinstudium abkommandierte Soldaten dem friedlichen Charakter der Hörsäle ihren Stempel aufdrückten (1939—45).

Wie betreibt der Ostzonenstudent nun sein Studium? Alle der FDJ angehörenden Studenten — und das sind über 90 % — sind in FDJ-Studiengruppen zusammengefaßt. Jeder einzelne hat innerhalb seiner Studiengruppe den Auftrag, seine Kommilitonen zu überwachen und eventuelle „reaktionäre Äußerungen“ zu melden. In diesen Kollektivs wird somit jedes Aufkommen einer freien Meinung verhindert. Keiner kann mehr seinem Nächsten trauen; er kann ja sein Totengräber sein. Unsicherheit und die Furcht, einer Denunziation ausgeliefert zu sein, wirken somit in überaus starkem Maße auf das Leben des freiheitlich gesinnten

Ostzonenstudenten ein. Denn der Terror ist das Mittel, mit dem die Sowjets und ihre Helfer von Stalins Gnaden herrschen. — Ueberwacht wird also jeder Ostzonenstudent, der eine mehr, der andere weniger, je nachdem, ob er schon einmal „aufgefallen“ ist oder noch nicht. Damit die Ueberwachung einfacher durchgeführt werden kann, ist es seit Januar 1951 jedem Studenten unmöglich gemacht worden, seine Studiengruppe zu wechseln. Er ist für die Dauer seines ganzen Studiums an sein Kollektiv gebunden und darf es nicht mehr verlassen. (Unter diesem Aspekt ist auch das im Januar 1951 in der Ostzone erlassene Verbot jeglichen Universitätswechsels zu sehen.) Wöchentlich je 6 Stunden an FDJ-Studiengruppensitzungen teilzunehmen ist der Student verpflichtet. Vier Stunden sind hiervon der Vertiefung der sog. Gesellschaftswissenschaften gewidmet, also der 100prozentigen Aneignung des Marxismus-Leninismus (sprich Stalinismus!). In den restlichen zwei Stunden muß jeweils auch eine Viertelstunde lang das politische Tagesgeschehen erörtert werden. — Darüber hinaus sei hier von den Pflichtversammlungen der in Parteien und Massenorganisationen organisierten Studenten gar nicht mehr gesprochen. Ebenso nicht vom SED- und FDJ-Schuljahr. Diese nehmen den Studenten auch noch einmal 10—12 Stunden pro Woche in Anspruch. Dazu kommen noch außerplanmäßige Agitationseinsätze.

Seit einigen Monaten ist es auch üblich geworden, daß sich die Studiengruppen „freiwillige Selbstverpflichtungen“ für die Dauer des Studiums auferlegen. So hat sich z. B. bisher fast jede FDJ-Studiengruppe der Universität Leipzig verpflichtet (um ja nicht inaktiver als die andere zu sein, denn das könnte schärfste Kritik einbringen):

1. gemeinsam (wöchentlich zumindest einmal) nach den Studiengruppensitzungen zum Sportplatz zu marschieren, um dort eine „hochwertige Körperertüchtigung“ (sprich: Wehrtüchtigung) zu betreiben;
2. gemeinsam die russische Sprache zu erlernen, um die Werke Stalins und Lenins im Originaltext lesen zu können; und
3. gemeinsam die Vorlesungen zu besuchen.

Wenn man noch bedenkt, daß die Studenten auch angehalten wurden, ihre Freizeit (Kino- und Theaterbesuche und Semesterferien) gemeinsam zu verbringen, dann erkennt man, daß in der Ostzone ein reguläres und freies Studium unmöglich geworden ist. Man wird in dieser Meinung bestärkt durch die Tatsache, daß derjenige ostzonale Student sofort zum Titoisten und Objektivisten gestempelt wird, der es wagt, andere Bücher zu lesen als die, welche vom FDJ-Studiengruppenleiter ausdrücklich genehmigt sind. Das wird folgendermaßen verwirklicht: Jede Studiengruppe erhält einen eigenen Arbeitsraum zugewiesen, in dem sich die Mitglieder nach dem gemeinsamen Vorlesungsbesuch in den Freistunden sammeln, und dort gibt der Studiengruppenleiter bekannt, welche Seiten eines Buches gelesen werden sollen (d. h. müssen).

Zusammenfassend kann man über die Ostzonenuniversitäten und besonders über die Universität Leipzig sagen, daß dort eine Zeit des Studiums in Fesseln angebrochen ist. Der Student ist fast pausenlos einem Terror

ausgesetzt, der bewirken soll, daß auch der letzte freiheitlich gesinnte Student über kurz oder lang vor den Sowjets kapituliert.

Im Lehrkörper der Universität zeigt sich heute kaum noch ein Anzeichen der freiheitlichen Regungen, die unter den Studenten noch wach sind. Der Abgang der freiheitliebenden Wissenschaftler nach dem Westen macht sich hier sehr hart bemerkbar. So findet man z. B. in der phil.-hist. Abteilung der Philosophischen Fakultät unter den 20 Professoren mit Lehrstuhl 12 eingeschriebene SED-Mitglieder; von den restlichen 8 haben 3 ihre Loyalität gegenüber der SED-Politik spontan kundgetan; 4 könnte man als indifferent und unentschlossen bezeichnen; einer soll mit Ausgang dieses Semesters, aus dem Universitätsdienst ausgeschieden werden. Von den 2 Professoren mit Lehrstuhl an der Juristischen Fakultät ist einer 12 Jahre in russischer Emigration gewesen, zuletzt als Dozent für Strafrecht im usbekischen Justizministerium. Etwas günstiger ist noch die Lage an der Medizinischen Fakultät, der deshalb der Gesundheitsminister der Ostzone unlängst seinen persönlichen Kampf ansagte. Aber auch in der Theologischen Fakultät gibt es schon Männer, die willfährige Werkzeuge der SED sind. — Unter der Dozentenschaft in der Gesellschaftswissenschaftlichen und der Pädagogischen Fakultät ist nicht der leiseste Ansatz eines Vertretens freier Gedanken zu merken. Diese Fakultäten sind von vornherein nur mit Bolschewisten besetzt worden. Ein Beispiel einer roten Universitätskarriere bietet hier der nunmehrige Leipziger Professor für dialektischen und historischen Materialismus, Prof. Robert Schulz. Obwohl er noch keinerlei akademische Prüfung abgelegt hat, hält er Vorlesungen als Professor. Um den Schein der Wissenschaftlichkeit doch noch einigermaßen zu wahren, hat Schulz sich verpflichtet, seine Dissertation bis zum 10. 10. 1951 fertigzustellen. — Die wenigen Professoren, Dozenten und Assistenten, die heute an der Universität Leipzig die Sauberkeit und Wahrheit wissenschaftlicher Forschung noch verteidigen, werden in ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit, von einem Teil ihrer alten Kollegen skrupellos im Stich gelassen, bald gefallen sein. Sie sind jetzt schon völlig der Willkür und Kritik der im Parteauftrag handelnden, zu ihrer Ueberwachung eingesetzten SED-Studenten ausgeliefert.

Eine neue Bolschewisierungskampagne ist in aller kürzester Zeit zu erwarten, zumal in den nächsten Wochen in der Ostzone das gesamte Hochschulwesen einer „gründlichen Reform“ unterworfen wird. Diese Reform durchzuführen, wurde der ehemalige Leipziger Studentendekan Prof. Gerhard Harig beauftragt. Harig, der schon 1933 nach der Sowjetunion eingereist war, dort eine gründliche Ausbildung im Untergrundkampf erhalten hatte und 1938 illegal mit Aufträgen der Komintern nach Deutschland zurückgekehrt war, jedoch bald von den Nazi in das KZ. Buchenwald gesteckt wurde, scheint für Walter Ulbricht der richtige Mann zu sein, die letzten Reste von Universitätstradition und freier wissenschaftlicher Forschung und Lehre an den sowjetzonalen Universitäten auszurotten. Die Universitäten sollen zu kommunistischen Fachschulen nach sowjetischem Muster herabgedrückt werden. Die bereits er-

lassenen Verordnungen können keinen Zweifel mehr darüber aufkommen lassen. So ist bereits verfügt worden:

1. die semesteriale Studieneinteilung abzuschaffen und das Studium in Form von Zehnmonatestudienjahren aufzuziehen,
2. die „längst überlebten Fakultäten“ als unnützen Ballast abzuschaffen und eine Verselbständigung jeder Fachrichtung nach sowjetischem Vorbild durchzuführen,
3. den „Studienbetrieb straff, schulmäßig zu organisieren“,
4. zu diesem Zwecke obligatorische Stundenpläne für das Hören von Vorlesungen und den Besuch von Seminaren zu schaffen,
5. neue Hochschullehrbücher herauszugeben.
6. Jeglicher Universitätswechsel ist ab sofort verboten.
7. Der Schwerpunkt des Studiums muß von nun an nicht mehr in den wissenschaftlichen Seminaren, sondern in den FDJ-Studiengruppen liegen.
8. Die Professoren müssen veranlaßt werden, ihre Vorlesungen den Erfordernissen des Fünfjahrplanes anzupassen.
9. Es ist notwendig, einen unversöhnlichen Kampf gegen alle reaktionären Ideologien, gegen den bürgerlichen Objektivismus, den Kosmopolitismus und Sozialdemokratismus zu führen.
10. Die nunmehr dem Zentralkomitee der SED direkt unterstellten Parteibetriebsgruppen haben die Aufgabe, die Maßnahmen der Verwaltung in der Praxis zu überprüfen. Sie haben auch den Auftrag, den wissenschaftlichen Nachwuchs zu nominieren und ihn laufend zu überprüfen.

Es dürfte also nicht mehr allzulange dauern, bis man fast alle dem SED-Regime nicht zugeneigten Professoren und Studenten beseitigt haben wird. Während sich vielleicht die Professoren dann noch in einen halbwegs ertragbaren Rentnerstand werden zurückziehen können, wird den Studenten kein Ausweg mehr bleiben als Liquidierung bzw. Abgang nach dem Westen einerseits oder Bekehrung zum Bolschewismus andererseits. Solange es aber möglich ist, werden die freiheitsliebenden Kräfte gehalten.

Unter diesen Aussichten ist es angebracht, den Ruf einiger Leipziger Studenten an alle westdeutschen Stellen, die zu helfen vermögen, zu wiederholen. Es heißt dort: „Unterstützt die bedrängten Studenten der Ostzone, die aus reiner Freiheitsliebe den Kampf mit dem Bolschewismus aufgenommen haben und die bereit sind, für ihre Anschauung Freiheit und Leben aufs Spiel zu setzen. Sie sind eine der verlässlichsten Mauern, die die Wogen des Bolschewismus brechen und nicht allzu hoch an die friedlichen Gestade der westlichen Welt schlagen lassen. Sie bedürfen jeglicher Unterstützung... Kommt aber dann einmal einer von diesen Vorposten im Kampf um die Freiheit zu Euch, weil sein Verbleiben in der Sowjetzone unmöglich geworden ist, dann nehmt Euch seiner an, stoßt ihn nicht von Euch und vergeltet ihm, was er für Euch unter Einsatz seines Lebens getan hat!“

Kulturelle Erziehung

Wer heute mittelalterliche Rittergeschichten wie den Amadis von Gallien oder das Nibelungenlied oder gar das Hildebrandlied liest, ist besonders darüber erstaunt, wieviel Zeit man damals hatte und wie wenige Menschen es zu jenen Zeiten in Europa gab. Die Arbeit um das tägliche Brot haben jedenfalls die, von denen erzählt wird, überhaupt nicht gekannt, und Raum gab es für alle mehr als genug, so daß den Kämpfen, die man miteinander ausfocht, nur Ehrbeleidigungen zugrunde lagen, niemals aber der nackte Erhaltungstrieb, ein Mangel an Nahrung und Lebensraum.

Wie hat sich dagegen in den letzten 150 Jahren nicht nur unser Europa, sondern die ganze Welt verändert! Wir scheinen plötzlich wie durch einen Vorhang von der gesamten Vergangenheit abgetrennt zu sein.

Was für einen Bruch jene Jahrhundertwende bedeutete, darauf haben vor allem zwei Autoren hingewiesen: der Spanier Ortega y Gasset in seinem 1929 erschienenen Buch „Der Aufstand der Massen“ und Karl Jaspers in „Die geistige Situation der Zeit“, die fast gleichzeitig erschienen sind. Beide gehen von folgenden Angaben der Statistik aus: Vom 6. Jahrhundert bis 1800 betrug die Bevölkerung von Europa ziemlich gleichmäßig 180 Millionen Menschen, um dann bis 1914 plötzlich auf 460 Millionen anzusteigen, also um reichlich das Doppelte, gleichzeitig ist aber auch die Bevölkerung der ganzen Erde von 850 auf 1800 Millionen angestiegen, also ebenfalls um gut das Doppelte.

Was ergibt sich daraus? Eine unerhörte Steigerung des Lebenskampfes: das Dasein ist rationalisiert worden. Man kann seine Entschlüsse, seinen Weg nicht mehr frei nach Instinkt und Neigung gestalten, sondern hat sich den wesentlich erschwerten Verhältnissen anzupassen, wenn man nicht riskieren will, einfach zugrunde zu gehen, erdrückt zu werden.

Das, was uns seit den Zeiten des klassischen Altertums am wertvollsten geworden ist, nennen wir es einmal kurz die geistige Kultur, mußten wir nach und nach, stückweise und ganz unmerklich drangeben, sie wurde durch den immer härter werdenden Kampf ums Dasein verdrängt und schließlich immer mehr verschüttet.

Man war zunächst geradezu berauscht über die Erleichterungen des täglichen Lebens, ein Jahrtausende gehegter Wunsch war in Erfüllung gegangen: durch die Massenproduktion sanken die Preise, jeder fand Arbeit und konnte seine Bedürfnisse mehr oder weniger befriedigen. So etwa sah es gegen Ende des letzten Jahrhunderts aus, zur Zeit der Gründerjahre. Wer nur einigermaßen Verstand und genügend Unternehmungslust hatte, konnte haben, was er wollte, man schien in einer Zeit der Erfüllung zu leben.

Was aber sagten die Künstler dazu, die ja immer feinere Membranen sind als die Alltagsmenschen? Kein Werk von so ausgelassener Lustigkeit wie Figaros Hochzeit wurde geschaffen, im Gegenteil man spricht vom mal de siècle. Schopenhauer stellte fest, daß unsere Welt die schlechteste aller denkbaren sei, und die melancholischen Weisen Chopins eroberten die damalige Welt. Obgleich man sich wohl zu fühlen schien wie niemals zuvor eine Generation, empfand man die Schwermut Verlaines und Chamissos, um nur einige von ihnen zu nennen, als den äquaten Ausdruck seiner Zeit, und bald wurden Warnrufe laut, erst vereinzelt, dann immer häufiger, gequälte Notschreie, wie Gerhart Hauptmanns „Weber“, später Wedekind und Ernst Toller, und zu denen wir wohl auch Nietzsche rechnen dürfen. Der Weltkrieg und die Revolution haben die Wahrheit dann nur zu deutlich gezeigt.

Wie sieht es nun heute, nach dem Zweiten Weltkrieg aus? Die Kleidermoden sind überall die gleichen, in allen Ländern werden die gleichen Filme vorgeführt, die gleichen Romane gelesen, durch Fernsehen, Radio, Telefon und schnellste Verkehrsmittel ist das Wissen normiert, sind Hygiene und Komfort schematisiert worden. Wer moralisch die geringsten Hemmungen hat, kommt am schnellsten vorwärts, wer innerlich am wenigsten mit „Vorurteilen“ belastet ist, genießt das größte Ansehen, wer irgendwie aus der Reihe fällt, macht sich unmöglich.

Damit hängt es auch zusammen, daß die reiferen Ansichten älterer Leute nichts mehr gelten, die Jugend bestimmt und lehnt, zumal wenn sie einigen Erfolg hat, ohne Scheu das Alter ab. So entstand ein Bruch mit der Tradition, und der Einzelne schwebt sozusagen frei im Weltraum, haltlos und losgerissen, jedem Winde preisgegeben, nur noch der nackten Existenz lebend, ohne jede Liebe zu Dingen und Menschen. Es überwiegen die viel zu vielen, die wie Flugsand sind. Einer gleicht dem anderen, und jeder kann den anderen ersetzen. Man geht unbedenklich von einem Lande in's andere, weil man seine Wurzeln verloren hat: die Welt ist leer von Plänen, Zielen und Idealen geworden.

Auffallend ist, daß sich besonders die Jugend dabei nicht wohlfühlt. Die moderne französische Existenzphilosophie ist das deutlichste Zeichen dafür. Man glaubt an nichts weiter als an sein gegenwärtiges Dasein, es gibt keine Vergangenheit, die etwas zu sagen hätte, und es gibt keine Zukunft, auf die man hoffen könnte, insbesondere nicht in dem Sinne eines Fortlebens nach dem Tode. Not, Sorge und Angst sind die wichtigsten Schlagworte geworden, sie haben Glaube, Liebe, Hoffnung des Apostels Paulus abgelöst und — uns unglücklich gemacht.

Es ist kein Zufall, daß in unserem Jahrhundert eine neue Neurosenlehre aufgekommen ist. Die Psychiater versichern uns, daß die nervösen Störungen unglaublich zugenommen haben. Wie mancher, der in jungen Jahren ohne eine Spur von Religion, ohne irgendeine Ethik durchzukommen glaubte, dem sogar die Liebe zur Frau nur eine rein körperliche Angelegenheit schien und der es sogar zu großen Erfolgen in seiner Welt brachte, ist mit 40 Jahren kläglich zusammengebrochen: es ist nicht wahr, daß unser gegenwärtiges Leben, unsere Existenz das einzig Wirkliche, Positive ist, eine innere Stimme belehrt uns, wenn wir sie nur hören wollen, eines Besseren.

Die Frage nach — nennen wir es einmal ganz allgemein — den geistigen Gütern ist dem Menschen eingeboren und verlangt ganz besonders zu Beginn des Entwicklungsalters, in der negativen Phase nach klaren Antworten. Die höheren Werte bedeuten dann geradezu die Jakobsleiter, an denen wir emporklimmen zu dem Besten, was uns diese Welt zu bieten hat. Versagt man sie den Heranwachsenden, so endet ihr Weg notwendig bei der Lebensangst, die heute in der Philosophie eine so große Rolle spielt und die dem Psychiater so viel zu schaffen macht.

Die Rationalisierung des Daseins mit seinen modernen früher nie dagewesenen Erfolgsmöglichkeiten hat uns dieses Danaergeschenk gebracht, so daß wir heute allein auf der Welt zu stehen scheinen, jeder wie ein „verlorener Punkt, der im leeren Raum versinken wird“ (Jaspers), mit dem Bewußtsein des Ruins, ohne daß wir wüßten, wozu es sich zu leben lohnt, und diese Empfindung bedeutet Angst, Verzweiflung.

Diese Angst ist der unheimliche Begleiter des modernen Menschen, sie wirft sich auf alles, sofern wir sie nicht durch lärmende Vergnügungen übertönen. Der ganze neuere Versicherungsapparat ist der sichtbarste Ausdruck dafür.

Wie können wir nun aus diesem beklagenswerten Zustande herauskommen, und was können wir vor allem tun, um der heranwachsenden Generation diese Lebensangst zu ersparen? Wieder war es ein Spanier, der uns vor allem hier einen Weg gewiesen hat, der Philosoph und Poet Miguel de Unamuno, der Rektor der Universität Salamanca.

Unamuno bespricht in seinem Buch „Del Sentimiento tragico de la Vida“ zunächst ausführlich, wie der moderne Mensch durch die Rationalisierung der höchsten Begriffe eben in dieses tragische Lebensgefühl hineingekommen ist. Sie sind einfach dem reinen Verstande nicht zugänglich, und trotzdem bedürfen wir ihrer; besonders unsere Größten sind nicht ohne sie ausgekommen, ja sie haben sogar ihr Bestes aus jenen Regionen gezogen. Uns empfiehlt er, so zu leben, daß wir sowohl nach unserem eigenen Urteil als auch nach dem Urteil der meisten anderen ein ewiges Leben verdienen, daß wir uns unersetzlich machen, daß wir nicht verdienten zu sterben; und weiter, daß wir leidenschaftlich gut handeln sollen, „una conducta apasionadamente buena“. Das Schlimmste sei die Daseinseinstellung Mephistos in Goethes Faust: „Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht“; dieser Pessimismus werde von den Menschen als das Böse schlecht-

hin empfunden. Es sei ein dringendes Gebot, gegen diese Angst der allgemeinen Vernichtung zu kämpfen, alles für unvergänglich zu halten, selbst das Böse, das dadurch, daß es seine Vergänglichkeit, seine Zeitgebundenheit — su temporalidad — verliert, auch seine Bosheit einbüßt. Das größte, was ein Mensch in dieser Beziehung ausgesprochen hat, steht in Goethes Gesprächen mit Eckermann unter dem 4. Februar 1829: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Wie sieht nun dagegen die heutige Erziehung unserer Jugend aus? Jeder Begriff und jede Stellungnahme sind zweifelhaft geworden, alles ist in Auflösung begriffen, und so ist auch die Erziehung directionslos geworden. Sie bringt die Kinder nicht mehr an ein fest fundiertes Ganzes heran, sondern vermittelt ihnen je nach den Interessen und der Aufgeschlossenheit der betreffenden Lehrer eine größere oder kleinere Zahl von unzusammenhängenden Einzelheiten, und die Methoden und Ziele wechseln ständig.

Da, wie wir gesehen haben, die Brücken mit der Vergangenheit abgebrochen sind, und der Lebenskampf bald an die Heranwachsenden treten wird, bereitet man sie am besten darauf vor, man bringt ihnen schon viel zu früh bei, wie sie sich später im Beruf zu verhalten haben, was sie dort einmal brauchen werden. Man will Persönlichkeiten bilden und formt statt dessen nur brauchbare Staatsbürger, typisierte Menschen.

Fragen wir uns nun, ob es sich hier um einen vermeidlichen Verfall im Sinne von Spengler handelt, oder ob vielleicht doch Zeichen einer Gesundung aufweisbar sind, die uns zu einem Aufbau ermutigen. Wie steht es zunächst einmal mit der scheinbaren Ueberbevölkerung? Sie ist in Wirklichkeit nur ein Scheinproblem. Wohl hat die Menschheit zugenommen, aber die Schätze der Erde reichen noch gut aus, um alle zu ernähren. Ueberlegen wir uns nur, daß man ausgerechnet hat — und man kann es leicht nachprüfen — daß alle lebenden Menschen dicht aneinander gestellt noch nicht einmal die gesamte Fläche des Bodensees bedecken würden. Würden wir den gefährlichen Schluß ziehen, in Europa, wo ja die Bevölkerungsexplosion am eklatantesten war, endgültig zum Einkindersystem überzugehen, so würde bei uns ein Vakuum entstehen, das, wie es im Mittelalter beinahe einmal geschehen wäre, die ungebildeten Massen Asiens einsaugen würde, womit das Schicksal unserer westlichen Welt wirklich unwiderruflich besiegelt wäre und damit die Proletarisierung Europas. Eine vernünftige Geburtenregelung muß aber trotzdem empfohlen werden: jeder sollte nur soviele Kinder haben, wie er es wirtschaftlich verantworten kann, das heißt soviele, wie er erziehen und in einen seinem Stande entsprechenden Beruf bringen kann, niemals aber soviele, daß sie und schließlich auch die Eltern selber der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen, eine Richtlinie, die ja heute schon von den Frauenkliniken sehr erheblich berücksichtigt wird.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist die Heiligkeit der Ehe, die heute in ganz bedenklichem Maße in Vergessenheit geraten ist. Was für Unglück aber die immer häufiger werdenden Scheidungen den Kindern bringen, weiß nur der, der viel mit solchen Verhältnissen zu tun hat. So sagt Jaspers mit Recht: „Darum ist heute die Ehe wesentlicher und mehr als früher; als die Substanz des öffentlichen Geistes höher stand und Halt bedeutete“. Ein harmonisches Elternhaus ist und bleibt der wichtigste Grundstein aller Erziehung, und kein Lehrer und keine noch so gut geführte Schule vermögen es auch nur annähernd zu ersetzen. Und zwar ist es weniger wegen irgendwelcher bewußter Erziehungsmethoden so bedeutungsvoll, sondern als Vorbild; denn auf Kinder wirkt viel stärker das ein, was sie täglich sehen und erleben, als das, was man ihnen sagt.

Wenn wir also fruchtbringend aufbauen wollen, muß als dringendstes Gebot jeder bei sich selbst und seiner Familie anfangen; sie muß auf der Liebe aufgebaut sein, mit der man sich an einen anderen lebenslänglich bindet, und auf dem Wunsch, die Kinder in dem groß werden zu lassen, was uns und unseren Vorfahren wertvoll war und sich als lohnend erwiesen hat. Nur dann kann die Jugend gegen die Stürme auch unserer heutigen rauen Wirklichkeit genügend gesichert sein.

Von den Lehrern ist in Anlehnung an das bekannte Pestalozzi-Wort vor allem zu fordern, daß sie selbst erzogen sind. Ein Erzieher, der sich als Zufallsprodukt in einem sinnlosen Geschehen empfindet, kann unmöglich seinen Zöglingen einen sicheren Halt vermitteln. Und ebenso wenig kann der, der nicht selbst von der Ganzheit und dem Werte unserer abendländischen Kultur überzeugt ist und sich dafür begeistern kann, die Jugend mitreißen. Dadurch und durch nichts anderes kann die heutige Welt aus ihrem proletarischen Massenstadium herausgehoben werden.

Wie im einzelnen der Lehrplan aussieht, ist nicht unsere Sache zu entscheiden; jedenfalls gehört eine vorzeitige Berufsbildung nicht in die Schulen, sondern sie sollen die Persönlichkeit als Ganzes bilden, wozu die einzelnen Fächer nur die Hilfsmittel sind. Auch die verschiedenen Schultypen haben ihre Berechtigung, aber nicht in dem Sinne einer Berufsvorbereitung, sondern vielmehr deshalb, weil sie der verschiedenen Begabung der Einzelnen angepaßt sind: dem einen erschließt sich die Welt mehr auf dem naturwissenschaftlichen, dem anderen mehr auf dem literarischen Wege; das Ziel beider aber muß das gleiche sein.

Im Entwicklungsalter rücken besonders die Religion und die Philosophie in den Vordergrund, von der den Jugendlichen immer noch viel zu wenig, wenn überhaupt etwas, geboten wird. Hat doch Plato gesagt, am besten philosophieren die jungen Leute, bevor ihnen der Bart sprießt. Außer diesen — nennen wir sie einmal weltanschaulichen — Fächern sei als zweites auf die literarischen hingewiesen. Man darf sich hier sicher nicht nur darauf versteifen, die Autoren des klassischen Altertums zu studieren. Dieses Erziehungsideal ist sicher veraltet, denn es wurde in einer Zeit aufgestellt, wo es fast noch nichts anderes in Europa gab.

Es genügt sicher nicht, „wenige der großen Dichter der eigenen Nation“ zu kennen, sondern man sollte mit zahlreichen von ihnen vertraut gemacht werden, und zwar nicht nur mit den alten, sondern auch mit den modernen. Denn es ist leider eine Tatsache, daß nur wenige im späteren Erwerbsleben noch wertvolle Bücher lesen, und wenn es getan wird, so sicher nur die des eigenen Landes. So wäre es wichtig, neben den deutschen Literaturstunden auch noch solche einzurichten, wo die Klassiker anderer Völker der Jugend nahegebracht würden. Nicht nur Shakespeare und Molière sollten in einzelnen Stücken im Original gelesen werden, sondern auch einige Gesänge von Dante in der Uebersetzung und einige Kapitel aus dem Don Quijote, der bei uns eigentlich nur noch als Kinderbuch sein Dasein fristet. Durch diese Erweiterung des literarischen Stoffes würde nicht nur die Allgemeinbildung auf das wertvollste bereichert, sondern gleichzeitig auch die Ueberschätzung des eigenen Landes und damit die unselige Kluft zwischen den Völkern endlich einmal wirksam verkleinert oder zum Verschwinden gebracht werden. Eine unerhört verlockende Aufgabe für jeden modernen Erzieher.

Und als drittes großes Unterrichtsfeld sei auf die Kunstgeschichte hingewiesen, die zwar seit der letzten Jahrhundertwende in den Lehrplan mit aufgenommen worden ist, auf die aber immer noch zu wenig Wert gelegt wird. Nicht nur die großen Dichter haben ihren Platz in der Weltgeschichte, sondern auch die großen Maler. Michelangelo und Leonardo sind integrierende Bestandteile Italiens, und was für einen Platz würde Holland im geistigen Pantheon der Welt einnehmen, wenn es nicht einen Rembrandt gehabt hätte. Es ist daher bei uns in der Schweiz immer mehr aufgekommen, daß die jungen Abiturienten, bevor sie sich trennen, gemeinsam eine Reise nach Südfrankreich oder Italien, meist nach Rom antreten. Auf diese Weise werden ihnen unsere großen Kulturzentren zu einem bleibenden persönlichen Erlebnis. Bei solchen Gelegenheiten sollten aber die Jugendlichen nicht nur mit dem Mittelalter, sondern auch mit den späteren Großen, vor allem auch mit den französischen Impressionisten in Kontakt gebracht werden. Erst dann wird man ein Verständnis auch für die moderne Malerei erwarten können, mit der nicht einmal ein kleiner Teil der Gebildeten heute etwas anfangen kann. Verdienen es doch gerade unsere großen Zeitgenossen, daß sie gebührend beachtet und geschätzt werden, denn sie stellen ja unsere wahren Werte dar, für die und mit denen es sich lohnt zu leben.

Man hat sich immer wieder gefragt, wozu die Menschheit überhaupt da sei. Eine der schönsten Antworten darauf ist die: um große und wertvolle Persönlichkeiten, Genies hervorzubringen. Das ist ein Trost auch für den Kleinsten von uns: wir leben, und kämpfen, um unsere Kinder höher zu bringen als uns selbst, bis schließlich einmal und sei es auch erst nach vielen Jahrhunderten, einer für die Gesamtheit etwas Großes zu leisten vermag. Als erste Stufe dieser Entwicklung muß man aber schon in jungen Jahren soweit gebracht werden, daß man die Großen überhaupt zu erkennen vermag. Die Geschichte vom alten Simeon, der bei der Darbringung im Tempel schon in dem kleinen Kind den kommenden

Erlöser erkannte, ist lehrreich und tiefsinnig. Er sei das Ideal eines jeden von uns.

Haber wir nun aber irgendwelche Anhaltspunkte, noch an eine Zukunft Europas zu glauben — oder fragen wir lieber erst einmal: haben wir tatsächlich greifbare Zeichen für den „Untergang des Abendlandes?“ Hier ist es nun zunächst auffallend, daß dieses Problem in Europa selbst aufgebracht worden ist, während die ganze übrige Welt immer noch bewundernd zu uns aufschaut. Jährlich wallfahrten ungezählte Nordamerikaner zu uns und versuchen, Wissenschaftler und Kunstwerke aus dem alten Erdteil zu sich hinüber zu holen; Südamerika orientiert sich, ähnlich wie wir selbst, ganz bewußt an unseren griechischen Klassikern. Asien blickt trotz seiner uralten Hochkultur sehnsüchtig nach unseren Universitäten; und Südafrika rechnet es sich zur Ehre an, zu Westeuropa gezählt zu werden. Wieso zweifeln wir dann an uns selbst? Sieht doch ein mexikanischer Philosoph und hoher Staatsmann — Vasconcelos — im heutigen Durcheinander der Völker, speziell in Südamerika, den Anfang einer den ganzen Erdball umfassenden Kultur, im Gegensatz zu den bisherigen getrennten Zentren, die aber alle, wie kürzlich auf einer großen Ausstellung in New York festgestellt wurde, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen.

Etwas realer und greifbarer mutet uns Ortega y Gasset an, wenn er die Vereinigten Staaten von Europa als das nächste und konkrete Ziel sieht, ein Zukunftsbild, das ja nach den neuesten Ereignissen gar nicht mehr allzu fern erscheint, jedenfalls sicher keine rein utopische Hypothese mehr ist. Der Sinn der modernen Verkehrsmittel, des Radio, der Zeitungen, die uns täglich über alle Vorgänge in der ganzen Welt orientieren und der großen Verbreitung aller irgendwie bedeutungsvollen Bücher — daß all das auch Schattenseiten hat, ist ja wohl nur selbstverständlich — kann doch nur den Sinn eines engeren Zusammenschlusses der gesamten Menschheit, mindestens sehr viel größerer Gruppen als bisher haben, und die Stürme, die wir jetzt durchmachen, sind vielleicht nur die Krise, die einer solchen Umwälzung notwendig vorausgehen muß. Die heute noch bestehende Enge besonders der kleineren Länder, die Jahrhunderte alten überlieferten Grenzen erweisen sich zu eng für die starken Kräfte, die am Werke sind, und widersetzen sich noch hartnäckig dem neuen Leben. Wir müssen aber umlernen, Europa muß zu unserer Nationalidee werden, wie sie das ja für die Künstler und Wissenschaftler schon seit gut 100 Jahren geworden ist. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre die ganze Technisierung, die wir miterleben, ebenfalls sinnvoll und zielstrebig, so wie Hegel gesagt hat: Alles was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit.

Haben wir aber diese Vorgänge erkannt, so müssen wir sie auch unserer Jugend vermitteln. Wir müssen sie begeistern für die neuen großen Aufgaben gerade heute, da wieder ein neuer Krieg begonnen hat. Aber widrige Vorgänge dürfen nicht abschrecken, und das geeinte Europa ist eine große Idee, zumal wenn wir es als den Anfang einer den ganzen Erdball umschließenden Kultur auffassen, zu deren Verwirklichung wir allerdings nur den Anfang machen können.

Die natürliche Ordnung

Gedanken zum Werke Wilhelm Röpkes

„Das ewige Gesetz der göttlichen Vernunft oder des Gotteswillens, der die natürliche Ordnung zu erhalten befiehlt und zu stören verbietet.“
Augustinus contra Faustum I, 22

Wie verschiedene Diagnosen man auch dem gegenwärtigen allgemein als krankhaft empfundenen Zustande der Menschheit stellen, welche Therapie man auch immer diesem schon vielfach aufgegebenen Patienten empfehlen mag, das eine steht in jedem Falle fest, daß die natürliche Ordnung der Dinge gestört ist und daß es unser letztes Ziel sein muß, sie wieder herzustellen. Nun hat es von den Sophisten und den Pyrrhonisten des Altertums an bis auf die Gegenwart stets Menschen gegeben, die sich besonders gescheit vorkommen, wenn sie eine natürliche Ordnung der Dinge leugneten. Sie verwechseln dabei die berechtigte Kritik, die Kant an dem menschlichen Erkenntnisvermögen geübt und mit welcher er es ein für allemal auf die Sphäre der Erscheinungen beschränkt hat, mit einer Negierung ewiger Naturgesetze und der natürlichen Grundempfindungen für Recht, Eigentum, Familie und Gesellschaft, die uns allen angeboren sind, die jeder in sich fühlt, dem „des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt“. Wir können die letzten und höchsten Dinge des Lebens nicht erkennen, aber die großen zeitlosen Gesetze der Natur und des Menschenlebens, nach denen wir unsere Daseinskreise vollenden, sind tief in unser Inneres eingegraben. In einer Zeit, die wie die gegenwärtige in einem makabren moralischen Skeptizismus etwas Neues und Interessantes erblickt, und die Kraft eines echten religiösen Glaubens in materialistischer Ersatzreligion pervertiert hat, gehört Mut dazu, sich zu den ewigen Wahrheiten der zehn Gebote und des Christentums zu bekennen und die Auffassung zu vertreten, daß nur sie imstande sind, die tief gestörte natürliche Ordnung der Dinge wiederherzustellen und einen Ausweg aus dem Chaos der Gegenwart zu zeigen. Es sind nur wenige, die das gewagt haben, aber eben auf diese Wenigen, die im biblischen Sinne „das Salz der Erde“ sind und von denen das schöne Wort des französischen Denkers gilt: „Wenige werden die Welt retten“, auf diese Wenigen kommt es an.

Unter diesen steht Wilhelm Röpke (geboren 1899 in der Provinz Hannover) an erster Stelle. Bis zum Jahre 1933 Ordinarius der Na-

tionalökonomie an der Universität Marburg, verließ er Deutschland sofort nach dem Siege des Nationalismus, dessen unheilvolle Natur er schon vorher durchschaut hatte, und übersiedelte in die Schweiz, wo er am Institut des Hautes Etudes Internationales in Genf tätig ist. Seine drei grundlegenden Werke „Die Gesellschaftskrise der Gegenwart“ (1936), „Civitas Humana“ und „Internationale Ordnung“ (1943), denen sich „Die deutsche Frage“ (1945) und „Maß und Mitte“ (1950) — sämtlich im Eugen Rentsch-Verlag, Zürich — anschließen, haben ihm weit über die Grenzen der Schweiz und Deutschlands — wo seine Bücher während der Nazizeit verboten und ein Labsal aller besseren Deutschen waren — hinaus Weltruhm eingetragen und beginnen gerade jetzt eine tiefgehende Wirkung in den Vereinigten Staaten auszuüben, nachdem er sich schon vorher durch seine „Lehre von der Wirtschaft“ als einer der tiefgründigsten und klarsten Nationalökonomien der Gegenwart erwiesen hat. Röpke hat, wie kaum ein anderer, das Wesen der gegenwärtigen Krise erkannt. Die moralische Krise besteht in der Entwertung der bisherigen Werte, die soziale in der Atomisierung der früher organisch und hierarchisch gegliederten Gesellschaft, die politische im Aufkommen des Totalitarismus und der völligen Versklavung des Individuums. Praktisch stellt sich das Problem so: Wie vermag sich die im Laufe eines einzigen Jahrhunderts von 500 auf 2000 Millionen angewachsene Menschheit auf einem bis ins Letzte verteilten und ausgebeuteten Raume zu behaupten, und wie kann angesichts des immer mehr angewachsenen Versorgungsapparates für diese Massen die Freiheit des Einzelnen — seit der Antike und dem Christentum das höchste Gut des europäischen Menschen — gesichert werden? Ueberall scheint die Entwicklung wegzuführen von der individualistischen Gesellschaftsordnung, auf der bisher unser gesamtes äußeres und inneres Dasein beruhte, zu einer geplanten Wirtschaft und Gesellschaft. Die besten Köpfe der Gegenwart sträuben sich dagegen, diese Entwicklung als zwangsläufig anzuerkennen, und suchen Mittel und Wege, auf denen das natürliche Streben der Menschen nach wirtschaftlicher Sicherheit, das allen sozialistischen Systemen zugrunde liegt, mit ihrem Verlangen nach persönlicher Freiheit, wie sie das Christentum und das auf ihm beruhende System des demokratischen Liberalismus und der Privatwirtschaft verkörpert, in Einklang gebracht werden kann.

Diese Krise mit ihrem dreifachen Aspekt, dem moralischen, dem sozialen, dem politischen, ballt sich nach Röpkes Auffassung zusammen in der Erscheinung des Kollektivismus, der planmäßigen zentralen Leitung einer ihrer natürlichen Bindungen beraubten Menschheit, in dem totalen Staat, der nach seiner vorübergehenden Verkörperung im deutschen Nationalsozialismus, nun im Sowjetsystem, eine die ganze Welt bedrohende Verwirklichung gefunden hat, darüber hinaus als eine latente geistige und politische Gefahr in der ganzen Welt vorhanden ist. Wie kein anderer hat Röpke die Gefahren erkannt, die in der Entwicklung der Menschheit zur Planwirtschaft, zum totalen Staat, zur Büro- und Beamtenwirtschaft liegen, und er äußert die Befürchtung, daß — wie Staat und Gesellschaft der Antike — auch die gegenwärtige Menschheit im

Begriff stehe, am Etatismus und Kollektivismus zugrunde zu gehen. Es ist ihm bei seiner Haltung nicht erspart geblieben, von sozialistischer Seite als „Söldling des Kapitalismus“ verdächtigt zu werden. Dabei findet man selbst bei sozialistischen und kommunistischen Autoren keine schärfere Kritik am Kapitalismus als Röpke sie übt. Auch er kommt aus dem Erlebnis des ersten Weltkrieges her, der seine ganze Entwicklung bestimmt und in ihm einen leidenschaftlichen Haß gegen eine Weltordnung entzündet hat, deren letzte Konsequenz der Weltkrieg mit seinem Nationalismus, Militarismus und Imperialismus war. Aber Röpke ist ein viel zu scharfer Denker, ein zu geschulter Soziologe, um die Entstehung des ersten wie des zweiten Weltkrieges aus der Vorherrschaft des „Kapitalismus“ zu erklären und die Wiederherstellung der Welt vom Sozialismus zu erwarten. Es darf als sein besonderes Verdienst gelten, die bisher schwankenden Begriffe des „Sozialismus“ und des „Kapitalismus“ von einer höheren Warte aus betrachtet und klar definiert zu haben, ein Verfahren, das ihm ermöglicht, aus der Sackgasse zwischen beiden, in denen sich der Mensch von heute befindet, heraus einen „dritten Weg“ zu zeigen, der — ohne eine Patentlösung zu sein — doch der ernsthaftesten Erwägung wert ist.

Was ist, so fragt Röpke, der „Kapitalismus“? Der Autonomie des politischen Willens, die sich in der Demokratie verkörpert, entspricht die Autonomie des wirtschaftlichen Willens, die auf Markt-Preisbildung, Privateigentum an den Produktionsmitteln und Konkurrenz beruhende Wirtschaftsverfassung. Man sollte, so meint er mit Recht, den Begriff des Kapitalismus durch den der freien Marktwirtschaft, den des Sozialismus durch den der behördlichen Kommandowirtschaft ersetzen. Die Parallele zwischen der politischen Demokratie und der wirtschaftlichen Demokratie, der Markt- und Konkurrenzwirtschaft liegt auf der Hand. Beide sind hochentwickelte Kunstprodukte einer fortgeschrittenen Menschheit: sie bedürfen dauernder Pflege und Ueberwachung und entarten, sobald es an einer solchen fehlt. Ebenso wie die Demokratie nur durch die Einschaltung bestimmter Sicherheitsventile funktionsfähig bleiben kann, soll sie nicht in Anarchie und Tyrannis ausarten, wie es zum Beispiel mit der Athenischen geschah, ebenso kann der Kapitalismus entarten, wenn man ihn ohne Einschränkung sich selbst überläßt. Es ist Sache des Staates, hier in einer Weise einzugreifen, die zwar das gesunde Prinzip der Marktwirtschaft nicht antastet, aber die divergierenden Wünsche der einzelnen Interessentengruppen durch eine höhere Ordnung vom Standpunkt des Gesamtwohles aus bündigt. Diese Aufgabe der Lenkung und Zügelung des Kapitalismus ist im 19. Jahrhundert ungelöst geblieben, so daß er vielfach zu einer Art des Monopol- oder Mammut-Kapitalismus entartet ist, der bereits vor dem ersten Weltkriege in vielen Ländern das Feld beherrschte und von oberflächlichen Beobachtern für die eigentliche Form des Kapitalismus gehalten wurde, während er in Wirklichkeit nur eine seiner historischen Manifestationen darstellt. Die Interessentengruppen, die *pressure groups*, wie ein kennzeichnender amerikanischer Ausdruck lautet, wußten sich durch Druck auf den Staat Monopole in Gestalt von Schutzzöllen und Sub-

ventionen zu sichern, denen gegenüber der einzelne Wettbewerber machtlos war. Wie die Feudalherren des Mittelalters den freien Bauern „legen“, so gelang es den großen Konzernen in vielen Industrieländern, den gewerblichen Mittelstand zu „legen“, seine Angehörigen zu proletarisieren. Durch diese teilweise Ausmerzung und Schwächung des Mittelstandes ward die moderne Gesellschaft, die, wie jede, gerade im Mittelstand ihr Rückgrad hat, atomisiert und ihres festen Zusammenhaltes beraubt, eine Entwicklung, die parallel mit der Erschütterung der bisherigen religiösen und ethischen Werte liegt und den katastrophalen Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft in erster Linie herbeiführte.

Es gehört — wie Röpke in überzeugender Weise ausführt — zu den tragischen Irrtümern der Geschichte, daß man in dieser Krise des Kapitalismus keinen anderen Ausweg wußte als den des Sozialismus. Wir müssen uns hier auf den marxistischen Sozialismus beschränken, d. h. die Doktrin der Verstaatlichung der Produktionsmittel in der Hand eines durch vorläufige proletarische Diktatur geleiteten Staates, eine Diktatur, die von ihren Anhängern mit Recht als die einzig konsequente Form des Sozialismus ausgegeben wird. War der Kapitalismus daran gescheitert, daß man das Ordnungsprinzip der Wirtschaft, die Marktwirtschaft und freie Konkurrenz, durch Verleihung staatlicher Monopole zugunsten einzelner starker Gruppen praktisch außer Kraft gesetzt hatte, so glaubte der Marxist seltsamerweise die Monopole durch Errichtung eines einzigen Monopols, des Staats-Monopols, beseitigen zu können. Die Freiheit des wirtschaftenden Menschen, des Arbeiters wie des Konsumenten, wird aber durch diesen Sozialismus mit ebensolcher Sicherheit ausgelöscht, wie die Freiheit des Menschen als Staatsbürger durch den totalen Staat. Man irrt, wenn man glaubt, ein demokratisch-liberales politisches System und ein kollektivistisches Wirtschaftssystem nebeneinander aufrechterhalten zu können, denn das demokratisch-liberale politische System verlangt seine ökonomische Ergänzung in der Marktwirtschaft mit ebensolcher Notwendigkeit wie das kollektivistische Wirtschafts-System seine politische Ergänzung im undemokratisch-illiberalen Herrschafts-System. Ein solcher Sozialismus, dessen konsequenteste Form der im Hitler-Deutschland und Sowjetrußland bekannte Kriegs-Kommunismus ist, erweist sich als der schlimmste Raubbau an den organischen Kräften und Reserven der Gesellschaft, gerade weil er einen Prozeß fortsetzt, der schon unter dem entarteten Kapitalismus begann und ihm, dem Sozialismus, zur Herrschaft verholfen hat. Der Kolossal-Kapitalismus mit seiner Vernichtung des Mittelstandes und mit seinen mächtigen Konzernzusammenballungen gleicht dem Kollektivismus sogar in so hohem Grade, daß vielfach der Uebergang von dem einem zu dem anderen System kaum bemerkt wird. Von dem Kolossal-Kapitalismus, dessen Wesen schon der alte Goethe in der erschütternden Episode von Philemon und Baucis dargestellt hat, führt ein direkter Weg zur Zwangskollektivierung der russischen Bauern.

Der „Dritte Weg“ Röpkes geht jenseits von Kapitalismus und Kollektivismus. Im Gegensatz zu der pessimistischen Hoffnungslosigkeit und

der in Mode gekommenen Weltuntergangsstimmung, in ebenso schroffem Gegensatz zu dem optimistischen Fortschrittsglauben an eine neue kollektivistische Gesellschaft, wie sie zum Beispiel in Huxleys „Brave New World“ mit für uns wahrhaft erschreckenden Zügen gezeichnet wird, zeigt uns Röpke seinen „Dritten Weg“, und wir werden gewahr, daß er uns nicht mit einer neuen national-ökonomischen oder philosophischen Theorie verwirrt und bestürzt, sondern die Stimme, die leise zu uns allen spricht, vernehmlich zu machen sucht und dem, was jeder in sich fühlt, Ausdruck gibt. Es ist der „ökonomische Humanismus“, eine Weltanschauung, die den Menschen wieder in den Mittelpunkt stellt, aus welchem er durch den Monopol-Kapitalismus wie durch den totalitären Sozialismus vertrieben war. Es ist jener Humanismus, der den Gegenpunkt bildet zur Vergötzung der Maschine: es ist die Denkungsart, die bald nach Kriegsende ein englischer Soldat bei einer Rundfunkansprache in Worte zusammenfaßte, er wolle nicht für Gemeinschaftsheime und Massenküchen sterben, sondern für ein kleines Eigenheim mit einem Garten und einem glücklichen Familienleben. Wir sehnen uns alle heraus aus der papiernen Orgie des Kollektivismus und Dirigismus, aus der Sklaverei zurück in die Freiheit, die es natürlich niemals in völliger Reinheit gegeben hat, deren sich aber doch frühere Generationen in einer uns unvorstellbaren Weise erfreuten. Röpke empfiehlt zu diesem Zweck eine möglichst weitgehende Dezentralisation der Wirtschaft auf der einen, einen Neuaufbau des Staates auf der anderen Seite und entwirft in seiner „Civitas Humana“ das Bild eines gesunden Staates, einer gesunden Gesellschaft und einer gesunden Wirtschaft. Der gesunde Staat wird den Charakter eines Herrschaftsstaates, den ihm der absolutistische feudale Raum der Vergangenheit aufgeprägt hat, mehr und mehr zugunsten des genössischen Prinzips, wie wir es in England, der Schweiz und auch in den Skandinavischen Ländern finden, abschütteln müssen, während die Gesellschaft, die in dem Prozeß der Massenorganisation ihre horizontal wie vertikal feingegliederte Struktur verloren hat, von der Familie her neu aufgebaut werden muß, von einer Leistungs- und Elite-Hierarchie, wie sie von dem französischen Soziologen Le Play als „Familles souches“ bezeichnet wird: Stammfamilien, in denen sich Beruf, Tradition und Unabhängigkeitsgefühl behaupten. In der Wirtschaft führt Röpkes „Dritter Weg“ über eine möglichst weitgehende Dezentralisation der Betriebe: er bekämpft die landläufige Auffassung von der zwangsläufigen Konzentration der Industrie und weist nach, daß neben der Großindustrie die Kleinindustrie wie Handwerk und Handel in ungeschmälerter Kraft fortbestehen und daß in manchen Ländern die durchschnittliche Betriebsgröße nicht gestiegen, sondern gefallen ist. Einen hoffnungsvollen Aspekt gegenüber den von ihm selbst keinesfalls verkannten Schwierigkeiten einer solchen Neuordnung erblickt Röpke in der Tatsache, daß das Ideal einer wahrhaften menschenwürdigen Gesellschaft in der Tat schon mehrfach verwirklicht wurde, zuletzt in dem mit Unrecht geschmähten 19. Jahrhundert, in welcher die Welt im Zeichen der liberalen Marktwirtschaft und des Freihandels eine einzige Markt-, Preis- und Zahlungsgemeinschaft bildete, während sich zugleich eine

damit parallel-gehende geistige Annäherung der Völker vollzog. Röpke ist fest davon überzeugt, daß eine solche an das Alte anknüpfende Neuordnung möglich ist, wenn wir sie nur wollen und entschlossen sind, an diesem großen Scheidewege eine eindeutige Wahl zwischen Knechtschaft und Freiheit zugunsten der Letzteren zu treffen. Es hat sich ja auch bei dieser die seelische Einheit des Menschengeschlechtes wiederpiegelnden Weltwirtschaft des letzten Jahrhunderts um mehr und um ein Höheres gehandelt, als um eine zweckmäßige Organisation der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern. Es war das ethische Ideal der unauflöslichen Verflochtenheit der Völker untereinander, die diesen Organismus durchpulste und ihm seine belebende Kraft verlieh: Die säkularisierte Pax Christiana war die wahre Grundlage der Weltwirtschaft, „an deren Zerstörung die ideologischen Termiten seit Generationen gearbeitet haben bis plötzlich der stolze und eben noch frisch gestrichene Bau zusammenbrach“. Die Termiten des Monopolkapitalismus haben bei diesem Vernichtungswerk lediglich die Vorarbeiten geleistet: Das entscheidende Werk der Zerstörung haben erst die totalitären Kräfte zu vollbringen vermocht. Heute sind es eben diese Kräfte, die einer Neuordnung im Sinne Röpkes hindernd in den Weg treten. Hier treten uns die gleichen Zusammenhänge entgegen, die wir bei der Analyse der politischen und wirtschaftlichen Struktur der Staaten beobachten konnten. Wie das politische System der Demokratie und des Liberalismus als notwendiges wirtschaftliches Korrelat die Marktwirtschaft, das des Totalitarismus die Kommandowirtschaft fordert, so folgt auf internationalem Gebiet aus Demokratie und Marktwirtschaft der einzelnen Staaten mit eben solcher Sicherheit der allgemeine Friede, wie aus dem Staatskapitalismus der einzelnen Nationen der ständige Krieg aller Staaten gegeneinander, um Weideplätze, Rohstoffe, Märkte, die ja dann nicht mehr im Rahmen einer friedlichen Weltwirtschaft allen offenstehen, sondern Beuteobjekte konkurrierender Staaten bilden. Die Theorie des „Sozialismus in einem Lande“ ist recht verstanden die Absage an die Weltherrschaft, ist der Krieg in Permanenz.

Niemand weiß mit Sicherheit, welchen Weg die Menschheit einschlagen wird. Inzwischen aber ist es Pflicht jedes Einzelnen, die Wege, die Röpke zur Ueberwindung des Chaos gezeigt hat, gründlich zu durchdenken und den Kampf gegen die gefährlichste aller Massenepidemien, den Totalitarismus, der aus den Völkern Staatssklaven, und noch dazu schlecht gefütterte, macht, mit aller Entschiedenheit aufzunehmen. „Weder im Guten noch im Bösen, weder als Hoffnung noch als Schrecken soll uns das vermeintliche Fatum eines ‚Zeitgeistes‘ kümmern und von der Entscheidung ablenken, die in uns selber liegt, und ebensowenig von der Pflicht des Einzelnen, für seine eigene geistige Hygiene zu sorgen, wenn es sich um die Gesellschaftskrise der Gegenwart und ihre Ueberwindung in einer Civitas Humana und einer Internationalen Ordnung handelt.“ Diese Worte Röpkes bezeichnen den Weg, der vor uns liegt, den Weg der Selbsteinkehr, der Selbstbesinnung, zu dem es auch heute nicht zu spät ist und der allein die Menschheit wieder zur natürlichen Ordnung zurückzuführen vermag.

Zum Tode Hermann Brochs

Am 30. Mai ist der österreichische Dichter Hermann Broch in New Haven, Connecticut (USA) kurz vor der Vollendung seines 65. Lebensjahres gestorben. Broch gehört zu den großen Romanciers der modernen Weltliteratur. In der Richtung, die durch die Werke von Dichtern wie James Joyce, Marcel Proust, Valéry Larboud, Italo Svevo und Robert Musil vorgezeichnet ist, liegen seine Bemühungen um die Form des psychoanalytischen Romans. Daneben schrieb er gedankenvolle Dramen, scharfsinnige Essays zur geistigen Situation unserer Zeit und Gedichte, in deren Symbolik die quälenden Urfragen der Menschheit nach Sinn und Ziel des Lebens verwoben sind. Ein Roman, ein politisches und ein massenpsychologisches Werk blieben unvollendet.

Dichtung ist für Broch an einem entscheidenden Punkt seines Lebens zum zwingenden Ausdruck der Spannungen zwischen erlebter Wirklichkeit und erkannter Notwendigkeit geworden. Bevor er zur Literatur kam, war der Dichter leitender Direktor eines Textilkonzerns und Syndikus des österreichischen Industrieverbandes. Die Weltsituation, die er in seinem dichterischen Werk mit klaren, eindeutigen Worten zu erhellen trachtete, hat er in der Praxis merkantiler Auseinandersetzungen erlebt und studiert. Sein Weg, der von der kaufmännischen Wirksamkeit über wissenschaftliche Erkenntnissuche zur dichterischen Gestaltung führte, ist ein Weg ernsthaften Bemühens um Einsichten in die politischen und geistigen Verhältnisse unserer Zeit gewesen. Dabei hat Broch Schritt für Schritt die Konsequenzen aus seinen Erfahrungen und Erkenntnissen gezogen. Er stand auf der Höhe seiner kaufmännischen Erfolge, als er 1928 überraschend seine Tätigkeit aufgab und alle Ämter in Handel und Industrie niederlegte. Seine inzwischen erworbenen Kenntnisse von den internationalen Zusammenhängen der Finanzwirtschaft, des Handels und der Industrie sowie die Beobachtung der Rückwirkungen des modernen Wirtschaftslebens auf die Lebenshaltung des Einzelnen veranlaßten ihn damals zu wissenschaftlichen Untersuchungen über die psychologischen und moralischen Folgen des merkantilen Denkens und Handelns. Diese Studien, die sich vor allem auf mathematischem und massenpsychologischem Gebiet bewegten, machten ihm die Fragwürdigkeit einer vom Ethos gelösten Politik und Wirtschaftsstruktur deutlich. Indem Hermann Broch der merkantilen Versuchung, wirtschaft-

liche Macht rücksichtslos auszudehnen und aus seiner Position Kapital zu schlagen, widerstanden hatte, war ihm die Gefahr offenbar geworden, die ein verantwortungsloser Kapitalismus, vor allem in seinen extremen Formen, dem Monopol- und Staatskapitalismus, für den Bestand von Kultur und Moral darstellt.

Ihren ersten umfassenden Niederschlag fanden diese Gedanken in der Romantrilogie „Die Schlafwandler“, die von 1931 bis 1932 im Rhein-Verlag, Zürich, erschien und, gleichzeitig in mehrere Weltsprachen übersetzt, dem Verfasser internationale Anerkennung einbrachte. In Deutschland, wo 1934 noch ein Roman, „Die unbekannte Größe“, herauskam, der die Situation des Einzelnen in der Gemeinschaft behandelt, gehörte Broch schon bald zu den Unterdrückten. Die schonungslose Offenheit, mit der in den „Schlafwandlern“ das brüchige Gefüge der Reichstradition enthüllt wurde, wobei der nationale Mythos der Lächerlichkeit verfiel, erschien den Machthabern gefährlich. Hier hatte einer die Psychoanalyse der Zeit gegeben, die Stadien des Verfalls aufgezeigt, deren letztes notwendig die Barbarei sein mußte, wie sie mit Hitler über Deutschland hereinbrach.

Broch schildert nicht die offiziellen Vorgänge, auch nicht das Leben der großen Gesellschaft, er gibt keine Massenszenen, keine Vielfalt von Schicksalen und Ereignissen, wie sie eine umfassende Darstellung der bewegten Zeit zu fordern scheint. Er beginnt mit einer Liebesgeschichte. An die psychologische Erzählkunst Fontanes erinnert der erste Band der „Schlafwandler“-Trilogie „Pasenow oder Die Romantik“, der im Untertitel durch die schicksalhafte Jahreszahl des Dreikaiserjahres, 1888, gekennzeichnet ist. Ein junger Offizier und ein angehender Großkaufmann, ein adliges Fräulein und eine Dirne leben zwischen naiver Wohlanständigkeit und gefährlicher Koketterie, zwischen Etikette und Selbstaufgabe den letzten Akt romantischer Wirklichkeit. Jäh enthüllt Brochs Kunstgriff, die unerfüllte Hochzeitsnacht, die Kluft zwischen diesem Traumspiel von Wirklichkeit und der Realität eines auf Flügeln der Technik vorwärtsgetragenen Lebens.

„Esch oder Die Anarchie“ heißt der zweite Band, der das Zeitsignum 1903 trägt. Der Großkaufmann ist inzwischen in die Finanzaristokratie aufgerückt. Ihm gegenüber steht der von seinem sozialen Gewissen geplagte Kleinbürger, der unzeitgemäße Idealist, der Rebell gegen die Ordnung eines als kätlich empfundenen Rechts. Anarchie als Vorstufe allmenschlicher Gerechtigkeit, das ist Eschs Traum. Der Romantiker der sozialen Weltordnung, ein Romantiker des Hoffens also, und der Romantiker der zerfallenden Aristokratie, ein Romantiker des Erinnerns, symbolisieren die gesellschaftliche Polarität der Jahrhundertwende. Es ist das Gegenüber von Pasenow und Esch, zwei gemeinschaftsgebundenen, sich vor der Gesellschaft verantwortlich fühlenden Individualisten, denen, freilich in sehr verschiedener Weise, der freie Mensch in freiwilliger Bindung als Idealbild vor Augen steht.

Der dritte Band der „Schlafwandler“, „Huguenau oder Die Sachlichkeit“, der 1918 als Jahreszahl trägt, stellt zwischen den gestrigen Men-

schen Pasenow und den morgigen Menschen Esch den heutigen, den nur heutigen Menschen, Huguenau, die Inkarnation des rigorosen Geschäftssinns. Wenn die ersten beiden Bände noch Romanform im alten Sinn des Wortes haben, so finden wir uns in diesem dritten Band einer völlig neuartigen literarischen Gattung gegenüber, einem Buch, in dem die Handlung zusammenhängend, von zahlreichen situationserhellenden Szenen unterbrochen, nur noch Illustration zwischen lyrischen und philosophischen Partien ist. Das Fazit der Zeit steht in den eingeschobenen „Exkursen über den Wertzerfall“, in denen die logischen Schlüsse aus dem Geschehen von dem Dichter ohne Rücksicht auf die Erwartungen des Romanlesers exemplarisch gezogen werden.

Huguenau ist Elsässer. Broch sagt von ihm: „Sein Ruf in Branchekreisen war der eines strebsamen, umsichtigen und soliden Kaufmanns.“ 1917 eingezogen, desertiert er beim ersten Fronteinsatz, schlägt sich nach einem abgelegenen Moselstädtchen durch und versteht es dort, durch geschicktes Verhalten bald zu Ansehen und Einfluß zu kommen. Mehr als ein Zufall, nicht nur die literarische Konstruktion des Autors ist es, daß Pasenow als Major und Stadtkommandant, Esch als Besitzer der Kreiszeitung in besagtem Städtchen leben. Huguenau, der als geschickter Geschäftsmann die Zeitung ohne eigenes Kapital, mit geheimnisvollen Interessentengruppen paradiierend, an sich bringt, wirkt als unfreiwilliger Katalysator zwischen dem Major und dem Anarchisten. Er erreicht, indem er beim Kommandanten gegen Esch intrigiert, das Gegenteil von dem, was er erreichen wollte: Pasenow und Esch werden, soweit das möglich ist, Freunde. Was sie verbindet ist die Religion, zu der sie beide, von der Zeit angewidert, ihre Zuflucht nehmen. Aristokratische Konservative und idealistischer Sozialismus finden sich in Abwehr des hemmungslosen Erwerbstriebes, der zur Lebensform gewordenen Verantwortungslosigkeit, wie sie der rücksichtslose, unbekümmerte Huguenau repräsentiert. Er wird bei Ausbruch der Revolution zum Mörder an Esch, schwingt sich danach zum Beschützer des schwer verwundeten Majors auf, betrügt endlich Eschs Witwe um den Rest ihres Vermögens, während er sich gleichzeitig als ihr Gönner aufspielt, und das alles in der Maske des Biedermannes, der als ehrenhafter Bürger in seine elsässische Heimat zurückkehrt und ein guter Familienvater wird. Huguenaus Weg ist die Odyssee des kaltschnäuzigen Spießers, des lächelnden Zeitgenossen, der als Nur-noch-Merkantiler über Leichen geht und zuhause dem Töchterchen und seinem weichen Herzen zu Liebe mit Puppen spielt und am Weihnachtsabend Tränen der Rührung in den Augen hat. Er ist für Broch der absolut gefährliche Typ: der Barbar aus Geschäftigkeit.

Ob er handelnd das Ethos der Gemeinschaft verletzt oder in passiver Selbstbeschränkung und egoistischer Gewinn gier den Dingen ihren Lauf läßt, macht für Broch angesichts der Verantwortung keinen Unterschied. In seinem bisher letzten, 1950 bei Willi Weismann in München erschienenen Roman „Die Schuldlosen“ steht solch ein Passiver, ein „Neutraler“ des ersten Weltkriegs, der holländische Edelsteinhändler Andreas, im Mittelpunkt. Er ist nicht der brutale Typ des merkantilen

Menschen wie Huguenau, er ist der Mensch des leichten Geldmachens, einer, der von sich sagt, daß er „immer in der erstaunlichsten Weise überbezahlt worden sei.“ Neben Huguenau dem Einsichtslosen, der unwandelbaren Zeitgestalt, zeichnet Broch in Andreas den Erkennenden, der am Schluß reuevoll bekennt: „Der Krieg wütete in Europa und ich machte Geld; die russische Revolution verwandelte die ehemalige Siegerklasse ihres Landes in eine von Besiegten oder richtiger in eine von Leichenbergen, und ich machte Geld; das politische Untier Hitler kam vor meinen Augen Schritt für Schritt zur Herrschaft, und ich machte Geld.“ Es ist das Schuldbekenntnis des Schlafwandlers, des Zeitflüchtigen, die Selbstanklage eines Menschen, der ein Leben lang nur sich und nicht mehr seinen Nächsten gesehen hat, eines Menschen auch, der in Angst vor Konzentrationslagern und Zwangsarbeit zittert, ohne das Schicksal derer als das eigene zu fühlen, die all das durchmachen müssen, was er fürchtet.

Hermann Broch klagt die Menschheit in seinen Zeitromanen des Verlustes ihrer Menschlichkeit an. Er charakterisiert die Epoche seit 1888 als eine Epoche der antihumanitären Entwicklung zu einem Totalitarismus der Macht, der er in einem Aufsatz „Trotzdem: Humane Politik“, den er vor einem Jahr in S. Fischers „Neuer Rundschau“ veröffentlichte, die Forderung nach totalitärer Humanität, nach einem Totalitarismus der Menschenrechte entgegensetzte.

Das Postulat der Selbstbesinnung und des ethischen Handelns, die ständige Suche nach einer Antwort auf die gerade in unserer Zeit so oft gestellte Frage „Was sollen wir tun?“ bestimmen auch den Inhalt des zunächst zeitfern scheinenden „Tod des Vergil“, jener großangelegten Darstellung der letzten Stunden Vergils, durch die Broch 1945 recht eigentlich erst Weltgeltung erlangt hat. Am historischen Stoff erweisen sich hier die ethischen wie die geistig-künstlerischen Fragen des Menschen als zeitlos gültige und zeitlos wichtige Fragen, deren Dringlichkeit der verantwortungsbewußte Mensch nicht umgehen kann. Die Fragwürdigkeit des Dichterseins in einer Epoche der Entstellung und Entwertung des Wortes, des Sprachmißbrauchs zu Zwecken der Propaganda, bewegte Broch, als er den „Tod des Vergil“ schrieb. Er suchte in der Zeit des Verfalls das Gesetz, suchte Sprache wieder lebendige Wirklichkeit werden zu lassen, indem er sich um die Uebereinstimmung von Inhalt und Form, von geistiger und sprachlicher Gestalt mühte.

Der Dichter, der 1938 seine österreichische Heimat verließ und auf Umwegen nach Amerika emigrierte, war zuletzt Gastprofessor für moderne Literatur an der Yale Universität, New Haven. Wissenschaftliche Forschung und dichterische Gestaltung im situationserhellenden Roman, der für Broch nicht mehr Roman alten Stils sein konnte, waren für ihn zwei Wege zu einem Ziel: die geistige Bewegung im Menschen wach zu halten, mißtrauisch zu machen gegenüber dem bequemen, zur Wissensträgheit führenden Erwerb und so den Menschen an seine ethische Verpflichtung zu erinnern, die er dem kaum noch beachteten Mitmenschen gegenüber hat.

Stefan Zweig

Im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende wuchs und reifte in Wien, der damals stillen und in bewußter Abseitigkeit verharrenden Stadt am großen Strom, eine Dichterjugend heran, deren früher Glanz bald über die Grenzen leuchtete und eine ganze Generation bezauberte und erfüllte. Der weithin strahlende Stern dieses Kreises aus den Reihen der damals Jüngsten war der genialische Jüngling Hugo von Hofmannsthal, in dessen Bann alle jene lebten und dichteten, die seine Schul- und Altersgenossen waren. Ein anderer, der auch jung mit ihnen war, Rainer Maria Rilke, war schon der von allen verehrte Dichter, der mit seinen ersten schmalen Gedichtbänden ihre Gemüter und Herzen tief erregte. Mit und unter ihnen lebte ein Knabe, dessen früher Begabung gleichfalls das Geschenk der vollen Entfaltung in späteren Jahren beschieden sein sollte: Stefan Zweig, der ähnlich wie Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke schon als Gymnasiast ungemein kunstvolle Verse schrieb, welche die staunende Aufmerksamkeit nicht nur der Altersgenossen, sondern auch der Erwachsenen erweckte. — Möchten wir auch nur eines ihrer frühen Gedichte vermissen, welche die damals 17- und 18jährigen schrieben? Jenes von Hofmannsthal: „Manche freilich müssen drunten sterben“, in dem der Knabe, Abkömmling einer lombardischen Aristokratin und eines vom Kaiser in den Adelsstand erhobenen Vaters — er, das Erbe eines alten Geschlechtes, der jene unvergeßlichen Zeilen schrieb:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern . . .

Oder jenes von Stefan Zweig, das der 17jährige Schüler „Herbst“ nennt und das dann später der nur um wenige Jahre ältere Max Reger mit anderen Gedichten Zweigs vertonte und über viele Jahre in den Konzerten zu hören war? Es ist makellos in der Form — aber schon von einer seltsamen Ahnung kommenden schweren Lebens gezeichnet, ein Leben, das sich dann 40 Jahre später so schicksalhaft erfüllen sollte. Sein ganzes Leben hindurch hat den Dichter dieses Herbstgefühl nicht verlassen.

Wir wissen es wohl: es war eine in vieler Hinsicht sehr sorglose Welt dieser Jugend, angefüllt mit Nöten und Bedrängnissen, die denen der unserigen in keiner Weise entsprechen. Und mancher von uns, den die Not hart gemacht hat und zeichnete, wird lächeln über ihre Qual und ihren Schmerz. Sei es. Des Menschen Herz ist unergründlich, und was

uns leicht erscheint, mag jenen schwer gewesen sein in ihrem Jungsein in ihrer Welt, die andere Probleme und Nöte kannte . . .

Sie haben bitter bezahlen müssen, diese Dichter aus der Welt des abklingenden Jahrhunderts. Aber damals waren sie die Auserwählten, die Lieblinge der Musen und Götter — und sie waren noch mehr, wie ihr Leben es später so eindeutig bekundete: sie waren die Vorhut der europäischen Jugend, die sinnlos dann hingeopfert wurde in den Schlachten zweier Kriege. Sie waren die Wegbereiter, die Mahner, die Rufer in der Wüste: ihr Wort der Jugend wandelte sich vom Gesang zur Anklage und zum Aufschrei! Und daneben wurden sie, die Dichter, die Tröster und die geheimen Freunde der Besten der Jugend in aller Welt, die mit ihren Versen die trostlose Verlassenheit ihrer Herzen erwärmte.

Wie entscheidend und wesentlich die Dichtung der Wiener Jugend für die gesamte europäische Dichtung wurde, braucht hier nicht literarhistorisch begründet werden. Wohl aber wird es nicht ohne Interesse sein, uns jene Zeit um die Jahrhundertwende ins Gedächtnis zu rufen, vor allem für den jungen Menschen unserer Tage, dem diese Welt von Gestern verschlossen blieb und damit zugleich Wesen und Wirkung, Wert und Ehre dieser Dichter, denen wir mehr zu danken haben als nur schöne Verse. Immer, wenn wir die Gegenwart begreifen wollen, müssen wir die Spuren der Vergangenheit zurückverfolgen, denn in ihr liegen die Quellen, und aus dem mühevollen Weg Einzelner erkennen wir wesenhafter die Entwicklung, die Stufen, die Weg und Ziel bezeichnen, auch wenn dieser Weg ins Labyrinth führte, zum Untergang, vor dem jene unsere Welt bewahren wollten, diese Dichter der Zeitwende, die das erste Wetterleuchten kommender Katastrophen früh erkannten. Einer von ihnen war Stefan Zweig. Er, neben Rilke und Hofmannsthal die eigenwilligste und eindringlichste Gestalt des Wiener Kreises, der lebendigste Geist vielleicht, der aufgeschlossenste Zeitgenosse von ihnen, wurde zugleich vier Jahrzehnte später ihr Chronist wider Willen, denn ihm danken und verdanken wir jene weitgespannten Erinnerungen eines Europäers „Die Welt von Gestern“, die einen Zeitraum von 50 Jahren umspannen und immer das lebendigste Zeugnis bleiben werden, das ein Dichter der Nachwelt als sein Vermächtnis hinterließ.

Stefan Zweig, von dem die Kritik später rühmend sagte, er besäße eine ungeheure Witterung für Dinge und Menschen, Stefan Zweig wäre nicht der „Psychologe aus Leidenschaft“ geworden, wenn nicht schon damals jene Instinkte in ihm wach gewesen wären, die auf jede Gefahr und Veränderung minutiös reagierten. Sein Freund Franz Werfel hat in seiner schönen Gedenkrede „Stefan Zweigs Tod“ von ihm gesagt: „Seiner Mahnung ‚lieber ein Jahr zu früh, als einen Tag zu spät‘ hat er treulich gehorcht, denn ‚Rechtzeitigkeit‘ ist eine Tugend, die Stefan Zweig nicht nur in der Stoffwahl seiner Dichtungen, sondern auch in der Gestaltung seines Lebens bewährt hat.“

So sah und erlebte Stefan Zweig schon als junger Mensch mehr als nur die glatte Oberfläche. Wien gab ihm Impulse auch anderer Art, legte in diesen überempfindlichen und sensiblen Künstler-Menschen die

Grundlagen zu einem härteren Leben. Er fühlte sehr wohl — damals wie auch später, als ihn seine Freunde 1938 einen „Schwarzseher“ nannten — dieser aufgeschlossene, im tiefsten und wahrsten Sinne seines Lebens immer neugierige Mensch, „daß etwas Neues in der Kunst sich vorbereitete, etwas, das leidenschaftlicher, problematischer, versucherischer war als was unsere Eltern und unsere Umwelt befriedigt hatte das eigentliche Erlebnis meiner Jugendjahre. Aber fasziniert von diesem einen Ausschnitt ihres Lebens, merkten sie nicht, daß diese Verwandlungen im ästhetischen Raume nur Ausschweifungen und Vorboten weitreichender Veränderungen waren, welche die Welt unserer Väter, die Welt der Sicherheit, erschüttern und schließlich vernichten sollten . . .“

Er ist immer der wache Geist geblieben; bis zur bittersten Konsequenz ist er vorgedrungen in jenen trüben Februartagen des Jahres 1942 im fernen Brasilien, wo er „rechtzeitig“ sein Leben abschloß.

Seine Jugend, von liebevollen und zugleich reichen Eltern umhegt, durfte alles nur Erdenkliche an äußeren Gütern genießen. Die Schule hat er ohne sonderliche Anteilnahme hingenommen als etwas nun einmal Notwendiges. Arthur Schnitzler, ein anderer Jugendfreund, sagte einmal von Zweig, er sei ein überdurchschnittlich begabter Schüler gewesen, aber kein Schulumsterknahe; alle Aufgaben seien ihm „bummelnd in den Schoß gefallen“. — Aber mit dem Tage der Schulentlassung beginnt für ihn das brennend ersehnte Leben. Mit angespanntester Neugierde erobert er sich sein zukünftiges Dasein, das ihm Freiheit verspricht. Frei sein und bleiben, das war und blieb bis zum tragischen Ende sein Wahlspruch. Das Leben, dieses noch unbekannte, wilde, stürmische Leben, wie er es erträumt, außerhalb der Wiener Stadtmauern und der elterlichen Umgebung, losgelöst vom Zwang der Schule und aller Konvention, dieses Leben lockt ihn mit Gewalt. Und dann der Drang in die Ferne. Die abenteuerlichen fremden Länder, von denen er immer nur als Kind und Jüngling geträumt, nicht jene Ferienreisen mit den Eltern in die vornehmen Hotels der Schweiz, Italiens oder wo immer auch er als Kind von den ersten Freuden der Welt nippen durfte — nein, weiter, tiefer, gefährlicher hinein wollte er und vor allem: allein sein! Endlich steht ihm die Welt offen, in der er sich bewähren soll, trotz aller Abenteuer, die ihn umfassen werden.

Schnell durchläuft er die ersten Wiener Semester, um dann nach Berlin zu gehen, das ihn anzieht, weil er fühlt, er muß das Gegensätzliche, das Fremde auskosten, eine Stadt, die wenig oder gar nichts mit der Stätte seiner Kindheit gemein hat. Der erste Schritt ins Leben war gemacht. Was weiter. Dichten? Schreiben? Nun ja, die ersten Gedichtbände mit den bezeichnenden Titeln der Jugend: „Frühe Kränze“ und „Silberne Saiten“, der erste Novellenband „Die Liebe der Erika Ewald“ und anderes waren erschienen und brachten ihm ersten, kaum erhofften noch erstrebten Erfolg. (Merkwürdig, aber es bleibt als Tatsache zu verzeichnen, die von nicht geringer Bedeutung für den Menschen Zweig ist: er hat nie den Erfolg gesucht oder gewollt). Studien über Verlaine, Rimbaud, Balzac und andere große Dichter, vor allem die Frankreichs, erregten früh Aufsehen in den Kreisen der Literatur, denen dieser hervor-

ragend schreibende Mann aus Wien auffiel. Schnell „baut“ Zweig mit 20 Jahren — so nebenher — seinen Doktor phil., um dann sehr klar und entschieden zu erkennen, daß er auf dem eingeschlagenen Weg nicht weit kommen würde. Es war alles nicht das Richtige, alles unwichtig, trotz scheinbarer Erfolge. Sie täuschten ihn nicht. Es war nicht das eigentliche Leben, es war nicht durchblutet. Das Schwingende seiner jugendlichen Kunst beherrschte ihn noch zu sehr, das Schweifende der Wiener Atmosphäre stellte sich dem Eigentlichen im Wege. Das spürt er deutlich nach diesem Berliner Jahr. Und nun geschieht, was später das kennzeichnende Merkmal seines Lebens werden soll, wenn Gefahr sich anzeigt: entschlossen wirft er das bisher gelebte Leben von sich, um sich ganz und gar der Arbeit hinzugeben: „denn mein Glaube an die Kompetenz meiner Gymnasialklasse hatte einen harten Stoß bekommen mit diesem ersten Blick in das wirkliche Leben“.

Vor allem widmet er sich dem fremden Werk. Er wird der Diener und Mittler zwischen den Völkern durch Uebertragung wesentlicher Dichtungen, deren Schöpfer später zumeist seine engsten Freunde werden sollen, wie Romain Rolland, Emile Verhaeren, dessen Werk er in Deutschland bekannt, ja berühmt gemacht hat. Dieser Arbeit, nur gelegentlich einmal durch eigene Versuche dichterischer oder nachgestaltender Art unterbrochen, gibt er sich in einer Ausschließlichkeit hin, die bewundernswürdig ist. Er verbindet dieses nun einsetzende Jahrzehnt, bis zum ersten Weltkrieg, mit vielen und ausgedehnten Reisen nach Frankreich, England, Italien, Schweiz, Schweden, Spanien, Kanada, Kuba, Mexiko, Amerika, Indien, Ceylon, China, Japan, Afrika: „und so bin ich allmählich Europäer geworden“, wie er von sich sagt. Diese zehn Jahre haben ihn reif und fest gemacht. Ueberall in der Welt hat er Freunde, deren Namen klang- und glanzvoll sind: Rolland, Masereel, Gorki, Toscanini, Bruno Walter, Albert Schweitzer usw., eine lange, ehrenvolle Liste wäre zusammenzustellen, wollten wir alle nennen. Seine Jugendfreunde, Rilke, Hofmannsthal, immer noch die strahlenden Namen am Himmel der Dichtung, sind ihm eng verbunden in freundschaftlicher Gesinnung (auch wenn sich später ihre Wege trennen). Sie alle aber sehen in ihm den Gefährten, den Gleichberechtigten, den Freund ihrer gemeinsamen Jugend, bis der Tod eingreift und beide Dichter, wenige Jahre nacheinander, 1926 Rilke, 1929 Hofmannsthal, abberuft von ihrer irdischen Bahn und der Freund, Stefan Zweig, beiden die ergreifend schönen Grabreden halten muß, die von der Liebe und der Verehrung aussagen, von der schrankenlosen Anerkennung der einmaligen Erscheinungen seiner Freunde im deutschen, im europäischen Dichtungsbereich. Tief hat ihn der Tod dieser beiden Freunde getroffen, mit denen und anderen er zusammen das Banner der freiheitlichen Menschen symbolhaft getragen hat, wie zusammen mit jenem großen anderen Wiener, dem er die Grabrede in London 1939 halten soll: Sigmund Freud. „Und als wir Freunde seinen Sarg in die englische Erde senkten, wußten wir, daß wir das Beste unserer Heimat ihr gegeben.“

Ueberblickt man das Werk Zweigs nach dieser Hinwendung zum klar gesteckten Ziel und Weg, so erscheint uns die Intensität, mit der er arbei-

tet, unvergleichlich, zugegeben auch von jenen, die in ihm nicht den „reinen“ Dichter sehen konnten oder wollten. Ruhm und Erfolg in allen Ländern hefteten sich an seinen Namen, wie er nur wenigen Auserwählten beschieden wird. Vor allem die Jugend liebt ihn, denen sein Werk Vertrauen und Hoffnung, Beispiel und Richtung gibt. Seine Leser — nicht nur in Deutschland — die nach Hunderttausenden zählen, erwarten jedes neue Buch von ihm mit Ungeduld. Ob es nun seine Novellen sind, „Verwirrung der Gefühle“ — „Amok“ oder die großen Biographien „Maria Antoinette“ — „Maria Stuart“ — „Joseph Fouché“ — „Erasmus von Rotterdam“ — „Die Heilung durch den Geist“ — oder die mit unvergleichlicher Brillanz geschriebenen Lebensbilder von Hölderlin, Kleist, Dickens, Balzac, Nietzsche, Tolstoi und andere literarische Porträts, immer weiter und größer wird sein Wirkungskreis, weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus. Aber — und dies ist das Einzigartige seiner Persönlichkeit — immer ist er Kamerad, Freund und Diener zugleich. Und nach dem Zeugnis seiner Freunde immer der bescheidene, hilfsbereite Mensch, der wirkliche Freund, als den ihn zahlreiche, vor allem junge Dichter, kennengelernt haben. Mit Recht sagt einmal Hermann Hesse von ihm, er sei „ein Meister der Freundschaft“ gewesen.

So beachtlich sein dichterisches Werk auch sein mag, uns will scheinen, eine besondere Bedeutung, gerade in unseren Tagen, nimmt der Europäer Stefan Zweig ein, der in einer Front mit den großen Dichtern anderer Länder den Gedanken der Einheit Europas lange vorher predigte, als er noch sehr ungewiß in den Gemütern sich regte. Und je stärker sich um ihn die literarische Welt kümmert, ihn ins Rampenlicht der Tages-Popularität zerren will, um so mehr verbirgt er sich, um ganz seiner Aufgabe leben zu können, nämlich, Rufer und Mahner zu sein in einer Welt, die sichtbar vor aller Augen einem Abgrund zusteuert. Gleich Román Rolland erhebt er immer wieder seine Stimme, in unbeugsamer Anspannung zu versuchen, „auch das Fremdeste zu verstehen, immer Völker, Menschen, Zeiten, Gestalten und Werke nur in ihrem positiven, ihrem schöpferischen Sinne zu bewerten und durch solches Verstehenwollen und Verstehenmachen demütig aber treu unserem unzerstörbaren Ideal zu dienen: der humanen Verständigung zwischen Menschen, Gesinnungen, Kulturen und Nationen“, wie er es in seiner großen Rede 1932 in Rom auf der Europatagung unter dem stürmischen Beifall einer internationalen Zuhörerschaft ausrief.

1938 hat Stefan Zweig seine Heimat endgültig verlassen. Für ihn, den Deutschen, Juden und Europäer war kein Raum mehr in seiner Heimat, dem Lande Goethes, dem er tief und innig verbunden war.

In Brasilien hat er im Februar 1942 seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt. Der Abschiedsbrief an seine Freunde lautet:

„Declaração:

Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheide, drängt es mich eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wunder-vollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gut und gastlich Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir mein Leben von Grund auf neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selbst vernich-tet. — Aber nach dem sechzigsten Jahre bedurfte es besonderer Kräfte um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem gei-stige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach so langer Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.“

Declaração

Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheide, drängt es mich eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wunder-vollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gute und gastliche Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt und nirgends habe ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet.

Aber nach dem sechzigsten Jahre bedurfte es besonderer Kräfte um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die ~~langen~~ langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.

Stefan Zweig

Petersburg. 22. I 1942

Stefan Zweigs Abschiedsbrief (Aus Hanns Arens „Stefan Zweig. Sein Leben — Sein Werk“, Bechtle Verlag, Eßlingen)

Romain Rolland und der freie Geist

Als Romain Rolland 1926 sechzig Jahre alt wurde, gaben Stefan Zweig, Georges Duhamel und Maxim Gorki das *Liber amicorum* heraus. Es enthielt die Glückwünsche der Welt. Dieses Buch der Freunde und der Freundschaft mit seinen Stimmen aus Europa, Amerika, Indien, China, aus nahezu allen Ländern der Welt, diese Zusammenfassung des Dankes an einen Schriftsteller war ein großartiges, nie wiederholtes Zeugnis menschlicher Solidarität. Aber es waren nicht allein die Namen der Glückwünschenden — Fridtjof Nansen, Albert Schweitzer, Masaryk, Einstein, Gandhi, Unamuno, Selma Lagerlöf und eine Fülle anderer, die in der geistigen Welt sichtbar waren — die dieses Buch zu einem so seltenen Zeugnis erhoben. Es war die Aussage selber des Dankes, der Bewunderung, der Freundschaft.

Was mußte ein Mann getan haben, von dem Gandhi sagte, durch sein Werk und Leben sei die Welt reicher geworden? Welcher Art mußten Rollands Verdienste sein, damit Albert Schweitzer ihn das beobachtende Gewissen der denkenden Menschheit nennen konnte? Und was veranlaßte Nansen, der die Erfahrungen bittersten Kampfes gegen das Eis menschlicher Gleichgültigkeit und Trägheit hinter sich hatte, zu sagen, daß der Name Romain Rolland durch die zerrissene Zeit klinge wie eine schöne Harmonie, die zur Arbeit für die kranke, leidende Menschheit mahnt? Worin bestand für diese Menschen, die wir groß nennen, die Größe Rollands? Er hatte durch sein Werk und Leben bewiesen, daß „in dem unerbittlichen Spiel der geschichtlichen Mächte ein Mensch, der nach Gerechtigkeit dürstet, auch eine Macht“ ist, fähig, der Gewalt dieses Spiels zu widerstehen. Er hatte gewagt, die menschlichen Grundwahrheiten bei ihrem Namen zu nennen und sie von den Trübungen und Verfälschungen zu betreiben, die Institutionen aller Art, Parteien, Staaten vornehmen, um ihre Teilwahrheit zu rechtfertigen und die ganze Wahrheit zu ersticken.

Als Rolland am Anfang seiner literarischen Laufbahn stand, hatte er, wie er später, sich erinnernd, sagte, geglaubt, die einzige Schwierigkeit bestünde darin, die richtigen Worte für seine Gedanken zu finden. Aber bald hatte er begriffen, daß es noch schwieriger war, sagen zu wollen, was man denkt; mehr noch: zu wagen, es zu denken. Er wagte es.

Er begriff, daß es die Aufgabe der Dichter und Denker ist, den Sinn der Wahrheit nicht nur auszudrücken, sondern dafür einzustehen. Er wagte, er selbst zu sein. Er wagte einen lebenslangen Kampf für die Freiheit des Geistes, die Unabhängigkeit des Gewissens, für eine Gesellschaft, in der diese Grundbegriffe menschlicher Existenz nicht nur an Feiertagen herausgeholter Schmuck sind, sondern wirkende Wirklichkeit. Für alle denkend, dachte er, wenn die Stunde es wollte, gegen alle. In diesem Kampf war seine Waffe die Feder. Er war ein Schriftsteller und hat Ehre und Stolz dieses Berufes vertreten wie wenige. Er schrieb Stücke, Biographien, Romane, nicht, um Literatur zu machen, sondern um menschliche Wirkungen hervorzubringen. Welche Kraft des Vertrauens zum Menschen gehörte dazu! Mit der gleichen Hand schrieb er seine Manifeste, Botschaften brüderlichen Grußes oder der Empörung. Seine Bücher als Kunstwerke sind voller Schwächen. Nur wenige haben den fleckenlosen Glanz des vollkommen Gelungenen. Aber wer den wirklichen Rolland meint, meint den Freund von Nansen, Schweitzer, Gandhi, den Gefährten aller Unterdrückten und Leidenden, all derer, die im freien Geist die Voraussetzung für die menschliche Gestaltung der Gesellschaft sehen. Er meint den Rolland, der den Satz von Victor Hugo verwirklichte: „Es gibt nur eine Macht, das Gewissen im Dienste der Gerechtigkeit; nur einen Ruhm: das Genie im Dienste der Wahrheit.“

Als Rolland starb, neunundsiebzigjährig, am 30. Dezember 1944, fing Frankreich an, sich langsam von der Nacht der Ueberwältigung durch die totale Tyrannei zu befreien, die von Deutschland ausging. Durch das Jahr seiner Geburt, 1866, hallten die Geschütze von Königgrätz und Lissa. Zwischen diesen Zahlen breitet sich der Raum eines langen Lebens aus, der einen Kampf von fast gleicher Länge enthält.

Von Clamecy in Burgund ging er aus. Auf dem sicheren Grunde alten französischen Bürgertums wuchs er auf. In seiner Familie hatte es Jakobiner und jansenistische Philosophen gegeben; Flamme und Klarheit. In einer sanften Landschaft erwachte er zum Leben. Musik und Dichtung nährten das wachsende Leben. Mozart, Bach, Beethoven beugten sich über seine Kindheit; der Schicksalswind der Dramen von Shakespeare wehte ihn an. Sie waren seine Gefährten, lange, bevor er, in den Pariser Schuljahren, Claudel, Suarés, Péguy, junge, feurige Menschen gleich ihm, seine Freunde nannte. Ueber seiner Jugend standen die Sterne großer Begegnungen. Er hatte Victor Hugo gesehen. Er trat in das weise Lächeln Renans ein. Die Begegnung mit Spinoza glich einem Blitz, der ihn verzehrte. Das waren Menschen, die gekämpft hatten. Wofür auch immer und auf welchem Felde: durch Kampf waren sie groß geworden. Auch er wollte Größe. „Es ist unmoralisch, sich mit der Mittelmäßigkeit zu begnügen. Wer sich freiwillig dem Kampf entzieht, ist ein Feigling“, schrieb der Achtzehnjährige in sein Tagebuch.

Wenn man diese Jugend betrachtet, die sich inmitten der Stickluft nach der Niederlage Frankreichs vollzog, meint man, die Begegnungen, die auf diesen jungen Menschen zukamen, könnten nicht zufällig ge-

wesen sein. Sie waren nicht zufällig. Nicht ein anderer, sondern der Student Rolland mußte, erschüttert von Tolstois Absage an die Kunst, an ihn schreiben; er mußte den brüderlichen Gruß Tolstois empfangen, diesen Brief des unsicher gewordenen Genius, der den Unbekannten anredet: „Chère frère . .“ Er, von einem Willen zur Größe beseelt, der noch in Nebel stieß, mußte von Tolstoi den Hinweis empfangen, große Kunst bedeute Opfer; wem die Liebe zur Menschheit fehle, sei niemals Künstler zu nennen. Diese Berührung, die Hand des Genies auf seiner Schulter, machte den jungen Rolland frei.

Der Stipendiat der Ecole Normale trat in das Licht des römischen Frühlings ein. Nach dem geheimnisvollen Gesetz der Begegnung traf er die kleine zarte Frau, „ruhig und schweigsam, schwarzgekleidet, sehr einfach“ — Malwida von Meysenbug. Sie hatte Wagner, Nietzsche, Mazzini, Herzen, die „großen freien Vögel des Jahrhunderts“ gekannt. Durch sie, eine Deutsche, erfuhr er zum erstenmal von der wirklichen Existenz des Nachbarvolkes. Als er die Höhe seines Lebens erreicht hatte, schrieb er einen „Dankesang an Malwida“. Er hatte ihr wohl zu danken. Auch sie hatte ihn dafür vorbereitet, die Unabhängigkeit des Geistes als ein teures Gut zu erkennen, das den Wert des Atems besitzt. Sie war ihm eine sanfte Führerin auf dem Wege zum Janiculus, auf dessen Höhe er eines Abends im März 1890 die Vision von Johann Christof hatte, — „rein und frei, au-dessus de la mêlée . . jenseits der Zeit“.

Er kehrt nach Paris zurück. Sein Gepäck ist eine Reihe von Stücken, Renaissancedramen. Er hat große Luft geatmet. Er kommt zurück in ein Land, von dem Renan sagt: Frankreich stirbt, stört seine Agonie nicht. Alles scheint am Ende. Materialismus, geboren aus Erschöpfung, macht sich breit.

Sehr jung noch, ist Rolland Lehrer der Musikgeschichte an der Sorbonne. Sein Leben ist in Ordnung. Die Familie seiner jungen Frau besitzt Einfluß. Die besten Verbindungen stellen sich mühelos ein. Daß Frankreichs Zeit erfüllt ist, muß ihn nicht stören. Oder glaubt er, er und seine wenigen Freunde könnten dem Lande frische Kraft einblasen?

Er glaubte es. In diesem Augenblick begann sein Kampf. Ströme des Glaubens an die nationale Erneuerung mußten durch das Land fließen und die erloschene Erde erfrischen. Das Theater gab die Waffen. Für ein Theater, das selber erneuert werden mußte, schrieb er die Tragödien des Glaubens, „Saint Louis“, „Aert“, „Le Triomphe de la Raison“.

Er begann seinen Kampf um die Erneuerung der menschlichen Gesinnung, der am Tage seines Todes endete. Er kämpfte für die Erneuerung des Vaterlandes, um Europa zu erreichen. Er verließ Europa, um die Weisheit Asiens zu empfangen, und auch sie war nur Teil seines universellen Traumes von einem menschlichen Vaterland. In diesem Kampf stieg er empor. Er nahm Hindernisse an, um sie zu überwinden. Alle Ergebnisse waren Etappen auf einem weiten, gewundenen Wege. Freunde hielt er willkommen, aber er gab die Unabhängigkeit des Geistes nicht auf. Er war kein Befehlsempfänger. Er war frei. Weil er frei

war, konnte er besser kämpfen. Weil er frei war, konnte er gerecht sein. Er wollte gerecht sein.

Der Sturm der Dreyfus-Affäre zerriß das Land. Es ging nicht mehr nur um einen der Spionage verdächtigen, unschuldig verurteilten Hauptmann, es ging um die ganze, unteilbare Gerechtigkeit. Im Januar 1898 schleuderte Zola dem Staat sein „J'accuse“ entgegen. Rollands Botschaft waren die in ein paar Tagen hingeworfenen „Wölfe“. Gerechtigkeit oder Vaterland — für ihn gab es nur eine Wahl. In diesem flammenden Stück der französischen Revolution verlor die Gerechtigkeit, aber Teulier war ihr Zeuge. Auf die Zeugenschaft kam es an. Schon sie allein war, wenn nicht siegende, so doch bestehende Wirklichkeit. „Die Wahrheit spricht durch mich“, sagt Teulier, „jede Seele, die der Wahrheit einmal ins Angesicht gesehen hat und sie zu leugnen trachtet, begeht Selbstmord. Ihr könntet jetzt tun, was ihr wollt. Alle eure Bemühungen, die Augen zu schließen, nutzen nichts mehr. Ihr habt gesehen. Ihr wißt wie ich.“

Unabhängigkeit des Geistes ist den Parteien ein Laster. Niemand verzieht ihm, daß er kämpfend einen Standort außerhalb der Parteien einnahm. Da er darauf bestand, unabhängig zu sein, kannte man ihn nicht mehr. Zehn Jahre lang lebte er wie hinter Mauern. Ein paar aufgeführte Stücke versanken ohne Echo. In diesen zehn Jahren entstanden die Revolutionsstücke seines großen Planes vom „Theater des Volkes“, seine Biographien; der Baum des „Johann Christof“ wuchs. Niemand kannte ihn außer ein paar Freunden, die in der gleichen Richtung gingen und einen großartigen und hoffnungslosen Kampf gegen die allgemeine Korruption führten.

Dieser Kampf ist mit zwei Namen verbunden; mit dem Namen der „Cahiers de la Quinzaine“ und dem ihres Gründers Charles Péguy. Vom jungen Sozialismus herkommend, löste er sich bald von der Partei, um allein den Kampf für die absolute Rechtlichkeit zu führen; also nahezu gegen alles. „Das sagen, was ist, nichts mehr; das sagen, was man weiß, nichts mehr. Die Lüge in all ihren Formen verfolgen, die politische Lüge und die literarische Lüge, das falsche Aesthetentum und die Demagogie. Sich durch keine Rücksicht hemmen lassen, durch keine Rücksicht gegen Personen, durch kein Vorurteil jenes Respekts, der ein Einverständnis und ein Mitschuldigwerden bedeutet.“ Wie erstaunlich klingen diese Sätze für uns.

In den „Cahiers de la Quinzaine“ erschien 1903 Rollands „Beethoven“; eine Beschwörung zum freien Geist des Lebens, der dem Leiden nicht ausweicht. In dieser von allen Seiten verleumdeten Zeitschrift erwachte der „Johann Christof“ zum Leben. Plötzlich zerbrachen die Mauern des Schweigens, und die Jugend Europas erkannte ihren großen Freund.

Unabhängig, frei von allen Richtungen, nahm Rolland sich die Freiheit, zum „Helden“ dieses symphonischen Werkes einen Deutschen beethovenscher Art zu wählen und zum Träger einer Wahrheit zu machen, die nicht mehr nur ein Volk, sondern die europäischen Völker

meinte. Der Standort der Gerechtigkeit erlaubte ihm, auch die Schwächen seines und der anderen Völker zu zeigen. Dies war zugleich der Standort der Freiheit, die es wagen kann, zu lieben und anzuklagen. „Die Wahrheit ist bei allen Völkern, aber jedes Volk hat seine Lüge, die es seinen Idealismus nennt. Wir sind alle, alle Völker Schuldner einer des andern. Tun wir also Schuld und Pflicht zusammen.“ Ueber den letzten Blättern des „Johann Christof“ lagen die Schatten des heranziehenden Gewitters. Wir kennen die Tragödie, in die Rolland stürzte. Der Krieg von 1914 begann. Seine jungen Freunde, alle diese Johann Christofs und Oliviers starben auf den Schlachtfeldern. Hatte er sie nicht dafür vorbereitet, singend in den Abgrund zu stürzen? War sein „Johann Christof“ nicht ein Aufruf zu Opfer und Dienst für etwas, das größer war als man selber?

Wir kennen den Kampf, den er nach einem langen Augenblick der Erstarrung aufnahm. Er entschloß sich, zu sprechen, weil keiner sprach. Jetzt hatte er den Nachweis für die Wahrheit des Satzes zu erbringen, mit dem er das Wesen seines Sohnes Johann Christof bezeichnet hatte: „Er blieb treu einem freien Glauben, frei von allen Religionen, frei von allen Parteien, frei von allen Vaterländern, einem Glauben, der nicht mehr — oder noch nicht wieder — modern war.“ Er brachte den Nachweis und verlor Frieden und Freundschaften von zwanzig Jahren.

Vier Jahre lang war jedes seiner Manifeste Aussage der ungeteilten Wahrheit. Au-dessus de la mêlée — er stand außerhalb der Schlachten, um nur tiefer im Herzen des Getümmels zu stehen — au coeur de la mêlée. Was bedeuten sie uns? Besitzen sie nur noch den Wert geschichtlicher Dokumente? Gehören Sätze wie diese — in dem Bande „Les Précurseurs“ — nur der Geschichte an? „Diese Forderung der Freiheit, der wissenschaftlichen Forschung, diese Organisation der intellektuellen Jugend zur Verteidigung der Unabhängigkeit des Denkens, dieses wesentlichen und ständig bedrohten Rechtes, erscheinen mir als absolute Notwendigkeit. Wenn ihr wollt, daß die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Ländern nicht Illusion bleibt, müssen ihre Gedanken in voller Freiheit . . . Früchte tragen können . . .“

Ist der Aufschrei dieses vom Kampf ermüdeten Geistes im „Clérambault“ nur noch ein vom Staub der Jahre bedecktes Buch, diese „Geschichte eines freien Gewissens“ nur noch Angelegenheit vergessener Literatur? Dann wären freier Blick und freier Atem, die das Wesen des freien Geistes ausmachen, auch nur etwas Literarisches. Maxim Gorki, der von sich sagte, daß er die hohe Ehre der Freundschaft mit Rolland habe, hat ihn einen Don Quijote genannt und hinzugefügt, daß es das Beste sei, was man von einem Menschen sagen könne.

Romain Rolland hat diese Donquijoterie, wenn man seinen Kampf für die menschlichen Grundwahrheiten so nennen will, fortgesetzt und nie aufgehört, mit voller Unabhängigkeit in der Front derer zu stehen, die eine Lüge Lüge nennen und Unterdrückung als das bezeichnen, was sie ist. Er hat an dem Tage, an dem 1919 der Frieden unterzeichnet wurde, die „Unabhängigkeitserklärung der geistigen Arbeiter“ in die

Welt geworfen, die, von den besten Geistern der Welt unterschrieben, noch einmal, das letztemal ein Zeugnis grenzenüberspringender Solidarität war. Villeneuve, Frühling 1919, stand unter diesen Sätzen: „Der Geist ist keines Herrn Diener! Aber wir sind die Diener des Geistes . . . Wir verehren allein die Wahrheit, die sich von Grenzen und Schranken, von Rassen und Stammesvorurteilen freihält. Wir werden uns niemals von der Sache der Menschheit zurückziehen.“

Es hieße die Wahrheit seines Lebens verfälschen und den freien Geist Rollands erniedrigen, wollte man verschweigen, daß er, der die „Bilanz der Unwürdigkeit Europas“ gezogen hatte, nicht nur die russische Revolution von 1917 als einer der ersten begrüßte, sondern sich auch auf die Seite eines sozialistischen Experiments stellte, von dem er glaubte, es würde der abgelebten Welt Europas Kraft einflößen. Er hat seine Sympathie deutlich und oft ausgesprochen. Er ist in den dreißiger Jahren in Rußland gewesen und hat geglaubt, ein Volk zu sehen, das die Last der Vergangenheit abgeworfen hatte und nun zu den „précurseurs“, den Vorläufern einer neuen Menschheit gehörte. Diese Zeugnisse, diese Briefe, diese Kundgebungen stehen in seinem Leben so gut wie die Absage auf die Einladung Lenins an Rolland, nach Rußland zu kommen oder der Satz in einem Brief an einen sowjetrussischen Schriftsteller, daß er mit verbundenen Augen und geschlossenem Mund nicht leben könnte, oder wie die tiefe Frömmigkeit seiner letzten Jahre, die ihn mit gefalteten Händen beten ließ. Er, der dynamische Geist, begrüßte die Revolution — wenn sie für den Menschen da war, den freien Menschen. Aber niemals heiligte er die Mittel um des Zweckes willen. „Es ist nicht wahr“, schrieb er an Barbusse, „daß der Zweck die Mittel rechtfertigt. Die Mittel sind für den wahren Fortschritt noch wichtiger als der Zweck. Denn das Ziel (das man so selten und immer unvollkommen erreicht) betrifft nur eine Aenderung der äußeren Beziehungen zwischen den Menschen. Die Mittel aber formen den Geist der Menschen: entweder nach dem Rhythmus der Gerechtigkeit oder nach dem Rhythmus der Gewalt; und wenn gemäß dem Rhythmus der Gewalt, dann wird keine Regierungsform jemals die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken verhindern.“ Und 1931 schrieb er an den sowjetrussischen Schriftsteller Gladkow: „Sie sagen . . ., daß die ‚individuelle Freiheit nicht existiert‘, daß der Intellektuelle niemals frei war, niemals frei sein kann. Mein ganzes Leben habe ich durch die Tat das Gegenteil bewiesen. Ich habe frei gelebt . . . Frei ist, wer den Mut hat, alles seiner freien Seele zu opfern. Wenn es wenige Menschen auf der Welt gibt, die diesen Mut heute aufbringen, um so besser, um so notwendiger ist es dann, daß ich der Welt ein Beispiel gebe. Ich werde es ihr geben bis zu meinem Tod.“

Er hat seine Donquijoterie, um noch einmal auf das Wort von Maxim Gorki zurückzukommen, nie aufgegeben. Nur daß er, wenn diejenigen, für die er eben gesprochen hatte, ihn für ihre Sache beanspruchen wollten, ihnen weit voraus war. Er hat von dem intimen Drama seiner Jahre zwischen 1920 und 1930 gesprochen, von diesem unausgesetzten, ent-

täuschungsvollen Anrennen gegen den Egoismus und die Feigheit der „privilegierten Intellektuellen“. Aber dieses Drama konnte ihm die Kraft nicht nehmen. Er nährte seinen „kosmischen Traum“ an den Quellen Asiens. Er wollte Europa, an dessen Kern unzerstörbarer Seelenhaftigkeit zu glauben er nie aufhörte, neue Botschaft bringen — die „indische Symphonie“. Er fand Gandhi, einen anderen Franziskus. Er fand in Ramakrishna, bei allen Unterschieden der Länder und Zeiten, einen „jüngeren Bruder Christi“. Vivekananda lehrte ihn, daß „Heiligkeit, Reinheit und Menschenliebe nicht ausschließlicher Besitz einer Kirche“ sind.

In den Jahren nach dem Kriege bis 1939 lebte Rolland in Villeneuve am Genfer See. In der Villa Olga entstand das große Gegenstück zum „Johann Christof“, das Werk der „Verzauberten Seele“ mit dem Bilde Europas nach dem ersten Weltkrieg und der Geschichte von Menschen, „deren Lebenskern darin besteht, die Unabhängigkeit der Seele allen Schicksalsschlägen gegenüber zu behaupten“. In der Stille dieses kleinen Ortes breitete der altgewordene Baum seine Krone aus; die reifen Früchte gestillter Leidenschaft hießen: Voyage Interieur — Beethoven — Ramakrishna — Vivekananda — Robespierre — Gefährten meines Wegs. Durch die Tür seines Hauses traten die Besten aller Länder — die Besten: die freien Geister. Unermüdlich spann er die Fäden seiner Korrespondenz in die Welt. Welchen Traum er auch immer nährte, welche neuen Länder er fand — so „das schwerblütige und mächtige Rätsel der mexikanischen Azteken“ — er hörte den Seufzer der Gegenwart.

Zu Ernst Toller hatte er 1924 gesagt: „La barbarie reve en Europe.“ Jetzt träumte sie nicht mehr. Sie bereitete sich zum Sprunge vor. Wo es um die Verteidigung des freien Geistes ging, blieb seine Stimme nicht aus. Er verband seinen Protest mit dem Protest derer, die das Unglück der anderen wie ihr eigenes fühlen. In allen Manifesten hielt er an seiner Unabhängigkeit von allen Parteien fest, und er beanspruchte diese Unabhängigkeit für alle freien Menschen.

Aufrufe und Manifeste hielten die Barbarei nicht auf. Aber er hatte gesagt, was zu sagen war. Er konnte nur hoffen, daß die Jugend von der Todsünde der Indifferenz nicht ergriffen würde; daß sie Gedanken und Aktion niemals trennen würde. Im Kampf war Rolland alt geworden. Die Sätze des Aufrufes „Wie können wir den Krieg verhindern“, enthielten noch das Feuer seiner ersten Botschaft: „Unser Friede ist ein solcher der freien Völker, der freien Menschen aller Länder, die sich zusammenschließen müssen gegen den Krieg, gegen die Faschismen aller Länder — des unsrigen wie der andern — gegen alles, was die Freiheit, die menschliche Würde, den sozialen Fortschritt bedroht. Denn alles Menschliche ist unser, und alles, was der Menschheit Feind ist — alle Rassentheorien, alle Imperialismen — der unsrige und die andern — ist unser Feind. Unser Friede erstreckt sich, wie unser ganzes Denken, über den internationalen Plan.“

Im Jahre 1939 verließ er die Schweiz und kehrte zur Erde der burgundischen Heimat zurück. Nach den Erleuchtungen seines Lebens, die er in „Le Voyage Interieur“ beschrieb, sah er seine letzte Erleuchtung:

den Anblick der Niederlage. Der Freund seiner letzten Jahre war Claudel, der Gefährte der Jugend, und in seinem letzten Werk kehrte er zum brüderlichen Genossen jener Jahre zurück, in denen eine Elite junger Franzosen versucht hatte, für die Reinheit des Lebens, für die absolute Rechtlichkeit, für den freien Geist zu kämpfen — zu Charles Péguy. Die Rückkehr zu den Kämpfen des Anfangs war nur eine Bestätigung seines Glaubens an die Grundwahrheiten menschlicher Existenz, unter denen freier Geist und unabhängiges Gewissen die ersten sind. Der freie Geist kennt den Dienst. Rolland hatte gedient. Er kennt die Hingabe. Nur die Unterwerfung kennt er nicht. Er geht aufrecht; aber er sinkt vor keinem Idol in die Knie. So hatte Rolland gelebt. Im *Liber amicorum* rief ihm Boulgakoff, der Sekretär von Tolstoi, zu:

Romain Rolland — das ist der Protest gegen die Gewalt.

Romain Rolland — das ist der Kampf gegen die allgemeine Heuchelei.

Romain Rolland — das ist der Mut des freien Wortes, das Laster und Verbrechen enthüllt.

Romain Rolland — das ist die Reinheit des Opfers im Namen der Brüderlichkeit, der Liebe und der Freiheit.

Phantasie

Wenn sich die Wolken lösen und verbinden,
In luft'gem Wechsel Bild um Bild entsteht,
Erscheint mir oft ein langer Zug Verbannter,
Der durch das Farbenspiel des Himmels geht.

Sie sehn umflorten Blicks, wie nun das Schicksal
Ihr strenges Los in unser Leben trägt,
Und ungewohnter Dinge Licht und Schatten,
Ihr Duft und Atem unser Wesen prägt.

Sie bleiben, bis der Sonne Strahlenfächer
Sich tiefer neigt, und eh' der Tag entflieht
Erglüh'n sie noch für uns in zartem Hoffen
Und ihre Tränen klären sich zum Lied.

„Auch windverwehte Samen schlagen Wurzel
Vor fremder Tür, zu Blatt und Frucht bereit.“
So singen sie und zieh'n in goldnen Barken
Durch Dämmerung zum Exil der Ewigkeit.

Else Meidner, Usambara

Die Memoiren Frédéric Lamonds

Frédéric Lamond, der große Musiker schottischer Abkunft, wurzelt im Musikleben Deutschlands. Hier hatte er, vor allem als Schüler Liszts, seine musikalische Ausbildung erhalten, hatte er jahrzehntelang gewirkt und seine Heimat gefunden an der Seite seiner Gattin, der vielgefeierten deutschen Schauspielerin Irene Triesch.

Nach Lamonds 1948 in Schottland erfolgtem Tode ließ das Kuratorium des Beethovenhauses in Bonn das Bildnis des Pianisten neben der Büste Beethovens anbringen, als würdigste, verständnisvollste Ehrung des getreuen Jüngers.

Beethoven hieß sein künstlerisches Bekenntnis, ihm als vollendeter Mittler zu dienen, betrachtete er als seine Mission — er hat ihr erfolgreich seine beste Kraft gewidmet.

Vor kurzem erschienen in englischer Sprache in kleiner Auflage Frédéric Lamonds Memoiren, außerhalb Großbritanniens fast unzugänglich — der Freundlichkeit der mir seit Jahren bekannten Frau Irene Triesch verdanke ich Einblick in den Band. Er zeigt uns die Gestalt des Autors als eines reinen, sich durch viele Hindernisse emporringenden Künstlers und beleuchtet mit manchen interessanten Streiflichtern große Musiker, die seinen Lebensweg kreuzten. Bemerkenswert ist die neidlose Anerkennung, die er ihnen zollt, die Dankbarkeit, die er ihnen, seinen Helfern, Lehrern und Vorbildern zeitlebens bewahrte.

Es ist kein leichtes Schicksal, das siebente Kind eines armen Glasgower Webers zu sein, noch dazu in der Epoche der märchenhaft emporblühenden englischen Baumwollindustrie mit ihren Baumwoll-Lords, den Hungerlöhnen, der Kinderarbeit, wie sie sich in den Werken zeitgenössischer Dichter spiegelt.

Inmitten aller Armut lebte in der Familie Lamond Sehnsucht nach Kunst, Schönheit und Wissen, dennoch mußte der hochbegabte Bruder, Archibald, schon als Zehnjähriger Arbeiter in einer Baumwollspinnerei werden — und erlag kaum 17jährig der Tuberkulose. Die Mutter erlitt einen Unfall, gebar vorzeitig das achte Kind, Charles, und starb in der Folge. Der Älteste, David, 19 Jahre älter als Frédéric, nahm die Last der Familienerhaltung auf sich, und ihm dankt Frédéric Lamond seine Erziehung. Sein Buch trägt die Widmung: „Dem Andenken mei-

nes lieben Bruders David“. Entgegen dem in pädagogischen Fragen streng konservativen Vater hatte David moderne Prinzipien. Er verschaffte dem jungen Frédéric die Möglichkeit, seiner Neigung zu folgen, brachte ihm die ersten Elemente der Musik bei, und so ist er mit zehn Jahren nicht Arbeiter, sondern Organist der Kirche von Newhall in Ost-Glasgow. Noch so klein, daß die Füße die Pedale nicht erreichten, es mußte ein Stück des Sitzes abgesägt werden, und der Vater mußte ihn ins Bein kneifen, wenn der Geistliche, den Frédéric nicht sehen konnte, die Treppe der Kanzel emporstieg und das Orgelspiel rechtzeitig beginnen sollte. Mit Begeisterung erlernt der Knabe nebenbei Oboe und Englisch Horn sowie Violine. Aber obwohl seine Befähigung in den musikalischen Kreisen Glasgows Aufsehen erregte und er als Wunderkind galt, sorgte niemand für seine weitere Ausbildung, und so beschloß die Familie, ihn nach Deutschland, und zwar nach Frankfurt am Main, zu senden.

Das Frankfurter Musikleben zerfiel in zwei Lager: das konservative mit Clara Schumann an der Spitze und das moderne mit Hans von Bülow. Die Musiklager standen sich feindlich gegenüber, und ganz Frankfurt nahm Partei. Bülows geistige Beweglichkeit und sein Sarkasmus waren bei den Gegnern gefürchtet. Als er ein Konzert mit dem Herzoglich-Meining'schen Orchester für den 8. Januar 1884 ankündigte, veranstaltete Clara Schumann sofort für den gleichen Abend einen großen Empfang in ihrem Hause. Alle an Musik Interessierten wurden eingeladen. Es kamen die Mitglieder der Museumsgesellschaft, der Bürgermeister, die reichen Frankfurter Kaufleute und Bankiers. Alle wollten den schädlichen Einfluß Bülows bekämpfen, der es wagte, in Frankfurt, der Hochburg der Antiwagnerianer, dem letzten Schützengraben der Reaktionäre, aufzutreten. Den Schülern des Hoch'schen Konservatoriums, dem Lamond angehörte, war es bei Strafe der Entlassung verboten, am Bülowkonzert teilzunehmen. „Heute, nach 64 Jahren, erscheint dies ein Sturm im Wasserglas“, schreibt Lamond, „damals war es bitterer Ernst“. — „Ich erwähnte Clara Schumann als heftigste Gegnerin von Bülow, aber zugleich möchte ich meine tiefe Bewunderung und Verehrung für diese berühmte Frau aussprechen, die auch der deutschen Literatur in ihren hinterlassenen Briefen einen kostbaren Schatz gegeben hat. Wer immer, wie ich, in dieses wunderbare Antlitz geblickt hat, das von Leid und Kummer gefurcht, aber auch veredelt war, wer ihre leicht vorgebeugte Gestalt am Klavier gesehen hat, mit aller Würde und Grazie einer versunkenen Welt, wurde fürs Leben bereichert“.

An den Klavierkursen Bülows in Frankfurt beteiligte sich auch ein hochgewachsener, bescheidener Jüngling mit vorgewölbter Stirn und träumerischen Augen: Richard Strauß, Träger eines Kölner Musikpreises für ein Klavierquartett; er wurde wenige Wochen später Hilfsdirigent in Meiningen unter Bülow. Die Mitglieder des herzoglichen Orchesters waren den größten Teil des Jahres unbeschäftigt. Meiningens unvergleichliche Kostbarkeit war sein einzigartiges Theater, für das Herzog Georg als genialer Bühnenleiter ein Truppe, die in der Welt bekannt war und nicht ihresgleichen fand, zusammengestellt hatte. Der Herzog bot nun

Bülow einen Kontrakt als Dirigent des Orchesters an, mit voller künstlerischer Freiheit, neun Monaten Urlaub und 3000 M. Jahresgehalt! Zur allgemeinen Verwunderung nahm Bülow diesen Vorschlag an und brachte die Musiker zu höchster Vollendung; sie spielten stehend, und sie konnten Beethovens und Brahms Konzerte ohne Dirigenten begleiten. Lamond bezeichnet Bülow als den größten Dirigenten aller Zeiten, an den selbst Toscanini nicht heranreicht. „An Wärme der Empfindung, beseelter Musik und Kunst kann keiner mit Bülow verglichen werden. Wenn er am Dirigentenpult stand, gab es keine Primadonnamanieren, kein Spiel für die Galerie, keine stereotypen Effekthaschereien Als Pianist erreichte er Anton Rubinstein nicht an Stärke und Klangfülle, aber ich habe den langsamen Satz von Bach's Italienischem Konzert nie mit solcher Innigkeit vortragen gehört. In Beethoven's Sonate ‚Les Adieux‘, in verschiedenen Werken von Brahms, Chopin und Liszt war er unvergleichbar.“ Ein Anhänger Wagners, hatte Bülow Verdi in Pressekritiken scharf angegriffen, aber als er später seine Meinung änderte, tat er Buße in einem offenen Brief an Verdi, der begann: „Erlauchter Meister! Geruhen Sie die Beichte eines zerknirschten Sünders zu hören . . .“ Richard Strauß verdankt Bülow seine ersten Erfolge und warme Förderung, obwohl Vater Strauß, ein gefeierter Hornist des königlichen Orchesters in München, ein bitterer Feind Bülows, dem Dirigenten von „Tristan“ und „Die Meistersinger“, war. Als dieser Vater Bülow anlässlich eines Konzertes des Meininger Orchesters in München, das Richard Strauß großen Erfolg für seine Serenade brachte, in's Künstlerzimmer kam, um Bülow zu danken, erwiderte dieser: „Ludwig Strauß! Sie taten alles in Ihrer Macht, um mich zu schädigen, aber“ — und er wies auf den jungen Richard — „das ist die Rache Hans von Bülows“. „Für Bülows Beispiel an menschlicher Weisheit, seine Ratschläge und seinen Unterricht habe ich nie einen Pfennig bezahlt. Sein Motto, während eines Lebens voll Bitterkeit und Widrigkeiten war: ‚Nobless oblige‘. Ehre diesem großen Geist, der so oft mißverstanden wurde.“

In Meiningen lernte Lamond Brahms kennen an einem Abend im Sächsischen Hof. „Bülow machte Brahms Vorwürfe, weil er die Partitur der Vierten Symphonie, von der keine Abschrift bestand, per Post und nicht einmal „Eingeschrieben“ gesandt hatte. „Was hätten Sie getan, wenn das Paket verloren gegangen wäre?“ Der Komponist antwortete: „Ja, dann hätte ich die Symphonie eben noch einmal schreiben müssen.“ Zehn Tage vor der Uraufführung übernahm Brahms die Leitung der Proben. Er war ein guter Dirigent, aber nicht mit Bülow vergleichbar, der ein erbärmliches, auseinanderfallendes Orchester in eine himmlische Heerschar verwandeln konnte. Während der Proben wandte sich Brahms öfters an die Musiker: „Warten sie nur, meine Herren, bis Sie das Werk unter Bülows Leitung gehört haben!“

Noch voll von den Meininger Eindrücken entschloß sich Lamond zu einem Brahms-Abend in Wien, obwohl der Komponist erst einen geringen Kreis von Anhängern hatte, und nur wenige Städte wünschten

Konzerte, die ausschließlich seinen Werken gewidmet waren. So erbat Lamond vom Klavierfabrikanten Bösendorfer den Bösendorfer Saal für drei Abende. Einer sollte Brahms, einer Beethoven und einer einem gemischten Programm gewidmet sein. Bösendorfer meinte: noch nie habe jemand in Wien ein ausschließliches Brahms-Konzert gegeben, außer Bülow. Doch er war bereit, den Saal beinahe umsonst zu überlassen. Sehr lebendig läßt Lamond Bösendorfer's Bild vor uns erscheinen: „Eine volkstümliche Erscheinung mit grauem Zylinder, gestutztem grauem Bart, Samtjacke, karierten Hosen, Gamaschen und Spazierstock mit Goldknäuf. Sein Leben widmete er ganz seinen Arbeitern und seinen Klavieren, bei denen er Wert auf Qualität, nicht auf Quantität legte, und er war so gewissenhaft, daß er stets meinen Flügel persönlich stimmte. Bei den unvermeidlichen Reibereien zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wurde er von diesen oft als Vertreter gewählt, und nie haben sie es bereut. Sein letzter Wille verfügte, daß ein Bösendorfer Transportwagen seinen Sarg zum Friedhof führen und nur seine Arbeiter ihn zu Grabe tragen sollten. Aber auf den Straßen harreten viele Tausende und laut erklang die Klage: „Bösendorfer, unser Bösendorfer!“

Brahms unterließ es nicht, den blutjungen Pianisten nach dem erfolgreichen Konzert zu besuchen, doch war dieser leider vom Hotel abwesend. Die meisten Brahmsbilder geben, nach Lamonds Ansicht, keinen rechten Begriff von ihm: „In seinem Ausdruck lag dämonische Entschlossenheit und feste Zuverlässigkeit. Als ich ihn in dem kleinen Palais, das ihm der Herzog von Meiningen zur Verfügung gestellt hatte, aufsuchte, führte mich ein korrekt livrierter Diener zum Meister, der mich, die Zigarre im Mund, mit Hose, Hosenträgern und Pantoffeln bekleidet, empfing. Welch ein Gegensatz! Brahms hatte den blitzenden Blick des schöpferischen Künstlers, dem nichts entgeht. Ich studierte heimlich seine weichen, braunen Hände und gedachte der tausend zarten Melodien, die nur ein Brahms hervorbringen konnte. — Er machte sich allzeit wenig aus materiellen Dingen. Der 16jährige hatte zum Lebensunterhalt Tanzmusik in Hamburger Nachtcafés gespielt, sein Weg ging durch Gegnerschaft und Verkennung und er wurde über 50, bevor die wankelmütige Göttin der öffentlichen Meinung ihm zulächelte.“

Als Clara Schumann, Brahms lebenslängliche Freundin, starb und in Endenich bei Bonn beigesetzt werden sollte, wurde dies Brahms telegraphisch mitgeteilt. Er reiste sofort ab, nahm zufolge irrtümlicher Auskunft einen falschen Zug und kam zu spät. Kummer und Aufregung brachten bei ihm, der sich zuvor nie krank gefühlt hatte, eine Gelbsucht zum Ausbruch. Sein Wiener Arzt empfahl ihm ein Konsilium, dessen Diagnose war „Leberschrumpfung“. Der Patient konnte in Unkenntnis gelassen werden; doch weder Karlsbad noch Ischl brachten Besserung. Im Frühjahr 1896 kündigten die Wiener Philharmoniker eine Aufführung von Brahms Vierter Symphonie an. Entgegen ärztlichem Rat ließ er sich zum Konzert bringen; das Orchester spielte wie nie zuvor. Als der Komponist, eine zusammengefallene Gestalt, mit Tränen in den Augen vom Podium aus mit den Händen in den Saal winkte, fühlten alle, daß

hier das letzte Bindeglied zwischen den großen Klassikern: Beethoven, Mozart und Haydn, Johannes Brahms, einen letzten Abschied nahm. Vierzehn Tage später war er tot.

Die musikalische Welt staunte, als Franz Liszt, der gefeierte Virtuose, plötzlich seine Laufbahn aufgab, um sich in dem Städtchen Weimar niederzulassen. Der kultivierte, einsichtige Großherzog hatte ihm die Leitung der Oper übertragen, obwohl nicht wenige Liszt einen „Charlatan“ nannten und seine Neigung zu Liebeleien verdammt. Unter den Flüchtigen vor der auf die 48er Revolution folgenden Reaktion befand sich der Dresdner Kapellmeister Richard Wagner. Um seine Orchesterpartitur des Lohengrin zu sichern, hatte er sie Liszt's Händen anvertraut. Von Begeisterung erfüllt, warb dieser in ganz Deutschland Musiker und brachte die erste Lohengrinaufführung in Weimar zustande. Liszt war überhaupt Förderer und Helfer vieler strebender Musiker. Grieg, Smetana, Berlioz, Cornelius, Rubinstein u. a. schulden ihm Dank.

Durch Bülow empfohlen, machte der junge Lamond seinen Antrittsbesuch bei Liszt: „Auf einmal öffnete sich die Tür des Schlafzimmers und vor mir stand der Mann, der den Weihekuß Beethovens empfangen hatte, der Freund Chopins und Paganinis, der Erfinder einer neuen Form der Orchestermusik, der symphonischen Dichtung, der Lehrer Carl Taussig's, Hans von Bülow's und aller großen Pianisten der letzten vier Jahrzehnte, der einen unglaublichen Einfluß auf die Musik in Deutschland, Frankreich, selbst in Rußland ausübte. Ein überwältigender Eindruck für mich, der ich fast noch ein Knabe war. Er las mein Empfehlungsschreiben. „Also, wie ich lese, spielen Sie die Fuge aus 'Opus 106' und er brummte das Thema, das von seinen Lippen dem Knurren eines Löwen glich. „Gut, spielen Sie mir morgen diese Fuge“. Der Meister konnte sehr streng sein. Bloße Technik schätzte er gering. Ich entsinne mich eines Schülers, der Chopin's As-dur Polonaise mit Hingabe vortrug. Vor der berühmten Oktavenpassage für die linke Hand unterbrach ihn Liszt: „Jetzt will ich nicht hören, wie schnell Sie Oktaven spielen können, sondern den Galopp der polnischen Kavallerie, die alle Kräfte sammelt, um den Feind zu vernichten“. Liszt stand stets die poetische Vision vor Augen. Von keinem Pianisten hörte ich das Seufzen, Wehklagen, Murmeln in der Begleitung der linken Hand in Schumann's Cis-moll Sonate so eindrucksvoll, wie von ihm, und kein anderer konnte gleichzeitig die edle Melodie der rechten Hand so ergreifend spielen.

Als Komponist ist heute noch Liszt viel umstritten. Während Ravel, Debussy, Strawinsky, Bartók, Hindemith alle später Anerkennung fanden, blieb sie Liszt versagt.“

Im Winter 1885/86 war Lamond mit anderen in Rom Liszt's Schüler. „Der Meister umarmte mich voll Güte: „Ach der Schotte“ und fragte gleich mit Interesse nach meinem neuen Repertoire.

Liszt unterrichtete alle Schüler unentgeltlich, und wir beteten ihn an. Er war der gute Samariter für seine Zeitgenossen. Ehre gebührt der wundervollen Persönlichkeit und dem Feuergeist dieses wahrhaft Großen.

Ich bin dem Schicksal dankbar, daß ich einer seiner letzten Schüler war, er ist mir nach fast 60 Jahren noch lebendig, und könnte die Erinnerung je verblassen, so würde sie sofort wieder frisch durch die Musik, die er so unvergeßlich spielte“.

Viel Wertvolles in Lamonds Memoiren kann nur flüchtig gestreift werden. Anton Rubinstein galt seine große Bewunderung, und er gibt eine plastische Schilderung seines Spiels: „Kein zeitgenössischer Pianist konnte sich mit dem unsterblichen Anton messen. Sein Anschlag, seine überschäumende Seele, seine visionäre Phantasie, das Feuer seiner Klangwellen überwältigten die Hörer, rissen sie in einen Wirbelwind, in einen Orkan der Begeisterung. Wenn Rubinstein das Podium betrat, verwandelte sich der Flügel in ein feuriges Schlachtroß, das sich auf den Hinterbeinen unter der Peitsche bäumte, aber doch stets bereit war, den süßen Lockungen zu folgen, die von diesen wundervoll-magischen Händen ausgingen, wenn sie streichelten und umfaßten, wie kein anderer es je gekonnt“.

Die Memoiren schweigen über das persönliche Leben Lamond's, nur ein einziger Brief aus der ersten Zeit der Ehe, den Irene Triesch dem Schlußwort einfügte, lüftet ein ganz klein wenig den Schleier und läßt in zarten Andeutungen die Seltenheit eines Bundes erkennen, der 46 Jahre hindurch zwei starke Persönlichkeiten einte, jede ganz hingegeben an die eigne Kunst und doch jede bemüht, den anderen voll teilnehmen zu lassen am Zauberreich ihres schöpferischen Gestaltens.

Dies Wenige, das uns enthüllt wird, weckt die Hoffnung, Irene Triesch möge sich zu einem ergänzenden Memoirenbuch und zur Veröffentlichung von Briefen entschließen, damit auch uns Anteil werde an der Wunderwelt, in der diese Beiden lebten.

Ueber nichts urteilen die Menschen unerbittlicher als über dasjenige, was zu begehnen sie stündlich selbst entschlossen sind: die eigennützige Ausbeutung der bereitwilligen Naivität! Beruht nicht die Geschäftsreklame der ganzen Welt auf obigem Prinzip?

Franz Werfel, „Das Lied von Bernadette“

RUNDSCHAU

Wasser für Israel und die Araber

Wasser bedeutet in Vorderasien das halbe Leben. Um die Wasserplätze geht es bei den Kämpfen der Nomaden, und für seßhaftes Leben ist erst recht Wasser die Voraussetzung. Für Israel, das alle Kräfte regen muß, um am Leben zu bleiben, ist entscheidend, ob es sich neues Wasser erarbeiten und seine Wasserkräfte nutzbar machen kann. Darum ist es gar nicht erstaunlich, daß es bei dem letzten Streit im fiedenlosen Palästina, dem zwischen Israel und Syrien im Frühjahr d. J., um Wasser ging. Hierbei schien das natürliche Recht auf der jüdischen Seite zu liegen. Israel wollte die Sümpfe um den Huleh-See entwässern und so aus dem heute malariaverseuchten, teilweise dschungelhaften Gebiet jene gesunde Fruchtkammer wieder machen, über die uns im Altertum, als der See noch Merom-See hieß, Josephus Flavius berichtet. Das Bett des Jordan unterhalb des Sees sollte erweitert und vertieft werden, um den Abfluß der Sumpfgewässer zu ermöglichen, und schon war ein Betondamm in Arbeit, der vorübergehend den See gegen den Fluß abstauen sollte. Aus dem Ergebnis der Arbeiten hätte auch Syrien Vorteil gezogen, zumindest wäre die Entseuchung der Gegend auch ihm zugute gekommen. Aber die Bauten lagen zum Teil in der demilitarisierten Zone und hätten deren leider zur Stagnation verurteilten Status verändert. Israel setzte sich auch, und das wog schwerer, bei der Durchführung der Arbeiten, bei der die arabischen Einwohner nicht eben glimpflich behandelt wurden, deutlich ins Unrecht. So nützten ihm die Sympathien der Welt nichts, die doch aus einem Gefühl ausgleichender Gerechtigkeit dem Getretenen von gestern von vornherein gelten. Israel verscherzte sich diese Sympathien, und so konnte der Sicherheitsrat nicht anders als zugunsten Syriens entscheiden, was am 18. Mai d. J. geschah. Die Arbeiten mußten wieder eingestellt werden. Einfach ist dieses Gelände nicht zu behandeln. Sonst wäre die alte türkische Konzession zur Regulierung des Quellgebiets und des Oberlaufs des Jordan von den libanesischen Geschäftsleuten, die sie innehatten, längst ausgebeutet worden und ihre Rechtsnachfolgerin, die zionistische Palestine Land Development Company, die 1934 die Konzession für $\frac{1}{4}$ Million Dollar erwarb, hätte viel früher mit den Arbeiten begonnen. Jetzt soll deren Wiederaufnahme warten, bis sich Israel und Syrien gütlich über den Fall einigen, und damit hat es noch gute Wege. Denn die Syrer sehen den jetzigen Zustand lieber, in dem die Natur einen Grenzstreifen in Form eines Sumpfgürtels ge-

schaffen hat, als einen Grenzwall von blühenden und — wehrhaften jüdischen Siedlungen. Diese Auffassung ist auch diejenige Jordaniens, wo trotz früherer zeitweiliger Ansätze nach der entgegengesetzten Richtung und trotz der auf enge Zusammenarbeit weisenden Tuchfühlung in Jerusalem ebenso stark wie in Syrien mit der Ablehnung Israels das Bestreben vorwaltet, diesem Land möglichst „das Wasser abzugraben“. Schon aus diesem Grund ist ja auch das vor mehreren Jahren ausgearbeitete Projekt des Amerikaners Walter Clay Lowdermilk zum Scheitern verurteilt, ganz abgesehen von seiner immer umstrittenen wirtschaftlichen Durchführbarkeit. Sah doch dieser Plan, der die Wassermassen der gesamten Jordansenke nutzbar machen wollte, ein einheitliches Palästina vor und eines, das mit seinen Nachbarn wirtschaftlich vernünftige Verträge schließen kann. Statt dessen greift heute Jordanien, das eben darum seine „Trans“ abgelegt hat, auf breiter Front über den Jordan hinüber, und es ist keine Rede davon, daß man Israel und seine östlichen Nachbarn zu gemeinsamer Wirtschaftsplanung unter einen Hut bekäme. Aber gerade solch eine zentrale Planung und Führung waren die Voraussetzung für das Gelingen des amerikanischen Vorbildes des Jordantal-Projektes, nämlich der Tennessee-Tal-Regulierung, nach dem man das Lowdermilk'sche Vorhaben das „TVA on the Jordan“ nannte, und was in Amerika unerlässlich war, ist es in Vorderasien erst recht. Es ist nur selbstverständlich, daß bei solcher Lage die Wasserversorgung Jerusalems von der arabischen Umwelt unabhängig gelöst werden mußte. Hatte doch die Stadt im Kriegsjahr 1948 sofort die Erfahrung machen müssen, daß die in der britischen Mandatszeit angelegte Wasserleitung, übrigens die erste von Westen her führende in der dreitausendjährigen Geschichte der Stadt, von arabischen Truppen abgeschnitten wurde. Noch während der Kampfhandlungen wurde daher eine neue Leitung entlang dem von Westen her von den jüdischen Truppen vorgetriebenen Korridor zunächst notmäßig angelegt. Auch die dann alsbald in Angriff genommene endgültige Leitung hält sich innerhalb des schmalen Streifens israelischen Staatsgebietes, der von der Küstenebene durch das Gebirge gegen Jerusalem vorstößt und hier endet. Sie ist exponiert wie dieses geographisch seltsame, um nicht zu sagen unmögliche Gebilde überhaupt, aber sie ist mit der Energie geschaffen und wird mit der Energie verteidigt werden, mit der Israel seine historische Hauptstadt festhält. Weitab liegt dieser neue Wasserleitungsweg von jenen, die einst die jüdischen Könige Salomo und Herodes bauen ließen, denn diese großartigen Bauten kommen von Quellgebieten her, die in arabischer Hand sind und von denen man nicht abhängig sein möchte. Auch im Großen ist die Wasser-Planung des jungen Staates zwar kühn, aber gerade hinsichtlich der Zusammenarbeit mit den Arabern sehr realistisch und hat solche Projekte, die den fernen Frieden voraussetzen, an die letzte Stelle gesetzt. Es gibt genug andere, die in wundervollem Schwung angepackt und mit Zähigkeit verwirklicht werden.

Streiks in Spanien

Auf Grund unserer praktischen Erfahrung mit einem totalitären Staat sind wir erstaut, von Streiks in Spanien zu hören, und schließen allzuleicht von solchem Widerspruch in sich selbst auf ein Abbröckeln der Staatsgewalt. Gewerkschaften wie in den westlichen Demokratien gibt es im Spanien Francos nicht. Die einst mächtigen Spitzenverbände, die sozialistische Union General de Trabajadores (U. G. T.) mit einer halben Million Mitglieder, wie die noch stärkere syndikalistische Confederación Nacional de Trabajadores (C. N. T.), standen im Bürgerkrieg auf der republikanischen Seite, die allzu schnell bei uns die rote genannt wurde, und gingen mit deren Niederlage unter. Sie passen nicht in ein Staatssystem, das den Klassenkampf verwirft. Die an ihre Stelle getretenen „Syndikate“ sollen etwas ganz anderes sein, nämlich das Gerüst des Ständestaats. In solch einem sindicato, dem der berufstätige Spanier automatisch angehört, sind alle in einem Berufszweig auf jeder Sprosse der sozialen Stufenleiter Tätigen zusammengefaßt. Diese Syndikate sind Organe der staatlichen Wirtschaftspolitik, die sie daher auch fördern müssen, und wäre es auch gegen das Interesse ihrer Mitglieder. So ist es selbstverständlich nicht Sache der Syndikate, Streiks zu organisieren, sondern im Gegenteil, sie zu verhindern, wenn Einzelne oder Gruppen sich dem Gesetz zuwider auf dem Weg des Streiks bessere Arbeitsbedingungen erkämpfen wollen. Die das spanische Arbeitsrecht beherrschenden Grundsätze, noch während des Bürgerkriegs im März 1938 in einer Charta der Arbeit von 56 Artikeln niedergelegt und in 9 von den 36 Artikeln der 1945 verfaßten Grundrechte der Spanier, den Fueros de los Espanoles, wiederholt, laufen auf diese Ueberordnung der Allgemeinheit, der staatlichen Wirtschaftspolitik und des von ihr diktierten Produktionszwanges über das Interesse des Arbeitnehmers hinaus. Dafür ist die angebliche Mitwirkung in öffentlichen Dingen, die dem Spanier eben als Mitglied eines Berufsverbandes zusteht, durchaus kein Ersatz. Es ist richtig, daß die Syndikate, durch sie also auch die Arbeitnehmer, ein Drittel der Cortes wählen, aber diese 1942 neugebildete Körperschaft hat ja nur beratende Funktion und kann keinerlei Willen der Wähler zur Geltung bringen. Nein, Franco-Spanien ist nicht jene „organische Demokratie“, die es zu sein sich rühmt, sondern ein echt autoritärer Staat, der von den Grundrechten seiner Bürger in der Praxis fast nichts übrig gelassen hat. Wenn wir dieses einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung diametral entgegengesetzte System ablehnen, müssen wir doch gestehen, daß es verstanden hat, und zwar in den letzten Jahren nicht durch Terror im eigentlichen Sinn, ohne laute Störungen zu funktionieren. Daher waren die Fälle, in denen die gewerkschaftliche Disziplin, wenn wir sie so nennen wollen, durchbrochen wurde, äußerst selten. Jener Fall aus Bilbao, wo im Jahr 1947 einmal 50 000 Arbeiter sich mit ihren wenigen Arbeitskameraden, die demonstrativ den 1. Mai gefeiert hatten und dafür entlassen worden waren, solidarisch erklärten und dafür streikten, erregte darum schon Aufmerksamkeit und gab seinerzeit zu vorschnellen Kommentaren Anlaß. Die vor einigen Wochen an verschiedenen Orten Spaniens aufgetretenen Streiks dürfen schon etwas ernster genommen werden. Ihre

Zahl, die fast erlaubt, von einer Streikwelle zu sprechen, ist ebenso bemerkenswert wie ihre geographische Verbreitung und gewisse bei ihrem Ablauf zu beobachtende Symptome. In Barcelona und Manresa, in Bilbao und San Sebastian, in Pamplona und Vitoria, endlich auch in Madrid selbst wurde gestreikt. Es handelt sich also nicht allein um die „klassischen“ Streikgebiete, die mit denen zusammenfallen, wo eine nicht-spanische Bevölkerung sitzt und wo auch früher bei sozialen Spannungen immer ein nationaler, d. h. autonomistisch-separatistischer Unterton mitgeschwungen hatte, war doch Katalonien 1931 und dem Baskenland 1936 von der republikanischen Regierung Autonomie gewährt worden. Beide hatten auf republikanischer Seite im Bürgerkrieg gestanden, beiden hatte das Franco-Regime die Autonomie wieder genommen, beide sehen sich als Stiefkinder dieses Regimes an. Diesmal wurde auch in der konservativen Provinz Navarra und — auch in der Hauptstadt gestreikt. Als Gründe wurden offiziell teils, wie es eben paßte, der Separatismus, teils kommunistische Agitation, teils auch böse freimaurerische Einflüsse aus dem Ausland angegeben. Die wirklichen Gründe sind wirtschaftlicher und politischer Art: es ist die offene oder doch fast offene Auflehnung gegen die wachsende Verelendung, an der nach allgemeiner Ueberzeugung das Regime mit seiner unglücklichen, verkrampften Wirtschaftspolitik und mit seiner Korruption schuld ist, es ist der Ausdruck tiefen politischen Mißvergnügens. Aus Barcelona wird berichtet, daß die Streikparole sogar durch die Kanäle der Syndikate ausgegeben worden sei, in deren Apparat doch manche alten Gewerkschaftler säßen. Aus den Nordprovinzen wird gemeldet, auch Priester hätten mitgemacht. Ueberhaupt ist ja die Kirche in Spanien neuerdings auch dem Staat gegenüber als Wahrerin des sozialen Gedankens aufgetreten, wobei insbesondere der Bischof von Malaga die päpstlichen Sozial-Enzykliken Franco's Sozialpolitik kritisch entgegengehalten hat, und sie geht offensichtlich nicht mehr durch Dick und Dünn mit Franco. Insofern ist eben doch ein leichtes „Abbröckeln“ zu sehen. Aber das sieht auch die Staatsleitung. Sie hat mit verständiger, leiser Art, gar nicht gewaltsam reagiert, einige Faktoren wirtschaftlicher Erholung (Regenfälle, gute Ernte, Auslandsanleihe) helfen ihr: so wird denn die von manchen am Horizont gesehene Götterdämmerung noch auf sich warten lassen.

Die Aalandsinseln Der Begriff „Schären“ erweckt in uns die Vorstellung von Ausflugszielen der Bewohner der Hauptstadt eines glücklichen, weil von zwei Weltkriegen nicht berührten Landes. Und doch gibt es nur 150 km von Stockholm entfernt eine Gruppe von Schären, der man die unfreundliche Bezeichnung einer aufs Herz Schwedens gerichteten Pistole gegeben hat: die Aalandsinseln. Von Schweden bewohnt, gehörten sie zum schwedischen Staat, bis dieser sie 1809 zusammen mit Finnland an Rußland abtreten mußte. Die Aaländer haben aber stets auf den Unterschied aufmerksam gemacht: Finnland sei eine schwedische Eroberung gewesen, ihre Inseln dagegen hätten die schwedische Geschichte von Beginn an miterlebt. Als nach der Revolution und dem verlorenen ersten Weltkrieg Ruß-

land am Boden lag, schien eine Wiedergewinnung von Seiten Schwedens in Reichweite. Eine Volksabstimmung auf den Inseln begehrte die Angliederung an Schweden. Tatsächlich landeten im Februar 1918 auch schwedische Truppen, doch eine Besitzergreifung blieb aus. Die Schweden zogen auch wieder ab, als im Zuge der Baltikum-Operationen deutsche Truppen erschienen, die jedoch im November 1918 ihrerseits wieder verschwanden. Mit dem neuen Anwärter, der in Gestalt eines unabhängigen Finnland nunmehr auftrat, wollte sich Schweden nicht anders als auf friedlich-rechtlichem Weg auseinandersetzen, wobei es bei der Völkerbundsentscheidung von 1921 den Kürzeren zog. Die Haltung Schwedens, das den Boden des Rechts nicht verlassen und sich unabsehbaren außenpolitischen Folgen nicht aussetzen will, zeigte sich erneut nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Aaländer ihre unglückliche Liebe zum alten Mutterland durch Beschluß ihres Landsthings vom September 1945 noch einmal bekundeten. Stockholm erklärte damals amtlich: Was den Wunsch der Aaländer nach einer künftigen Wiedervereinigung mit Schweden betreffe, so stehe Schweden dem Gedanken fremd gegenüber, den vom Völkerbund gefaßten, von Schweden angenommenen Beschluß über die Souveränität Finnlands in Frage zu stellen. So bestreitet also heute niemand Finnland den Besitz der 80 bewohnten und 240 unbewohnten Schären, die ihm die geographische Lage zuweist. Aber in zweifacher Weise ist seine Souveränität beschränkt, was nicht immer klar auseinandergehalten wird. Der Völkerbund verweigerte 1921 die Selbstbestimmung, legte aber als Ersatz Finnland die Gewährung bestimmter Autonomierechte auf. Diese waren schon vorher, 1920, durch ein finnisches Autonomiegesetz im wesentlichen gewährt worden, das jetzt durch das sog. Garantiegesetz von 1922 international „verankert“ wurde. Die Aaländer haben seither einen eigenen Landsting, sprachliche und andere Sonderrechte. Gemessen an den anderswo mit Minderheitsrechten gemachten Erfahrungen sind diese Bestimmungen loyal gehandhabt worden, aber die Aaländer fanden Grund zu mancher Klage und drängen, nachdem ihr Vorstoß aufs Ganze 1945 mißlang, wenigstens auf eine bessere Autonomie. Ein seit drei Jahren diskutierter Entwurf beschäftigte vor kurzem den finnischen Reichstag und die internationale Presse. Minderheitenrechte sind nicht mehr so interessant wie in den 20er Jahren, aber eine Einzelheit ließ allgemein aufhorchen: es war die Erwähnung der internationalen Garantie der Autonomie im Gesetzesentwurf. Auf Einspruch der Sowjets hin wurde der „Garantieparagraph“ gestrichen. So unerheblich seine praktische Bedeutung aller Voraussicht nach auch sein würde, die Tatsache des Einspruchs fiel auf; weniger, daß diesem entsprochen wurde. Die zweite Beschränkung der finnischen Souveränität betrifft den militärischen Gebrauch der Inselgruppe. Das hat eine lange Vorgeschichte. Rußland legte 1835 die Festung Bomarsund im Osten der Gruppe an, zur Sicherung des Eingangs in den Bottnischen, aber auch in den Finnischen Meerbusen. Sie wurde 1854 von britischen und französischen Einheiten genommen, und der den Krimkrieg beendende Pariser Friede von 1856 auferlegte Rußland die Demilitarisierung der Inseln, in erster Linie auf Be-

treiben Schwedens und in dessen Interesse — obwohl Schweden am Krieg und Friedensschluß nicht beteiligt war. Rußland ließ es sich übrigens nicht nehmen, die Inseln im ersten Weltkrieg dennoch zu befestigen. Die Neuregelung 1921 ging über die frühere hinaus, indem das im Oktober jenes Jahres abgeschlossene Zehnstaatenabkommen über die Aalandsinseln außer dem Grundsatz der Nichtbefestigung auch noch dem der Neutralisierung aussprach. Sowjetrußland war aber an der Konvention nicht beteiligt. Die Signatarstaaten erlaubten 1939 Finnland die Befestigung der Inseln, konnte sie doch jetzt nur den Sinn eines Schutzes gegen die Sowjetunion haben, und diese wurde ja 1939 wegen ihres Angriffs auf Finnland aus dem Völkerbund ausgeschlossen, also als der Störenfried in der Ostsee erkannt. Im Friedensvertrag vom 10. 2. 1947 heißt es dann: „Die Aalandsinseln sollen gemäß der gegenwärtig bestehenden Lage entmilitarisiert bleiben.“ Die Bestimmungen von 1921 sind hier nicht erwähnt. Die Nichtbefestigung der Inseln wird heute nicht in Frage gestellt, aber wenn man die Sowjetpresse zu Rate zieht, könnte es scheinen, als drohe auf dem Weg über eine noch so platonische internationale Garantie, deren Träger heute doch nur die auch die Sowjetunion einschließenden Vereinten Nationen sein könnten, der böse Westen wie 1854 in eine russische Ostseestellung einzubrechen. Davon kann natürlich keine Rede sein, wohl aber spricht daraus der Wille, die Ostsee zum mare sowjeticum zu machen. Daß sich Finnland dem Einspruch der Sowjets beugte, ändert nicht die Rechtslage, beleuchtet aber die Machtlage. Die Pistole, gerichtet auf das Herz Schwedens, ist zwar nicht geladen, aber eine gefährliche Waffe ist sie auch heute schon.

Nach den Wahlen

Es war ein spannungsvoller Moment für die ganze Welt, als am 17. Juni 1951 die allgemeinen Wahlen für die neue Nationalversammlung in Frankreich stattfanden. Aengstlich blickte man nach Paris und erwartete die ersten Stimmenergebnisse, um die Frage an das Schicksal, als die man die Wahlen ansah, beantwortet zu erhalten, nämlich die, ob die Nationalisten oder die Gemäßigten den Sieg davontragen würden. Unter die Nationalisten rechnete man dabei sowohl die Kommunisten als auch die Gaullisten. Von dieser Geisteshaltung droht nicht nur Frankreich, sondern Europa und der Welt Gefahr. Aber schon am 18. Juni atmete die Welt wieder auf; denn das schlimmste Uebel war nicht eingetreten: keine der extremen Parteien hatte eine beängstigende Mehrheit erhalten. — Aber besonders schön — innenpolitisch gesehen — ist das Wahlergebnis doch nicht. Es gibt zwar eine Reihe von Möglichkeiten zur Regierungsbildung, aber es gibt keine Möglichkeit für eine auch nur halbwegs stabile Entwicklung. Außenpolitisch gesehen, wurden alle Interessenten ebenfalls enttäuscht, weil keine der Parteien, auf die man jeweils gesetzt hatte, einen durchschlagenden Erfolg davontragen konnte.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß Frankreich sich erneut als das Land des Ausgleichs, als ein Land, das in schwierigen Situationen eine eindeutige Entscheidung nicht mehr für angebracht hält, bewährt hat. Neunzehn Parteien haben sich mit größerem oder kleinerem

Erfolg an den Wahlen beteiligt. Ihre Namen alle aufzuzählen, würde nur langweilig sein. Es lohnt nicht. Man kann sich damit begnügen, daß die neue Partei des Generals de Gaulle, dann die Radikalsozialisten, schließlich das MRP und endlich die Sozialisten und Kommunisten den Rahmen bilden, um den sich alle anderen Parteien gruppieren. 627 Sitze weist die Nationalversammlung auf; davon haben die Kommunisten 100 und die Gaullisten 114, während Sozialisten, MRP und Radikalsozialisten zusammen rund 280 haben. Nur durch die Aenderung des reinen Verhältnis-Wahlrechts zugunsten einer Mischung zwischen diesem und dem Mehrheitswahlrecht ist es gelungen, die extremen Parteien, insbesondere die Kommunisten, einzudämmen. Hätte de Gaulle sich zur möglichen Listenverbindung mit den bürgerlichen Rechtsparteien bereitgefunden, dann hätten die Sitze der Kommunisten in der Kammer auch noch weiter zurückgeschraubt werden können. Aber das wollte de Gaulle nicht. Er förderte indirekt die Kommunisten, weil nicht zuletzt deren Stärke seiner Gruppe die Daseinsberechtigung verleiht.

Aber wie man auch diese Parlaments-Arithmetik dreht und wendet, man wird nicht übersehen dürfen, daß von den französischen Wählern, die ihre Stimme abgegeben haben, jeder vierte ein Kommunist ist. Sicher wäre es falsch, anzunehmen, daß nun jeder dieser etwas mehr als 6 Millionen Franzosen ein verschworener Gefolgsmann Josef Stalins wäre. Unzählige von ihnen werden nur deshalb bei den Kommunisten stehen, weil sie die Verteidigung ihrer sozialen Forderungen bei den anderen Parteien nicht hinreichend gewährleistet glauben. Und Moskau ist weit! Weil jeder französische Kommunist weiß, wann der Camembert seine beste Zeit hat, glauben die kleinen Leute, es könne auch einen Kommunismus in Freiheit geben. Aber wie man auch die Tatsache der vielen kommunistischen Stimmen erklären mag, ihr Vorhandensein ist ein innen- wie außenpolitisches Faktum, um das niemand herumkommen wird.

Manche hatten auch geglaubt, es würde de Gaulle gelingen, vielleicht sogar eine absolute Mehrheit in der Kammer zu erhalten, umsomehr, als es ihm gelnugen war, bei den letzten Gemeindewahlen fast 40 % aller Stimmen zu erhalten. Derartig große Erwartungen gingen nicht in Erfüllung, nicht zuletzt deshalb, weil die Römisch-Katholische Kirche durch die Stimme des „Osservatore Romano“ vor den Gaullisten gewarnt hat. Dabei mag man sich in Rom an die Zeiten Papst Leos XIII. und daran erinnern haben, daß die Kirche in Frankreich sich zur Kirche der Besitzenden gegen die Besitzlosen entwickelt hatte. Die Kirche ist aber heute nicht mehr bereit, den stärksten Wall gegen den sozialen Fortschritt zu bilden. So ist es dem General trotz Aufbietung aller nationalistischen Mätzchen doch nur gelungen, jeden sechsten Franzosen zu seinem Gefolgsmann zu bekommen. Viele von diesen haben sich aber nur aus Furcht vor dem Kommunismus oder auch aus Furcht vor der Möglichkeit sozialer Zugeständnisse gegenüber der Arbeiterschaft angeschlossen.

Das Grundübel von gestern bleibt vorerst auch das französische Grundübel von heute: der mangelnde Mut zu sozialen Neuerungen, die Sehn-

sucht nach dem „goldenen Gestern“ und die Angst vor dem Morgen. Die Preisschere klappt weiterhin gewaltig, und die Arbeiterschaft muß nach wie vor um ihren Platz an der Sonne heftig kämpfen. Mit der von so vielen herbeigesehnten Vorwegnahme einer möglichen Revolution durch eine Evolution wird es vorerst nichts . . .

Wie eingangs erwähnt, ist eine stabile Regierungsbildung fast so gut wie ausgeschlossen. Beteiligen die Sozialisten sich nicht an der Regierung, dann müssen die Gaullisten mit ins Kabinett hinein, und was das bedeutet, das haben die Jahre 1946 und 1947 schon erwiesen. Eine Volksfront ist aber nicht denkbar, weil die Kommunistische Partei Frankreichs sich offiziell Moskau völlig unterworfen hat, und so wird nichts übrigbleiben, als mit Zufallsmehrheiten sich wieder einmal von einer Regierung zur anderen hinüberzuretten. Schon wird deshalb auch von möglichen Neuwahlen gesprochen, um ein etwas klareres Parteienbild zu erhalten, wobei es jedoch sehr fraglich ist, ob solche Neuwahlen erfolgversprechend sein würden.

Was das ganze Verhältnis zur sozialen Frage für die Innenpolitik in Frankreich bedeutet, das stellt der problematische Kolonialbesitz für die Außenpolitik dar. Der Krieg in Indochina geht munter weiter, durch Jahre hindurch, und kostet nicht nur Geld, sondern auch Menschen und ist auf lange Sicht gesehen so aussichtslos wie nur je. Aber auch in Marokko und Algier schwelt es unter der Decke, und es ist allzu oberflächlich, wenn gewisse Kreise hinter den nordafrikanischen Schwierigkeiten amerikanischen Einfluß wittern. In Wirklichkeit stehen die Zeichen der Zeit anders als vorgestern, die Parole „Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit“ wird nun auch von „den anderen“ als Forderung aufgestellt, und die französischen Politiker würden gut daran tun, sich einmal intensiv mit der modernen englischen Dominien-Politik und ihrer evolutionären Entwicklung zu befassen.

Aber große Entscheidungen wird man vorerst in Frankreich weder nach der einen noch nach der anderen Seite zu erwarten haben. Es fehlt die starke Mittelpartei, die durch einschneidende Maßnahmen der Vernunft den Weg aus der Sackgasse heraus wagen könnte. Das ist sehr schade; denn Frankreich hätte in dieser verworrenen Welt alles Zeug dazu, die glänzendste Nation Europas und eine der geistig führenden Nationen der Welt zu werden. Stattdessen hat man erneut die Weiche auf einen Abstell- und Verschiebebahnhof umgelegt, und man hofft, sich mit Attentisme, Esprit, Vernunft und dem Glückszufall mit allen bestehenden und noch auftauchenden Problemen arrangieren zu können. Das nennt man in Frankreich des „System D“ — das des Débrouillard, also des „Durchwurschtlers“.

Gruß an Paris

Keiner Stadt der Welt werden aus so vielen Menschenherzen so aufrichtige Glückwünsche zum Geburtstag entboten werden wie Paris. Fragt man nach dem Warum, dann kann die Antwort nur lauten: weil Paris der Welt gehört und die Welt Paris. Ob es Laune oder Schicksal ist, daß diese Stadt jetzt ihren zweitausendjährigen Geburtstag feiert — was tut's schon. Paris hat im

höheren Sinne immer ein Recht zu feiern, und wir haben immer das Recht, mitzufeiern, weil wir uns mitfreuen, wenn Paris Freude hat. Was wäre dieses arme Europa, dieses — wie Paul Valéry sagt — „lächerliche Kap des Asiatischen Kontinents“, wenn es kein Paris gäbe? Systole und Diastole seines Herzschlags haben immer irgendwie das Leben Europas geregelt. Warum das immer so war, wo der letzte ursächliche Grund dieses Einflusses liegt, wird ewig ein Geheimnis, wird in der unergündlichen Mystik zwischen Himmel und Erde verborgen bleiben.

Unzählige kamen in diese Stadt, um sie zu erobern, und alle wurden erobert. Die Stadt zog die Menschen, vor allem die leuchtendsten Köpfe der Menschheit an, formte sie meist um und illuminierte ihren Geist, während sie selbst immer das blieb, was sie war, sein will und noch ist: Systole und Diastole des Abendlandes.

Wer wollte es wagen, auf wenigen Zeilen einen Abriß über 2000 Jahre Paris zu geben? Wo beginnen und wo aufhören? Aber sicher ist, daß Julian Apostata wichtiger war für Lutetia und das spätere Paris, genannt nach seinen Bewohnern, den Parisi, als Cäsar, und daß in der späteren Entwicklung Namen wie Descartes, Pascal, Francois Villon, Rabelais, Montaigne und wie sie alle sonst noch heißen, mehr bedeuten, als die jeweiligen Machtherrscher über die Stadt.

„Die Menschen sind so notwendig verrückt, daß nicht Verrücktsein nur hieße, auf eine andere Art Verrücktheit verrückt zu sein“! Dieses Wort von Blaise Pascal paßt ganz zu Paris, dieser menschlichsten aller menschlichen Städte, dieser Stadt, die im Bewußtsein menschlicher Unvollkommenheit und ihrer eigenen Schönheit lebt. Streunende Katzen und martialisch aufgemachte Offiziere der Republikanischen Garde, glückliche Bettler unter den Seine-Brücken und grünbefrackte Mitglieder der „Académie“ der vierzig Unsterblichen, sie passen alle harmonisch zueinander, jeder von ihnen versteht es, auf seine Art glücklich zu sein, und alle bejahen sie die männlich-weibliche Polarität, die ewig junge Spannung zwischen den Geschlechtern. Ob die Sonne aufgeht, ob sie untergeht, Paris lebt seinen eigenen Rhythmus, und es hat selbst schon viele Aufgänge und Untergänge erlebt — und vor allem überlebt.

Den guten Heinrich IV. — von nahe betrachtet übrigens gar kein so menschenfreundlicher Mann, wie man es in der Schule gelernt hat — liebte dieses Paris ebenso wie Ludwig XIV., der im Grunde ein schwächerer Mann war und vermutlich in einem höheren Auftrag der Stadt einen großen Glanz verlieh. Und die alte verblaßte Trikolore, in deren gesticktem Eichenkranz die Worte „Frei leben oder sterben“ noch frisch wie am ersten Tage leuchten, diese Fahne, Symbol der Erstürmer der Bastille, sie wird heute noch ebenso ehrfürchtig verehrt wie zwei Originalmesser jener Maschine, die man als den „Türpfosten zwischen dem Diesseits und dem Jenseits“ bezeichnete, einer Maschine, die nach dem Dr. Guillotin benannt wurde und die eine Einrichtung sein sollte, um der Tugend den Weg zu bereiten, indem sie die Köpfe aller Unerwünschten und Unglücklichen „in den Korb spucken“ ließ, und man fragt sich, ob es Hohn oder Tarnung ist, wenn just neben diesen Messern ein

Rosenkranz aus blau-weiß-roten Glaskugeln liegt, aus einer Zeit also, in der kein Gott sein durfte. Nicht weit davon hängt dann das Bild, das David, der große Künstler und charakterlose Mensch, den Danton mit Recht eine Lakaienseele nannte, von dem „Volksfreund“ Marat gemalt hat, und das uns einen irr blickenden Verführten zeigt, dem jeder Blutrausch zuzutrauen ist. Und hat nicht trotz allem diese ebenso schamlose wie großartige Revolution der ganzen Welt manches Licht aufgesteckt?

Wer Freude daran hat, kann auch den größten Usurpator der modernen Geschichte, Napoleon I., hier wiederfinden, wenn auch betont kühl und museal präsentiert, vom eigenen Volke — bis auf die durch seine Gnade Nobilitierten und die Militaristen — nicht, aber von Ausländern, insbesondere Engländern und Deutschen, immer noch bewundert und verehrt. Die Franzosen haben sich von ihm distanziert, sie lieben das Leben und bewundern nicht den Tod; sie lieben das Maß und nicht den Größenwahn; sie lieben alles Menschliche mehr als das Heroische...

Paris ist eine Stadt, die vor allem dem Auge gehört. Es mag den vielen Windungen der Seine, auf deren Sandbänken das Herz von Paris errichtet wurde, es mag den Bogen der Brücken, den Rund- oder Spitzbogen der Kathedralen und Kirchen folgen, die Avenuen bewundern und die vielen in sich geschlossenen, räumlich tief atmenden Plätze. Aber das Auge hat mehr zu sehen: es kann die geistige Struktur der einzelnen Epochen der letzten zweitausend Jahre studieren, verdichtet in die großartigsten Bilder von der Avignoner Schule über de La Tour, Ingres, Monet, Manet, Cézanne, Renoir, Degas, Toulouse Lautrec bis zu Picasso — all das sind zufällig herausgegriffene Namen, die für viele stehen. Und wie sich in diesen Bildern die Zeiten geistig konzentriert präsentieren, so konzentriert sich in Paris — wie durch ein Prismenglas gesehen — die ganze Weite, Schönheit und geistige Entwicklung des gottgesegneten Landes, das die Verbindung zwischen dem Ozean und dem Meer aller Meere, dem Schoß der Menschheit, dem Mittelmeer, herstellt. Alle Zeiten wird dieses Kunstwerk „Paris“, das in zweitausend Jahren ohne Theorie und Bürokratie, aber mit viel Herz, Liebe und Anmut, wie von Sonne und Regen gefördert, aus dem Boden wuchs, überdauern. Nicht zuletzt auch deshalb, weil man von dem Gedanken nicht loskommt, daß in den Adern dieser Stadt als rotes Blut der Wein Burunds oder der Gironde pulsiert, der Schönheit, Anmut, gelegentlich auch Uebermut und ein gerüttelt Maß von Weisheit zu vermitteln vermag.

Irland

Es gab einmal eine Zeit in Irland — sie ist etwa eine Generation alt — da allgemeine Wahlen sehr ernst genommen und politische Auseinandersetzungen mit Gewehren und Bomben bekräftigt wurden. Diese Zeiten sind vorbei. Die Wahlen, die man vor einigen Wochen abhielt, verliefen ohne Gewaltanwendung, Aufregung und ohne besondere allgemeine Anteilnahme. Die der Wahlkampagne vorangehenden Monate — die Koalitionsregierung Costello trat im Mai nach über dreijähriger Tätigkeit zurück — waren viel aufregender

als der Wahlkampf selbst. Seit Januar konzentrierte sich die politische Kontroverse auf die Einführung einer „Mutter und Kind“-Hilfe, die der damalige junge Gesundheitsminister Dr. Browne (von der Partei Clann na Poblachta) mit viel Idealismus und aus isolierter Stellung heraus gegen den Widerstand von Aerzteschaft und Kirche durchsetzen wollte. Der Streit um diese soziale Maßnahme führte zur Zersplitterung der Partei Clann na Poblachta (ihr nun enttäuschter Führer ist immer noch Sean MacBride), zu Unstimmigkeiten innerhalb der Koalitionsregierung Costello: zu deren Rücktritt und zu den allgemeinen Wahlen. Diese ergaben nur insofern eine neue politische Lage, als de Valera ein etwas überraschendes come-back feierte, obwohl sich an der Verteilung der 147 Unterhaus-Sitze nichts Wesentliches änderte. Fianna Fail, de Valeras Partei, errang einen Sitz mehr (69), aber nicht die erstrebte absolute Mehrheit; Fine Gael (Costello — Mulcahy, 40 + 11). Obwohl die Parteien, die Fianna Fail widerstreben, gegenüber der Wahl von 1948 nun mit sehr verschiedener Abgeordnetenzahl in den Dail eingezogen sind, hat sich am zahlenmäßigen Verhältnis Regierung — Opposition kaum etwas geändert. Die entscheidende Rolle spielen wieder die Unabhängigen; an der Rückkehr de Valeras als Taoiseach (Ministerpräsident) am 13. Juli war vor allem Dr. Browne schuld, der mit einem politischen Freunde für den Fianna-Fail-Führer stimmte. Damit hat sich die wenig faire Behandlung Dr. Brownes durch das Kabinett Costello für dieses bitter gerächt.

Der Regierung de Valera, welche die Unterstützung von mindestens vier Unabhängigen benötigt (Gesamtzahl der Dail-Mitglieder: 147), verbleibt die Lösung derselben Probleme, die auch die soeben abgetretene Koalitionsregierung beschäftigten: die Ueberwindung der politischen Teilung der Insel und die Behauptung Irlands in Europa ohne Beteiligung am Atlantikpakt. — Bislang wurde das Amt des Ministers für auswärtige Angelegenheiten vom Clann na Poblachta-Führer MacBride vertreten. Der neutrale Beobachter des irischen politischen Lebens ist geneigt, ihn als den besten Außenminister zu bezeichnen, den der neue irische Staat je besessen hat. Seine Ueberzeugung, daß Irland eine bedeutendere Rolle im internationalen Leben spielen müsse, ließ ihn mit Energie und bemerkenswertem Geschick in Straßburg, Paris, London und Washington auftreten. Das größte Lob, das man ihm zollen kann, lautet: Mr. MacBride had a European outlook — er war ein Europäer. — Jetzt hat Frank Aiken, der treue Gefolgsmann de Valeras, das Iveagh House in Dublin bezogen und wird von dort die irische Außenpolitik leiten. Nach MacBrides staatsmännischer Größe als Maßstab wird er es nicht leicht haben. Bisher verwaltete de Valera immer selbst dies Amt in einer Fianna-Fail-Regierung, und auch er verschaffte sich ja einen Namen im „ersten Europa-Rat“, dem Völkerbund in Genf. Es würde die Staatsmänner Europas freuen, wenn Frank Aiken die von seinen beiden Vorgängern angestrebte Annäherung Irlands an den Kontinent mit Nachdruck vorantreiben würde.

Bewährung im Geist des Evangeliums

Unter den 300 000 Menschen, die am Evangelischen Kirchentag in Berlin teilnahmen und gewiß nur zum Teil im Gefühl einer starken inneren Bindung an die Kirche gekommen waren, weil ja allein schon das Zusammenströmen aus Westen und Osten für viele, die seit 1945 voneinander getrennt sind, große Anziehungskraft hatte — unter allen diesen mehr oder weniger kirchlich Gesinnten wird doch kaum einer sein, der sich heute vom Erlebnis dieser Tage nicht innerlich angerührt fühlt. Von dem Grunderlebnis nämlich, in dem sich das Wesen des Kirchentages ausdrückte. So vielfältig die Eindrücke im einzelnen auch waren, im Rückblick fließen sie jetzt zusammen. Was liegt im Brennpunkt? Was für eine Kraft war es, die so viele Gegensätze sozialer und politischer Art miteinander verschmolz? Der Bischof von Berlin, D. Dibelius, sagt in einem Nachwort, dieser Kirchentag habe gezeigt, daß das kirchliche Leben im evangelischen Deutschland endgültig in das Stadium der Gemeinde, das heißt der sogenannten Laien getreten sei. Die Kirche habe ihr Gesicht stärker als bisher den Aufgaben des praktischen Lebens zugewandt. „Erbauung der Seele am Sonntag und Arbeitsleben am Werktag“ sollen künftig miteinander in Einklang stehen. Richtig, aber das war ja schon die Erfahrung des vorjährigen Kirchentages in Essen, der sich vorwiegend mit den Fragen einer sozialen Lebensordnung befaßt hatte. In Berlin stand die Tagung unter der Hochspannung zwischen den beiden politischen Weltsphären. Die Frage war, ob die christliche Gemeinde auch bei einer solchen Zerreißprobe stark genug sei, um die politischen Gegensätze auf ihrer Ebene in sich aufzunehmen und auszutragen. Viele hatten vorher daran gezweifelt. Es war ja offensichtlich, wie die Machthaber der Sowjetzone sich bemühten, diese erste große Massenbegegnung zwischen Westen und Osten im Sinne ihrer Einheitsparole zu verfälschen, und wenn man auch darauf vertrauen mochte, der Kirchentag werde diesen agitatorischen Mißbrauch abzuwehren wissen, bestand doch die Gefahr, daß er sich in die Neutralität flüchten werde. Auch dies ist nicht geschehen. Unter dem Leitwort „Wir sind doch Brüder“ blieb nichts ungesagt, was vom Standpunkt des christlichen Gewissens aus gegen eine antichristliche Welt vertreten werden mußte. Für die Zehntausende aus der Sowjetzone bei den verschiedenen Arbeitsgruppen des Kirchentages gab es ja kein dringenderes Anliegen, als sich endlich die Last von der Seele reden zu können, die ihnen in der Sklaverei ihrer Arbeit und in der Zerrüttung aller menschlichen Beziehungen tagtäglich aufgebürdet wird. Mit welchem Mut haben sie in den Versammlungen, die von den Spitzeln des Sowjetregimes durchsetzt waren, sich zu ihren christlichen Grundsätzen bekannt! Hier wurde, oft genug beschämend für den Westen, eine erneuerte Kirche offenbar, die alle traditionellen Sicherungen der abendländischen Welt verloren hat und sich mit umso stärkerer Innerlichkeit zur Bewährung im Geist des Evangeliums aufgerufen fühlt. Indem so die christliche Gemeinde lebendig wurde, in der einer des andern Last tragen will, vollzog sich auch eine eminent politische Entscheidung. Dieser Evangelische Kirchentag wurde auch zu einem Tag der

deutschen Einheit. Jenseits aller politischen Fakten, die der deutschen Wiedervereinigung im Wege stehen, war diese Zusammenkunft aus dem Westen und Osten erfüllt von dem Bewußtsein, daß unsere geistige Einheit weiterbesteht. In Bonn hat man leider nicht erkannt, was für eine Chance damit gegeben war. Man hatte staatsrechtliche Bedenken, sich mit den sowjetzonalen Repräsentanten auf einen gemeinsamen Boden zu begeben, und übersah dabei völlig, daß die Deutschen aus der Sowjetzone, von denen so viele unter dem Gefühl leiden, vom Westen „abgeschrieben“ zu sein, darauf warteten, ihren Rückhalt in der freien Welt bestätigt zu sehen. Im Raum der Kirche wurde ihnen diese seelische Stärkung zuteil, und es ist tröstlich zu wissen, daß sie weit über diese Tage hinaus wirken wird.

Wissen und Wirken

Daß die abendländische Wissenschaft ihre Schwächen weithin mit denen unserer Kultur insgesamt teilt, wurde auf dem Bremer Kongreß für internationale Wissenschaftsgeschichte erneut offenbar. Dies gilt zumal von dem Mangel einer Idee der Einheit aller Wissenschaft, die als solche über die nachgerade etwas künstlich erscheinende Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften hinwegsehen müßte. Leben wir nicht de facto inmitten einer Wolke von Wissenschaften, die man zumindest nicht ohne zwanghafte Willkür hier oder aber dort einzuordnen pflegt, so die Geographie, die Prähistorie einschließlich der mit ihr verschwisterten Anthropologie und Völkerkunde? Auch stellt uns jede geschichtlich begründete Ansicht der Philosophie und der Psychologie vor die Frage, ob wir vollberechtigt sind, sie beide dem „Geiste“ bedingungslos zuzuzählen — Erkenntnistheorie und Naturphilosophie im ersteren Falle, in der Psychologie ihre experimentelle Seite sollten zu denken geben. Nicht zu vergessen die Psychiatrie, die sich neuerdings ihres Anteils am Seelisch-Geistigen wieder ungleich mehr als zuvor bewußt wurde? Wäre es nicht der allgemeinen Lage unserer Zeit angemessen, ein Zwischenreich von Natur und Geist zu konstituieren, in dem kausal-gesetzmäßiges Geschehen und sinnhafte Erklärung, allgemeinen Ablauf des Naturgeschehens und individuelle Gestaltfindung wahrhaft beegnend einander die Hand reichen? — Geschichtlich begründete Einsicht in den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung legen für den Gesamtbereich der Geisteswissenschaften die Sonderfrage nahe, weswegen — im Gegensatz zu den Naturwissenschaften — ihre Ergebnisse, falls überhaupt, so nur sehr zögernd praktische Anwendung finden, wie z. B. die Sprachwissenschaft zugunsten der Spracherlernung, die trotz manchem immer noch im Zeichen orthodoxer Schulmeistergrammatik steht. — Gesteigerte Selbstkritik der Wissenschaft, so lehrt der geschichtliche Rückblick des fernerer, hätte manche extreme Auffassung ihrer Zuständigkeit, ihrer Methode sehr wohl vermeiden lassen: die seinerzeit fast allenthalben totgesagte Metaphysik so gut wie die gleichfalls um 1900 von führenden Fachleuten ernstlich bezweifelte Existenz der Atome, ganz zu schweigen von sonstigen argen Verrenkungen alten geistigen Erbgutes, die eine selbstherrliche Wissenschaft der gläubig aufhorchenden breiten Oeffentlichkeit glaubte zu-

muten zu dürfen. In der Theorie mag das einseitige Spezialistentum seinen Höhepunkt erreicht haben, aber wie steht es um die Umsetzung des bloßen Wissens in planvolles Wirken? Fehlt nicht schon der geistige Elan, der mutig genug ist, Urväterhausrat endgültig zu verabschieden? Dies ist in der Tat eine gewichtige Frage, die in Bremen, gleich anderen, durchaus offen blieb.

Wieder

sprachgeregelter Kritik

Nicht alles, was sich heute als Kritik gebärdet, weist jene Eigenschaften auf, die zu den Voraussetzungen der kritischen Arbeit gehören: Kenntnis der Materie und Verantwortungsbewußtsein. Besonders gilt dies dann, wenn es dem „Kritiker“ eindeutig um das Abreagieren politischer Ressentiments geht, wie etwa bei den wütenden Angriffen Wilhelm Pleyers gegen die Literaturgeschichte des Stuttgarter Ordinarius Fritz Martini (im „Ost-West-Kurier“, der Zeitung der Heimatvertriebenen und bezeichnenderweise in dem sattem bekannten „Weg“, jener deutschsprachigen Zeitschrift Argentinien, die schon des öfteren von sich reden gemacht hat).

Der Grundton dieser Rezensionen ist der einer — gelinde gesagt — böartigen Gereiztheit, deren Ursache freilich leicht zu erraten ist. Auf Seite 572 des kritisierten Werkes heißt es nämlich anlässlich des auslanddeutschen Romans über das erzählerische Werk Pleyers: „Bei ihm spitzt sich dagegen die völkisch-politische Tendenz radikal und verzerrend zu.“

Psychologisch ist der Fall klar. „Wie du mir, so ich dir“ dachte Pleyer wohl und stürzte sich mit unerhörtem Fleiß und unter Benutzung eines alphabetischen Verfasserlexikons in die Arbeit, d. h. in die Suche nach vermeintlichen „Lücken“. Da Martini glücklicherweise nicht den Ehrgeiz des weiland deutschen Literaturbarden Adolf Bartels besitzt, jeden, aber auch jeden Namen aufzuführen, der in irgendeine Verbindung mit einem bedruckten Stück Papier zu bringen ist, bekam Pleyer eine lange Liste zusammen. Freilich kann man sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn Autoren wie Simpson, Ploetz, Graedener, Heyck (sicher gegen ihren eigenen Willen) ihrem ehrgeizigen Mentor zuliebe den „Rang der Gegenwartsgrößen Martinis erreichen oder übertreffen“ sollen. Unter „grelle Tagesgrößen“ versteht Pleyer wahrscheinlich die Gebrüder Mann, die Langgässer, Franz Werfel, Kafka, Kasack und wie die von Martini unverständlicherweise behandelten Schriftsteller noch heißen mögen. Es ist eben Pech für den Kritiker Pleyer, daß es jetzt die Bücher dieser Autoren in Deutschland wieder zu kaufen gibt. Doch der Kreuzzug der gekränkten Eitelkeit geht weiter. Es fehlen „wichtigere Erscheinungen unseres Schrifttums“ wie Mungenast und Steguweit, ein wahres Glück für Martini, daß er wenigstens Blunck und Hans Grimm nicht vergessen hat. Denn schlimm genug, „verschweigt“ er doch sogar bei Johst und Brehm „das Beste“ und teilt statt dessen zartgetönte „politische Kleckse“ aus. Harmlose Gemüter werden vielleicht hier auf die scheinbare Objektivität Pleyers hinweisen, der doch sogar für die von Martini nicht erwähnten „Juden“ wie Schalom Asch und

andere mehr eine Lanze bricht. Doch die Betonung liegt hier auf dem unscheinbaren Nachsatz, in dem Pleyer es für tadelnswert erachtet, Autoren wie Tucholsky und Alfred Kerr aufzuführen, wenn man bedeutendere „Juden“, unerwähnt ließe. Von seinem Standpunkt aus verständlich, denn nichts hatten und haben fanatische Nationalisten mehr zu fürchten als den unerschrockenen Mut und die — wenn es sein muß — ätzend scharfe Feder eines großen Publizisten. Der Ausfall gegen Tucholsky findet sich in Kritik im „Weg“, für den „Ost-West-Kurier“ hat Pleyer geschickt ein anderes Pferd gezäumt; denn hier ist Martinis Literaturgeschichte vom „ostdeutschen Standpunkte“ aus „völlig ungenügend.“

Man könnte nun einfach die Ueberschrift des Pleyerschen Artikels „Kleckse eines Oberflächlichen“ zurückgeben und zur Tagerordnung übergehen. Doch die Angelegenheit ist leider nicht nur komisch, sondern sie hat auch noch eine sehr ernste Seite. Wir erinnern uns noch recht gut der Bücher und Aufsätze Wilhelm Pleyers, die ihr gutes Teil zur Verschärfung der Gegensätze Tschechoslowakei-Deutschland und zur Versteifung der nationalen Ressentiments beitrugen. Darf sich dieser Mann heute schon wieder als ein repräsentativer Sprecher seiner Landsleute empfehlen, jener Heimatvertriebenen, zu deren grausamem Schicksal er doch wohl moralisch sein Maß an Schuld beigetragen hat? Er mag damals aus ehrlicher Ueberzeugung geredet und gehandelt haben. Aber wie seine haßerfüllte Reaktion auf den einzigen kritischen Satz eines deutschen Literaturhistorikers beweist, hat er wie so manche andere literarische Repräsentanten der vergangenen Zeit nichts aus dem Geschehen gelernt. Literarische „Kampfgefährten“ eines Hedler und Remer, machen sie schon heute auf dem unverfänglich erscheinenden neutralen Felde der Kultur erneut in „Politik der Rache und Vergeltung“. Und die deutsche Oeffentlichkeit erhebt nur vereinzelt Widerspruch.

Echte Staatskunst bedurfte stets der letzten gedanklichen Begründung, weswegen in den Rat und zur Herrschaft gern die Weisesten und Einsichtigsten, mindestens die Erfahrensten und Aeltesten berufen wurden (während man im Abendland von Angelegenheiten, die nicht politisch sind, wohl zu sagen pflegt, sie seien Angelegenheiten mehr für Weise und Philosophen, woraus hervorzugehen scheint, daß diejenigen Angelegenheiten, die politisch sind, eben nicht für Weise und Philosophen taugen.

Theodor Lessing

Der Tanz mit dem Engel

Das nachstehende Kapitel ist dem Roman „Der Himmel war unten“ entnommen, der als dokumentarisches Buch vom Kampf und Untergang Breslaus im Jahre 1945 im Herbst d. J. im Bergstadt-Verlag, München, erscheinen wird. Die Redaktion

Der Himmel über der Stadt ist wie Seide, fast unbewegt die Luft. Die schwarzen Wolken von den brennenden Straßenzügen im Süden und im Westen steigen, dick trubelnd und nur von der Feuerhitze gering bewegt, senkrecht empor und zerfasern in dem herrlichen, unzerstörbaren Frühlingsblau. Selbst der Brandgeruch ist an diesem linden Märzenvormittag in der Stadtmitte geringer als sonst. Es riecht nach Wasser und aufbrechender Erde, die von den Granaten und den Totengräbern umgepflügt worden ist, und ein wenig riecht es auch nach den Toten.

„Nu komm' ock, Kindel“, sagt der lahme Mann, der täglich die Gruppe zum Schanzeinsatz auf dem Rollfeld führt, als Regina fünf Minuten zu spät vor der Ortsgruppe eintrifft. „Unentschuld bare Verspätungen sind streng zu bestrafen“, heißt es in den Richtlinien für die Gruppenleiter. Aber wenn keine Kontrolle da ist, macht Michalke kein Aufhebens davon. Als Heizer des Bankhauses Petersdorf mußte er 37 „in die Partei“. Aber er grüßt zu jeder Tageszeit mit „Morjen!“

Beim Abzählen sind alle beisammen. „Der Tag fängt gutt an“, meint der lahme Mann, der noch von Verdun, aus dem ersten großen Krieg, allerhand Metall im Bein hat. „Beschrei's nich“, ruft Anna Wirzlaff aus dem Brigittental, die Witwe des Pferdeschlächters Benno Wirzlaff, eine runde, vollbusige Frau, die mit ihrer Figur die Tarnjacke aufbläht wie einen Luftballon. „Wer hat, der hat“, antwortet sie frohgemut auf diesbezügliche Anzapfungen.

Neben der Wirzlaff arbeitet Regina am liebsten, weil die ohne Hochmut ihr gegenüber ist, wie ihn merkwürdigerweise kleinbürgerliche Frauen oft haben. Die sehen mit unverhohlener Schadenfreude, wie die feingliedrige Rheinländerin sich mit blutenden Fingern abmüht, Ziegel- oder Betonbrocken auf die Loren zu wuchten. Von der ehemals blitzenden Sauberkeit ihrer Küchen und aus dem einstigen Zustand ihrer Wäscheschränke leiten sie den Dünkel ab, sagen zu dürfen: „Denen tut's auch mal gut, zu arbeiten.“

Die Wirzlaff sagt sowas nie, aber wenn sie sieht, wie die zarte Frau Schirmer sich mit einem großen Brocken herumquält, schiebt sie sie

beiseite und wuchtet das Ding allein auf eine Lore. Auch die „Schuberten“ — nur so wird sie von allen genannt — ein kleines, zähes Weiblein, das in einer der alten Breslauer Kretschmereien, der durch die Güte ihres Biers berühmten Kleinbrauereien, beschäftigt ist und das in seinem Leben nie über den Wallfahrtsort Trebnitz hinausgekommen ist, hilft Regina oft. Weil sie eine Hasenscharte hat, zischt sie beim Sprechen ganz merkwürdig: „Schie müschschen schich gar nie ascho anschtrenge“, rät sie der jungen Frau. Aus alten patriarchalischen Ranggefühlen heraus, sagt sie nämlich, als einzige in der Gruppe, zu Frau Schirmer „Sie“, was den Clan der drei Hausfrauen unter Führung der Frau Postassistent Großwag stets aufs neue verdrießt. Denn zur Großwag sagt die Schuberten ebenso beharrlich „Du“.

„Nu geh ma amal los“, sagt der lahme Michalke. Er hat noch nie den Versuch unternommen, wie manche anderen Gruppenführer, auf dem Wege ‚ein Lied‘ singen zu lassen. Bloß die Bande pfeift manchmal unterwegs. ‚Die Bande‘ sind ein paar langhaarige Halbwüchsige, denen man in der Gruppe wenig traut, aber umso mehr Unerfreuliches zutraut. Zwar hat man die Burschen noch nie beim Plündern erwischt, aber in den Vesper- oder Alarmpausen drücken sie sich häufig in eine Ecke und tuscheln miteinander, holen Dinge aus den Hosentaschen, die sie sich, mit den Köpfen darüber geneigt, heimlich vorweisen. Sie treffen sich in Ruinen und verlassenen Kellern mit 15-16jährigen Mädels — am Morgen danach haben sie dann umschattete Augen und dünnen Alkohol aus. Einer von den vieren hat einmal von Frau Wirzlaff eine Ohrfeige bekommen, daß ihm sekundenlang die Luft wegblieb. „Von so an Rotzjungen laß ich mir doch nich in a Hintern kneifen!“ schrie die Pferdemetzgerswitwe empört.

„Commang alleh? Biäng?“ fragt Michalke, als man der Oderbrücke nahekommt, die kleine Frau mit der etwas wirren Ponyfrisur und dem nicht immer ganz sauberen Gesicht, die in der Gruppe aus unerfindlichen Gründen ‚die stumme Majonnaise‘ genannt wird. Vielleicht lautet ihr Name so ähnlich. Der Großwag-Clan meint, die gehöre überhaupt in ein Ausländer-Lager. Aber die grazile Person — man weiß nicht, ob sie Frau oder Mädchen ist, und die Halbwüchsigen sehen sie oft begehrlieh an — muß irgendwelche Beziehungen haben, daß man sie mit deutschen Frauen zusammen den Ehrendienst tun läßt.

Denn es gilt als Ehrendienst, ein Stadtviertel von Breslau mit vielen großen Häusern, zwei Kirchen, mit Straßen, Gärten und Alleen niederzulegen, flachzuwalzen und daraus einen betonierten Flugplatz machen zu dürfen. Die ‚Majonnaise‘ nickt auf Michalkes Frage nur. Der Heizer ist stolz, daß sein Quartierfranzösisch von 1916 noch verstanden wird. Uebrigens spricht sie fließend deutsch. Das heißt, sie spricht fast überhaupt nicht.

„Tutt die Schonne gutt“, sagt die Schuberten genüßlich, als man auf der Brücke über den Fluß geht. Auf dem Fluß treibt eine Hundehütte. Einer von der Bande schmeißt mit einem Eisenstück danach. „Alle Neune!“ ruft er; denn die Hundehütte säuft ab . . . „Unser altes Brassel ist doch eine schöne Stadt“, meint Frau Wirzlaff, die Blicke nach

links wendend; und der, dem das Grauen der durchlebten Wochen nicht die Augen verschleiert, muß das Bild genießen: wie aus den sanft sich begrünenden Ufergärten des Domviertels die Häuser mit den roten Dächern, die Türme mit den patinierten Kupferhauben steigen.

Die Gruppe Michalke ist am Ziel, in einer Trümmerwüstenei, angekommen. Die Ueberreste einer Kirche sind von ihnen auf die Trümmerwägelchen zu verladen. Frauen tun es, die darin getauft und getraut wurden, die mit einem überschwenglich hohen Gefühl hier das erste Mal Christi Blut aus goldenem Kelch tranken und bei brausendem Orgelklang die Himmel neuen Lebens sich auftun sahen. Stumm verrichten sie heute die Sklavenarbeit. Der Himmel wölbt sich wie eine feste Kuppel über seinen geschändeten Heiligtümern und schickt keine Blitze aus, die Frevler zu zerschmettern. Fremde Altäre, die Kultstätten überwundener Gottheiten, wurden zu allen Zeiten gestürzt und verbrannt — diesem Zeitalter erst blieb es vorbehalten, Sprengladungen an die eigenen Heiligtümer zu legen, die silbernen Pfeifen aus ihren Orgeln zu brechen und Taufstein und Altäre zu verschrotten . . . Wie Ameisen wuseln und kribbeln die Sklaven auf den Geröllhalden ihrer ehemaligen Heimstätten herum. Ihre Möbel, Bilder, Teppiche, das Beste wie das Armseligste, das Geheimste wie das Prunkendste ihres vormaligen Daseins haben Räumkommandos aus den Fenstern der verurteilten Häuser geworfen, auf großen Scheiterhaufen mit Benzin übergossen und verbrannt. Auf daß keiner mehr sein Herz an anderes hänge, als daß er dem Moloch des Untergangs dienstbar sei.

Einer von der Bande hat etwas gefunden. Ein nackter Engel, halbmannshoch, stößt mit dem hölzernen, bemalten Fuß durch einen Ziegelhaufen. Er mag aus einer der niedergelegten Kirchen stammen oder einem Kunstsammler in einem der gesprengten Häuser gehört haben — es ist ein Barockengel mit einem langen, schmalen, anmutig geschwungenen Leib. Sein rechter Arm ist abgebrochen. Ein zweiter der Bande findet auch den Arm, der mit seiner Hand eine goldene Fanfare umklammert. Der Jüngling setzt das hölzerne Instrument an den Mund, der nach Fusel stinkt. Spukhaft hängt an der Goldfanfare noch der hölzerne Arm.

Mit speichelnd schnurrenden Lippen bläst der Bursche einen Schlager. „Liebe kleine Schaffnerin, kling-kling-kling.“ „Sag, wo fährt dein Wagen hin“, grölen die andern, einstimmend, mit. Der aber, der den Engel fand, nimmt ihn in den Arm, preßt ihn an die Brust und, den Unterleib vorschiebend, beginnt er einen gemeinen Tanz. „Guck, wie die grinst“, sagt einer der Sänger und deutet auf den lächelnden Mund des Engels, „die hat schon lang auf dich gewartet.“

Die Frauen wenden sich ab. „Die Schünde! Die Schünde!“ stöhnt die Schuberten. Aber nebenan lacht einer fett und schlägt die feisten, großen Hände zum Applaus gegeneinander. Es ist Gruppenführer Penzig, der hauptsächlich junge Mädchen, vom 12. Lebensjahr an, bei seinem Kommando hat. „Spaß muß sein!“ ruft er begeistert. „Die sollten draußen amal sehen, wie hier in Breslau noch die Stimmung ist.“ Penzig ist ein Witzbold, ein Vereins-August, ein strahlend optimistischer Fanatiker,

und die sind in dieser leidenden Stadt noch viel unheimlicher als die finster zelotischen . . .

Da schmettert ein Trompetensignal über die Wüstenei dahin. Es entstammt nicht der hölzernen Fanfare des mißbrauchten Engels — es ist der Warnruf „Flieger kommen!“ Wird sich doch der Himmel auf- tun und Feuer niederregnen? Wird er an den Gerechten die Strafe üben und die Ungerechten leiden lassen? Schon hasten Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder trappelnd, hetzend, einander im Lauf überholend, zum Rand des Feldes, wo noch die Häuserzeilen stehen, in die aufgerissenen Adern der Straßen . . .

Michalke hat seinen „Stammkeller“. Es ist ein geräumiger Lager- raum, dessen Inventar längst auf den Hof geworfen wurde, um Platz zu gewinnen, und in dem lediglich entlang den Wänden eine Menge leerer Blechkanister steht. Die Burschen setzen sich auf die Kanister, stoßen einander mit den Ellbogen von ihren Sitzen und johlen, wenn wieder einer mit dem scheppernden Blech in den Raum rollt. Der Tän- zer hat seinen Engel mitgebracht und auf den feuchten, schwarzen Bo- den gelegt. Frau Wirzlaff sagt zu Regina Schirmer: „Nu möchte es doch bloß noch einen Gott im Himmel geben!“

Da beginnt es draußen zu rummsen. Es sind nicht wie sonst ‚Näh- maschinen‘, die kleine Bomben werfen oder mit MG's auf jedes sich be- wegende Ziel halten. Ein dumpfes Brummen verkündet das Nahen schwerer Verbände. Die erste Bombe, die in der Nähe niederrauscht, läßt die drei Kerzen verlöschen, die Michalke vorsorglich mitgebracht hat. „Licht!“ rufen einige von den Frauen ängstlich. Der Invalide entzündet die Kerzen aufs neue. Als er das Streichholz an die dritte halten will, schleudert ihn der Luftdruck einer ungeheuren Detonation zu Boden, mitten in die rollenden, klirrenden Blechgefäße. Regina Schirmer, Halt suchend, erfaßt eine kalte Hand, in deren Finger sie sich verkrampft. „Mon dieu!“ ruft die sonst Stumme. Es tut gut, sich an einen andern Menschen lehnen zu können. Die Schultern der Frauen sind gleich hoch.

Jetzt wird draußen geschrien, um Hilfe gerufen. Penzig, der mit seiner Gruppe immer bloß zwischen den Trümmern Deckung sucht, brüllt: „Macht doch die Tür auf!“ Ehe einer dort ist, tritt er selbst mit dem Stiefel dagegen. Er bringt ein Mädchen auf den Armen, das splitternackt ist, ausgeschält vom Bombensog — nur die Schuhe und Strumpffetzen hat es noch an. Es ist ein 13jähriges, unterentwickeltes Kind mit kleinen Brüsten, dessen Leib keine Spur von Verletzungen zeigt. Die Burschen stieren gierig auf das armselige Stück Weibmensch. „Decken!“ schreit Penzig. Es gibt keine Decke in dem ausgeweideten Keller. Da zieht einer von der Bande seine Jacke herunter und legt sie auf den Boden. Auch ein anderer tut es. Die Frauen geben ihre Tarnblusen. So wird ein Lager bereitet.

Michalke streicht dem Mädcl, das mit geschlossenen Augen liegt, die dünnen blonden Haare aus der Stirn. „Nu, Kindel! Kindel!“ sagt er trö- stend und kniet da, ein alter, hilfloser Vater, dem schon ein eigenes Kind gestorben ist. „Vielleicht sollte man ihr das geben“, sagt der Bursche, der mit dem Engel getanzt hat und zieht aus der Hosentasche eine ge-

rillte, flache Flasche mit einem aufgeschraubten Becherchen. Eine drei sterniger Cognac ist darin. „Trink öck, Mädla“, sagt Michalke und bringt Tropfen von dem stark duftenden Getränk auf die blutlosen Lippen. Das Mädchen schlägt die Augen auf.

In diesem Augenblick sieht der lahme Mann den geschundenen nackten Barockengel neben dem armen Mädchenleib, und der Anblick gibt ihm etwas Wunderbares ein: er hebt die hölzerne Figur hoch, dicht vor die Augen des Kindes, bis ein schwacher, irrender Blick sie faßt und umklammert. „Guck, Kindel, a Engel“, sagt der Heizer Michalke, und das Wesen da, das noch nicht zu fern ist von Gottes und der Märchen Welt, sieht im Kerzenschimmer die Gestalt in sanft schwimmender, schwingender Bewegung, sieht sie doppelt, vielfältig, von Aureolen gebrochenen Lichts umgeben. Etwas wie ein Freudenschein geht über das gemarterte Gesicht. Der Mund will sich auftun, um Worte zu formen. Er tut sich auf, und ein Blutstrom bricht heraus, dick quellendes Blut. Der letzte von der Bande gibt unaufgefordert seine Jacke, um sie auf ein ausgelöschtes Gesicht zu legen . . .

„Herr, gib ihr die ewige Ruhe“, betet Mutter Schuberten schluchzend, und sie kann den Satz sehr schön und rein sprechen, weil kein „s“ darin vorkommt. Die Frauen weinen, der alte Michalke heult hemmungslos, und einer von der still gewordenen Bande schnaubt sich dröhnend in sein Taschentuch. „L'inconnue — —!“ sagt die kleine Französin, deren Hand Regina Schirmer immer noch fest in der ihren hält.

Aber in der Festung Breslau geht der ewigen Ruhe noch sehr viel zeitliche Unruhe voraus, die mit eisernen Zentnergewichten aus dem Märzenhimmel niederstürzt. Eine neue Welle von Flugzeugen hat ihre Lasten entfernter abgeladen. Ein kaum vernehmbares Atmen aus halb geöffneten Mündern erfüllt die Pausen des Schweigens, dann kommt das Rollen und Mahlen der Motore wieder näher.

Alle schreien auf, als die nächste Bombe fällt. Sie haben gespürt, wie die Mauern sich neigten. Dreck ist ihnen in die Augen gespritzt, der Bombenwind hat sie an die Wand geblasen, und der Stapel der runden Kanister stürzte zusammen. Die Kannen stauen sich an dem toten Mädchen und dem lächelnden Engel, der danebenliegt. Alle schreien und verstummen wieder — nur die Frau Großwag schreit hoch und gellend weiter in einem hysterischen Ausbruch der Verzweiflung. „Sein Se doch stille! 's is ja nischt passiert!“ sagt die Wirzlaff und hält den krampfgeschüttelten Kopf der Frau mit eisern klammernden Fäusten fest.

Es ist doch etwas passiert. Die die Tür ins Freie aufstoßen wollen, finden sie verklemmt. Etwas Schweres, nicht Wegzuschiebendes muß davorliegen. „Ich glaube, nu is das Haus eingestürzt“, sagt Michalke halblaut. Da steigert sich das Geschrei der Frau zu noch gellenderer Schrillichkeit. In hohen, spitzen, stoßweisen, ganz unmenschlichen Lauten kreischt sie wie ein angeschossenes Tier. Die Wirzlaff hält den Kopf und drückt ihn an ihren dicken warmen Busen, bettet die sinnlos Rasende wie ein Kind in mütterliche Wärme.

Mit einer hilflosen Bewegung ist jetzt auch Reginas Oberkörper vornübergeglitten und wird von der schmalen Französin aufgefangen: „Petite,

pauvre petite“, sagt sie. Sie läßt sich langsam nieder und nimmt die Frau, die um nichts kleiner ist als sie selbst, in ihren Schoß. Michall reibt ihr die Schläfen mit dem gleichen Cognac, der das Kind in den Himmel führte.

Es gibt kein Werkzeug im Keller, mit dem die Eingeschlossenen sich helfen könnten. Die Burschen versuchen, mit den Kannen die Tür zu sprengen. Sie rennen mit der Gewalt ihrer Leiber gegen die mit Sandsäcken verbarrikadierten Fenster an. Aber auch vor den Fenstern liegt mehr als nur die sperrige Wucht der Sandsäcke. Inzwischen hat draußen die letzte Welle der Bomber ihre Last abgeladen. Fern hört man das Trompetensignal die Entwarnung schmettern und die Kolonnen wieder zur Arbeit rufen. „Wenn se nu, und se vergessen uns — —“, beginnt Michalke einen unvollendeten Satz, den jeder für sich zu Ende denkt. Wie sehr wäre dann das Kind um seinen Tod zu beneiden.

Jetzt kommt Penzig aus seiner Ecke, in der er zusammengekauert, die Hände gegen die Ohren gepreßt, saß, seit er das sterbende Mädchen gebracht hat. Penzig will nicht sterben. Er hat zwar bisher oft vom Opfern gesprochen, aber wer wird weiter Opfer bringen wollen, wenn die Penzigs ihn nicht dazu ermutigen? Er wird hier überleben, klar. „Kerzen aus!“ kommandiert er, „die brauchen zuviel Sauerstoff.“

Die Luft ist schwer, dick und warm. „Laßt doch wenigstens Licht an“, wimmert eine der Frauen, „— das ist ja gar nicht mehr zum Aushalten!“ Michalke läßt eine Kerze an. Er schlägt Penzig auf die Hand, als der auch den letzten Docht ausdrücken will — die dicke fleischige Hand zieht sich zurück. „Du hättest das mit dem Engel nich machen sollen“, flüstert einer von der Bande dem andern zu. „Ph!“ macht der; aber er besaß sonst stärkere Ausdrücke für seine Abwehr . . .

Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden. Draußen hört man die Loren rollen, das Schurren von Schaufeln. Noch weiß man nicht, ob die Geräusche der eigenen Rettung gelten. Mehr als einmal klopfen die Eingeschlossenen mit den Kannen rhythmisch an die Wand — dann rufen sie im Chor: „Hil—fe! Hil—fe! Hil—fe!“ Aber das Atmen und Rufen wird immer schwerer. Es verbraucht zuviel Kraft, zuviel Luft.

Da hört man das Hacken und Schurren etwas näher kommen. Es fragt sich nur, ob die draußen schnell genug sind. „Heilige Maria, Mutter Gottes“, stimmt die Schuberten eine wählende Gebetslitanei an, und auch die protestantischen Frauen tun mit. Vielleicht weil so die Zeit vergeht — vielleicht hilft es auch. Schaden kann es auf keinen Fall. Frau Großwag sitzt neben der Wirzlaß auf dem feuchten, kalten Boden und stößt nur noch dumpfe, schnurchelnde Laute aus. Der Krampf hat sich bei ihr gelöst.

„Die stumme Majonnaise“ hat für sich und Regina einige der Kanister als Sitze aufgeschichtet. Es kostet Geschick, darauf das Gleichgewicht zu halten und die Kannen am Wegrutschen zu hindern. Diese kleine Anstrengung belebt die junge deutsche Frau ein wenig. „Haben Sie einen Mann?“ fragt die Französin behutsam flüsternd. Regina schüttelt den Kopf. „Tot“, sagt sie danach. „Kinder?“ — wie die Schwarze es in

ihrem Akzent sagt, bekommt das Wort etwas lieblich Klingendes. „Eins. Monika . . .“ „Heureuse . . .“ Das Gespräch endet in einem Seufzer.

Aber es tut doch gut, diese menschliche Teilnahme zu fühlen. Und doppelt gut tut das distanzierende „Sie“ innerhalb dieser Kumpelverbrüderung der Sklaven. Auch Regina muß einmal wieder „Sie“ sagen dürfen. „Haben Sie Familie?“ Die ‚Stumme‘ erwidert nichts. Aber dann erkennt die neben ihr Hockende und Balancierende doch, daß dicke Tränen aus dem verschmierten und immer etwas schmutzigen Gesicht kommen. Auch das ist eine Antwort. „Tot?“ fragt Regina sehr leise und legt ihre Hand auf die eine feuchte Wange. „Schlimmer! Vermißt, verschwunden. Mein Mann im Feld in Rußland, die Kinder auf dem Bahnhof in Breslau. Zwei Buben. Pierre und Michael — einer deutsch nach dem Vater, einer französisch nach mir.“ Sie schweigt. Mit schrecklicher Deutlichkeit erlebt sie noch einmal alle Ereignisse der furchtbaren Schneenacht im Januar.

Nun hört man schon Stimmen draußen, versteht Kommandos. „Gebt Zeichen!“ ruft einer. Sie geben Zeichen. Sie rufen wieder alle zusammen: „Hi—er! Hi—er! Hi—er!“ „Genügt!“ antworten die draußen. Gut! Es ist auch schon sehr schwer, laut zu rufen. „Na, seht Ihr! So werden sie uns auch aus Breslau raushauen“, sagt Penzig pathetisch. „Halt die Schnauze“, antwortet Michalke. „Schwein hast du gehabt, weiter nichts.“ Da klirrt Eisen gegen die Mauer, wubbwabb — wubbwabb — wubbwabb — rhythmisch vor und zurück — vor und zurück. Es ist ein Geräusch, das die Nerven in merkwürdige Erregung versetzt. Man hat das Gefühl, daß der eigene Kopf schwer und gedunsen ist, aufgeblasen wie ein Ballon. Das Beten hört auf. Es geht nicht mehr. Der dicke Penzig erbricht würgend. Wieder schlägt eine von den Frauen ohnmächtig hin.

Mit einem Mal fährt ein spitzes Kreischen durch den Stein, und mit dem zurückgezogenen Meißel bricht ein greller Lichtstrahl in den Keller. Vor — zurück — vor — zurück . . . Luft strömt ein, hörbar förmlich, wie aus einem Gebläse. In diesem Augenblick fängt Frau Großwag wieder mit ihrem hysterischen Schreien an, und die Wirzlaff schlägt sie mit der flachen Hand schallend ins Gesicht. Jetzt sind sogar ihre Nerven am Ende.

In breiter Front poltern Steine in den Raum. Man muß das tote Mädchen etwas zurücklegen, daß es von den Steinen nicht getroffen wird. Ungeheuer stürzt sich die Gewalt des Lichts und des blauen Himmels auf die Eingeschlossenen. Sie schließen die Augen und schnappen röchelnd und rülpsend nach Luft . . .

Eine Viertelstunde später sitzen und liegen sie alle — die ganze Gruppe Michalke — auf dem Gehsteig neben dem halb eingestürzten Haus. Aschfahl sind ihre Gesichter, greisenhaft weiß ist das kalkbestäubte Haar. Auch die Burschen der ‚Bande‘ wirken uralte. Als die Bergungsmänner die Leiche des Mädchens, das jetzt ordentlich in eine Decke gewickelt ist, an ihnen vorbei und wegschaffen wollen, sagt Michalke: „Laßt die nur da. Die gehört zu uns.“ Dafür wird die Großwag auf einer

Bahre weggebracht, und die Pferdeschlächtersfrau geht mit, um sich um sie zu kümmern.

Die andern tun nichts als atmen. Nur atmen. Sie reden alle nicht mehr. Man bringt ihnen heißen Kaffee — Muckefuck. Den schlürfen sie voll Gier wie köstlichsten Mokka. Penzig ißt schon wieder. „Ich doch nicht! Ich doch nicht!“ ruft er schallend einem zu, der ihn ausfragt . . .

Ja, sie bleiben jetzt zusammen, die Gruppe Michalke. Wie zusammengeklammert durch das überstandene Unheil. „Es geht schon wieder“, sagt der hinkende Heizer und tut ein paar Schritte hin und her. Dann bespricht er etwas mit den Burschen, die gefügig nicken. Zwei nehmen das Paket in der Wolldecke auf. Es wiegt nicht schwer. Ein Vorstadtmädel von 13 Jahren, und fünfeinhalb Jahre davon Kriegsernährung. Einer trägt den Engel unterm Arm, als gehöre der auch mit dazu.

Nie zuvor hat es solch einen Leichenzug in der Stadt Breslau gegeben. Bestäubte Lemuren geleiten die unbekannte Tote über die Oderbrücke bis zur Holteihöhe, wo Michalke einen großen Begräbnisplatz weiß. Unentwegt sind hier Männer dabei, Gruben auszuheben, und der Mittagsanriff heute hat überreiche Ernte gebracht.

In stummen, geordneten Reihen liegen sie da, in Decken gehüllt, in Bettüchern, in primitiv zusammengeschlagenen Särgen. Warten, wie sie ihr Leben lang gewartet haben. In Büros, vor Aemtern, beim Kommiß! Und jetzt kommen welche und wollen sich vordrängen. Einer von den Spatenmännern stößt Michalke zurück: „Ihr habt hier genau so zu warten wie die andern!“ Er sagt es wie ein ungeduldiger Schalterbeamter im Namen derer, die sich nicht mehr selbst gegen die sich in der Schlange Vordrängenden wehren können. Doch dann erschrickt er, als er das spukhafte Grabgeleite sieht. Wird hier die Tote von Toten zur Ruh gebracht? Und er gibt den Weg frei.

Die Burschen senken das Mädchen mit einer zweiten Decke hinunter. Michalke beginnt das Vaterunser, und die Schuberten hilft ein, als er mit den Bitten durcheinanderkommt. 'Unschlüssig hält der eine Junge immer noch den Engel unterm Arm. Als er den alten Michalke nicken sieht, läßt er die Figur ganz vorsichtig, sie zuletzt am Kopfe haltend, mit in die Grube hinab. Dann sehen alle noch einmal in die Tiefe hinunter, aus der der Engel, mit dem einen Arm und dem sanft geschwungenen Leib, sie anlächelt. Die Totengräber halten die ganze Gesellschaft für verrückt, aber sie gehorchen, als der Gelähmte sie das Grab zuschütten heißt. Mit solchen soll man sich nicht einlassen.

Dem Mann, der keinen Spaten hat, sondern der, auf- und abgehend, mit einem Bleistift registriert, zählt, Striche auf eine Liste macht und Namen aufschreibt, weiß keiner von ihnen Antwort. Sie sagen: „Penzig weiß es.“ Aber wer ist Penzig?

Eine der schmalen, zierlichen, grauen Frauen legt vor dem Weggehen zwei welke weiße Blumen mit einem roten Rand auf die gute fette Erde. „Frühling! Été!“ sagt Michalke zu der andern und deutet auf den sich abendlich mattrosa verfärbenden Himmel. „Printemps“, verbessert sie ihn, wehmütig lächelnd — —.

FILMRUNDSCHAU

Die internationalen Filmfestspiele in Berlin

Das Durchschnittsniveau der auf den kürzlich in Berlin stattgefundenen internationalen Filmfestspielen gezeigten Streifen war mäßig, und nur 7 von insgesamt rund 35 Spielfilmen verdienen uneingeschränkt das Prädikat sehr gut und gut; alle anderen Filme fallen unter „ferner liefen“. Begründet wurde das mit dem Hinweis, es habe sich hier ja mehr um eine kulturpolitische, denn eine künstlerische Demonstration gehandelt. Interessant war die Fülle des in Berlin Gebotenen auf alle Fälle, zumal sämtliche Streifen aus dem Produktionsjahr 1950/51 stammten.

Um mit dem Gastland zu beginnen: die gräßlichste Enttäuschung bereitete Deutschland. Es war nicht schwer, das vorauszusehen, denn immer noch ist der deutsche Film im Land der Frackbrüste, der Marmorfreitreppen und des neuerlich auch staatlich subventionierten Edelkitsches angesiedelt. — Die Parade der Peinlichkeiten begann mit „Talent zum Glück“. Olga Tschekowa ist hier Inhaberin eines großmächtigen Verlagshauses; Walter Klingler, der stille Hausfreund, darf ihr Kamerad sein, doch Curd Jürgens ist Kapellmeister (berühmter, versteht sich), und das macht, Olga begehrt ihn, und Paulchen kriegt bloß die Tochter. Bei dem Film „Das gestohlene Jahr“ liegt der Fall womöglich noch komplizierter. Hier beklaut Klara die Postkasse, damit Männer (ebenfalls Musiker, der Lütte) 'ne Sinfonie dichten kann. Tut er dann auch; ein ganzes Jahr lang. Doch wie das so ist: Klara muß büßen und wandert ins Kittchen.

Im „Seltsamen Leben des Herrn Bruggs“ geht es diesmal wieder um die Freizeitgestaltung des kleindeutschen Großindustriellen. Doch während dieser im „Herrscher“ (man entsinnt sich: mit Emil Jannings) oder im

„Mann mit der Pranke“ (Paul Wegener) immerhin noch wehrrtüchtigen Belange vertrat, geht es im „Bruggs“ enttäuschenderweise bloß um Lokomotiven. Sonst jedoch war alles beim Alten. — Auch „Dr. Holl“ mit „dem“ deutschen Filmliedpaar Maria Schell und Dieter Borsche hat ganz den guten, alten deutschen Edelschmelz, wie ihn seinerzeit Willi Birgel für die Ufa so ergreifend gepachtet hatte. Wahrlich, edler denn hier wurde in deutschen Filmen nimmer gekränkelt. Maria Schell besorgt das wirklich vorbildlich, und da im Drehbuch steht, sie macht nicht mehr lange, geht Herr Dr. Borsche, alias Holl noch schnell (nach dem Motto: „Man muß dem Kind doch die letzten Stunden verschönen“) eine Scheinehe mit ihr ein. Doch Emma Krachulke darf aufatmen: Dr. Borsche hat das Rezept für Frä. Schell schon in der Tasche, er produziert das Arzneichen nur erst; siehste, da ist es schon; so, und nun wird es Mariechen eingimpft und — o Wunder, unfäßbares du, des neudeutschen Films! — Mariechen geneset und darf leben bleiben und Frau Dr. bleiben und Diatern auch fürderhin lieben, und alles, alles wird gut; zumal Dr. Borsches ursprünglich herb blickende Assistentin und Verlobte wesentlich unherber blickt, als ihr Mariechens Filmpapa ein erstklassiges Satorium vermachte. — O möchten als erste doch die deutschen Filmproduzenten einziehen!

Oesterreich, wo vor kurzem noch G. W. Pabst (mit Ernst Deutsch in der Hauptrolle) den ausgezeichneten Film „Der Prozeß“ schuf, der die Hintergründe eines fingierten Ritualmordprozesses zum Vorwurf hatte, Oesterreich hatte sich für die Berliner Festspiele ein neutrales Dirndtkleid aus dem Schrank geholt; anscheinend fühlt es sich

in dem immer noch am wohlsten. „Der Wallnerbub“ ist ein behäbiges Filmchen nach dem bewährten Mariandl-Rezept: Alter plus Jugend mal Liebe durch Rührung gleich happy-end. Noch eine Prise katholischen Puderzuckers darüber, und der Guglhupf geht auf. Rosinen waren — trotz Ewald Balser und Käthe Gold — nicht drin. —

Der zweite österreichische Film hatte den zeitnahen Titel „Wien tanzt“. Tatsächlich, es tut's noch immer. Ob auf dem Parkett oder auf dem Vulkan — die Schärpe schwingt, es kreist der Rock, und über uns die Geier, pardon, soll heißen: Geigen.

Als nächstes die Schweiz. Sie schickte „Die vier im Jeep“. Leopold Lindberg, unvergessen noch von der „Letzten Chance“ her, hat hier wieder einen durch und durch anständigen, sehr menschlichen und ganz und gar künstlerischen Film geschaffen, der wie kaum ein zweiter geeignet sein dürfte, der Völkerverständigung zu dienen. Schauplatz ist der internationale Sektor Wiens, in dem den Militärpolizeistreifendienst immer zugleich ein Russe, ein Amerikaner, ein Engländer und ein Franzose versehen. Eine solche internationale Funkwagenbesatzung hat Lindberg unter die Kamera genommen. Wie er dabei besonders die russische und die amerikanische Mentalität gegeneinander ausgespielt und abgegrenzt hat und wie er schließlich am Schicksal einer Wienerin und ihres aus einem russischen Gefangenenerlager geflohenen Mannes die Charaktere sich scheiden und dann doch in dem Russen — entgegen dem Auftrag des (durchaus richtig gesehenen) Regimes hinter ihm — die Menschlichkeit siegen läßt — das ist meisterhaft und stimmt psychologisch in jedem Meter. Ein Film unserer Tage; wert, allerorten gezeigt zu werden.

Auch Frankreich war mit zwei hochqualifizierten Streifen vertreten. Daneben ließ es zwei harmlosere mitlaufen. Einmal: „Sans laisser d'adresse“ mit dem wunderbaren echten Bernard Blier, der hier als Taxichauffeur in Paris eine junge Mutter herumführt, um ihr zu helfen, den Vater ihres Kindes ausfindig zu machen. Als sie ihn nicht finden, überredet er seine Frau, die in der Klinik ebenfalls gerade ihr erstes erwartet, das Kind zu adoptieren. Dann: „Lady Paname“

mit der zauberhaft temperamentvollen Suzie Delair als aufsteigendem Soubrettenstar. Den grandiosen Louis Jouvet hatte seine Freude am Verkleiden diesmal eine Spur zu weit gehen lassen. Diesen Operettenphotographen nimmt man ihm nicht mehr recht ab. Der Film ermüdet auch etwas, da er keine echte Pariser Kulisse bot, sondern seine Atmosphäre aus einer Atelierstraße zu beziehen versuchte.

Den Haupttreffer der Festspiele machte Frankreich mit André Cayettes Meisterwerk „Justice est faite“. Hier wird mit einem Mut und einer Einprägsamkeit ohnegleichen die Gewissensfrage nach einer objektiven Rechtsprechung erhoben. Der Film stellt diese Frage nur; er beantwortet sie nicht. Worauf es Henry Spaak, der das Drehbuch schrieb, hier ankam, ist: Zweifel! zu erwecken. Zweifel an der Unfehlbarkeit irdischer Rechtsprechung. Zweifel aber auch an den Glauben in die eigene Unbeeinflussbarkeit. Die Handlung: eine Frau hat ihrem schwer krebserkrankten Geliebten auf dessen ausdrücklichen Wunsch den Tod gegeben. Sie steht wegen Mordes vor Gericht, und sieben durch das Los bestimmte Geschworene haben darüber zu entscheiden, ob sie schuldig zu befinden sei oder nicht. Aber nicht das Schicksal dieser Frau, sondern das dem ihren parallel geschaltete der Geschworenen gibt dem Film seine eigentliche Dramatik. Denn nun stellt sich heraus, daß nicht einer unter den Geschworenen ist, der fähig wäre, losgelöst vom eigenen Ich zu entscheiden; die Urteilsbegründung jedes Einzelnen wird bestimmt von seinen privaten Siegen und Niederlagen. Spaak geht hier so weit, daß er einen der Geschworenen, der unmittelbar nach der Urteilsverkündung erfährt, daß sich seine frühere Geliebte erschossen hat, sagen läßt: „Hätte ich das eben gewußt — ich hätte anders geurteilt.“ Anders — d. h. er hätte auf unschuldig plädiert, und diese eine Stimme hätte die Angeklagte gerettet. So aber ist sie zu fünf Jahren verurteilt worden, und wie die Dinge liegen, weiß man: sie wird sie nicht überleben.

Auch Frankreichs vierter Beitrag: „Dieu a besoin des hommes“ ist ein Meisterwerk. Daß er nicht ganz so packt wie der eben genannte Film und wohl auch nicht dessen Breitenwirkung hat, liegt am Thema, dessen

katholische Grundtendenz der Gestaltung von vornherein gewisse Fesseln anlegt. Der Film, ganz in der Manier von Flaherty's unvergessenen „Männern von Aran“ gedreht, spielt auf einer winzigen, der Bretagne vorgelagerten Insel, die der Seelsorger der dort hausenden Fischer verlassen hat: sie sind ihm zu sündig, ihnen ist nicht mehr zu helfen. Doch Gott ist anderer Meinung; er gibt dem Küster, einem einfachen Fischer, (Pierre Fresnay spielt ihn) die Kraft, den Geistlichen zu vertreten: Beichten abzunehmen, Andachten abzuhalten und Absolution zu erteilen. Gerade als der „sündige“ Küster zum ersten Mal eine Messe vorbereitet, trifft unter soldatischem Schutz (denn es gilt einiges aufzuklären) ein neuer Geistlicher ein. Durch ein Mißverständnis nimmt sich einer der Fischer, der seine geistesranke Mutter umgebracht hat, daraufhin das Leben. Da der Priester ihm die Sakramente versagt, bestattet der Küster, begleitet vom ganzen Dorf, den Toten im Meer. Daraufhin beugt er sich wieder der Hoheit des Priesters. — In katholischen Kreisen stieß dieser Film auf heftigste Ablehnung; doch wie sein Regisseur, Jean Delannoy, schon in Berlin sagte: im Grunde ist dies kein katholischer, sondern ein menschlicher Film. — Denn Gott braucht alle Menschen.

Fast gleichwertig mit „Justice est faite“ war „Der Weg der Hoffnung“, den Italiener geschickt hatte. Technisch, vor allem von der Photographie her, war er streckenweise sogar noch besser. Leider zerfloß er dramaturgisch im letzten Drittel etwas. Er zeigt das Schicksal einer Gruppe italienischer Arbeitsloser, die ein Betrüger überredet, nach Frankreich auszuwandern. Auf dem Bahnhof in Rom werden sie jedoch in eine Schlägerei verwickelt, arretiert und mit neuen Papieren versehen, in denen verzeichnet steht, daß sie wieder zurück in ihren Heimatort müssen. Einige machen sich jetzt selbständig, dem Rest gelingt es, nach endlosen Irrfahrten schließlich, die Grenze zu erreichen, wo die Grenzsoldaten ein Auge zudrücken und sie passieren lassen. — Wieder ein künstlerisch vollwertiger, wieder ein sauberer und menschlicher Film.

Was sich von Curzio Malapartes „Christo prohibito“ („Der verbotene Christus“) keineswegs sagen läßt.

Gewiß, für ein Erstlingswerk ist das alles in allem ein beachtlicher Wurf. Doch das Geschoß ist dabei auf den Schindanger gefallen. Deutlicher gesprochen: Dieser Film stimmt, abgesehen von der Photographie (für die Malaparte nichts kann) an keiner Stelle: weder vom Inhalt her, noch von seinem Klippschulenzpazifismus. Alles hier ist unausgegoren und schwülstig, überladen und ohne jede Prägnanz. Und dabei: Was für ein Vorwurf! Ein italienischer Heimkehrer kommt zurück in sein Dorf. Man hat dort einst seinen Bruder an die Wand gestellt, und nun sucht er den Mörder. In dieser Themenstellung ist alles enthalten: der dramatische Impuls, der moralische Ansatzpunkt und die handfeste Story. Doch was hat Malaparte daraus gemacht: ein Kolleg für Salonpazifisten; ein Traktätschen für Heimkehrer; eine sich biblisch gebärdende Moritat. Jeder Augenblick wird da genutzt zu nicht endenwollenden Leitartikelpalavern, die nur so strotzen vor Platitüden und Gemeinplätzen. Kein Symbolchen wird da ausgelassen; das tut sich mit einer veropernten Erdhaftigkeit, mit einer ölig-degotanten Effekthascherei, daß es wirklich sehr schwer fällt, dem Autor seine Absicht, die Gemüter aufrütteln zu wollen, zu glauben.

Gänzlich unerträglich aber wird es, wenn Malaparte darangeht, uns klarzumachen, was es mit so einem Opfertod auf sich habe. In jenem Dorf nämlich lebt ein Mann, der es Christus gern nachtun und die Schuldlast der Welt durch seinen Tod verringern möchte. Deshalb (sic!) gibt er vor, den Bruder des Heimkehrers ermordet zu haben, dieser ersticht ihn wunschgemäß. Dem wahren Mörder jedoch wird schließlich verziehen, und vom Himmel hernieder — schreit eine Lautsprecherstimme, daß es nun endlich genug sein müsse mit dem ewigen Morden. — Nichts gegen diese Stimme, sie hat Recht. Aber wer ganz und gar nicht recht hat, ist Signor Malaparte. Denn wenn man den Namen des Erlösers schon vor einen Film stellt, dann muß dieser Film aber auch den Atem haben, der so etwas rechtfertigt. Von diesem Atem jedoch weht in Malapartes Film nicht ein Hauch. Statt dessen führt hier ein nachlässig geschminkter Equilibrist mit den christlichen Moralbegriffen einen Geschicklichkeitsakt aus; und schon haben sich ganze Wälder von Intellektuellen-

händen zu nicht endenwollendem Beifall gerührt. Arme Welt. Armer Christus.

„Vita da Cani“ („Ein Hundeleben“), Italiens dritter Festspielbeitrag, versöhnte wieder etwas. Kein großer Film, aber ein Werk von jener unaufdringlichen, burschikosen Menschlichkeit, wie es den Italienern (wenn es ihnen gelingt, unpathetisch zu bleiben) in ihren neueren Filmen oft auf so angenehm selbstverständliche Weise von der Hand geht. Hauptrolle: Aldo Fabrizzi, der italienische Emil Jannings.

Spanien war mit einem Blu-Bo-Film reinsten Wassers vertreten. „Mal aire“ hieß er; so genannt nach dem einsamen Hof in den Bergen, der seinen Bewohnern so nibelungisch elend viel Pech bringt: erst muß der Sohn in den Krieg, dann krepieren die Schafe; dann stirbt das Kind, dann fällt der Sohn; dann tut's der Alte mit der Schwiegertochter, dann legalisieren sie es vorm Kadi; dann ist der Sohn gar nicht tot, und dann knallts: Schwiegertochter tot, Bauer tot, Knecht flieht, Vieh stirbt, Sohn wieder zurück zur Truppe, und ringsum Felsen und nichts als Felsen, und über uns Francos herb-herrlicher Himmel.

Wir kommen zu England. Es schickte vier Filme, allen voran: „The Browning Version“, die Geschichte eines mittelmäßigen Lehrers, der angesichts einer halben Strafverurteilung begreift, daß er praktisch sein Leben lang versagt hat. Michael Redgrave schuf hier eine der eindrucksvollsten schauspielerischen Leistungen, die in den letzten Jahren auf der internationalen Leinwand zu sehen waren. Ein Film im herkömmlichen Sinne ist das allerdings nicht, mehr ein sehr sorgfältig photographiertes Kammerspiel. — Im Kammerspielton war auch „Trio“ gehalten, jedoch in einem weit langweileren. Hier wurde der illegitime Versuch unternommen, aus drei der bekanntesten Novellen Somerset Maughams so etwas wie drei voneinander unabhängige Kurzfilme zu machen. Obwohl man dem Dichter die Funktion eines Conferenciers übertragen hatte, waren diese drei Gebilde aber weder kurz noch Filme. Man hatte anscheinend vergessen, daß das Wort in so einem Falle nicht nur monoton aus dem Munde eines Stars rieseln darf, sondern daß es Bild werden

muß. Da zudem auch die Akteure — wohl unterm Banne des Meisters — mit einer statuarischen Starrheit ohnegleichen agierten, ist aus dem Ganzen nun nichts weiter als eine Nachhilfelektion in Englisch (immerhin: dem Englisch W. S. Maughams) geworden.

Ausgezeichnet dagegen, witzig, mutig und den Daumen genau auf das penetranteste Geschwür unserer verrückten Zeit legend war „Passport to Pimlico“. In Pimlico, einem winzigen Stadtteil Londons, wird beim Explodieren eines noch aus dem Krieg stammenden Blindgängers ein Schatz gefunden, so wie eine Urkunde, aus der hervorgeht, daß Pimlico nicht zu England, sondern zu Burgund gehört. Sofort sagt sich Pimlico von der Krone los, treibt Zölle ein, hebt die Rationierung auf, setzt eine eigene Regierung und eine (aus einem Manne bestehende) Polizeitruppe ein, und wären in Pimlico schließlich nicht die Lebensmittel ausgegangen, es wäre bis in alle Ewigkeit burgundischer Freistaat geblieben. Der Film ist überlegen gemacht, ausgezeichnet photographiert und ein wahres Labsal für jeden echten Antinationalisten.

Einen der abenteuerlichsten Beiträge zu den Festspielen lieferte England mit dem Monstre-Farb-, Tanz- und Gesangsfilm „Hoffmanns Erzählungen“ (nach Offenbachs romantischer Oper). Ungeachtet der Tatsache, daß dieser Film ein Welterfolg ist, bleibt festzuhalten: er stellt eine der geschmacklich unstatthaftesten Mißgeburten dar, die in diesem Genre bisher das Licht der Welt erblickt haben. Zugegeben: Moira Shearers Tänze sind ein Genuß, und auch gesungen wird recht passabel. Aber die Farben! Aber die Kamera! Aber die Inszenierung! Das Ganze mutet an wie eine von höheren Töchtern für ihre Mütter in Szene gesetzte Liebhaberaufführung. Selten hat der schlechte Geschmack in einem Streifen derart überwältigende Triumphe gefeiert wie hier im Windschutz der zündenden Melodien Jacques Offenbachs. Allein diese Kulissen: dieses Gemisch aus stümperhaft kopiertem Salvatore Dali und schlechtestem Böcklin, diese Anhäufung von pappenen, düster drohenden Zypressensilhouetten, schaukelnden Prunkbetten und blamabel imitierten Marmorstatuen — großer Gott, wohin sind wir gekommen, daß so etwas ein Welterfolg werden konnte!

Schnell einen Sprung nach Schweden. Es zeigte „Fräulein Julie“ (nach Strindbergs Einakter). Dieser Film gehört mit zu den grandiosesten, vor allem aber: bestphotographierten der letzten 10 Jahre. Jede Kameraeinstellung war bis ins Kleinste gefeilt und erarbeitet und von einer Makellosigkeit, daß es einem den Atem verschlug. Man merkt: Schweden ist ein unversehrtes Land, dessen Traditionen noch unerschüttert sind; alles hier ist noch heil, noch jungfräulich echt und unengagiert. Kunstwerke wie dieses brauchen eben keine Rückversicherung im Heute, sie schweben frei und fast unwägbare im Raum, zeitlos und ungebunden wie ein gutes Gedicht.

Schwedens zweiter Beitrag „Fahrt ins Blaue“ war ein seichtes, aber blitzblank gezimmertes Unterhaltungsfilmchen. Eine Gruppe junger Menschen klappert mit einem Schiff die Fjordstädte ab und spielt in Bierwirtschaften und Turnhallen Theater. Der Film hatte manche vermeidbare Länge, doch das Spiel der begabten jungen Akteure wog das wieder auf, zumal eine verantwortungsbewußte Regie sie in schöner Mäßigung hielt: — Dänemark schickte eine harmlose, jedoch exzellent gemachte Verwechslungskomödie: „Meine Frau ist unschuldig“. Gags und schauspielerische Leistungen darin, wie man sie bei uns seit Curt Goetzens unvergeßlichem Napoleonfilm in diesem Genre nicht mehr gesehen hat.

Zwei Kuriosa von besonderem Reiz waren der jugoslawische und der türkische Beitrag. Jugoslawien zeigte einen Märchenfilm: „Das Zauberschwert“. Ein junger Schäfer führt nach endloser Irrfahrt sein Volk gegen einen Tyrannen und besiegt ihn schließlich. Technisch war dieser Film durchaus auf der Höhe, er zeigte eindrucksvolle Charakterköpfe und gegen Schluß Schlachtszenen von einer an russischen Vorbildern geschulten Prägnanz. Daß der Film im ganzen etwas langatmig wirkte, lag nicht zuletzt wohl auch daran, daß zuviel weinerliche alte Greise mitspielten. — Auch bei den Türken war Bart Trumpf. „Die Eroberung von Byzanz“ hieß ihr Streifen. Ein Film, der durch und durch ernst genommen werden wollte, und doch bebt der berliner Titaniapalast vor Jubel und

Heiterkeit. Schuld daran hatten, wie gesagt, die sich öfter lösenden Klebebärte der Akteure, aber auch die an holprigste Stummfilmstreifen gemahnende Technik dieses orientalistisch-umständlichen Streifens, der außer Turbanen und Bärten eigentlich nur aus Dialogen bestand.

Amerika war diesmal etwas zurückhaltend. Von seinen fünf zur Verfügung gestellten Filmen hatten eigentlich nur zwei Festspielniveau; nämlich „Bright Viktory“ und Disneys „Cinderella“. — „Destination Moon“ war ein zum Gähnen langweilender Zukunftsfilm mit der immerhin interessanten Grundtendenz: Wer als erster den Mond besetzt, hat den nächsten Krieg gewonnen. Ganz ulkig „Mating Season“ („Köchin gesucht“); weit langatmiger wieder „Fathers little Dividend“. — Bei diesen glatten amerikanischen Durchschnittsfilmen bemächtigt sich meiner neuerdings immer häufiger ein nicht mehr zu verdrängendes Unbehagen: es ist ein Retortenhumor, der hier kredenzt wird, ihm fehlt das eigentliche Element des Humors: die lebenspendende Feuchtigkeit, er ist so trocken, daß er staubt wie bröckelnder Mörtel, und die Menschen, die ihn zelebrieren, scheinen alle auf eine beunruhigende Weise genormt, ihre Gesichter sind so ausdruckslos wie ihre Häuser, ihre Gesten so versachlicht wie ihre Kleidung, ihre Seelen scheinen in der Garderobe abgegeben oder im Eisschrank deponiert worden zu sein.

„Bright Viktory“ zeigt die andere Seite Film-Amerikas. Dies ist ein Film von gleicher Qualität wie „Die besten Jahre unseres Lebens“. Ein Kriegsblinder versucht sich wieder im Leben zurechtzufinden. Der Film ist ehrlich und sehr sauber und ohne jede Sentimentalität gemacht. Ganz nebenbei wird noch auf äußerst ansprechende Weise das Farbigkeits-Problem angetippt. Hier stimmt jeder Meter, jede Geste, jedes Wort.

Amerikas fünfter Film: Walth Disneys bunter Zeichentrickfilm „Cinderella“ (Aschenbrödel) trug mir etliche blaue Flecke ein, sie stammen von einem kleinen Jungen, der mir während der Vorstellung vor Begeisterung dauernd mit der geballten Faust auf den Schenkel schlug. Er hatte Recht, der Film war bezaubernd. Wie immer bei Disney waren die eigentlich realen Figuren, hier

also Aschenbrödel und vor allem der Prinz, zwar ärgster Gartenlauben- und Jugendstil-Kitsch, doch dafür waren die Tiere, der König, sein Hofmarschall und die Fee nun wieder zum Sterben herrlich, und lachen konnte man die ganzen Festspiele über nicht so herzlich wie hier.

Als letztes Land Mexiko. Hier taucht — die Voraussage sei erlaubt — eine Nation am Film-Himmel auf, die Hollywood in Kürze schon schwer zu schaffen machen dürfte. Alles, was dem amerikanischen Durchschnittsfilm abgeht: Ernst, vitale Ueberzeugungskraft, unverwässerte Religiosität, echte Sentimentalität — hier bricht es, mit bestürzender Wucht und nur mühsam von begabten Regisseuren gebändigt, herein. Schon der Versuch, Carl Fröhlichs unvergessene „Mädchen in Uniform“ neu zu verfilmen, zeigt die mexikanische Produktion international konkurrenzfähig. Noch scheut der Kameramann die Großaufnahme, noch sind die Möglichkeiten einer künstlerischen Bildkomposition mehr erahnt als verwirklicht. Schon aber ist der große schöpferische Ernst zu spüren und der Mut zu unpopulären Aussagen. Die einheitliche Güte des deutschen Vorbildes hat dieser mexikanische Film nicht, aber er hat Ansätze, die sie oft noch übertreffen, und er zeigt schauspielerische Leistungen, die denen Dorothea Wiecks und Hertha Thieles durchaus ebenbürtig sind. Interessant, daß die mexikanischen „Mädchen in Uniform“ Klosterzöglinge sind: Während die Lieblingsschülerin bei Fröhlich ertrank, stürzt sie sich hier vom Glockenturm, und folgerichtig nimmt die weltliche Lehrerin daraufhin den Schleier.

Auch der zweite mexikanische Film war der Neuaufguß von etwas schon besser Dagewesenem. Man hatte versucht, Dostojewskijs „Schuld und Sühne“ ins heutige mexikanische Milieu zu übertragen. Roberto Canedo gab an sich einen russischen Raskolnikoff ab als seinerzeit Pierre Blanchar in der französischen Fassung, doch man hatte hier den (an sich mutigen) Fehler begangen, Raskolnikoffs innere Stimme den ganzen Film über sein Tun kommentieren zu lassen, das nahm der Wirksamkeit des Optischen viel. Auch hatte der Darsteller des Untersuchungsrichters lange nicht die dämonische Bonhomie, wie sie damals Harry Baur mitgebracht hatte.

Bewundernswert bleibt jedoch die Kamera-Arbeit und die beklemmende Milieudichte.

Mit „Maria Montecristo“, einer an sich etwas unglaublichen, mit ein wenig Aertzemilieu und Katholizismus erträglich gewürzten Erbschaftsgeschichte, rückte Mexiko auf den Festspielen jedoch schlagartig in die Spitzengruppe auf. Die Photographie war hier von einem zarten Pastellton ohnegleichen, und die schauspielerischen Qualitäten des Hauptdarstellers Arturo de Cordovas sind derart eminent, daß man lange überlegen müßte, wen man ihm an die Seite stellen könnte.

Als Abschluß zeigte Mexiko einen der schönsten Filme überhaupt. „Enamorada“ nennt er sich, zu deutsch: „Die Verliebte“. In den Befreiungskriegen lernt der simple General der Bürgerarmee die Tochter eines seiner gehäßigsten Feinde, eines Großaristokraten, kennen, und er setzt sich in den Kopf, sie zu heiraten. Es kommt zu zahlreichen Begegnungen, die fast regelmäßig damit enden, daß der General von der äußerst heißblütigen Dame geohrfeigt wird. Als er hört, daß sie dicht vor ihrer Hochzeit steht, läßt er von seinen Werbungen ab. Doch inzwischen hat sie auf Umwegen (über einen Priester) von der Ernsthaftigkeit seiner Zuneigung erfahren, und als der General dann ihrerwegen die Stadt räumt, um sich draußen den Angreifern zu stellen, da verläßt sie die Hochzeitgesellschaft und geht zu ihm. Dieser Film ist eine der schönsten und echten Romanzen, die man seit langem verfilmt sah. Er hat (und das ist seine Hauptstärke) nichts Europäisches, auch nichts Amerikanisches, er ist ganz und gar mexikanisch. Wenn Pedro Armendariz (der General) auf der Kirchentreppe vor seiner Angebeteten (Maria Felix) die Ehre der Frauen seiner Soldaten verteidigt und dabei beschwörend die Hand aufs Herz legt, dann ist das eine Geste so jungfräulich echt wie am ersten Tag. Alles hier ist noch groß und unbefleckt und wundervoll ernst. Sogar der Humor wird ernstgenommen, und das gibt ihm einen herrlich sachlichen Beigeschmack und eine Entzündbarkeit, die der von Pulver gleichkommt.

Es sind natürlich auch Preise verteilt worden. Aber da fast alle Filme einen bekommen haben, darf ich hier vielleicht die Spitzenfilme noch einmal zusammen-

fassen. Der beste Film (menschlich wie künstlerisch gleich hervorragend) war „Justice est faite“ (Frankreich). Der bestphotographierte Film war „Fräulein Julie“ (Schweden). Folgt Italien mit „Der Weg der Hoffnung“ und die Schweiz mit „Die vier im Jeep“, sowie Mexiko mit „Enamorada“. Diese drei waren fast gleichwertig. Dann käme „Bright Victory“ (Amerika) und „Dieu a besoin des Hommes“ (Frankreich), der, wie gesagt,

vom Thema her zu einer gewissen Einseitigkeit in der Aussage verdammt war. Die Spitzengruppe schließt ab „The Browning Version“ (England). — Der unfreiwillig komischste Film war „Die Eroberung von Byzanz“ (Türkei). Der langweiligste und kitschigste Film „Hoffmanns Erzählungen“ (England). Und die unkünstlerischsten und gesellschaftlich verlogenen Filme zeigten — wir selber.

Wolf-Dietrich Schnurre

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Die deutsche Opposition

Die Bedeutung des Buches von Hans Rothfels „Die deutsche Opposition gegen Hitler“ (Krefeld, Scherpe-Verlag, DM 8,50) kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist jetzt in deutscher Sprache in der zweiten Auflage erschienen. Der nach USA emigrierte deutsche Historiker hat hier mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft eine Würdigung des deutschen Widerstands und seine Einordnung in die großen geschichtlichen Zusammenhänge vollzogen. Die Lektüre dieses Buches sollte schon in den Schulen zur Pflicht gemacht werden, und Behörden, staatliche wie städtische, sollten sich um seine Verbreitung bemühen. Denn Rothfels hat mit dem unbestechlichen Blick des geschulten Historikers erkannt, daß im deutschen Widerstand das einzige Positivum unseres Volkes im Urteil der Welt gegeben ist. Gegenüber den Schmähungen, denen die Toten und die noch Ueberlebenden des Widerstands heute in Deutschland ausgesetzt sind, sind wir Hans Rothfels zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

R. P.

Ein deutscher Gesellschaftsroman

Es ist nicht ganz richtig, daß in der gegenwärtigen deutschen Literatur der Gesellschaftsroman ganz fehle. Jedenfalls gibt es Otto Flake und auch Bernhard von Brentano, der mit seinem „Theodor Chindler“ (1936 in der Schweiz zuerst erschienen, jetzt wieder beim

Limes-Verlag, Wiesbaden) geradezu ein Muster dieser Gattung geschaffen hat. Es ist der Roman einer deutschen Familie, genauer der einer Politiker-Familie. Professor Chindler hatte als Universitätsdozent nicht reussieren können und war Zentrumsabgeordneter geworden. So spielt die Politik in dem Roman eine beträchtliche Rolle. Figuren, die in den vier Jahren des ersten Weltkriegs auf ihrer Bühne standen, wandeln neben den erfundenen durch den Roman. Die Stadien des unglücklichen Krieges werden an ihnen markiert wie an der jeweiligen Konstellation der Zentrumsparterie. Unmerklich verbindet sich politische Kritik des Verfassers mit der Darstellung des bekannten Ablaufs; die Ministerkarriere des Durchschnittspolitikers Chindler in der Republik ist eins der Symptome für die Veränderungen, welche die bürgerliche Gesellschaft, ihr kaum bewußt, durchmacht. Die Ordnung der Familie war schon vor Beginn des Krieges erschüttert, die Familie Chindler kein Sonderfall. Der Krieg reißt schon latent vorhandene Gegensätze zwischen Eltern und Kindern auf. Brentano nützt die bekannten Motive der Kluft zwischen den Generationen in den Parteien, die der zum radikalen Sozialismus bekehrten Tochter und dem sich absondernden dreizehnjährigen Sohn gewidmet sind, um das Pro und Contra des Einbruchs der Massen darzustellen, und den Eheroman der Schwiegertochter, um der Scheinhaftigkeit der bürgerlichen Ordnung Ausdruck zu geben.

Die Verknüpfung verschiedener Roman-Elemente zu einem einzigen sinkenden Ablauf macht den „Theodor Chindler“ erst zu einem bruchlosen Kunstwerk, in dem das soziologische Interesse Brentanos nicht mehr primär wirkt. Ein besonderer Stilzauber bannt durch verhaltene Anteilnahme des Autors an Personen und Handlung. Diese erscheint als ein unabwendbares, obgleich schmerzliches Geschehen, während jene Leidende mehr als Handelnde sind. Der poetische Ort liegt zwischen Jacobsen und Fontane etwa, zwischen temperiertem Lyrismus und gescheitem Dialog. In dieser Art ist Brentano einzig. In der besonnenen Klarheit seiner Diktion aber wird er heute kaum von einem andern deutschen Romancier übertroffen. Oskar Jancke

Durch Gartenkultur zum Weltfrieden

Karl Foerster, allen Gartenliebhabern in der ganzen Welt bekannt und in seinem Schaffen von ihnen verehrt, hat in seinem Buch „Vom großen Welt- und Gartenspiel“ (Darmstadt, Verlag Schwinn & Helene KG., DM 16,50) die Summe seiner Arbeit und seiner Erkenntnisse gezogen. Er weist nicht nur Wege, auf denen auch der einzelne einer hohen Gartenkultur teilhaftig werden kann, sondern gibt mit der ganzen Liebe, deren er so reichlich fähig ist, Hinweise auch auf einzelne seiner besonderen Lieblinge. Karl Foerster weiß auch um die Magie der Blumen und glaubt, daß durch europäische Garten-Gespräche, von denen wir eine Probe in der „Deutschen Rundschau“ seinerzeit veröffentlicht haben und durch Sammelgärten der Zukunft, durch die immanente Kraft der Blumen und Gewächse, der reinen Zeugen von Gottes Größe und Güte, auch Schritte vorwärts getan werden können zu einem besseren Verständnis der Menschen untereinander. Wenn wir an diesem mit vielen Abbildungen ausgestatteten Buche etwas bedauern, so ist es, daß die Tafeln nicht farbig sind, weil gerade die Farben der Blumen die Gartenphilosophie und deren Erkenntnisse durch Karl Foerster noch wesentlich unterstützt würden. Dies ist ein Buch, das wir in viele Hände wünschen. R. P.

Griechisch und Deutsch

Aus dem Gedanken heraus, daß die Kenntnis der griechischen Sprache keinen Ballast, sondern eine wertvolle Berei-

cherung bedeutet, schrieb Hans Poeschel sein Buch „Die griechische Sprache. Geschichte und Einführung“ (München 1950. Ernst Heimeran Verlag 384 S. DM 9,80). Es ist der gelungene Versuch, auch den Nichthumanisten mit dieser Sprache vertraut zu machen, die durchaus nicht tot ist, sondern in unendlich vielen Wortbildungen auch der deutschen Sprache fortlebt. Selbst die rein grammatikalischen Teile, die nun einmal zum Verständnis einer Sprache gehören, sind lebendig und anschaulich und ohne jede trockene Lehrbuchmanier gebracht. Darüber hinaus vermag der Verfasser durch viele gut interpretierte Textstellen für den Liebhaber des Griechischen einiges vom Geist der Antike lebendig zu machen.

N. O. Scarpi hat es auf die deutsche Sprache abgesehen und ganz besonders auf ihren Mißbrauch: „Darohne. Von Sprache und Sprechern, Setzern und Uebersetzern“ (Zürich, Verlag des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins). Sein Büchlein ist eine amüsante Sammlung von Glossen um die Sprache und prangert so manchen Fehler an, den wir alle uns aus Gedankenlosigkeit immer wieder zuschulden kommen lassen. Vor allem gegen die Vergewaltigung des Deutschen durch die Uebersetzer protestiert der Verfasser mit Nachdruck und viel Humor. Mit erheblich weniger Humor macht es Ludwig Reiners: „Der sichere Weg zum guten Deutsch. Eine Stifibel“ (München 1951, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 228 S. Ln. DM 8,80). Seine Bemühungen, den Leser in die Geheimnisse der deutschen Sprache einzuführen, sind nicht so spielerisch gehalten wie die N. O. Scarpi's, sondern in recht belehrendem Ton, und Reiners wählt für sein Buch auch die Form eines Lehrbuchs. Das erschwert die Lektüre; aber wer die Mühe nicht scheut, sich durch das kleine Buch durchzuarbeiten, wird aus dem sorgfältig zusammengetragenen Material manche Anregung ziehen können. k. h.

Im Dienst der Völkerverständigung

Richard v. Kühlmann*), Diplomat alter Schule, Mann von Welt, als echter Humanist besessen von unersättlichem Bildungstribe, erscheint von Natur, Her-

*) Richard von Kühlmann „Erinnerungen“ 581 S. (Verlag Lambert Schneider, Heidelberg)

kommen wie äußerer Lebenslage zum Dienst an der Völkerverständigung berufen. Den in Konstantinopel geborenen Bayern führt der Weg nach vordatiertem heimatlichem Abitur, glänzenden Universitäts- und Staatsexamina vom Auswärtigen Amt aus nach Petersburg, Teheran, Tanger, New York, Den Haag, London, bis ihm schließlich 1917 die Leitung der deutschen Außenpolitik übertragen wurde. Wohin er auch kam, er mühte sich nur im Dienst seiner diplomatischen Aufgaben um Land und Leute, mit Geschick vertraulichere Beziehungen zu den jeweils maßgebenden Persönlichkeiten herzustellen. — Scharfumrissene Bilder führenden Staatsmänner wie tonangebender Gesellschaftsschichten nehmen uns durch glänzende Charakterisierung gefangen. Darüber hinaus trachtet Kühlmann unablässig danach, seinen geistig-kulturellen Gesichtskreis zu erweitern, nicht zuletzt im Verkehr mit Männern der Wissenschaften und Künste.

Es mag zunächst unverfroren anmuten, wenn der kaum 30jährige Legationssekretär dem gefürchteten Diktator der Wilhelmstraße, Holstein, während des russisch-japanischen Kriegs eine Denkschrift einreichte, die für Rußland auch im Fall von dessen Niederlage einen Ausgang am Pazifik als unerläßlich erklärt, wolle man nicht eine Bedrohung Europas heraufbeschwören. Aber — Tatendrang und Erkenntnis erzwingen sich eben einmal ihre Ventile.

Kühlmanns Tangerpolitik geht auf Kompensationen in kolonialem Besitz aus als Entgelt für die Anerkennung französischer Vormachtstellung in Marokko, während Delcassé wie Holstein, den gleichen Fehler begehend, Isolierung und Entmachtung des Gegners verfolgen. — In London bereitet Kühlmann mit Tyrell, der „grauen Eminenz des Foreign Office“, eine Verständigungspolitik vor im Gegensatz zu dem England ins feindliche Lager drängenden Flottenprogramm von Tirpitz. Ein Vertragsinstrument, das eine friedliche Lösung sicherte, war eben paraphiert, als der Weltkrieg ausbrach. — Auch während des Ringens hält Kühlmann sein Augenmerk unablässig auf Möglichkeiten gerichtet, den Kampf zu beenden. Klar sieht er, daß der Krieg allein militärisch nicht zu gewinnen ist. In einem Frage- und Antwortspiel mit dem Staatssekretär des Reichsmarineamts führte er dem Kabi-

nettt den Bankrott des Ubootkriegs vor Augen. — Nach dem russischen Zusammenbruch gilt sein voller Einsatz dem Bestreben, in Brest-Litowsk unter Verzicht auf verhängnischwangere Annexionen durch ein Geheimabkommen mit England die Grundlagen für einen Dauerfrieden zu schaffen. Beides verteilt die OHL — und zwar Hindenburg wie Ludendorff durch ein alles andre denn militärisch-diszipliniertes Vorgehen ihrem obersten Kriegsherrn gegenüber gelegentlich eines Kronrats im Schlosse Bellevue um die Jahreswende 1917/18. Schließlich wurde auch der Leiter der Außenpolitik selbst nicht eben mit den einwandfreisten Mitteln zum Rücktritt gezwungen — keineswegs unbedingt zum Frommen der weiteren deutschen und europäischen Entwicklung. Dies Memoirenwerk erschließt tiefe Einblicke in die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs und dessen innere Konflikte. Aus ihm vermöchten aber vor allem auch gegenwärtige Staatsmänner oder solche, die es werden wollen, Wesentliches zu lernen, wenn ihnen ernstlich am Aufbau einer neuen Welt von einigem menschlichem und kulturellem Rang gelegen ist.

Richard Sexau

König, Lords und Gentlemen

Die Funktion der englischen Oberschicht in der weltumspannenden Diplomatie, Vormachtstellung und Wirtschaft des Inselreichs hat in der modernen Geschichte immer wieder politische Köpfe fast aller Nationen zum Nachdenken gezwungen. Karl Heinz Abshagen, einer der besten deutschen Englandkenner, hat schon im Jahre 1938 diesem Thema ein vielbeachtetes Buch gewidmet. Daß es nun heute möglich ist, das 15. bis 18. Tausend dieses Buches „König, Lords und Gentlemen“ (Stuttgart 1951, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 256 S.) als Neuauflage, ergänzt, verbessert und überarbeitet erscheinen zu lassen, spricht für sich selbst. England steht nach wie vor im Blickpunkt politischen Geschehens, und das Funktionieren der Demokratie hat sich inzwischen trotz oder wegen der Oberschicht bis zu deren momentanem Abtreten von der politischen Bühne bewährt. Umwälzungen von noch nicht abzusehender Tragweite haben sich inzwischen in England vollzogen. Aber König, Lords und Gentlemen sind weiterhin im Spiel. Deshalb begrüßen wir auch diese Neuauflage, die an klarer

Sicht und Schwung nichts eingebüßt hat. Der Autor, der seine Autorität durch die Mitherausgabe der Uebersicht über die Außenpolitik des Dritten Reichs „Wahn und Wirklichkeit“ (von Erich Kordt) erweitert hat und der jetzt wieder in London lebt, wird die Wandlung Englands in einem neuen, demnächst erscheinenden Buch „Revolution ohne Tränen“ schildern. Beide Bücher zusammen dürften dann die gründlichste und keineswegs kritiklose Beleuchtung des für uns Kontinentale immer rätselhaft bleibenden Inselreichs sein. h. e. h.

Verlorene Gemeinschaft

Die Stellung des Menschen in der Gemeinschaft ist fragwürdig geworden, und damit die Gemeinschaft selbst. Immer neue Versuche der Ordnung und Neuordnung werden unternommen, meist mit unzulänglichen Mitteln. Denn sie übersehen fast alle, daß die Frage der Neuordnung unseres Gemeinschaftslebens nicht allein eine Frage des Verhältnisses von Mensch zu Mensch ist, sondern in erster Linie eine Frage des Verhältnisses des Menschen zu Gott, also eine religiöse Frage. Alle nur aus der säkularen Sphäre unternommenen Rettungsversuche der Gemeinschaft müssen darum scheitern. R. G. Qu a a t z, Jurist, Historiker und seit 1946 Dozent für Soziologie an der kirchlichen Hochschule Berlin, hat in seinem Buch „Verlorene Gemeinschaft“ (Berlin, Verlag Haus und Schule GmbH. 421 S.) das Problem des Gemeinschaftslebens von vielen Seiten her betrachtet und gedeutet. Ausgehend von den Erschütterungen der letzten Jahrzehnte, sucht er die Quellen der Unordnung und Unruhe aufzuzeigen, wobei er sich keineswegs mit nur vordergründigen Beobachtungen begnügt, sondern auf die Ursache der Entartung, eben den Abfall des Menschen von Gott, hinweist. Von der Krise der Gemeinschaft ausgehend, gelangt der Verfasser zur Krise des Denkens und zu den sehr ernstesten Fragen des Verhältnisses zwischen Wissen und Glauben einerseits und zwischen Wahrheit und Gewalt andererseits. Mit unerbittlicher Schärfe zeigt Quaat, wie die Selbstherrlichkeit unser Leben zwiespältig und darum auch unfruchtbar gemacht hat. „Unser Leben läuft seit Adam im Widerspruch zwischen Licht und Finsternis. In diesem Widerspruch droht die Verzweiflung. Aus ihr werden wir errettet durch die

Gnade. Gnade ist Wunder, und Wunder ist Realität. Wir leben aus Gott.“ So lautet der letzte der 44 „Schlußsätze“ des Buches, in denen, gleichsam kristallin, die Erkenntnisse, die Quaat in seiner Arbeit darlegt, sichtbar werden. Der Verfasser will kein wissenschaftliches Werk der Soziologie geben, sein Buch ist vielmehr ein Bekenntnisbuch, freilich auf durchaus solider Grundlage errichtet und wissenschaftlich fundiert. Der etwas überhastete Stil, die Atemlosigkeit des sprachlichen Rhythmus, die viele Abschnitte beherrscht, beeinträchtigt leider etwas den Gesamteindruck. Otto Heuschele

Historische Romane

Es gehört zu den Anforderungen, die man an einen guten historischen Roman stellen muß, daß er sowohl von den Persönlichkeiten, die er schildert, als auch von dem Zeitalter, in dem sie wirkten, ein überzeugendes und einigermaßen wahrheitsgetreues Bild entwirft. Der Roman von Francisco Goya von Flora Sandström „Der tanzende Gigant“ (Hamburg 1951, Hansa Verlag Josef Toth, 382 S.) beschränkt sich jedoch so ausschließlich auf die äußeren Erlebnisse in dem gewiß bewegten Leben seines Helden und auf dessen Liebesabenteuer, daß die Persönlichkeit dieses größten Künstlers seiner Epoche darüber nur blaß in Erscheinung tritt und von seiner Zeit nicht mehr als ein sehr buntes „Sittenbild“ entsteht. — Noch weniger bietet das Buch von Ottokar Janetschek „Kaiser Franz Josef. Schicksale und Tragödien aus der guten alten Zeit“ (Wien, Amalthea-Verlag, 440 S.) die Voraussetzungen zu einem guten historischen Roman. Es ist, wie man schon nach seinem Untertitel befürchten muß, in der heute so beliebten Art der Illustrierten-Kolportagen geschrieben, meist in direkter Rede, und handelt die persönlichen Geschehnisse der einzelnen Mitglieder des habsburgischen Kaiserhauses ab. Die locker aneinandergefügten Szenen ergeben eine gewisse Spannung, die historischen Tatsachen werden aber wiederholt um der Dramatik willen in fragwürdiger Weise „ergänzt“ — so etwa in der detaillierten Schilderung der Tragödie von Mayerling.

Samuel Shellabarger „Der Hauptmann von Kastilien“ (Zürich, Rascher Verlag, 572 S. Ln. DM 17,50) ist dagegen ein historischer Abenteuerroman im guten

Sinne und gibt gleichzeitig durch die spürbar sichere Sachkenntnis des Autors ein einprägsames Bild von Mexiko und Spanien im 16. Jahrhundert. Ein junger spanischer Hidalgo kämpft an der Seite von Cortés mit bei der Eroberung Mexikos und triumphiert nach unendlichen Widerständen über alle Feinde und Neider — eine Erzählung, die zwar aus bewährten Mitteln aufgebaut, aber doch amüsant und fesselnd zu lesen ist und sich in ihrer Qualität wohltuend von vielen Abenteuergeschichten ähnlicher Art unterscheidet.

Weit über die Grenzen des rein historischen Romans aber hebt sich das Buch von Wilhelm Dorn hinaus: „Das Karussell des Teufels“ (Hattingen/Ruhr, Hundt-Verlag, 336 S. Ln. DM 6,50). Diese Geschichte vom Auf und Ab des Bürgers Delatude in der Französischen Revolution entwirft nicht das Bild einer vergangenen Zeit, sondern ein Spiegelbild unserer Gegenwart und von uns selbst. Es ist ein gleichzeitig realistisches und geschichtsphilosophisches Buch, das zum Nachdenken zwingt. k. h.

In notgedrungenen Kürze

I

Der Wunsch unserer Leser, über die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt orientiert zu werden, und die Interessen der Verleger erfordern trotz der Raumschwierigkeiten eine möglichst vollständige Uebersicht über die Büchereingänge. Die Fülle dieser Eingänge erzwingt gegen unseren Willen Ankündigung in gedrängter Form.

Klassisches

Franzis Jordan „In den Tagen des Tammuz. Altbabylonische Mythen.“ Mit 18 Abbildungen (München, R. Piper & Co. DM 9,50). In flüssiger deutscher Uebersetzung eine Wiedergabe der Mythen, die zu dem ältesten poetischen Menschheitsgut gehören. An die Wiedergabe von vier großen Mythen, darunter das Gildamesch Epos, schließen sich sachkundige Erläuterungen, ein Anhang und ein Quellennachweis.

Platons Dialoge, Band 3 (sfr. 4,75). Vergil, Eklogen (Sammlung Klosterberg. Europäische Reihe. Basel, Benno Schwabe & Co.) Das Platon-Bändchen enthält vier der sokratischen Dialoge: Euthyphron, Laches, Charmi-

des, Lysis, die, um 399 v. Chr. geschrieben, eine willkommene Ergänzung zur unsterblichen „Apologie“ und zum „Kriton“ bilden, musterhaft übertragen und eingeleitet von Edgar Salin. — Vergils Eklogen, die am meisten über die Persönlichkeit des Dichters aussagen, bringen den lateinischen Originaltext in Gegenüberstellung der deutschen Uebersetzung und einer Vorrede von Gottfried Preczov Frankenstein. Beides hochwillkommene Gaben dieser bekannten Reihe, die von Hans-Urs von Balthasar herausgegeben wird.

Ebenso begrüßenswert in der gleichen Reihe ist die Neuausgabe von Clemens Brentanos witziger Geschichte „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter“ mit einem Nachwort von Hans-Urs von Balthasar. (sfr. 3,75.) Interessant sind die „Peruanischen Gesichte“ von Ventura Garcia Calderón, dem Gesandten Perus beim schweizerischen Bundesrat, ins Deutsche übertragen von Otto Albrecht und Elisabeth van Bebbler. Die Auswahl traf Emil Lerch, der auch einige der exotischen Erzählungen übersetzt hat. (Beide Bücher Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.)

Die Satiren des Persius (München, Ernst Heimeran Verlag, DM 6,—). Wie immer in der Tusculum-Bücherei stehen sich auch hier der Originaltext und die deutsche Uebersetzung gegenüber. Uebersetzer und Herausgeber dieses auch heute aktuellen Bändchens ist Otto Seel.

Don Juan Manuel „Die Geschichten vom Grafen Lucanor und vom wohlbewanderten Patronio.“ Der altspanische Schriftsteller Don Juan, der Sohn des Infanten Don Manuel, gibt hier aus tiefer Einsicht in die menschliche Torheit an einer Reihe von Beispielen eine witzige und nachdenkliche Darstellung der menschlichen Irrwege mit einer Quintessenz aus Erfahrung und Weisheit, um die ewigen Wiederholungen gleicher Fehler zu vermeiden. Die Uebersetzung stammt von Joseph Frhr. von Eichendorff, die Neuherausgabe von Ludwig Kläiber, der ein Nachwort, eine Literaturübersicht und Anmerkungen hinzufügte. Die Zeichnungen von Peter Betting fügen sich glücklich dem Texte ein. (Freiburg, Herder, DM 7,50.)

Dante Alighieri, „Das neue Leben“ (Heidelberg, Verlag Hermann

Meister, DM 0,75). Die Nachdichtung der Vita nuova stammt von Kurt Erich Meurer. Die Reihe, in der es erschien: „Die kleinen Meisterbücher“, erfüllt einen guten doppelten Zweck: beste Auswahl der Weltliteratur und billigster Preis.

Johann Georg Hamann. Sämtliche Werke Bd. 2 (Wien, Verlag Herder). Der zweite Band der historisch-kritischen Gesamtausgabe, die Josef Nadler sorgfältig herausgibt, und deren ersten Band wir schon anzeigten, enthält Hamanns Schriften über Philosophie, Philologie, Kritik aus den Jahren 1758—1763.

Annette von Droste-Hülshoff „Mevrouw van Ginkel“. (Münster, Verlag Regensburg, DM 2,20.) Diese vielen Freunden des Schaffens von Annette von Droste-Hülshoff unbekannte „Kriminalgeschichte“, ein Spätwerk, wahrscheinlich aus dem Jahre 1844, erstmalig aus ihrem Nachlaß von Kreiten veröffentlicht, hat jetzt Josefine Nettesheim, geschmückt mit Holzschnitten von Hans Pape herausgegeben und ein ausführliches Nachwort dazu geschrieben mit dem treffenden Titel „Ein Vermächtnis christlicher Lebensweisheit“.

Die sechs Bände umfassende Ausgabe von Nicolai Lesskows Gesammelten Werken liegt nun abgeschlossen vor. Es bleibt ein Verdienst des Verlages Biederstein, München (je Band DM 11,50), daß er diese zweite, in vielem überarbeitete Auflage der Werke Lesskows, dessen überragende Bedeutung endlich erkannt ist, in der Uebersetzung von Johannes von Guenther herausgebracht hat. Außer den beiden in der „Deutschen Rundschau“ bereits angezeigten Bänden: „Charaktere und Sonderlinge“ und „Geschichten vom Lande“ liegen nun vor: „Alte Zeiten“, „Von Gauklern, Heiligen und Hetären“, „Leidenschaften“ und als letzter Band „Die Klerisei“.

„Minnesangs Frühling in der Schweiz“ (Zürich, Rascher Verlag. Mit 4 farbigen und 25 schwarzen Bildern auf Tafeln und 3 Schriftwiedergaben von Bildern der Manesse-Handschrift). Die Nachdichtungen stammen von dem gründlichen Kenner dieser Zeit Max Geilinger und zeigen, wie bedeutend auch damals der Beitrag der Schweiz zur Dichtung gewesen ist. Die Ausstattung des Buches ist vorbildlich.

Goethe

„Schriften der Goethe-Gesellschaft“, Band 54 (Weimar, Verlag Böhlau, DM 17,50). Das Buch bringt den zweiten Band von Goethes Briefwechsel mit Christian Gotlob Voigt, bearbeitet und herausgegeben von Hans Tümmeler. Ueber die Bedeutung dieses Briefwechsels bedarf es keines Wortes. Die Schriften der Goethe-Gesellschaft werden von Eduard Spranger und Andreas B. Wachsmuth sorgfältig betreut.

Ernst Grumach „Goethe und die Antike“. Zwei Bände (Berlin, Walter de Gruyter & Co. DM 40,— für beide Bände). Diese vollständige Sammlung von Goethes Äußerungen und Schriften über die Antike mit Bildern ist eine unschätzbare Bereicherung der Goethe-Literatur. Zeichnungen von Goethe und Reproduktionen auf 17 Tafeln sind beigegeben. Ein tiefeschürfendes Nachwort schrieb Ernst Schädewaldt. Ein Quellennachweis sowie ein Sach- und Personenregister erleichtern die Benutzung.

Hans Böhm „Goethe. Grundzüge seines Lebens und Werkes“ (Berlin, Walter de Gruyter, DM 5,50, 7 Bilder). Das gut eingeführte Buch erschien in 4. Auflage.

Richard H. Grützmacher „Die Religionen in der Anschauung Goethes“ (Baden-Baden, P. Keppler Verlag. Brosch. DM 5,80). Eine exakte wissenschaftliche Untersuchung über die tatsächlichen Kenntnisse Goethes von den verschiedenen Religionen, gestützt auf Goethes eigene Urteile und Stellungnahmen zu ihnen.

Goethe. West-Oestlicher Divan. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier (Wiesbaden, Insel Verlag DM 14,—). Die vollständige Ausgabe des Divan wird ergänzt durch Gedichte aus dem Nachlaß, Paralipomena, Anhang und Beigabe zu den Paralipomena, die Geschichte des West-Oestlichen Divans in Worten Goethes und seiner Zeitgenossen und durch einen umfangreichen Anhang mit Worterklärungen, ein Nachwort des Herausgebers Hans J. Weitz, Zeittafeln und eine Landkarte. Wenn man dieses Buch in der altbewährten Ausstattung und Sorgfalt wieder in der Hand hält, so wird der Genuß durch die Ueberzeugung gesteigert, daß der deutsche Verlag sich wieder in hoff-

nungsvollem Aufstieg befindet. Es ist beinahe schon ein körperlicher Genuß, diesen schmiegsamen Leinenband in der Hand zu halten.

Hans Pyritz, „Goethes Verwandlungen“ (Hamburg, Selbst-Verlag der Universität, Kommissionsverlag Conrad Kloss, DM 0,70). Es ist die 1949 zum Goethe-Jubiläum gehaltene Rede des Germanisten an der Universität Hamburg, Prof. Dr. Hans Pyritz, die man trotz der Ueberfülle der damals entstandenen Goethe-Literatur mit Gewinn und Nutzen lesen wird.

G. H. Needler, „Goethe and Scott“ (Toronto, Oxford University Press, 19 Schilling). Eine verdienstvolle Arbeit, da bisher eine gründliche Untersuchung über die Beziehungen zwischen Goethe und Walter Scott nicht existierte und der gegenseitige Einfluß einer gründlichen Untersuchung entbehren mußte. Der Anhang bringt die von Walter Scott übersetzten deutschen Balladen in deutschem und englischem Text.

Mario Krammer, „Alexander von Humboldt“ (Berlin-Charlottenburg, Volksverband der Bücherfreunde, 8 Bildtafeln, DM 6,—). Eine musterhafte Biographie aus intimster Kenntnis in drei Teilen: „Versuch eines Lebensbildes“; „Alexander von Humboldt in Briefen, Berichten und Reden seiner Zeit“; „Das Werk in Auswahl“. Wir haben alle Veranlassung, Mario Krammer für dieses Buch dankbar zu sein.

Friedrich Hiebel, „Novalis“ (München, Leo Lehnen Verlag, Brosch. DM 9,—). Der Verfasser dieser mit Liebe und gründlicher Kenntnis geschriebenen Biographie des Dichters der „Blauen Blume“ ist ein gebürtiger Wiener und heute Professor an der Rutgers-Universität in Princeton. Es ist ein willkommener Beitrag zum 150. Todestage von Novalis am 25. März 1951.

Heinrich Heine, „Mein wertvollstes Vermächtnis“ (Zürich, Conzett & Huber). In diesem Heine-Brevier hat Felix Stössinger aus fundamentaler Kenntnis des Dichters heraus seine Äußerungen über Religion, Leben und Dichtung zusammengestellt. Stössinger schrieb selbst die Einführung und fügte einen aufschlußreichen Anhang sowie wertvolle Glossen, eine Bibliographie und ein Register hinzu.

Das Buch bildet einen Band in der berühmten Manesse-Bibliothek der Weltliteratur.

Adalbert Stifter, „Erzählungen in der Urfassung“ (Augsburg, Adam Kraft Verlag). Dieser von dem besten Kenner Stifters, von Max Stefl, herausgegebene Band bringt die Erzählungen „Der Condor“, „Feldblumen“, „Das Haidedorf“, „Die Mappe meines Urgroßvaters“, „Der Hochwald“ in der Urfassung.

Ferner ein vorbildliches Nachwort des Herausgebers. Die Urfassung ist eine unentbehrliche Ergänzung für jeden Liebhaber Stifters. Mit der Herausgabe dieses Bandes war der Verlag gut beraten, während man sich nur wundern kann, daß in dem Verlags-Katalog zu gleicher Zeit als Autoren Hans Friedrich Blunck, Guido Kolbenheyer und Bruno Brehm auftreten.

Conrad Ferdinand Meyer, „Leuchtende Saat“ (Engelberg in Württemberg, Verlag für schöne Wissenschaften, DM 4,50). Der Herausgeber Friedrich Kempfer hat aus dem Schatze von Conrad Ferdinand Meyers Werk eine Sammlung von Gedichten und Sprüchen zusammengetragen mit einem kurzen Nachwort und Anmerkungen versehen.

Kunstbücher

Karl Scheffler, „Venetianische Malerei“. Wilhelm Müseler, „Europäische Malerei“ (Berlin, Safari-Verlag, Je Band DM 14,50). Karl Scheffler bringt auf 256 Seiten mit 129 Kupfertiefdrucktafeln eine überwältigende Uebersicht über die venetianische Malerei mit einer prachtvollen Einleitung und geradezu klassischen Biographien der großen venetianischen Maler. Hier sind mit den bedeutendsten Werken Tizian, Tintoretto, Giorgione, Paolo Veronese u. a. wesentliche Vertreter der Malerei venetianischer Künstler vereint. — Wilhelm Müseler gibt einen sehr zeitgemäßen Ueberblick über die europäische Malerei von Giotto bis zur Moderne. Die Gliederung nach verschiedenen Themenkreisen ist sehr übersichtlich. Der Band bringt 422 Abbildungen auf Farb- und Kunstdrucktafeln sowie 42 Abbildungen im Text. Eine kluge Einleitung und ein Anhang, der fast ein Nachschlagewerk der Malerei ersetzt, seien als besondere Vorzüge

des Buches angemerkt. Dem Safari-Verlag ist mit beiden Büchern in ihrer vorzüglichen Ausstattung und zu einem durchaus als billig zu bezeichnenden Preise ein glücklicher Wurf gelungen.

Biographien

Reinhard Piper, „Nachmittag“ (München, R. Piper, 44 Bildtafeln, 28 Textbilder. DM 16,80).

Norbert Jacques, „Mit Lust gelebt“ (Hamburg, Hoffmann & Campe Verlag. DM 10,50). Zwei sehr unterschiedene Temperamente und verwandt doch in ihrer Bejahung des Lebens erzählen in diesen beiden Büchern von einem reich gefüllten Leben. Seinem „Vormittag“ hat nun Reinhard Piper, ein vorbildlicher deutscher Verleger, die Erinnerungen seiner späteren Jahre folgen lassen mit manchen bisher unveröffentlichten Portraits, Bildern, Zeichnungen, Briefen und Faksimiles. Er hat immer einen offenen Sinn und ein offenes Herz für Künstler gehabt, seien es Maler, Dichter oder Graphiker, wenn er ihre Echtheit bejahte. Er hat Ernst Barlach die Treue gehalten und hat Stefan Andres bei seinen ersten Schritten geholfen, um nur zwei seiner Autoren zu nennen. Es ist viel Persönliches und wohl auch Familiäres in dem Buch, aber überall stehen das verantwortungsbewußte Wirken und eine echte Menschlichkeit im Vordergrund. — Norbert Jacques, von dem wir kürzlich aus dem zweiten Band seiner Lebenserinnerungen einen Abschnitt veröffentlichten, hat so unbekümmert seine Memoiren geschrieben, wie sein Leben und sein Schaffen immer gewesen sind. Dem Leben ergeben in seiner ganzen Fülle, seinen feinen und derberen Genüssen aufgeschlossen, zeigt er sich hier als allen Zufällen und Gefahren des Erdenwegs gewachsen und das Bilderbuch seines Lebens ist durch

die vielen Menschen, mit denen er in Berührung kam, wie durch seine aus echtem Ferndrang unternommenen Reisen von prächtiger Buntheit.

Musiker-Biographien

Vorangestellt sei die umfangreiche und gründliche Biographie „Johann Sebastian Bach“ von dem Leiter des Mozarteums in Salzburg, Prof. Dr. Bernhard Paumgartner. Bisher erschien der erste Band, der Bachs Leben und Werk bis zur Berufung nach Leipzig und die in diesen Jahren entstandenen Werke behandelt, einzig ausgenommen die Klavier- und Instrumentalwerke, entstanden in der Weimarer und Cöthener Zeit, die für den zweiten Band vorbehalten sind. Ein mit Bildern und Tafeln sowie Musikbeispielen ausgestattetes würdiges Standardwerk von 543 Seiten zum Bachjubiläum (Freiburg, Atlantis-Verlag Dr. Martin Hürlimann. DM 18,—). — Ein fruchtbarer Gedanke ist in den Mozart und Beethoven gewidmeten Büchern durch Hans Rutz verwirklicht (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Je DM 7,80), die Dokumente des Lebens und Schaffens der beiden großen Komponisten bringen in einer sehr guten Auswahl mit verbindendem Text. Das Beethoven-Buch bringt vier, das Mozart-Buch fünf Abbildungen. Rutz schrieb zu beiden Büchern außer dem verbindenden Text ein feinsinniges Vorwort. — Werner Danckert hat dem Leben und Werk Claude Debussys eine gründliche Untersuchung mit sachkundigem Apparat, geziert mit Bildern gewidmet (Berlin, Walter de Gruyter & Co. DM 10,80). Die zahlreichen Abbildungen und Notenbeispiele tragen wesentlich zur Erschließung des Verständnisses für das Schaffen des französischen Komponisten bei. D. R.

Amerika und Europa - Gegenseitige Mißverständnisse

Unter den europäischen Nationen gibt es vielerlei Ursachen, historische und politische, die zu Mißverständnis und Skeptizismus gegenüber den Vereinigten Staaten und sogar zu Furcht vor ihnen führen. Eine der allgemeinen Ursachen ist die, daß nur wenige Länder sich jemals bemühten, amerikanische Geschichte in ihren Schullehrplan einzubeziehen.

Selbst in England, mit den Vereinigten Staaten durch Sprache, Literatur und politische Erfahrungen am engsten verbunden, ist die Kenntnis der amerikanischen Vergangenheit für ihre Unzulänglichkeit bekannt. Ein amerikanischer Schüler höherer Lehranstalten wird in der Regel vertraut sein mit Cromwell und Gladstone, mit englischen Königinnen und ihren Kavalieren, aber selten findet man einen gebildeten Engländer, der viel mehr über amerikanische Geschichte weiß als daß George Washington — ein englisch sprechender Kolonist, der Präsident wurde und von dem es irgendwo in London eine Statue gibt — ein jüngerer Offizier der englischen Armee war. Bis vor kurzem war amerikanische Geschichte kein Studium, das besonderer Beachtung wert schien. In Ermangelung von Königen, Königinnen, Aristokraten und Kardinälen war es verurteilt, für uninteressant, undramatisch und unwichtig gehalten zu werden.

Auf dem Kontinent ist die Unkenntnis der amerikanischen Vergangenheit wenn möglich noch größer als in England, wo heutzutage an einigen Universitäten über dieses Thema gelehrt wird.

Als ich 1949 am Institut d'Etudes Politiques an der Pariser Universität Vorträge hielt, erfuhr ich, daß keiner meiner Hörer Jefferson kannte. Der Name des Mannes, der zu seiner Zeit als Frankreichs größter Freund in Amerika galt und der einen beträchtlichen Einfluß auf die französische Revolution gehabt hat, erregte keinen Widerhall im Geist oder im Gedächtnis der jungen Franzosen. Sie hätten sehr wahrscheinlich eine wissenschaftliche Abhandlung über Perikles oder Cicero geschrieben, aber der Apostel der Demokratie und Autor der „Unabhängigkeitserklärungen“ war ihrem geistigen Erleben fremd. Eines der führenden Verlagshäuser in Paris, dem nahegelegt wurde, Jeffersons Schriften über Demokratie herauszubringen, erwiderte, da wenige Franzosen kaum von dem Mann gehört hätten, würde das vorgeschlagene Buch in Frankreich keine Leser

finden. Es ist zweifelhaft, ob Deutsche oder Italiener mehr über dieses Thema wissen, oder überhaupt über amerikanische demokratische Tradition im allgemeinen, als die Franzosen.

Unkenntnis der amerikanischen Geschichte bedeutet mehr als bloß mangelhafte Information über vergangene politische Zeitläufe. Sie beeinflusst die allgemeine Haltung gegenüber Kultur und öffentlichen Einrichtungen. Sogar gebildete und aufgeklärte Europäer, mit einigen Ausnahmen, neigen dazu, die USA als ein Land ohne richtige Kultur anzusehen, d. h. ohne tiefgewurzelte geistige Vergangenheit. Deutsche, wenn sie von Amerika sprechen, nennen es „unkultiviert“. Franzosen drücken dasselbe aus mit dem Wort „seelenlos“. Ausländer scheinen wirklich zu glauben, daß die Amerikaner eine unhistorische „junge“ Nation seien und also weder eine ununterbrochene fortschreitende Kultur hätten noch Respekt davor.

Im Hinblick auf Amerikas reiches geistiges Erbe ist diese Ansicht besonders erstaunlich. Weit entfernt von einer geistigen Dürre und wurzellosen Bildung besitzen die USA eine ungebrochene politisch-philosophische Tradition ersten Ranges. Ein Land, das im Laufe seiner nur drei Jahrhunderte alten historischen Existenz eines Thomas Hooker, einen Roger Williams, einen Benjamin Franklin und einen Thomas Jefferson, einen Alexander Hamilton und einen James Madison, einen John Marshall und einen John Calhoun, einen Henry Adams und einen William James, einen Henry George und einen John Dewey hervorbringen konnte — um nur einige zu erwähnen — solch ein Land müßte gerechterweise ein Anrecht haben auf einen Platz der Gleichberechtigung unter den Nationen, die eine ältere geistige und kulturelle Vergangenheit besitzen. Aber leider wissen nicht viele Ausländer etwas vom Dasein dieser amerikanischen Denker (Dewey ist eine Ausnahme), und wenige machen sich klar, daß diese Menschen zu einem langen und tiefen kulturellen Strom gehören, der noch keineswegs versiegt ist.

Etwas von dieser Unwissenheit ist natürlich zurückzuführen auf eine gewisse Art von europäischem Snobismus. Reiche mit alten Kulturen sehen fast immer auf jüngere herab wie auf Emporkömmlinge. Europäer mit ihrer gesellschaftlichen Exklusivität waren geneigt, die amerikanische nicht-klassische, sachlich-realistische, auf die Bildung der Massen hinstrebende Erziehung als billig oder unwürdig der Anstrengung eines gebildeten Menschen zu betrachten. Sogar heute, da wahrscheinlich amerikanische Universitäten und andere Lehranstalten für Unterricht und Wissenschaft zu den erstklassigsten der Welt gehören — vom Standpunkt der Ausrüstung, des Lehrplans und des Lehrkörpers — gibt es immer noch Europäer, die mit der gleichen Verachtung auf Amerika sehen wie das klassische Griechenland auf Rom.

Es ist nicht nur die fernliegende amerikanische Vergangenheit, die in Europa meistens unbekannt ist. Amerikanische Ereignisse der Gegenwart von Bedeutung erfahren gewöhnlich in Europa nicht die ihnen gebührende Würdigung. Ebenso sind die meisten Europäer zwar mit dem Namen Franklin D. Roosevelt vertraut, aber nicht viele sind sich klar über

den Sinn und den Umfang der „New Deal“-Revolution. Es überrascht den Europäer zu hören, daß die USA ein ausgedehntes System von Sozial-Schutzmaßnahmen besitzen, das zwar nicht ganz so umfassend wie das englische oder schwedische ist, aber doch viele Bedürfnisse stillt.

Wenn ich einer europäischen Hörerschaft erzählte, daß heutzutage die Arbeiter in den USA bezahlten Urlaub erhalten und berechtigt sind, Arbeitslosenunterstützung und Altersrente zu beziehen, begegnete ich Erstaunen und ausgesprochener Skepsis. Einige meiner Hörer beschuldigten mich der Propaganda.

Aehnlich zweifelhaft und schlecht unterrichtet ist man in bezug auf die amerikanische Arbeiterbewegung.

An einem politischen Seminar in England unterstrich ich folgende Punkte, die amerikanischen Gewerkschaften betreffend: Eine organisierte Arbeiterschaft bildet eines der drei mächtigsten Elemente im amerikanischen Leben. Die anderen zwei sind eine organisierte Landwirtschaft und ein organisiertes Erwerbsleben. Die Gewerkschaften haben jetzt fast 16 Millionen Mitglieder gegen weniger als 2 Millionen am Vorabend des New Deal und sind vermutlich der mächtigste alleinige politische Wirtschaftsbereich im Land. Im industriellen Bezirk spielen die Gewerkschaften eine Hauptrolle bei den lokalen, Kongreß- und Präsidentschaftswahlen. In einigen Gruppen der Vereinigten Staaten hat die soziale Arbeiterbewegung für alle praktischen Zwecke die demokratische Partei-Apparatur übernommen. Daß das gegenwärtige Amerika eher angesehen werden muß als sozialistisch denn als rein kapitalistisch, ist hieraus unschwer zu entnehmen.

Während einige der Zuhörer glaubten, was ihnen gesagt wurde — zu ihrem eigenen Erstaunen — bestanden andere höflich, aber mit der Festigkeit, die aus langer Ueberzeugung herrührt, darauf, daß dies kaum wahr sein könne. Warum? Weil es gegen eine eingefleischte Theorie lief. „Jedermann weiß“, sagten sie schließlich, „daß Wallstreet Amerika regiert.“ Für zahlreiche Europäer (und auch Asiaten) hat das alte Klischee von Wallstreet's Beherrschung des amerikanischen Lebens die Kraft einer selbstverständlichen Voraussetzung.

Das Wallstreet-Kapitalisten-Thema, das man bei den sehr populären und viel übersetzten amerikanischen Radikalen findet, als da sind Jack London und Upton Sinclair, wird durch fortwährende Sowjet-Propaganda bekräftigt und aufgefrischt, und seine Wirkung sollte nicht unterschätzt werden. Sie wird durch Kommunisten außerhalb Rußlands wiederholt und ausgeschmückt und in weiten Kreisen geglaubt, sogar unter Nicht-Kommunisten. Die Idee, daß die Kapitalisten herrschen und daß solche Herrschaft schlecht für das Volk ist, findet leicht Aufnahme, besonders unter Arbeitern und Bauern ohne Land, die aus langer bitterer Erfahrung wissen, was eine Herrschaft der Geldleute und Großgrundbesitzer bedeutet.

Niemals werden die Armen Europas (und Asiens) daran zweifeln, daß die Herrschaft der Reichen böse ist. Aus diesem Grunde fällt das kommunistische Wallstreet-Argument auf fruchtbaren Boden.

Dies bringt uns zu einer anderen Betrachtung, die allzu oft übersehen wird, nämlich daß Europa eine starke marxistische und sozialistische Tradition hat. Diese Tradition ist anwendbar auf die Arbeiter und — was vielleicht noch wichtiger ist — auf die Intelligenz, deren Rolle in Europa etwas näher betrachtet werden sollte. Es ist leider wahr, daß Amerikaner zuviel Gewicht auf den „praktischen“ Menschen legen und zu wenig Vertrauen in den „theoretischen“, eine Situation, die in einen gefährlichen Anti-Intellektualismus ausarten kann, sowohl in Amerika wie auf dem Kontinent. Mit Bezug auf Europa ist dieser außerordentliche amerikanische Pragmatismus ein Fehler und bildet eine Quelle der Mißverständnisse, die zu Reibungen führen können und, was schlimmer sein mag, zu einer falsch berechneten Politik.

In einigen der grundsätzlichen Stellungnahmen zum Leben und seinen Problemen unterscheiden sich die beiden westlichen Typen, Europäer und Amerikaner, erheblich. Wo der „praktische“ amerikanische Politiker und Administrator dem Intellektuellen als langmähigem Schöngesister und vielleicht gefährlichem Schwärmer mißtraut, ist der Europäer geneigt, nur dem Gebildeten und Studierenden die Fähigkeit zuzugestehen, Führungs- und Machtstellen zu besetzen. (

Da, wo der Amerikaner, Theorie und Abstraktion beargwöhnend, auf die Intelligenz in öffentlicher Stellung mit Unbehagen und sogar mit Sorge sieht, hält der Europäer einen Mann der Öffentlichkeit nicht für „gefährlich“, weil er studiert hat. Diese respektvolle Haltung für den Gebildeten herrscht sogar vor, und man könnte sagen: besonders, bei den Arbeitern. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß seit dem Aufstieg der europäischen Arbeiterbewegung im letzten Jahrhundert die Theoretiker, Organisatoren, Sprecher und Führer in erstaunlichem Ausmaß zu der von Universitäten kommenden Intelligenz zählten. Abgebrühte und „praktische“ Gewerkschaftler wie Ernest Bevin sind eine Ausnahme. Typisch für die europäische Arbeiterbewegung sind die intellektuellen Führer, oft gewitzte Theoretiker, wie Marx und Engels, Lenin und Trotzki, MacDonald und Attlee, Jaurès und Blum.

Der Amerikaner mit seinem übermäßig realistischen Hintergrund bedenkt oft nicht, daß Sozialismus und marxistische Lehre in Europa höchst lebendig sind. Die Intelligenz in Europa nimmt entweder für oder gegen den Marxismus Stellung. Auf jeden Fall ist sie von seiner Philosophie beeinflusst und nimmt ihm gegenüber ihren Standpunkt ein. Was die organisierten Arbeiter betrifft, mit Ausnahme vielleicht der christlichen (meist katholischen) Gewerkschaften, so finden sie in den marxistischen Grundsätzen eine Quelle des Glaubens und der Begeisterung. Dies natürlich paßt auf Sozialisten wie auf Kommunisten.

Sogar außerhalb der Arbeiterkreise hat der Marxismus sein besonderes Ansehen, wenn nicht volle Billigung. Hier wiederum ist die Rolle der Gebildeten — angesehener Leute, die durch das geschriebene oder gesprochene Wort ihr Leben verdienen — wichtig. In europäischen Gemeinden, besonders in kleineren, wird dem Lehrer und dem Pfarrer mit Achtung begegnet. Daher sind sie in der Lage, Einfluß auszuüben.

Häufig ist der Schullehrer ein Sozialist, ein Kommunist oder einfach ein Marxist. Dies bezieht sich genau so auf den Journalisten, der wie der Lehrer sowohl studiert als unterbezahlt ist, eine Kombination, die kaum dem status quo förderlich sein kann.

Die Marxisten, selbst die, die nicht aus Stalins Lager kommen, sehen immer noch die Gesellschaft durch die Brille der ökonomischen und sozialen Lehre des 19. Jahrhunderts. Obgleich die Welt gründliche Veränderungen erlitten hat, deren Marx sich niemals träumen ließ, glauben seine Nachfolger noch heute an sein grundlegendes Dogma vom Kapitalismus und seinen Folgen. Den marxistischen Lehrern liegt der Glaube zugrunde, daß Kapitalismus schlecht, ungerecht und unbeständig ist. In den Gemütern der Marxisten liegt tief gebettet die Ueberzeugung, daß das kapitalistische System, wie es von Marx und seinen Jüngern analysiert ist, unvermeidlich Elend, Arbeitslosigkeit, Ungerechtigkeit und schließlich den Krieg hervorbringt. Und da die Vereinigten Staaten als das kapitalistische Land par excellence gelten, betrachten es die Marxisten mit unverhohlenem Mißtrauen.

Ironischerweise wird diese marxistische Antipathie gegen den Kapitalismus noch verstärkt durch die amerikanische Propaganda in Europa und vermutlich auch in anderen Gebieten der Erde. Mit überraschender Naivität neigt die amerikanische Propaganda dazu, Amerikas Reichtum und Wohlfahrt zu unterstreichen. Voraussichtlich geschieht dies als Entgegnung auf die Armut und den niederen Lebensstandard in der Sowjet-Union unter dem Kommunismus. Die Idee dahinter ist: Wenn du zeigst, daß wir reicher sind als sie, werden sie freudig auf unsere Seite überlaufen. In Wirklichkeit läuft eine Propaganda, die Reichtum und Luxus betont, Gefahr, sich selbst zu vernichten und eher Neid als Bewunderung zu erregen. Den Armen in Europa — und die meisten Europäer gehören in diese Kategorie — könnte die amerikanische Rede vom Reichtum verächtlich nach gefühlloser Prahlerei klingen.

Gewiß, die Sozialisten von West-Europa akzeptieren amerikanische wirtschaftliche Hilfe, und sie unterstützen das politische Bündnis mit Washington, aber sie tun es widerwillig. Ihr marxistisches Mißtrauen gegen kapitalistische amerikanische Beweggründe und Ziele bleibt wach. Nur die Furcht vor einer möglichen russischen Invasion und kommunistischen Diktatur hält sie treu im amerikanischen Lager. Aber im Grunde ist ihre Haltung gegen die USA von der Notwendigkeit diktiert — wie sie es nennen — zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

Ebenso gut wie es Europäer gibt, die die Vereinigten Staaten als Champion der Freiheit betrachten und als Bollwerk gegen drohenden Totalitarismus, gibt es solche, die über die Amerikaner kaum besser urteilen als über die Russen. Unter denen, die sagen: „A Plague O' Both Your Nouses“ sind sowohl Marxisten wie katholische Intellektuelle. Für sie sind die USA ebenso materialistisch und imperialistisch wie die Sowjet-Union; und da gibt es keinen Unterschied.

Dies wurde dramatisch illustriert anläßlich einer Pariser Massenversammlung, organisiert von Sozialisten und anderen Anti-Totalitaristen

gegen Kommunismus und Diktatur. Als ein Redner nach dem anderen die Tribüne betrat, wurde eine auffällige Verschiedenheit bemerkbar zwischen den amerikanischen und den französischen Gruppen. Die amerikanischen Sprecher beschränkten sich auf Anklagen gegen „Sowjet-Imperialismus“. Aber die französischen Redner griffen unparteiisch beides an: „sowjetischen und amerikanischen Imperialismus“. Dies war eine neue Auslegung zu Anatol France's altem Witz, daß das Gesetz in majestätischer Unparteilichkeit sowohl den Armen wie den Reichen das Betteln und Schlafen unter Brücken verbietet.

Das ziemlich weit verbreitete europäische Mißtrauen gegen den Kapitalismus als wirtschaftliches und gesellschaftliches System, dargestellt durch die USA, wurzelt in einem Verstehen der Vergangenheit und einem Mißverstehen der Gegenwart, besonders der amerikanischen. In Ländern wie Frankreich und Italien, ganz und gar in Spanien und Portugal war das Entwicklungsstadium des kapitalistischen Systems zweifellos selbstsüchtis, herzlos und phantasielos. Die Arbeitgeber waren nicht selten brutal und gleichgültig gegen die Bedürfnisse und Hoffnungen der Arbeiter. Im großen und ganzen haben europäische Kapitalisten, klassenbewußt im Extrem, für die, die für sie arbeiteten, nur einen geringen Grad von sozialem Verantwortungsgefühl entfaltet. Oekonomisch wie psychologisch war der Abgrund zwischen Europas Reichen und Armen schon vor der kapitalistischen Ära breit und tief. Ihn zu überbrücken, wurden weder in dieser noch in anderen Geschichtsperioden auch nur geringe erfolgreiche Bestrebungen gemacht. Klassenbewußtsein, Klassenkonflikt, tatsächlich oder potential, waren feststehendes Inventar des europäischen Lebens. In neuerer Zeit hat das Gefühl des Größs gegen die oberen Schichten die unterdrückte Bevölkerung, besonders die Arbeiter, zu einer Verwerfung des kapitalistischen Systems geführt. Tatsächlich bedeutete das bloße Wort „Kapitalismus“ etwas Schlechtes.

Diese europäische Gepflogenheit ist mit all ihren gefühlsbedingten Nebenerscheinungen übernommen worden, um so die amerikanische Aktualität zu verdecken. Daß amerikanischer Kapitalismus nicht derselbe ist wie der europäische, wird gewöhnlich ignoriert oder ist nicht bekannt. Für die, denen beigebracht wurde, das ganze System zu hassen, hat der Kapitalismus einen schlechten Beigeschmack, gleich woher er stammt oder wie er sich auswirkt. Nicht viele Europäer sind sich bewußt, daß die amerikanische wirtschaftliche Struktur radikal verschieden ist von derjenigen, die Marx und seine Nachfolger sich als „kapitalistische Gesellschaft“ vorstellten. Z. B. ist sie nicht ein System, um die Arbeiterklasse auszubeuten, den Armen noch ärmer und den Reichen reicher zu machen. Eher erstrebt die amerikanische wirtschaftliche Organisation, besonders die in der Mitte des 20. Jahrhunderts, mehr zu produzieren denn je zuvor, billiger zu verkaufen denn je zuvor, die Käuferkraft auf mehr Schichten auszudehnen denn je zuvor und den allgemeinen Lebensstandard auf eine höhere Stufe zu bringen denn je zuvor, die Arbeiterklassen inbegriffen. All dieses, der Triumph des amerikanischen Kapitalismus und der amerikanischen Technik, ist ein lebendiger Widerspruch gegen die marxistische Theorie.

Aber was bedeutet das in Europa? Da das amerikanische Beispiel nicht in der persönlichen Erfahrung der meisten Europäer liegt, kann es nur geringe Bedeutung für sie haben. Sehen sie in einem amerikanischen Film einen Arbeiter sein eigenes Auto fahren, werden sie dies vermutlich für einen Ausnahmefall halten oder für typische Hollywood-Uebertreibung. Das gleiche gilt für den amerikanischen Reichen. Wenig Europäer, besonders auf dem Kontinent, geben Geld für öffentliche Zwecke aus. Wer hörte je von einem französischen Carnegie, einem deutschen Rockefeller oder einem italienischen Harkness? Gewöhnlich verbrauchen die bemittelten Leute in Europa ihr Geld für Schlösser, Yachten, Pferde, Maitressen und Monte Carlo. Klassenbewußte Europäer auf beiden Seiten des wirtschaftlichen Zaunes akzeptieren dieses Verhalten als selbstverständlich. Die Kenntnis von Wohltätigkeit im großen Maßstab, systematisch organisiert, ist der europäischen Tradition recht fremd. Als ich meinen Pariser Studenten von den enormen Beiträgen der amerikanischen Magnaten für soziale, kulturelle und Erziehungseinrichtungen erzählte, betrachteten sie diese Feststellung als eine Art Witz. Sie hielten es für amerikanische Propaganda, wenn ihnen beigebracht wurde, daß Amerikas vornehmste Universitäten, Forschungsinstitute und Museen durch die großen Kapitalisten gegründet und erhalten werden. Zahnpasta, Oel, Tabak, Foto-Apparate und anderes mehr legten den Grundstein zu Amerikas größten öffentlichen Einrichtungen, so wurde ihnen gesagt. „Quand même, il ne faut pas exagérer“, antworteten die französischen Skeptiker.

Die amerikanische politische Struktur ist ein anderer Punkt, der die Europäer verwirrt und ihnen Rätsel aufgibt. Sie ist so verschieden von ihrer eigenen politischen Erfahrung, daß sie sich nicht darin zurechtfinden. Ueberall mußte der Schreiber dieses Artikels das Zwei-Parteien-System erklären; den Unterschied — wenn überhaupt einer besteht — zwischen Demokraten und Republikanern, und warum das amerikanische Volk gestattet, sich von unehrlichen Managern und einer korrupten politischen Apparatur kontrollieren zu lassen, die wiederum vielleicht ein Instrument der Gangster ist.

Es war schwer, Menschen, die an politisch national organisierte Parteien gewöhnt sind und daran, von oben dirigiert zu werden, zu erklären, daß amerikanische Parteien lokal verwurzelt sind und von unten herauf funktionieren, daß sie nur eine lockere nationale Bindung haben und schließlich, daß sie nicht auf irgend einer dogmatischen Lehre oder auf einem philosophischen System aufgebaut sind. Gleichermassen erforderte die Tatsache der Partei-Disziplin und der Führung viele Erklärungen. Es war notwendig aufzuzeigen, daß in Amerika Parteiorganisation und Disziplin die geringste Rolle spielen. Damit sie überhaupt funktionieren, darum brauchen die Parteien „Maschinen“, besonders in den Städten. Jemand muß die Apparatur betätigen, d. h. die Wahlstimmen hervorlocken — Repräsentationspflichten ausüben — um die Loyalität der Wähler aufrecht zu erhalten. Deshalb der „boss“. Es ist seine Aufgabe, die Dinge im Laufen zu halten, Abkommen zu treffen mit den Kandidaten und für sie, den Fonds zur Wahlkampagne aufzutreiben

und zu versuchen, seine Wähler in der Gemeinde, in der er arbeitet, zufrieden zu stellen.

Europäer wunderten sich zu hören, daß ein amerikanischer politischer „Boss“ ein anständiger Mensch sein kann und häufig auch ist. Ich mußte klarstellen, daß bei der Art des amerikanischen Systems der örtlich verhafteten politischen Organisationen, der freiwilligen Interessengemeinschaften und der losen Disziplin der Boss eine notwendige Funktion ausübt, so ehrlich, wie die Natur es Menschen und Politik erlaubt. Obwohl es unehrliche Bosse gibt, brauchen sie dies weder zu sein, noch regieren sie allein die amerikanischen Staaten.

Ein weiterer Grund des europäischen Skeptizismus und der Antipathie gegen die USA ist die Negerfrage. Dieses Thema kommt in fast allen Diskussionen zur Sprache und erinnert einen unvermeidlich an das Erlebnis des amerikanischen Besuchers in der Moskauer Untergrundbahn. Der Erzählung nach rühmte der russische Führer die Wunder der neuen, merkwürdig stillen Untergrundbahn. Als er fortfuhr, auf den herrlichen Marmorfußboden und die schönen Stahlschienen zu weisen, unterbrach der Amerikaner immer wieder mit der Frage: „Ja, aber wo sind die Züge?“ Schließlich stieß der Russe gereizt hervor: „Und wie steht's mit der Lynchjustiz in Amerika?“

Kein Zweifel, was Myrdal das amerikanische Dilemma nennt, tut den Vereinigten Staaten im Ausland viel Abbruch, besonders darum, weil die amerikanische Behandlung der Neger in Europa sehr übertrieben wird. Es herrscht die Annahme vor, das Leben der Neger sei in Amerika in dauernder Gefahr, sie würden überall im Lande zu Hunderten gelyncht, mißachtet und schlecht behandelt und aller Bildungs- und Wirtschaftsmöglichkeiten beraubt. Im Hinblick auf solche Vorstellungen ist es begreiflich, wenn Europäer häufig sagen, Amerika sei nicht als Champion der Demokratie geeignet, und amerikanische Rassentheorie kaum besser als die Nazi-Abart. Diese Verzerrung der Wahrheit über die Negerbehandlung sollte uns angesichts der Tatsache, daß sie eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit ist, nicht blind machen. Sie beeinflußt unser Prestige in den Augen der demokratischen Nationen, läßt sie an unserem guten Willen und unserer Aufrichtigkeit zweifeln und vermehrt ihr Unsicherheitsgefühl. Aus Gründen, die mehr mit der Innenpolitik denn mit der Außenpolitik zusammenhängen, haben unsere Nachrichtenagenturen im Ausland dieses Problem nicht mit der nötigen Offenheit behandelt. Entweder verhielten sie sich ausweichend oder waren still. Unsere Propaganda neigte zur Beschönigung der mißliebigen Wahrheit, ein ebensowenig befriedigender Kunstgriff wie der einer Hausfrau, die den Staub unter den Teppich kehrt, um ihn außer Sicht zu schaffen. Tatsache ist, daß die Negerfrage nicht vor der Welt verborgen bleiben kann — in jedem Fall würde Moskau es durchtreiben — und deshalb sollten die USA dieser Frage ins Gesicht sehen und sie zu lösen versuchen.

In dieser Hinsicht ist eine „Strategie der Wahrheit“ nicht nur unvermeidbar, sondern auch besonders wirksam, wie ich durch meine Erfahrung mit europäischen Hörern erfuhr. Wenn ich gefragt wurde: „Und

was ist's mit den Negern in Amerika?" so gab ich offen die ganze unangenehme Wahrheit zu. Dann aber verwies ich auf folgende Punkte:

1. Die Negerfrage war eine große Tragödie der amerikanischen Geschichte. Einst war sie nahe daran, das Land zu zerstören, und ihretwegen verloren zwischen 1861 und 1865 fast eine Million Amerikaner ihr Leben.
2. Die besten Amerikaner haben sich immer der Behandlung der Neger geschämt und versucht, etwas dagegen zu tun. Tatsächlich setzte Präsident Truman 1948 sein und seiner Partei politisches Leben für die Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Neger ein — und er gewann.
3. Das Leben amerikanischer farbiger Bürger verbessert sich von Jahr zu Jahr. Sie haben in der Tat bemerkenswerte und fast dramatische Fortschritte gemacht seit ihrer Befreiung 1865, und heute sind in den Vereinigten Staaten 10 von 1000 der Berufstätigen, Wissenschaftler, Schriftsteller, Künstler und Geschäftsleute Neger. Jedes Jahr eröffnen sich ihnen weitere Wirtschafts- und Bildungsmöglichkeiten. Schließlich muß man feststellen, daß trotz aller Nachteile, unter denen amerikanische Neger zu leiden hatten, sie als Ganzes jetzt besser gestellt sind, sowohl wirtschaftlich als ihre Ausbildung betreffend, als irgend eine andere farbige Gruppe in der Welt.

Europäische Auditorien fanden diese Erklärung wohlthuend und im wesentlichen annehmbar. Gewöhnlich fragten sie: „Warum erzählen Amerikaner uns diese Dinge nicht offen?“

So viel über die Auffassungen und die vorherrschende Haltung in Europa gegenüber den Vereinigten Staaten. Die Frage ist: Was, wenn überhaupt, kann getan werden, um das Bild aufzuhellen?

Im Vordergrund stehen einige allgemeine Beobachtungen. Wir müssen im Auge behalten, daß Amerikas Stellung in der Welt einzigartig in der Geschichte ist. Ein Titan unter den Nationen, besitzt dieses Land mehr absolute und relative Kräfte als irgendeine Nation jemals in Händen hatte, seit es eine Geschichtsschreibung gibt. So produzieren die USA nicht weniger als 60 % aller Industrie-Erzeugnisse der Welt. Die Zahl schwankt — sechs bis sieben Prozent der Erdbewohner stellen mehr her als der ganze Rest zusammen. Niemals gab es dergleichen!

Zu dieser einzigartigen Stellung und Vielfalt Amerikas kommt die Tatsache, daß es eine sich selbst regierende Republik ist, mit einem herkömmlichen Respekt vor der öffentlichen Meinung. Obwohl es mächtigere Staaten gegeben hat als die USA, gibt es kein Beispiel für ein die Welt beeinflussendes demokratisches Land, ein Land, wo einfache Menschen aufgerufen werden, um die Politik formen zu helfen. Dies macht den Ablauf politischer Entscheidungen langsam und schwerfällig; es schließt auch eine Achtung der verschiedenen Vorurteile, Meinungen und Prädispositionen ein, die gerade an der Tagesordnung sind. In anderen Worten, wo eine undemokratische Macht rasch und entscheidend handeln kann, kann eine demokratische, von der öffentlichen Meinung abhängige, oft hemmenden, verwirrenden Skrupeln ausgesetzt sein. Dies ist besonders schwierig zu einer Zeit, da globale Verantwortlichkeit rasches, sofortiges Handeln verlangt, das sich nicht gut in das

demokratische Schema fügt. Denn wahrscheinlich hat nie zuvor in der Geschichte eine einzige Nation eine so schwere Bürde auf sich genommen für der Welt Wohl und Wehe — wie das heutige Amerika.

Weiter unterscheidet sich die Stellung der USA von der anderer mächtiger Staaten der Vergangenheit darin, daß sie die globale Führung in einer Zeit des schnellen Massenverkehrs übernommen haben. Die Technisierung von Verkehr und Transport brachte eine Revolution in menschlichen Beziehungen hervor, die erst am Anfang steht. Nirgendwo kann heute ein menschliches Wesen dem Bereich moderner Verkehrsmethoden entfliehen. Ueberall wird jedermann bombardiert mit Bild und Ton. Auf beiden Hemisphären arbeiten Apparate in voller Lautstärke, um Ohren, Herzen und Seelen der Menschen zu erreichen, und immer bleibt die dringende Frage: Was soll in diese Apparate hinein! Ueber diesen Punkt besteht bei den Kommunisten kein Zweifel. Aber die Amerikaner haben noch keinen befriedigenden Inhalt ausgearbeitet. Wir haben die Technik, aber noch nicht die Philosophie für eine wirkungsvolle Ueberredungskunst.

Spezialisten in psychologischer Kriegführung und internationalem Nachrichtendienst, glauben die USA, könnten auf diesem Gebiet viel tun. Aber in bezug auf die Verwirklichung dürfen sie nicht immer zu optimistisch sein. Daß die Reichen und Mächtigen selten geliebt werden, ist fast ein Gemeinplatz. Gewöhnlich werden sie gefürchtet und beneidet. Dies paßt auf Völker wie auf Einzelwesen. Wie alle Welt weiß, sind die USA sowohl mächtig wie reich. Folglich leiden sie an einem ernsten Handicap in den Augen der Welt. Aber es ist nicht unüberwindlich, Tatsächlich wünschen die Amerikaner Sympathie und Zuneigung, und sie sind leicht beunruhigt, wenn ihnen Kritik oder Antipathie begegnet. Trotzdem werden sie sie hinnehmen müssen als Preis für Macht und Führerschaft.

Auf anderen Gebieten kann viel getan werden, um Vorurteile zu zerstreuen und falsche Gerüchte zu vermeiden. Was wir sofort brauchen, ist ein Generalstab für psychologische Kriegs- und Friedensführung, möglichst außerhalb jeder bestehenden Nachrichtenzentrale der Regierung. Dieser Generalstab sollte die besten Spezialisten rekrutieren für Bildung, Psychologie, Kulturen anderer Völker und Nachrichten, und strategische wie taktische Pläne mit derselben Wichtigkeit und Hingabe an jedes Detail ausarbeiten, wie es auf militärischem Gebiet geschieht. Auf weite Sicht könnte die Arbeit eines solchen Stabes entscheidend sein, da die letzte Schlacht um die Welt in den Herzen und Seelen der Menschen gewonnen oder verloren wird. Die Kosten dieser Operation würden allerdings beträchtlich sein, bedeutend größer als irgend ein Beitrag, der zur Zeit der „Stimme Amerikas“ und anderen Agenturen zugebilligt wird. Aber die auf solche Weise verwendeten Summen scheinen unwesentlich im Hinblick auf die Größe der Aufgabe.

Professor Saul K. Padover ist ordentlicher Professor für Politik und Geschichte, Dekan der New School for Social Research.

Genfer Mosaik

Randbemerkungen zur Tätigkeit der europäischen UN-Organisationen

Frauen und internationale Institutionen haben eines gemeinsam: diejenigen, über die man viel zu hören bekommt, sind nicht immer die besten Exemplare ihrer Gattung. Diese goldene Regel gilt auch für die gegenwärtig im Genfer „Palais des Nations“ tagende Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Europa, die ECE, der unter den europäischen Zweigorganisationen der UN hervorragende Bedeutung zukommt.

Der Werdegang der ECE ist aber charakteristisch für die Entwicklung, die so manches UN-Organ während der letzten Jahre durchmachte — eine Entwicklung, die dazu führte, daß die Vereinten Nationen ihr Anfangsprestige aus der Kriegszeit nahezu vollständig einbüßten und die Öffentlichkeit heute immer mehr dazu neigt, mit einem vielsagenden Achselzucken über die UN hinwegzugehen und ihre Sessionen mit einem lakonischen: „nun reden sie wieder“ zu kommentieren.

Die Betrachtung erscheint lohnend, weshalb es zu diesem bedauerlichen Schicksal der UN kam. Oder um es klarer und eindeutiger zu sagen: wie es die Sowjetblockmächte verstanden haben, durch ihre stetige Obstruktion die anfänglich beabsichtigte segensreiche Tätigkeit der UN zu verhindern und sie zu einer Plattform der Propaganda-Parolen des Kremls zu degradieren. Die ECE ist hierfür ein treffliches Beispiel. Sie zeigt im enggehaltenen, übersichtlichen Rahmen, was sich in den Vereinten Nationen im Großen vollzieht, nämlich eine Existenzkrise, deren Akteure sich schamhaft hinter der mühsam zusammengekleisterten Fassade einer scheinbaren internationalen Solidarität verstecken und deren einzelne Entwicklungsstadien im Dschungel der mannigfaltigen Räte, Kommissionen, Ausschüsse und Arbeitsgruppen kaum mehr verfolgt werden können. Die einzelnen Taktiken der Sowjets im Rahmen der ECE — so geringe Bedeutung sie im einzelnen besitzen mögen — sind deshalb symptomatisch für die Kniffe und Ränke, mit denen der Osten eine wirksame internationale Zusammenarbeit zu verhindern sucht.

Die ECE: Theorie und Praxis

Am 28. März 1947 wurde die ECE von der Vollversammlung der Vereinten Nationen in Lake Success ins Leben gerufen. Diese Kommis-

sion, in der alle europäischen Länder diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges mit Ausnahme Spaniens vertreten waren, sollte den wirtschaftlichen Wiederaufbau des vom Kriege hart getroffenen Kontinents in die Hand nehmen. Sie sollte eine allgemeine Hebung des Produktionsniveaus, die Erschließung neuer Märkte für europäische Produkte und die zwischenstaatliche Zusammenarbeit fördern. Viele Hoffnungen wurden damals in der Geburtsstunde an dieses UN-Geisteskind geknüpft, und zahlreiche schönklingende Versicherungen begleiteten es auf seinen ferneren Lebensweg. Ja, einige Optimisten äußerten damals sogar — ein Jahr vor dem ersten östlichen Warnschuß, der Berliner Blockade — daß die ECE Osten und Westen, die im Kriege Seite an Seite gekämpft hätten, nun auch im Frieden im gleichen brüderlichen Geiste bei dem Wiederaufbau Europas vereinen werde. Man tut gut daran, sich an diese Worte einmal wieder zu erinnern. Denn gar zu leicht verfällt man der Vorstellung, das gegenwärtige Dilemma als etwas Selbstverständliches, Logisches und von vornherein Gegebenes hinzunehmen. Damit aber würde man zweifelsohne vielen Mitgliedstaaten der UN, die vom guten Willen zu einer effektiven Zusammenarbeit beseelt waren, unrecht tun.

Zur rascheren Lösung des gewaltigen vor ihr liegenden Fragenkomplexes setzte die ECE kurz nach ihrer Gründung mehrere Subkomitees ein, unter anderem für Kohle, Stahl, Energiegewinnung, Industrie- und Rohstoffprobleme, Außenhandelsfragen und für das Inlandsverkehrswesen. Die Sitzungen der einzelnen Komitees fanden meist hinter verschlossenen Türen statt, um den teilnehmenden Regierungsvertretern und Sachverständigen die Möglichkeit zu gewähren, ohne Furcht vor Presseschlagzeilen ihre Probleme freimütig zu diskutieren und Lösungen zu erarbeiten, bei denen nationale Prestigefragen nicht berücksichtigt werden mußten.

Auf diese Weise hoffte man, rasche Fortschritte erzielen zu können. Doch diese Annahme erwies sich sehr bald als trügerisch. Denn die Mitarbeit der Ostblockstaaten besaß nur einen symbolischen Wert. Die für die zwischenstaatliche Zusammenarbeit und Koordinierung der wirtschaftlichen Anstrengungen benötigten statistischen Unterlagen und Zustandsberichte wurden verweigert. Ja, selbst die offiziellen Communiqués der Ostblockstaaten über die Ergebnisse ihrer diversen Fünf-Jahrespläne wurden dem Sekretariat der ECE mit der Begründung vorenthalten, sie „seien nicht für den öffentlichen Verkauf“ bestimmt. Man mußte also die „Prawda“ oder „Iswestija“ kaufen, um Auszüge aus diesen Berichten zu erhalten.

Informationssperre – aber überströmendes Eigenlob

So fielen die regelmäßig durchgeführten Untersuchungen der europäischen Wirtschaftslage durch das Sekretariat der ECE — deren Ergebnisse die Wirtschaftspolitik des freien Europas maßgeblich beeinflussten — zwangsläufig sehr einseitig aus. Und ein objektiver Vergleich zwischen der Leistungsfähigkeit der freien Wirtschaftssysteme Westeuropas und der zentralgesteuerten des Ostens konnte nur von den

Sowjetblockdelegierten angestellt werden, denn ihnen wurde regelmäßig — ohne Gegenleistung — reichhaltiges statistisches Material über die Entwicklung in der freien Welt zur Verfügung gestellt.

Diese Zurückhaltung des Ostens hinsichtlich der Informierung, des Sekretariats der ECE oder anlässlich der geschlossenen Kommissions-sitzungen steht in krasssem Widerspruch zu dem großzügig gespendeten Eigenlob der Sowjetdelegierten in den öffentlichen, der Presse zugänglichen Sessionen. Die überschwänglichen und nicht endenwollenden Lobeshymnen auf den volksdemokratischen Fortschritt der Fünf-Jahrespläne wurden zwar nicht durch konkrete Zahlen gewürzt, sondern nur durch heftige Tiraden gegen die „chaotische und anarchistische Wirtschaftsform der Monopolkapitalisten“. Als neutraler Beobachter fällt einem dabei die Entscheidung schwer, was mehr zu bewundern ist: die eines Propaganda-Hennecke gewiß nicht unwürdigen Anstrengungen der Sowjetblockdelegierten, ihr Soll an Phantasiegebilden unter allen Umständen zu erfüllen — oder die Engelsgeduld, mit der die westlichen Delegierten zuhörten.

So mußte der Westen bei den ersten Tagungen der ECE vernehmen, er habe sich mit der Annahme des Marshall-Plans vorbehaltlos dem amerikanischen Imperialismus und den Interessen der Wall-Street verschrieben. Im vergangenen Jahr brachten die Sowjets eine neue Variante dieses sattsam bekannten Themas auf und warfen der freien Welt vor, sie bereite mit hektischen Anstrengungen einen neuen Krieg vor, da sie angesichts der bedrohlich anwachsenden Arbeitslosigkeit und dem nahe bevorstehenden Zusammenbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems keinen anderen Ausweg aus ihrem Dilemma kenne. In diesem Jahr fand der „unentwegte Friedenskampf“ des Sowjetblocks seine Krönung mit der Behauptung, der Schuman-Plan diene einzig und allein der Wiederherstellung des deutschen Kriegspotentials. Dieses Ziel, so erklärte der sowjetische Chefdelegierte bei der ECE, Amasasp A. Aruntianian, werde gemeinsam von den amerikanischen Monopolisten und deutschen Revanchisten verfolgt, und diese hätten Frankreich und die Benelux-Länder mit brutaler Gewalt gezwungen, den Schuman-Plan zu akzeptieren, der zu einer Stilllegung französischer Stahlwerke und belgischer Kohlen-gruben führen würde, die bisher die Ruhrindustrie konkurrenziert hätten. Gleichzeitig ermögliche aber ein zwischen der amerikanischen Hohen Kommission und dem westdeutschen Bundeskanzler abgeschlossenes Geheimprotokoll, daß amerikanisches Kapital in der gesamten westdeutschen Industrie investiert werden könne, wodurch diese den Interessen der Wall-Street hörig gemacht werde.

Der Einwand des französischen Chefdelegierten, die Sowjets seien anscheinend doch nicht ganz zutreffend über das Wesen des Schuman-Plans orientiert und es sei ihrer Aufmerksamkeit offenbar entgangen, daß ja gerade der französische Außenminister der Initiant dieses vom ganzen Kabinett gebilligten Projektes sei, klang zwar angesichts der Farbigkeit der östlichen Vorwürfe recht nüchtern, dafür aber desto überzeugender.

Propagandakrieg auch gegen Neutrale

Aber auch die neutralen Mächte wurden in Moskaus Bannfluch mit einbezogen. Nur ein Beispiel hierfür. Der polnische Delegierte im Kohlenausschuß beschwerte sich vor kurzem, daß auch die Neutralen die Bestrebung der amerikanischen Beherrscher der ECE unterstützten, durch teure Importe aus Uebersee die europäische Kohlenproduktion abzdrosseln. Polen hingegen habe sich im gesamteuropäischen Interesse erfolgreich bemüht, seine Kohlenproduktion zu steigern, und sei gerne bereit, auch die westlichen Länder damit zu versorgen.

Der polnische Vorwurf richtete sich in erster Linie gegen die Schweiz, die als reines Konsumland auf Kohlenimporte vital angewiesen ist. Der Delegierte der Eidgenossenschaft nahm deshalb hierzu mit gut schweizerischer Nüchternheit Stellung und erklärte, er müsse bei aller Objektivität feststellen, daß die amerikanische Kohle franko Schweizer Grenze wesentlich billiger sei als die polnische, deren unbestreitbare Qualitäten im übrigen in der Schweiz hochgeschätzt würde. An einer Ueberprüfung der gegenwärtigen Kohlenpreisfrage sei die Schweiz aber sehr interessiert.

Dieses polnisch-schweizerische Intermezzo mag an sich als eine Bage-telle erscheinen, und man ist versucht, über diesen törichten Vorwurf — wie auch über alle anderen östlichen Propagandagebilde — herzlich zu lachen. Aber andererseits werden diese Anschuldigungen auf jeder Sitzung der UN-Organe immer wieder von neuem erhoben und von den Ostblockmächten mit einer Beharrlichkeit vorgetragen, die wahrhaft eines besseren Zieles würdig wäre. Man kann sich unschwer vorstellen, wieviel kostbare, vom Steuerzahler der ganzen Welt bezahlte Arbeitszeit der Vereinigten Nationen durch diese unaufhörlichen west-östlichen Auseinandersetzungen vergeudet wird und wie wenig Zeit zur wirklich konstruktiven Planung und Tat bleibt. Man muß daher dem bekannten Schweizer Publizisten Peter Dürrenmatt beipflichten, der erst kürzlich den Vereinigten Nationen vorwarf, sie seien „eine Clearingstelle der gegenseitigen Vorwürfe“ geworden . . .

Aber gerade hieran liegt es den Sowjets, und diesem Ziel dient die totale Informationssperre, dienen die Propagandatiraden und — wenn dies auf Grund der Statuten möglich ist — der Gebrauch des Vetos. Denn der Kreml ist an der Existenz der Vereinigten Nationen nur so weit interessiert, als er dieses internationale Forum für seine eigenen politisch-taktischen und propagandistischen Zwecke mißbrauchen kann. Das beweist das Vorgehen der Sowjets in der ECE.

Wegbereiter einer europäischen Verkehrsunion

Umso erfreulicher muß es erscheinen, daß wenigstens auf Teilgebieten des Arbeitsfeldes der ECE konkrete Fortschritte erzielt werden konnten. Das gilt insbesondere für die Inlandtransport-Abteilung der ECE, deren Bestrebungen zur Vereinheitlichung und Verbesserung des europäischen Verkehrsnetzes große Bedeutung zukommt, da sie eine notwendige Ergänzung der Montan-Union, des Agrar-Pools und des Pleven-Plans bilden.

Die Transport-Abteilung gliedert sich wiederum in zwei Unteraus-schüsse für das Eisenbahn- und Straßenwesen. Eine kleinere Arbeits-gruppe wurde ferner geschaffen, die Fragen des Transportes „leicht verderblicher Güter“ — wie Obst, Gemüse und auch Explosivstoffe — behandelt und statistische Unterlagen über den Zustand des europäischen Verkehrssystems beschafft. Allerdings sind auch hier nur Informationen über die Straßen und Eisenbahnen westlich des Eisernen Vorhanges erhältlich. Der Sowjetblock hatte die Transport-Abteilung von Anfang an als „Spezialsektion des Generalstabes der Atlantikpakt-Länder“ betrachtet und eine Mitarbeit abgelehnt.

Im wesentlichen hat sich die Transport-Abteilung zwei Hauptziele gesetzt: erstens eine allmähliche Aufhebung der zwischenstaatlichen Zollschranken durch direkte Verhandlungen mit den Sachverständigen und Regierungen der Mitgliedstaaten zum Zwecke eines möglichst ungehemmten Personen- und Warenverkehrs auf dem ganzen Kontinent. Als Endziel dieser Bestrebungen sieht die ECE die Errichtung einer europäischen Zollunion an. Zum zweiten bemüht sich die Transport-Abteilung um den Aufbau eines zentral geplanten Straßen- und Eisenbahn-netzes, welches den gesamten Kontinent überziehen und „verkehrstote“ Räume erschließen soll. Dieses Netz soll vom Norden Schottlands und Norwegens nach Sizilien, sowie — leider nur auf den Plänen — von Portugal nach der sowjetisch-polnischen Grenze reichen.

Da aber Spanien an den Arbeiten der ECE leider noch immer nicht teilnehmen darf, klafft zwischen Portugal und Frankreich eine Lücke, so daß auch die Mitarbeit Portugals an diesen Verkehrsprojekten vorerst nur geringen Wert besitzt. Auch die Straßenbauten im Balkanraum und Osteuropa werden einstweilen nur auf den Plänen der ECE existieren, obwohl die Oststaaten formell ihre Zustimmung aussprachen. Aber Moskau ist an dem forcierten Ausbau mehrerer großen Ost-Westachsen mehr gelegen, auf denen es seine militärischen Transporte nach Westen und die deutschen „Reparationen“ nach Osten befördern kann, als an den östlichen Fortsetzungen der internationalen Verkehrsadern.

Fahrzeitverkürzungen und Modernisierung

Nach jahrelangen, schwierigen Verhandlungen hat die ECE-Transport-Abteilung gerade in den letzten Monaten erhebliche Vereinfachungen der Zollkontrollen durchsetzen können. In den ersten Nachkriegsjahren oppo-nierten nahezu alle europäischen Länder gegen einen Abbau der Zoll-schranken. Im Zuge der allgemeinen Planwirtschaft und Rationierung wurde eine genaue Kontrolle der Ein- und Ausfuhren, selbst im Reise-verkehr, für notwendig erachtet, damit nicht der Schmuggel bewirt-schafteter Güter das Kartenhaus der reglementierten Wirtschaft zum Ein-sturz bringen könnte. Zurückblickend darf man heute, ohne zu über-treiben, feststellen, daß die kleinlichen, ja erniedrigenden Zollformalitäten an allen europäischen Grenzen und die staatlich dekretierten Schikanen bei der Erlangung von Pässen und Devisen den Reiseverkehr auf unserem Kontinent nahezu zum Erliegen brachten.

Erst die fortschreitende Liberalisierung des Handels und die Wiedergesundung der europäischen Wirtschaft brachten die schrittweise Beseitigung dieser unvernünftigen und menschenunwürdigen Zustände an den Grenzen mit sich. Und im diesjährigen Sommerfahrplan hat die ECE erstmalig in größerem Maßstab durchsetzen können, daß die Zollkontrollen an einigen besonders stark frequentierten Grenzstationen im fahrenden Zuge vorgenommen werden. Dieser Umstand, verbunden mit den Ausbesserungsarbeiten an Schienen und rollendem Material, führte zu fühlbaren Verkürzungen der Fahrzeit. }

Das zeigt sich besonders augenfällig bei den transkontinentalen Fernstrecken. So benötigte noch im Winterfahrplan 1950/51 ein Reisender für die Strecke von Stockholm über Kopenhagen, Hamburg, Frankfurt, Basel, Mailand nach Rom mindestens 60 Stunden. Heute legt der Skandinavien-Expreß die gleiche Entfernung in rund 50 Stunden zurück. Noch ein Beispiel für eine kürzere Distanz: der direkte Zug Stuttgart—Schaffhausen—Zürich benötigte im Winter für diese rund 240 Kilometer betragende Entfernung auf Grund langwieriger Zollkontrollen in Singen und Schaffhausen etwa sechs Stunden — heute hingegen nur fünf Stunden, was allerdings noch immer zu viel ist.

Ein anderes von der Eisenbahn-Kommission hartnäckig verfochtenes Postulat ist die Anpassung der nationalen Fahrpläne aufeinander. Hier ist ebenfalls ein weites Feld, denn wie oft geschieht es, daß man mit einem internationalen Zug irgendwo eintrifft und vom Anschlußzug gerade noch die roten Schlußlichter zu sehen bekommt, obwohl man pünktlich angekommen war. Auch in dieser Hinsicht hat die ECE im neuen Fahrplan zahlreiche Verbesserungen durchsetzen können. Ebenfalls konnten erfreuliche Fortschritte hinsichtlich der Angleichung der Tarife für die Beförderung von Personen und Gütern im internationalen Verkehr erzielt werden.

23 transkontinentale E-Autobahnen

Im Zeichen des harten Konkurrenzkampfes zwischen Schiene und Straße stehen auch die Beziehungen der beiden ECE-Kommissionen für das Eisenbahn- und Straßenwesen. Zwischen ihnen herrscht eine freundschaftliche Rivalität, da beide das gleiche Anliegen vertreten: eine Erhöhung der Reisegeschwindigkeit bei gleichzeitiger Verbesserung der Reisebedingungen und erhöhter Fahrtsicherheit. Während die Eisenbahn-Kommission dieses Ziel durch die Verwendung neuer Lokomotiven mit Gasturbinenantrieb, Oel- oder Kohlenstaubfeuerung zu erreichen trachtet, deren Reisegeschwindigkeit bei 200 Stundenkilometern liegt, sowie durch die Einführung von Leichtmetallwagen mit Gummipneus und eine gründliche Ueberholung des gesamten europäischen Schienennetzes, hat die Straßen-Kommission den Bau von 23 „Hauptverkehrsarterien“ (main traffic arteries) in Angriff genommen.

Diese „Hauptverkehrsarterien“ entsprächen in ihrer Bauweise weitgehend den deutschen Autobahnen. Sie besitzen vier Fahrbahnen von je

3,75 m Breite und einem dazwischenliegenden Grünstreifen. Die Autobahnen, von der ECE als „Straßen 2. Kategorie“ bezeichnet, sollen die skandinavischen Länder und Großbritannien mit Frankreich, Deutschland, Italien und der Türkei verbinden, sowie Portugal mit Frankreich, Deutschland und Osteuropa. Wo auf Grund der Geländeverhältnisse oder aus finanziellen Rücksichten der Bau von Autobahnen nicht möglich ist — ein Kilometer Autobahn kostete zwischen 600 000 bis 1,5 Millionen Mark — sollen vorerst Straßen der 3. Kategorie mit drei Fahrbahnen angelegt werden, die eine Gesamtbreite von 10,5 m aufweisen. Die Kapillaren dieses Verkehrsnetzes wären die Straßen 1. Kategorie, die zweibahnig eine Mindestbreite von 7,5 m besäßen und den bisherigen Reichsstraßen ähneln würden.

Ferner sehen die Pläne der ECE-Straßenkommission vor, daß neben den Straßen Extrabahnen für den Fußgänger- und Radfahrverkehr eingerichtet werden. Niveaugleiche Kreuzungen mit anderen Straßen oder Schienenwegen sollen vermieden und alle Kurven den gleichen, hohen Krümmungshalbmesser erhalten, damit jede Kurve mit der gleichen Geschwindigkeit befahren werden kann. Entlang der Hauptverkehrsadern ist die Errichtung von Hotels, Sanitätsstationen, Tankstellen und Reparaturwerkstätten vorgesehen, und alle Straßen sollen einheitlich mit einem weißen „E“ auf grünem Grunde und der Straßennummer in arabischen Ziffern gekennzeichnet werden.

Gerade in Deutschland, das dank seiner zentralen Lage mit 5400 Kilometern an dem etwa 45 000 Kilometer umfassenden Netz beteiligt werden soll, stößt die Verwirklichung dieser Baupläne auf erhebliche Schwierigkeiten finanzieller Natur. Rund 900 Millionen Dollar wurden 1949 als voraussichtliche Baukosten veranschlagt, und dieser Mindestbetrag dürfte sich inzwischen auf Grund der Rohstoffverteuerung beträchtlich erhöht haben. Für Oesterreich gelten die gleichen Bedingungen, obwohl in beiden Ländern schon ein dichtes Straßennetz besteht, so daß, im ganzen gesehen, die Durchführung der Genfer Pläne hier nur eine Renovation und Verbreiterung bestehender Straßen sowie eine rasche Wiederinstandsetzung zerstörter Brücken und Viadukte mit sich bringen würde.

So ist die Finanzierung der Straßenbauten der schwache Punkt des ECE-Planes. Grundsätzlich sollen die Baukosten von den einzelnen Mitgliedstaaten selber getragen werden. Ueber eine Lastenverteilung unter den europäischen Ländern konnte man sich nicht einig werden. Hingegen sollen finanzschwachen Mitgliedstaaten Kredite privater amerikanischer, britischer und schweizerischer Finanzgruppen zur Verfügung gestellt werden, die von der Weltbank gegen etwaige Verluste garantiert würden. Außerdem wurde eine Gesamtbauzeit des E-Straßennetzes von 15 Jahren projektiert. Bis dahin soll auch in Großbritannien und Schweden die Umstellung auf das in Europa allgemein übliche Rechtsfahren vollzogen und sollen in allen europäischen Ländern einheitliche Verkehrszeichen und Fahrregeln eingeführt werden.

Rom und Paris kommen sich 250 km näher

Ein weiteres Hindernis auf dem Wege zur Verwirklichung der Genfer Pläne ist der Wall der Alpen. Der größte Teil der deutschen, österreichischen und schweizerischen Paßstraßen ist im Winter nicht befahrbar, wodurch der Nord-Südverkehr auf die Schienenwege beschränkt bleibt. Von großer Bedeutung ist daher das Projekt einer Untertunnelung des Mont Blanc, der höchsten europäischen Berges. Diese Straße wäre das ganze Jahr über befahrbar, und man rechnet mit einer jährlichen Verkehrsfrequenz von etwa 100 000 Kraftwagen oder 200 000 Personen.

Der Plan für den Bau der „Route Blanche“ ist über einhundertfünfzig Jahre alt. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts trat der Genfer Gelehrte H. B. Saussure für den Bau eines Straßentunnels ein, der die Entfernung zwischen Paris und Rom von 1678 auf 1416 Kilometer verringern würde. Bis zur Gegenwart ist die Diskussion über diesen Plan nicht verstummt und hat zeitweise zwischen den einzelnen Schweizer Kantonen zu heftigen Kontroversen geführt. Denn obwohl der geplante Tunnel Schweizer Territorium nicht berühren würde, ist Genf an der Anlage der „Route Blanche“ vital interessiert, da es durch den Bau einer Verbindungsstraße aus seiner exzentrischen Verkehrslage befreit und vom Devisensegen der Durchreisenden profitieren würde.

Seine tatkräftige Unterstützung des Planes entfesselte aber den „Schweizer Tunnelkrieg“, denn die Kantone Waadt und Wallis forderten ihrerseits den Durchstich des Großen St. Bernhard und das „Verkehrs-Aschenbrödel“ Graubünden wünschte den Ausbau der Rheintalstrecke. Andere Kantone führten natürlich Tunnelbauprojekte ins Feld, die ihren Interessen mehr dienlich gewesen wären, und man darf heute sagen, daß — wenn alle kantonalen Projekte verwirklicht worden wären — die Alpen eine gewisse Ähnlichkeit mit Schweizer Käse bekommen hätten.

In den letzten Wochen scheint aber nun der Bau des 11 700 m langen Mont Blanc-Tunnels der Verwirklichung nahe gekommen zu sein, denn die italienische und französische Regierung haben formell ihre Zustimmung ausgesprochen, nicht zuletzt auf Grund der energischen Bemühungen der ECE. Der Kanton Genf seinerseits hat sich bereit erklärt, einen beträchtlichen Teil der rund 75 Millionen Schweizer Franken betragenden Baukosten zu übernehmen, der Rest würde durch staatliche Kredite in Frankreich und Italien bestritten werden. Die ersten Vorbereitungen der Bauarbeiten wurden bereits getroffen, und bei einem täglichen Fortschritt von neun Metern könnte der Mont Blanc-Tunnel in zwei Jahren vollendet sein.

Rom und Paris kämen sich auf der „Route Blanche“ um rund 250 Kilometer näher — und daß ist ebenfalls die Bedeutung des gesamten ECE-Verkehrsplanes: die europäischen Länder kämen sich näher und würden durch die Verwirklichung der Genfer Pläne den Grundstein zu einer europäischen Verkehrsunion legen. Wie die Geschichte lehrt, ist die politische Entwicklung weitgehend von den Verkehrsverbindungen zwischen den einzelnen Ländern abhängig.

Neue Menschenrechtskonventionen

Aehnlich unbeachtet von der breiten Öffentlichkeit wie die Arbeit der ECE-Transportabteilung verliefen die Sitzungen der UN-Menschenrechtskommission im Palais des Nations. Während ihrer vor kurzem abgeschlossenen, insgesamt fünfwöchigen Tätigkeit mußte die Kommission, in der sich Ost und West am Verhandlungstisch gegenüber saßen, zahlreiche Klippen umschiffen. Ziel der Arbeit war die Ergänzung der „Universal Declaration of Human Rights“ durch Hinzufügung von Konventionen über die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Grundrechte des Menschen, sowie die Abfassung von international gültigen Bestimmungen, auf Grund derer Verletzungen der Menschenrechte geahndet werden können.

Schon bei der Frage der Formulierung der neuen Konventionen bildeten sich in der achtzehn Mitglieder zählenden Kommission zwei Parteien. Die eine Delegiertengruppe drängte auf eine möglichst kurze, knappe Formulierung, die von der breiten Öffentlichkeit verstanden werden könnte. Andere Delegierten forderten möglichst umfassende, präzise Definitionen der einzelnen Grundrechte — wohl nicht zuletzt aus der Überlegung heraus, daß hierdurch eine Aufnahme der Konventionen in die nationale Gesetzgebung erleichtert würde.

Andererseits galt es bei der Ausarbeitung der Konventionen zu berücksichtigen, daß zu weitgehende Forderungen zwar auf dem Papier schön ausgesehen, aber nur akademischen Wert besessen hätten, da in diesem Falle nur wenige Länder die Konventionen ratifiziert hätten. Wenn hingegen die Kommission die Abfassung der Konventionen von der Möglichkeit einer universalen Ratifizierung abhängig gemacht hätte, wäre nur ein schwaches Instrument zur Verteidigung der Grundrechte des Menschen zustande gekommen. Neben dieser Problematik mußten aber auch die unterschiedlichen religiösen oder politischen Auffassungen, die Verschiedenheit des wirtschaftlichen und sozialen Niveaus in den einzelnen Ländern, die oft entgegengesetzten, aber fest verwurzelten Bräuche und Traditionen der einzelnen Weltteile, die unterschiedlichen nationalen Gesetzgebungen und schließlich die Souveränität der Staaten beachtet werden.

Eine Einigung war daher nur auf der Basis eines Kompromisses möglich. So spiegeln die neuen Konventionstexte die verschiedenen Tendenzen wieder: das Recht auf soziale Sicherheit wurde nur sehr allgemein formuliert, während das Recht auf Gesundheitspflege sehr ausführlich behandelt wurde. Weitere Texte behandeln: das Recht auf freie Wahl des Arbeitsplatzes, auf unentgeltlichen Schulbesuch und Berufsausbildung; das Recht auf zufriedenstellende Wohnverhältnisse, auf einen ausreichenden Lebensstandard und eine fortschreitende Verbesserung der Lebensverhältnisse unter allgemeiner Nutzbarmachung des technischen Fortschritts; sowie das Recht auf Zugehörigkeit zu den Gewerkschaften.

Gleiche Worte - doch zwei Welten

Eigentlich müßte man die Fertigstellung der neuen Konventionen mit ungetrübter Freude aufnehmen, wird hiermit doch eine neue Seite des Gesetzbuches der Menschheit aufgeschlagen. Und doch konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß aus zwei Gründen die Verwirklichung der Konventionen auf beträchtliche, nur auf längere Sicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen wird. Zunächst: in großen Teilen der Welt, insbesondere in den Ländern Asiens und Afrikas, stehen gar nicht die wirtschaftlichen Möglichkeiten zur Verwirklichung der neuen Menschenrechte zur Verfügung. Das gilt besonders hinsichtlich des Anrechtes aller Menschen auf einen unentgeltlichen Besuch der Grundschule und das damit verbundene Aussterben des Analphabetentums. Hier ist für Präsident Trumans „Punkt-Vier-Programm“, welches angesichts der Verteidigungsanstrengungen der freien Welt in Vergessenheit geriet, ein weites Feld.

Und zum anderen: es fehlt in Anbetracht der gegenwärtigen Welt-situation an wirksamen Möglichkeiten, Verletzungen der Menschenrechte zu bestrafen. Es läßt sich nun einmal nicht ableugnen, daß selbst bei den Konventionen, die von West und Ost scheinbar einträchtig beschlossen wurden, in Wirklichkeit zwei Konventionen geschaffen wurden — denn es standen sich zwei Welten gegenüber, die mit den gleichen Worten, mit den gleichen Begriffen grundverschiedene Realitäten meinten. Und man konnte nur mit gemischten Gefühlen die salbungsvolle Predigt des sowjetischen Delegierten für „den sozialen Fortschritt und die freie Wahl des Arbeitsplatzes verbunden mit gerechten und angemessenen Arbeitsbedingungen“ zur Kenntnis nehmen — denn die grauenvolle, allen Menschenrechten hohnsprechende Wirklichkeit der sowjetischen Zwangsarbeitslager ist nur zu gut bekannt. Auch die Tatsache, daß in den neuen Konventionen das Streikrecht und das Recht auf persönliches Eigentum nicht aufgenommen wurden, da hier die west-östlichen Auffassungen hart und unversöhnlich aufeinander prallten, verstärkte nur den Eindruck der Fragwürdigkeit.

Damit wäre man aber schon beim Kernproblem der neuen Menschenrechtskonventionen angelangt: der Frage von internationalen Sanktionen. Als dieses Thema zur Behandlung gelangte, legten sofort der sowjetische und ukrainische Delegierte ihr Veto ein. Sie vertraten die Ansicht und stützten sich dabei — welche Ironie! — auf die ursprüngliche Menschenrechts-Charta des Jahres 1947, daß eventuelle Sanktionen den „Versuch einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates und damit eine Verletzung seiner Souveränität“ darstellen würden.

Zwar wurde der Sowjetantrag auf Streichung des Sanktionsartikels abgelehnt, aber auch die schließlich gebilligte Lösung ist nicht gerade zufriedenstellend. So soll zur Behandlung von Klagen ein neunköpfiger „Ausschuß für die Menschenrechte“ eingesetzt werden, dessen Mitglieder vom Internationalen Gerichtshof ernannt werden würden. Aber abgesehen davon, daß dieser Ausschuß Beschwerden oder Petitionen von Signatarmächten der Konventionen prüfen darf, wurden ihm bisher keine weite-

ren Befugnisse eingeräumt — und damit die eigentliche Frage offen gelassen.

Die größte Gefahr für die UN: Gleichgültigkeit

Man kann das während der Sitzungen der Menschenrechts-Kommission offen zutagetretende Unbehagen der Sowjets über die neuen Konventionen sehr wohl verstehen. Denn diese Gesetze, die in wenigen Monaten oder Jahren — nach ihrer Ratifizierung — für jeden Menschen der freien Welt gelten und in den nationalen Gesetzgebungen verankert sein werden, geben vielen Menschen der unterdrückten und gegenwärtig rechtlosen Welthälfte eine neue Hoffnung. Denn früher oder später werden sie in der heute noch vom Kreml beherrschten Hemisphäre ebenfalls Geltung finden, und es ist durchaus möglich, daß die neuen Genfer Konventionen dann die Rechtsgrundlage eines Internationalen Gerichtshofes sein werden, vor dessen Schranken sich so mancher jetzt noch allgewaltig erscheinender Funktionär der Oststaaten wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu verantworten haben wird.

Die größte Gefahr auf dem Wege zu diesem Ziele ist aber nicht die begreifliche sowjetische Obstruktion, sondern die Gleichgültigkeit, die man bei vielen Mitgliedern der Vereinten Nationen gegenüber den Absichten dieser Weltorganisation feststellen muß. Eine Gleichgültigkeit, die aus der Annahme resultiert, man könne am Gang der Dinge ohnehin nichts ändern und die eigenen Mittel seien zu beschränkt, als daß man die drohende Weltkatastrophe eines neuen, mondialen Konfliktes abwenden könne. Diese Einstellung, gewissermaßen ein internationales „Ohne uns“, würde allerdings die neuen Menschenrechts-Konventionen zur papiernen Existenz verdammen. Diese Einstellung schließlich hat auch zu der beschämenden Tatsache geführt, daß heute von zehn um die Erhaltung des Weltfriedens in Korea kämpfenden Soldaten der Vereinten Nationen neun amerikanische Staatsbürger sind — und einer auf die anderen Mitgliedstaaten der UN entfällt.

Wie sagte doch der erste Staatsschreiber des Kantons Zürich, Gottfried Keller, einmal in berechtigtem staatsbürgerlichem Zorne an die Adresse aller derjenigen, die sich um eine für die Gemeinschaft wichtige Entscheidung aus Bequemlichkeit oder Angst drückten: „... Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet! Denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen innern Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist — sei wider uns . . .“ Diese Worte Gottfried Kellers sollten die Vereinten Nationen auf ihre Fahne schreiben.

Machtkampf in Polen

Die Schüsse auf den stärksten Mann in Polen, Marschall Rokossowski, die zwar zur Täuschung der Öffentlichkeit einem Deutschen zugeschrieben wurden, aber in Wahrheit von einem polnischen Major abgegeben wurden, beleuchten blitzartig die Situation in Polen. Die Säuberung, die Marschall Rokossowski vorgenommen hatte, ging noch weit über die Aktionen hinaus, die man an den polnischen Sozialisten und an der Bauernpartei, an der katholischen Kirche und zuletzt an der Kommunistischen Partei selbst vorgenommen hatte, als der Generalsekretär und Vizepremier Gomulka, der Fraktionsvorsitzende im Sejm, Kliszko, der Fraktionssprecher im Sejm, Bienkowski und ein Dutzend Minister über die Klinge gesprungen waren.

Rokossowski ging weit darüber hinaus. Er erwirkte die Ersetzung des Außenministers Modzelewski, der gegen eine Zusammenarbeit mit Ostdeutschland war, durch den ihm ergebenen Skrzyszewski. Er entfernte den General Marian Spychalski, der eine Zeitlang Bürgermeister von Warschau war und dem die politische Erziehung der Armee oblag, weil er als nicht genügend pro-russisch galt, und übertrug die Nachfolge dem General Edward Ochab, der als Parteisekretär von Kattowitz einen raschen Aufstieg genommen hatte, eine Zeitlang Innenminister war, im Prozeß gegen Gomulka, den „Titoisten“, als Zeuge auftrat und gleichzeitig sein Stellvertreter im Verteidigungsministerium wurde. Sein zweiter Stellvertreter wurde der Generalstabschef Wladyslaw Korczyk, gleich ihm ein russifizierter Pole. General Jozwiak, der Kommandeur der staatlichen Sicherheitspolizei, übernahm die Staatskontrolle. Marinechef wurde ein Russe, Admiral Chorokow. Alexander Zawadski, der frühere Gouverneur von Schlesien, eine Figur, die man mit Schdanow verglichen hat, bekam Generalsrang und wurde anstelle von Gomulka Vizepremier. In alle Positionen kamen Rokossowskis Vertrauensleute.

Dann ging Rokossowski noch einen Schritt weiter. Ein ehemaliger Sozialist im Polit-Büro, der Justizminister Swiatowski, wurde aus dem Polit-Büro herausgedrängt und mußte die Leitung der polnisch-russischen Freundschaftsliga an General Ochab abtreten. Mit der ‚Liga der Freunde des Soldaten‘, wurde eine Dachorganisation der militärischen Verbände geschaffen, die einer Reservearmee gleichkam. Den Vorsitz hatte der frühere Propagandaminister Stefan Matuszewski. Aber den stellvertretenden Vorsitz behielt sich Rokossowski selbst vor, und zweiter stellvertretender Vorsitzender wurde Marian Naszkowski, der gleich Ochab

für die politische Erziehung der Armee verantwortlich ist. Auf Rokossowskis Initiative ging auch die Verschmelzung sämtlicher Jugendorganisationen zu einer Polnischen Jugend zurück, deren Leitung der Alt-Kommunist Janusz Zarzycki hat; der Verband hat 700 000 Mitglieder. Schließlich sorgte Rokossowski dafür, daß der Staatspräsident Bierut selbst das Generalsekretariat der Partei als Nachfolger Gomulkas übernahm. Auf ihn ist sein Einfluß gesichert. Damit wurde der Vizepräsident des Sejm, Zambrowski, übergangen, der für Rokossowskis Geschmack zu sehr mit der Gruppe Berman-Minc-Radkiewicz verbunden war. Diese Gruppe war viel stärker als Bierut oder als die Premiers Morawski-Osubka, der längst in Ungnade fiel, oder sein sozialistischer Nachfolger Cyrankiewicz, der zwar für die Verschmelzung der Arbeiterparteien vortierte, aber wegen seiner Vergangenheit immerhin zurückhaltend sein muß. Minc war der allmächtige Mann der Wirtschaftskommission, aber seine Stellung war wegen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten schon lange bedroht. Jetzt hat er in Jaroszewicz, einem Generalleutnant und früheren Stellvertretenden Verteidigungsminister, einen Stellvertreter bekommen, der im Auftrage von Rokossowski auf ihn aufzupassen hat. Radkiewicz, der polnische Sicherheitschef, wurde dadurch entmachtet, daß seine Sicherheitsmiliz dem Verteidigungsministerium unterstellt wurde, das dadurch einen Machtzuwachs von 230 000 Mann bekam. Und Jakob Berman, die graue Eminenz, die von der unsichtbaren Stelle eines Staatssekretärs im Ministerpräsidium bisher das Ganze dirigiert, Bierut und Gomulka an Macht überragt hatte? Dieser Mann, der mehr Russe als Pole ist und die Parteien, die Presse und den Rundfunk kontrolliert, muß sehr aufpassen, daß man ihm nicht eines Tages den zionistischen Bruder oder die ‚bürgerliche Abkunft‘ zum Vorwurf macht.

So hat Rokossowski freie Bahn im Polit-Büro, in dem der ehemalige Sozialist Cyrankiewicz allein steht, Jakob Berman, Hilary Minc und Radkiewicz eine Machteinbuße erfuhren, Bierut nur eine nominelle Macht hat, der Erziehungsminister Rapacki und der Parteisekretär Mazur keine besonders große Rolle spielen, Zambrowski seine Loyalitäten wird ändern müssen, wenn er sich behaupten will, dagegen der Spanienkämpfer Jozwiak, die Generale Ochab und Zawadski und der für die Personalpolitik verantwortliche Parteisekretär Nowak die Gefolgsleute von Rokossowski sind. So stand Bierut über Cyrankiewicz, Berman über Bierut und Rokossowski über Berman. Aber damit ist der Kreis noch nicht geschlossen. In einer ‚geordneten Volksdemokratie‘ überwacht jeder einen anderen, so daß kaum eine Kreislaufstörung entsteht, wenn durch Erbitterung über Unterdrückung und Intrigen einmal Schüsse fallen. Im Hintergrunde gibt es noch eine Figur, Samuel Amsterdam. Er ist Stalins ziviler Vertreter, der auch wieder dafür sorgen kann, daß selbst militärische Bäume nicht in den Himmel wachsen. Er war der wahre Vorgesetzte von Jakob Berman, er organisierte den Schlag gegen Gomulka und vertrat die Kominform in Polen; und außerdem gibt es ganz im Hintergrunde, neben dem russischen Botschafter Lebedew, noch den russischen General Malinow und den NKVD-Vertreter Jakowlew. Der Knoten ist mehrfach geschürzt.

Gespräche mit General Groener

Wir bringen mit Genehmigung des Heinrich-Schnee-Archivs einige Abschnitte aus den Aufzeichnungen des verstorbenen Gouverneurs Heinrich Schnee, die eine Ergänzung geben zu den Veröffentlichungen von Reginald H. Phelps „Aus den Groener-Dokumenten“ (Deutsche Rundschau, Jahrgang 76, Heft 7, 8, 9, 10, 11, 12, Jahrgang 77, Heft 1). Die Redaktion

Ich lernte Groener nach meiner Rückkehr aus Deutsch-Ostafrika im Februar 1919 kennen. Groener war ein ruhiger und überlegter Mann von absoluter Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, von klarem sachlichem Urteil und Entschlußkraft zur Ausführung des von ihm für richtig Erkannten. Er war selbst aber zu ehrlich und Schleichwegen abgeneigt, um politische Intrigen zu durchschauen, wie sie sein langjähriger Mitarbeiter General von Schleicher im Jahre 1932 anzettelte, um selbst zur Macht zu kommen, Intrigen, die zum Sturz Groeners führten.

Bei der Einstellung mancher Militärs gegen Groener mag auch die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß Groener als Württemberger nicht in dem Maße „starres System“ war wie überwiegend die preussischen Militärs, und daß er politisch mehr zur Demokratie neigte, als zu den weiter rechts stehenden Parteien. Andererseits war das Urteil gerade von manchen der Offiziere, die unter ihm gearbeitet hatten, sehr günstig. So sprach sich eines Tages, als Groener schon längst das Reichswehrministerium verlassen hatte und in Pension lebte, der frühere Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein-Equord, mir gegenüber sehr lobend über ihn aus und sagte: er sei ein Mann von sehr anständiger Gesinnung und gemäßigtem Urteil.

Groener verlebte die letzten Jahre seines Lebens ganz zurückgezogen in einer kleinen Villa am Rande von Potsdam. Er litt seit Jahren an Zuckerkrankheit. Er starb am 3. Mai 1939 im 72. Lebensjahre. Bei der Beerdigung war als einziger Offizier in Uniform der vorgenannte General von Hammerstein anwesend. Wie ich später aus zuverlässiger Quelle erfuhr, war an die Offiziersvereine Verbot der Teilnahme an der Beerdigung ergangen. Kränze von militärischen Verbänden, denen Groener früher angehört hatte, waren eine Anzahl da.

13. November 1932

Groener führte aus: „Es seien jetzt 3 Personen, welche großen Einfluß auf Hindenburg ausübten: Schleicher, der Staatssekretär Meißner

und der Sohn Hindenburg. Letzterer, der Oberst von Hindenburg, habe sich im Anfang sehr zurückgehalten, sei aber seit einiger Zeit in den Vordergrund getreten und übe einen beträchtlichen Einfluß aus. Insbesondere sei, als die Frage der Wiederaufstellung des alten Herrn als Reichspräsident akut wurde, der Sohn in ihn gedrungen, sich wieder aufstellen zu lassen. Der alte Herr betrachtete seinen Sohn als den Träger des Namens und der Familie und hörte deshalb auf ihn.

Der Sohn Hindenburg habe das Bestreben, das Gut Neudeck für die Familie zu erhalten. Die Gelder für die Schenkung seien in Wirklichkeit hauptsächlich von der Industrie gekommen, nicht von den Großagrariern. Man bemühe sich darum, weitere Gelder zu erhalten, um das Gut zu halten. Es seien auch vor einiger Zeit noch Gelder dafür gegeben worden.

Ueber den Reichspräsidenten von Hindenburg selbst gab Groener ein ungünstiges Urteil ab. Er habe sich als unzuverlässig gezeigt. Dasselbe sei übrigens schon früher bei einzelnen Gelegenheiten der Fall gewesen. Hindenburg habe ihn, Groener, auch früher schon in schwierigen Dingen sitzen lassen.

Von dem Staatssekretär Meißner meinte Groener: „Er sei ein gänzlich skrupelloser Mensch ohne eigene Ueberzeugung, der als einziges Ziel vor Augen habe, sich in seiner Stellung zu halten oder sonst für seine Person zu sorgen.“

24. August 1934

In der Unterhaltung gab Groener die nachfolgende Darstellung von Hindenburgs Ernennung zum Oberbefehlshaber im Osten im August 1914.

„Nachdem die Nachricht aus dem Osten eingelaufen war, daß General von Prittwitz seine Stellung an der Weichsel zurückverlegen wollte, war man sich bei der Obersten Heeresleitung klar darüber, daß ein Wechsel im Oberbefehl stattfinden mußte. Es fand ein Vortrag vor dem Kaiser statt, bei dem Groener zugegen war. Als Führer kam nach allgemeiner Ansicht nur Ludendorff in Frage, welcher als befähigt dafür angesehen wurde und als einer der leitenden Offiziere im Großen Generalstab sämtliche Möglichkeiten der Verteidigung des Ostens, wie sie seit Jahren im Generalstab geprüft waren, genau kannte. Aber die Herren des Militärkabinetts erklärten, Ludendorff sei zu jung als Oberbefehlshaber. Man könnte ihn unmöglich über die weit älteren kommandierenden Generale setzen. Man müßte einen älteren General nehmen, der Ludendorff als Oberbefehlshaber übergeordnet sein, ihm aber in die Führung nicht hineinreden würde. Darauf wurde die Liste der älteren Generale durchgegangen, unter denen sich auch Hindenburg befand. Ueber seinen Namen wurde hinweggelesen, ohne daß jemand auf ihn aufmerksam machte. Dann folgte eine nochmalige Durchprüfung der Namen. Das Ganze dauerte etwa eine halbe Stunde in Gegenwart des Kaisers. Schließlich kam einer der Anwesenden, General von Faber, etwas zögernd mit dem Hinweis auf Hindenburg heraus. Er führte aus, daß er nur zögernd dies vortrage, da Hindenburg ein entfernter Verwandter von ihm sei. Hindenburg habe ihm geschrieben, ob nicht jetzt, da eine Anzahl aus dem aktiven Dienst ausgeschiedener Generale

wieder eingestellt würden, auch für ihn die Möglichkeit dazu bestände, insbesondere ob er nicht Führer eines Reservekorps werden könnte. Hindenburg könnte eventuell als Oberbefehlshaber mit Ludendorff in Frage kommen. Die weiteren Erwägungen führten dann dazu, daß Hindenburg zum Oberbefehlshaber im Osten ernannt wurde. Beim Auseinandergehen sagte einer der anwesenden Generale zu Groener: „Na, der (Hindenburg) wird ihm (Ludendorff) nicht wehe tun.“

Als später Groener bei einer dienstlichen Reise sich beim Oberkommando Ost befand, habe er sich in sein Tagebuch notiert, daß Hindenburg nur ein Popanz sei; er habe nichts von Wichtigkeit ohne Ludendorff gemacht und alles, was er getan habe, nur nach dessen Vorschlägen.

Ueber Schleicher sagte er noch, daß er in seinen Reden unvorsichtig gewesen sei. Er, Groener, habe ihn wiederholt gewarnt. Doch Schleicher habe gemeint: es werde niemand riskieren, gegen ihn vorzugehen. Schleicher sei der Ansicht gewesen, daß „die Sache“ sich nicht über den Herbst (1934) hinaus halten könnte, weder im Innern noch nach Außen. Er, Groener, sei anderer Ansicht gewesen, denn es sei niemand da, der sie stürzen könnte.

8. November 1936

Groener sprach über den Sturz des Kabinetts Brüning, dem er selbst als Reichswehrminister und kurze Zeit gleichzeitig als Reichsinnenminister angehört hatte. Er führte aus:

Zwischen dem Reichspräsidenten von Hindenburg und dem Reichskanzler Brüning bestand kein gutes gegenseitiges Verstehen. Hindenburg konnte nicht mit ihm entlang kommen. Das lag zum Teil an der ruhigen zurückhaltenden Art von Brüning. Außerdem spielte es eine große Rolle, daß Brüning Katholik war. Besonders die ostpreußischen Grundbesitzer waren Gegner von Brüning und lagen Hindenburg ständig in den Ohren, daß er diesen katholischen Kanzler wieder entfernen sollte.

Die Rede kam auf Roehm. Ich erwähnte, daß ich gehört hätte, daß Hindenburg seinerzeit, als Verhandlungen wegen etwaiger Beteiligung von Nationalsozialisten an der Regierung eingeleitet wurden, sich äußerst entrüstet darüber ausgesprochen hätte, daß die Nazis ihn mit einem solchen „Schwein“ zusammenbringen wollten. (Er meinte damit Roehm, dessen Perversitäten allgemein bekannt waren.) Er lehnte es ab, sich mit einem solchen „Schwein“ an einen Tisch zu setzen. Groener sagte, das habe Hindenburg nicht einmal, sondern wiederholt gesagt. Nachher habe er allerdings Roehm doch zum Reichsminister ohne Portefeuille gemacht.

31. Januar 1937

Ich fragte Groener um seine Meinung über das Buch von Wheeler-Bennett „Hindenburg: The Wooden Titan“. Groener meinte, das Buch stimme in seinen Hauptlinien. Er habe den Verfasser kennengelernt, er sei ihm als Vorsitzender oder führendes Mitglied in einem Institut für internationale Politik oder so ähnlich vorgestellt worden. Auch habe er ihn gelegentlich noch ein- oder zweimal getroffen . . .

Nach dem Ausscheiden Schleichers aus seiner Stellung als Reichskanzler sei er wiederholt mit diesem zusammengewesen. Er sei am Dienstag vor der Ermordung Schleichers, die am Sonnabend, dem 30. Juni 34 erfolgte, von diesem mit seiner Frau zum Abendessen eingeladen worden und habe nur wegen plötzlich aufgetretener Magenbeschwerden abgesagt. Am Morgen des Tages, an dem Schleicher gegen 11 Uhr getötet wurde, sei Blomberg telefonisch mitgeteilt worden: es solle die Verhaftung Schleichers erfolgen, ob er Bedenken habe. Blomberg habe darauf erwidert, daß er keine Bedenken habe. Nach seiner, Groeners, Ansicht hätte Blomberg sich entweder sofort selbst zu Schleicher begeben oder diesen zu sich kommen lassen müssen, um selbst die weiteren Maßnahmen zu treffen. Von wem die Anordnungen zur Tötung Schleichers ausgegangen waren, ist Groener unbekannt geblieben . . .

Zu der Bemerkung im Buch auf Seite 384, daß nach der Rede Groeners im Reichstag über das Reichsbanner Schleicher und Hammerstein bei ihm erschienen seien und ihn „mit kalter Brutalität informierten, daß er nicht länger das Vertrauen der Reichswehr genieße und sofort zurücktreten müsse“, sagte Groener, daß Hammerstein nicht beteiligt gewesen sei.

Ueber Hindenburg führte Groener noch etwa das Folgende aus: Der alte Herr war Monarchist. Als Groener zum Reichswehrminister berufen wurde, fragte Hindenburg vorher den Kaiser in Doorn um seine Zustimmung. Er, Groener, wisse dies positiv sicher. Ob Hindenburg den Kaiser um Erlaubnis gefragt hat, als er sich als Reichspräsident aufstellen ließ, könne er aus eigener Kenntnis nicht sagen, halte es aber für möglich.

Von dem letzten Willen des alten Herrn meinte Groener, „daß er nicht von Hindenburg herrühre. Ein so langes Dokument habe er sicher nicht verfaßt. Auch der Stil sei ein ganz anderer, als er ihn geschrieben habe. Im übrigen hätte Hindenburg einen solchen politischen letzten Willen nach seiner, Groeners, Ansicht mit einer Anrede an den Kaiser begonnen und mit einem Appell zur Wiederherstellung der Monarchie beendet.“

Denn statt mit Geschichte alle Grausamkeit, Willkür, Selbstgerechtigkeit, Selbstsucht, Urteilslosigkeit, Dummheit, Widerstandslosigkeit usw. der menschlichen Despoten-, Sklaven-, Raubtier- und Schafs-Naturen zu rechtfertigen, müßte ein jeder von Rechtes wegen die Geschichte als seine eigenste ungeheure Schuld erfüllen.

Theodor Lessing

Verhängnisvolle Geschichtsschreibung

Bemerkungen zu Kurt Assmanns Buch „Deutsche Schicksalsjahre“

Die merkwürdige „Liquidierung“ des Nationalsozialismus auf dem Verwaltungswege — statt auf dem Wege einer echten Revolution — hat manche Personen in die Lage versetzt, heute bereits wieder als Buchautoren aufzutreten, die sonst wohl — der Not, wenn auch nicht dem eigenen Takt gehorchend — für immer verstummt wären. In diesem Zusammenhang mag es genügen, auf die Erinnerungen des Herrn Meißner als wohl unrühmlichstes Beispiel von vielen zu verweisen. Immerhin ist diesen fragwürdigen Memoirenpublikationen ein menschlich-verständlicher Zug gemein. Ihre Verfasser empfinden alle mehr oder weniger bewußt das Bedürfnis, sich persönlich zu rechtfertigen. Je nach der Rolle, die sie innerhalb der nationalsozialistischen Hierarchie gespielt haben, werden ihre Ausführungen unwillkürlich zu einer meist unfreiwilligen Apologie nationalsozialistischer Politik im allgemeinen, und zwar innerhalb des Teilgebietes, das sie selbst offiziell mit Verantwortung belastet: sei es nun die Aufrüstung, die Diplomatie oder die Wirtschaftspolitik. Die Art ihrer Schlußfolgerungen offenbart immer die gleiche hoffnungslose Pseudologistik: wenn B und C tatsächlich gegeben waren und der „Führer“ (je nach Bedarf auch Goebbels, Göring usw.) nicht in hybrider Verblendung die weitere Voraussetzung D verweigert hätte, so wären wir wohl alle miteinander ganz gemächlich zu dem ach so „erstrebenswerten“ Ziel E gekommen. Verschwiegen wird freilich bei derartigen Gedanken-Kunststücken durchweg, daß die ganze Beweisführung bereits auf einem falschen A aufgebaut ist: daß es nämlich hätte gelingen können, entweder durch Ueberredung oder durch äußere Erfolge irgendwelcher Art, das Regime, das am 30. Januar 1933 in Deutschland die Macht ergriff, in seinem Wesen zu vermenschlichen oder auch nur für Menschen erträglich zu machen.

Mag man die zahllosen Rechtfertigungs- und Beschwichtigungsversuche meist unberufener Memoirenschreiber allenfalls noch mit einer Art grimmigen Humors zur Kenntnis nehmen (obwohl man auch hier berücksichtigen sollte, was für unermesslichen Schaden ihre „Erkenntnisse“ in unbefangenen Gemütern stiften können), so erregt die Lektüre des Buches „Deutsche Schicksalsjahre“ von dem ehemaligen Vizeadmiral Kurt Assmann ernste Bedenken. Der Verfasser versucht hier, auf 568 Seiten eine skizzenhafte Geschichte des Krieges und der unmittelbaren Vorkriegszeit zu schreiben, also eine Geschichte der Jahre von

München bis zur bedingungslosen Kapitulation. Das Werk stellt eine geistige Wende dar, die gar nicht ernst genug genommen werden kann. Entweder findet sich die deutsche Publizistik stillschweigend mit ihr ab: dann dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, die Adolf Hitler als eine der größten geschichtlichen Erscheinungen aller Zeiten preist, und es erhöhe sich für den naiven Leser mit Recht die Frage, ob wir nicht allen Grund hätten, abermals mit einer „Welt von Feinden“ abzurechnen, die uns durch „ihren“ Krieg dieses wandelnde Kompendium aller staatsmännischen Tugenden neiderfüllt geraubt haben. Oder aber — wenn dies auch leider als weniger wahrscheinlich bezeichnet werden muß — es zieht sich ein wohlthuendes und reinigendes Sturmgewitter gegen die unmögliche Methode einer solchen Geschichtsbetrachtung zusammen, und Assmanns Buch bleibt der erste und letzte Versuch dieser Art.

Wenn nunmehr im folgenden — und zwar unter Zuhilfenahme wörtlicher Zitate — mit Assmanns Darstellung abgerechnet werden soll, so ist es ein Gebot der publizistischen Pflicht, der sich auch die schärfste Polemik nicht versagen darf, die Momente hervorzuheben, die den Verfasser entlasten. In seinem Vorwort bereits betont Assmann, er habe ursprünglich nicht daran gedacht, sein Buch in Deutschland erscheinen zu lassen. Es sei in englischer Sprache zur Herausgabe in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien bestimmt gewesen. Der Verfasser hat während eines dreieinhalbjährigen Aufenthalts in London die Möglichkeit gehabt, an das sachliche Material englischer und amerikanischer Quellen heranzukommen und diese mit den ihm vorliegenden deutschen Quellen, in erster Linie den Kriegstagebüchern der Seekriegsleitung, zu vergleichen. Die Herausgabe des Buches in deutscher Sprache wird allerdings nur mit dem lakonischen Satz motiviert: „Ich habe meine Absicht später geändert.“ Vermutlich war die Aktivität des Brockhaus-Verlages in Wiesbaden, der für die deutsche Ausgabe verantwortlich zeichnet, für die Sinnesänderung des Verfassers mitbestimmend, der in seinem Vorwort nochmals entschuldigend unterstreicht, sein Buch enthalte vieles, was nicht in erster Linie „für den deutschen Hausgebrauch als vielmehr für einen ausländischen Leserkreis niedergeschrieben sein soll“.

Was für ein „ausländischer Leserkreis“ mag gemeint sein? Wohl kaum einer, der aufrichtigen deutschen Demokraten nahestehen dürfte. Wir wissen zur Genüge, wie sehr ein bestimmter Teil der öffentlichen Meinung des ehemals feindlichen Auslandes die Tatsachen vergewaltigte, wenn man dort in der Verblendung kriegerischen Hasses alle Deutschen in Bausch und Bogen zu Nationalsozialisten stempelte. Wer sich einmal einer solchen Sünde wider die Wahrheit schuldig machte, dem fällt es bekanntlich nicht schwer, später notfalls die Wahrheit unter umgekehrten Vorzeichen ebenso zu verdrehen. Gewiß ist heute nicht mehr der Totalitarismus hitlerscher, sondern bolschewistischer Prägung der Weltfeind Nr. 1. Es ist aber ein billiger Trugschluß vergeßlicher Geister, anzunehmen, daß der braune Totalitarismus deswegen niemals recht eigentlich der Weltfeind Nr. 1 gewesen wäre, sondern doch aus der Rückschau einige ganz honorige Züge aufzuweisen habe. Kein verantwortungsbewußter Deutscher sollte jedenfalls einem Bestreben seine Unterstützung

leihen, früher begangene Verbrechen an Sitte, Kultur und Humanität durch heute begangene zu rechtfertigen oder umgekehrt. Ausländische Schriftsteller, die solches unternehmen, mögen das vor ihrem Gewissen verantworten: unser Gewissen sollte hierfür ein für allemal zu empfindlich geworden sein. Ferner muß es berechtigtes Befremden erwecken, daß ein so angesehener Verlag wie Brockhaus „größten Wert“ auf die beschleunigte Drucklegung des Assmannschen Buches gelegt hat.

Doch lassen wir nun Assmann selbst — genauer gesagt, gegen sich selbst — sprechen: schon im Vorwort bringt er ein (übrigens recht banales) Zitat von Adolf Hitler und knüpft daran die Betrachtung: „Er mag nicht immer die Wahrheit gesprochen haben — hier hat er sie gesprochen.“ Man beachte bitte den eigenartigen Akzent seiner Aussage: „er mag nicht immer die Wahrheit gesprochen haben“, nicht einmal: er hat nicht immer die Wahrheit gesprochen. Aber auch bei solcher mehr apodiktischen Formulierung wäre Hitler noch immer, Assmann zufolge, in den meisten Fällen bei der Wahrheit geblieben.

„Quer über der deutschen Marschstraße lag“ — so erklärt Assmann in seinem einleitenden Kapitel — „wie ein ungeheurer Felsblock das Diktat von Versailles . . . Das wirtschaftliche Elend, in dem sich das deutsche Volk zu jener Zeit befand, schrie förmlich nach dem starken Mann, der sich anheischig machte, den Felsblock beiseitezuschieben oder ihn notfalls gewaltsam zu zertrümmern.“ Das wirtschaftliche Elend des deutschen Volkes — das übrigens in den Zeiten der großen Krise von 1929—33 von den meisten Industriestaaten, vor allem den USA und Großbritannien, geteilt wurde — schrie also nur nach dem „starken Mann“; es schrie beileibe nicht nach verantwortungsvoller staatsbürgerlicher Selbstbesinnung, es schrie nicht nach Zusammenfassung aller positiven Kräfte, um die Grundrechte der Demokratie vor der Bedrohung durch hemmungslose Extremisten zu schützen. Erfolgreiche republikanische Staatsmänner wie Stresemann, die ihr Leben im Bewußtsein deutscher und europäischer Verantwortung für das Ziel opferten, Deutschland die drückendsten Bürden des Versailler Vertrages abzunehmen und ihm ein politisches Prestige zurückzuerobern, das der verbrecherische Dilettant Adolf Hitler in wenigen Jahren restlos verspielte, werden von Assmann nicht einmal erwähnt.

Was soll ein gutgläubiger junger Deutscher, der vielleicht zu der Zeit, als der zweite Weltkrieg ausbrach, noch nicht oder kaum schulpflichtig war, für ein Geschichtsbild gewinnen, wenn ihm unglücklicherweise das Assmannsche Buch in die Hände gerät und er den vielleicht empörendsten Absatz dieser sogenannten Geschichtsdeutung auf sich wirken läßt:

„Rückschauend betrachtet, stand Adolf Hitler am Tage von München im Zenith seines märchenhaften politischen Aufstiegs . . . Er hatte, ohne einen Tropfen Blut dafür zu vergießen, Deutschland von allen Fesseln des Versailler Diktats befreit, innerhalb des letzten Jahres 10 Millionen Deutsche, die außerhalb der Landesgrenzen lebten, heimgebracht ins Reich und diesem eine Machtstellung verschafft, wie es sie innerhalb Europas seit der Zeit des alten Römisch-Deutschen Kaiser-

reichs nicht mehr besessen hatte, auch nicht unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck, der die in Oesterreich lebenden Deutschen aus Deutschland ausgeschlossen hatte. Und der Boden, auf dem sich diese großen Umwälzungen vollzogen hatten, entbehrte nicht der Legitimität. So verwerflich der Welt die Methoden erschienen sein mochten, mit denen sie erreicht worden waren, so wird doch eine gerechtdenkende öffentliche Meinung dem Anspruch, alle in geschlossenen Gebieten lebenden Deutschen in einem großen, geeinten und innerhalb seiner Grenzen souveränen Deutschen Reich zu sammeln, die Berechtigung nicht versagen. Auch war das Bedauern über die Methoden nunmehr gegenstandslos geworden durch die Tatsache, daß alles, was bisher erreicht worden war, in freier Vereinbarung zwischen den vier Großmächten in München seine Sanktionierung erhalten hatte. Wenn Adolf Hitler nach München einem Herzschlag erlegen wäre, oder wenn er es fertiggebracht hätte, auf seiner gefährlichen Bahn nunmehr Halt zu machen und der Welt die lang ersehnte Ruhe zu geben, so wäre er sicherlich als einer der größten und erfolgreichsten Staatsmänner der Neuzeit in die Geschichte eingegangen.“

Ist wirklich bis 1938 kein Tropfen Blut vergossen worden? Kann man, um nur wenige Namen und Beispiele zu nennen, die bestialische Hinschlachtung der Arbeiterführer Stelling und Eggerstedt, des Schriftstellers Erich Mühsam und der vielen anderen KZ-Opfer und das widerwärtige Massaker vom 30. Juni 1934 vergessen, obwohl doch bei diesem Massenmord immerhin auch „schon“ zwei Reichswehrgenerale über die Klinge springen mußten? Oder soll etwa die schon bis 1938 aufgehäufte grauenvolle Blutschuld der schlimmsten Pöbel- und Gesindelherrschaft, die das geduldige deutsche Volk sich je gefallen ließ, mit der flüchtigen Phrase von den „verwerflichen Methoden“ summarisch abgetan und bagatellisiert werden? Wir nehmen jedenfalls zur Kenntnis, daß dem von A bis Z Hauptverantwortlichen für die moralische Katastrophe, in die unser Volk während des Dritten Reiches gestürzt wurde, nach Assmanns Ueberzeugung nur der Segen eines plötzlichen Todes gefehlt hat, um „als einer der größten und erfolgreichsten Staatsmänner der Neuzeit in die Geschichte einzugehen“. Will wie so viele auch Assmann Adolf Hitler nur die Erfolglosigkeit, nicht aber die amoralische Grundtendenz seiner Politik verübeln?

Es mag psychologisch verständlich sein, daß ein ehemaliger Vizeadmiral, wenn er sich der Beschreibung der Kriegereignisse selbst zuwendet, in einen ausgesprochenen Soldatenjargon verfällt. Seine Darstellung wird aber dadurch nicht gerade genießbarer, daß sie von burchikosen Fachausdrücken wimmelt, die, komme was immer mag, endgültig der Vergangenheit angehören sollten. Ob nun „der feindliche Schiffsraum nicht fühlbar angefaßt wurde“ oder ob es „gelang, das Dreieck Orscha, Smolensk, Witebsk . . . aus der feindlichen Front herauszuberechnen“: überall begegnet der Leser einer Geisteshaltung, die vorwiegend militärisch, aber nicht politisch argumentiert. Wen kann es bei solcher Hypertrophie militärischen Denkens und Schlußfolgern noch wundern, daß Assmann über den Bruch der dänischen und norwegischen

Neutralität leichtfüßig hinweggeht und hauptsächlich von der „wunder-vollen Kampfgemeinschaft zwischen Heer, Marine und Luftwaffe“ spricht, die einen „durchschlagenden und wohlverdienten Erfolg errungen habe“. Geradezu tragikomisch mutet es an, wenn Assmann in aller Harmlosigkeit wörtlich die Frage aufwirft: „Es ist sehr sonderbar und des Nachdenkens wert, wie es kommt, daß, wenn die Deutschen in ein fremdes Land einrücken, sie immer als Eroberer angesehen, während die Engländer, wenn sie irgendwo hinkommen, als ‚Befreier‘ begrüßt werden!“

Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob der Verfasser mit dieser Feststellung seine englischen Leser mit einem Kompliment beglücken wollte. „Sonderbar“ ist dieses Phänomen keineswegs, wenn auch sicher „des Nachdenkens wert“. Bekanntlich sind die Engländer im Laufe ihrer vielfach blutigen und gewaltsamen Kolonialgeschichte sehr viel öfter ursprünglich als Unterdrücker in fremde Länder gekommen als die Deutschen, und wenn man in diesen fremden Ländern dennoch viel eher geneigt ist, sie als Befreier und nicht als Eroberer zu betrachten, so muß das zweifellos seine Gründe haben. Gerade Assmann täte gut daran, sich einige ernsthafte Gedanken darüber zu machen, ob die von ihm instinktiv richtig erfaßte Diskrepanz nicht hauptsächlich damit zusammenhängt, daß die Engländer jeweils nach Beendigung der Kämpfe politisch in besetzte Länder etwas ganz anderes zu importieren pflegen, als die Deutschen dies zur Hitlerzeit taten. Wohl jedes Volk wird sich eher mit der Bill of Rights und der Habeas-Corpus-Akte befreunden als mit dem Terrorsystem einer Gestapo oder menschenausrottender Einsatzgruppen!

Interessant sind die Betrachtungen, die Assmann an seine Beschreibung des Rußland-Feldzuges knüpft. „Auch der erbittertste Gegner des Nazi-regimes“ — so behauptet der Verfasser — „wird jetzt nicht mehr bestreiten, daß Adolf Hitler hier, auf lange Sicht gesehen, die Situation richtig beurteilt hat . . . Es ist für einen Deutschen überaus schmerzlich, sich jetzt zu vergegenwärtigen, in welcher glänzender Lage sich das deutsche Reich damals, als es auf diesem Gipfel der Macht stand, gegenüber Sowjetrußland befunden hat . . . Was aber noch sehr viel schmerzlicher ist, und nicht nur für einen Deutschen, ist die Tatsache, daß dieser so standfest scheinende Damm, der unter der Führung des deutschen Reiches im Jahre 1941 gegen alle Möglichkeiten des bolschewistischen Imperialismus errichtet worden war, in der Folgezeit zerbrochen und jetzt von den über der europäischen Mitte zusammenschlagenden Wellen des Großen Krieges unwiederbringlich hinweggespült worden ist.“

Was für ungereimte und wirklichkeitsfremde Schlußfolgerungen! Wer hat denn nach einer Epoche der Konsolidierung und des wachsenden Vertrauens, nach einer Epoche des Locarno- und Kellogg-Paktes, als erster eine zentrifugale und anti-europäische Politik betrieben? Wieviel einiger, geschlossener und stärker stünde heute unser europäischer Kontinent da, wieviel fähiger wäre er, an seinen noch jenseits von Weichsel und Donau liegenden Ostgrenzen jeder totalitären Bedrohung ein unüberwindliches Halt zu gebieten, wenn weiterhin Männer wie Briand, Strese-

mann und MacDonald seinen politischen Kurs bestimmt hätten, nicht aber skrupellose Raubritter wie Hitler, Mussolini und ihre verschiedenen Quislinge! Was aber hätte es Europa, was hätte es der abendländischen Zivilisation nützen können, wenn wirklich ein totalitärer Machthaber seinen Rivalen und Konkurrenten aus nur zu gründlicher Selbsterkenntnis richtig eingeschätzt haben mag? Warum verschweigt Assmann ferner, was alles hinter dem „so standfest scheinenden Damm unter der Führung des Deutschen Reiches im Jahre 1941“ gegen die unglücklichen Ostvölker an namenlosen und unmenschlichen Greueln verübt worden ist, die nie und nimmer mit einem politischen Programm zur Bekämpfung und Beseitigung der bolschewistischen Herrschaft zu rechtfertigen waren oder jemals zu rechtfertigen wären?

Es bleibe den Lesern dieses Aufsatzes erspart, noch weitere geschichtliche Weisheiten dieser Art in sich aufzunehmen. Ein Abschnitt der Assmannschen Darstellung darf jedoch nicht unwidersprochen bleiben: seine Bemerkungen über die Widerstandsbewegung, wobei er sich in seiner auch sonst zu beobachtenden Einseitigkeit hauptsächlich auf die militärische Front beschränkt. Nach seiner Auffassung „hatte sich die Wehrmacht den unpolitischen Charakter, den sie im kaiserlichen Deutschland besaß, auch in den Zeiten der deutschen Republik bewahrt . . . Die Regierung Ebert (die es notabene als solche nie gegeben hat, denn Ebert war Reichspräsident, aber nur bis zum Februar 1919 Chef der Exekutive) verdankte in den innerdeutschen Kämpfen nach dem ersten Weltkriege ihr Bestehen der deutschen Reichswehr. Niemals in ihrer jahrhundertealten Geschichte hatte sich die preußisch-deutsche Wehrmacht zu einer Aktion gegen das Staatsoberhaupt mißbrauchen lassen. Als im Kapp-Putsch im Jahre 1920 ein aus Söldnern bestehender Truppenteil eine solche Aktion versuchte, wurde sie im Keim erstickt, weil die Wehrmacht als Ganzes sich schützend vor die Staatsgewalt stellte.“

Hier handelt es sich objektiv um eine Geschichtsfälschung. Es trifft zwar zu, daß die Männer um Ebert sehr zu ihrem eigenen Schaden und zum Unglück der Republik in leichtfertigem Glauben an die Loyalität der bewaffneten Macht ein vorschnelles Aktionsbündnis mit den alten Gewalten einzugehen versuchten. Aber gerade der von Assmann zitierte Kapp-Putsch bewies mit unüberbietbarer Deutlichkeit, wie heuchlerisch, unaufrichtig und zweckbetont die Reichswehr dieses Bündnis mit dem neuen Staate auslegte. Nicht nur ein „aus Söldnern bestehender Truppenteil“ verscrieb sich Kapp, sondern auch eine Reihe von Generalen sympathisierte mit den Verschwörern. Als die Reichsregierung in höchster Not den allzeit zweideutigen Herrn von Seeckt einzugreifen beschwor, entgegnete dieser ausdrücklich und eiskalt, Reichswehr schieße nicht auf Reichswehr. Der Kapp-Putsch wurde wahrhaftig nicht im Keim erstickt, „weil die Wehrmacht als Ganzes sich schützend vor die Staatsgewalt stellte“; der Kapp-Putsch brach vielmehr zusammen, weil die deutsche Arbeiterschaft unter Führung der Gewerkschaften durch den Generalstreik ihre schärfste und mächtigste Waffe gegen die reaktionäre Putschisten-Clique einsetzte.

Immerhin billigt Assmann „in bestimmten, sehr schwerwiegenden Fällen“ die gewaltsame Auflehnung der Wehrmacht gegen das Staatsoberhaupt — im Frieden! Militärputsche könnten nach seiner Ansicht sogar gelegentlich „heilsam“ ausgehen, anscheinend vornehmlich immer dann — da er ausdrücklich das Beispiel Francos erwähnt — wenn ein durch Wahlen bestätigtes republikanisches Regime durch einen militärischen Putsch liquidiert werden soll. „Im Kriege hat in jedem Staate der Welt eine Wehrmacht nur eine Aufgabe: zu siegen! Alles, was sie davon ablenkt, ist unmoralisch und verwerflich . . . Wenn unsere früheren Feinde auch jetzt noch der Meinung sein sollten, daß der deutsche Offizier seinen Eid hätte brechen sollen, weil doch das nationalsozialistische Regime, dem er ihn geschworen habe, alle Merkmale des Verbrecherischen getragen habe, so wird das Motiv zu dieser Einstellung ganz wesentlich darin zu sehen sein, daß es ihrer Ansicht nach leichter gewesen wäre, das deutsche Volk zu besiegen, wenn der Offizier seinen Eid gebrochen hätte . . . Der amerikanische Schriftsteller Allen Welsh Dulles will erfahren haben, daß ein deutscher General . . . wenige Tage vor Beginn der Operationen dem holländischen Militärattaché in Berlin die deutschen Absichten mit allen Einzelheiten der Durchführung verraten habe. Ich halte diesen Bericht für erfunden. Ein deutscher General tut das nicht: das nicht! Täte er es, so wäre er nach Charakter und Gesinnung kein deutscher General . . . Wir wollen achtungsvoll unseren Hut abnehmen vor dem Andenken der Männer, die ihr Leben hingaben, weil sie als verantwortungsbewußte Christen oder als wirkliche Idealisten es als ihre nationale Pflicht ansahen, sich der Tyrannei zu widersetzen . . . Wir wollen mit Schimpf und Schande aus unserer Mitte ausstoßen und in unserer Erinnerung auslöschen diejenigen, die in ihrem Haß gegen das über sie gesetzte Regime so weit gingen, daß sie, um das Staatsoberhaupt zu stürzen, durch Vaterlandsverrat dem Feinde Vorschub zum Siege über ihr eigenes Volk leisteten.“

Ob Assmann, wenn die Entwicklung in dem von ihm gewünschten Sinne weiterginge, in einigen Jahren noch bereit wäre, vor dem Andenken der Männer, die sich der Tyrannei widersetzen, achtungsvoll seinen Hut abzunehmen, bleibe dahingestellt. Der militante Tenor seiner sonstigen Ausführungen zu diesem Thema läßt einige ernsthafte Zweifel daran zu. Bevor wir aber „mit Schimpf und Schande“ zahlreiche Märtyrer des Hitlerregimes Assmann zuliebe „aus unserer Mitte ausstoßen und in unserer Erinnerung auslöschen“, wollen wir uns doch lieber noch etwas näher mit den Behauptungen auseinandersetzen, die Assmann seinen Lesern hier als schmackhafte geistige Nahrung auftischen möchte. Möge er sich zunächst von dem großen französischen Staatsmann Talleyrand darüber belehren lassen, daß es keineswegs immer patriotische Pflicht ist, dem eigenen Staate auch im Kriege unter allen Umständen zum Siege zu verhelfen. Als der kluge Diplomat die zunehmende und immer weniger zu kontrollierende Hybris seines Kaisers erkannte (der sich immerhin im Vergleich zu Adolf Hitler als Persönlichkeit noch immer so ausnimmt wie ein Riese neben einem Gnom), arbeitete er konsequent mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln gegen ihn, die

juristisch hundertfach den Tatbestand des Landesverrats erfüllt hatten. Dabei war der skrupellose und überaus bestechliche Talleyrand wahrhaftig alles andere als ein sauberes menschliches Vorbild. Immerhin bewahrten seine Initiative und Geschicklichkeit Frankreich nach dem Sturz Napoleons auf dem Wiener Kongreß vor dem Verhängnis.

Nein, Herr Assmann, es gibt ein weit höheres und ein viel stärker verpflichtendes Ziel für ein Volk, als zu siegen: nämlich im Konzert der anderen Völker seinen ehrlichen Namen und sein moralisches Prestige zu bewahren. Man komme nicht mit dem trübseligen Einwand, daß auch in der internationalen Politik nur mit Wasser gekocht werde und daß also der Zweck schließlich doch die Mittel heilige! Es gibt auch hier Grenzen, die übrigens vom Nationalsozialismus nicht erst vom 1. September 1939, sondern vom Tage seines Bestehens an, als er noch nichts anderes darstellte als eine kleine machthungrige und gewissenlose Clique von Desperados, rücksichtslos überschritten wurden. Dieses Regime im Frieden zu stürzen oder, wenn dies sich nicht als möglich erwies, seinen Sieg mit allen Mitteln zu verhindern, war die erste, wichtigste und heiligste Pflicht der besten Kräfte des deutschen Volkes, war die Pflicht eines jeden „Allemand“ im Kampf gegen die „Boches“. Hitler und seine Getreuen hätten nämlich niemals für Deutschland, sondern immer gegen Deutschland gesiegt. Anscheinend bedarf es heute schon wieder einer erheblichen Phantasie, um sich auszumalen, was im Falle eines Hitlertriumphes aus den letzten kümmerlichen Resten rechtsstaatlicher Ordnung in Deutschland geworden wäre. Wer wagt außerdem in dem schweren, blutigen und opferreichen Ringen des deutschen Widerstandes gegen das Hitlerregime die Grenzen zwischen Hoch- und Landesverrat genau festzulegen, die Assmann um jeden Preis ziehen möchte? Was ist schließlich der sogenannte „Landesverrat“ anderes als ein juristischer oder allenfalls ein Tabu-Begriff? Eine moralische Qualifikation erhält jedes menschliche Tun allein aus seinen Motiven; zum schimpflichen Verbrechen wird ein „Landesverrat“ erst dann, wenn man sich für das Ausspähen und Ausforschen militärischer Geheimnisse vom Gegner bezahlen läßt, ohne viel über die Folgen des eigenen Handelns nachzudenken. Was für Gewissenskämpfe haben dagegen die Männer des Widerstandes mit sich ausgemacht, die unter Umständen mit unschuldigen Opfern rechnen mußten, um ihrem Volk in seiner Gesamtheit das letzte und schrecklichste Opfer zu ersparen! Wehe dem, der sich unterfängt, auf ihre Kosten jene anderen zu glorifizieren, die an der längst ausgehöhlten Formalität ihres Eides auch dann noch festhielten, als sie erkannt hatten, einem Verbrecher oder wenigstens einem wahnsinnigen Narren zu dienen! Sie haben wahrlich nicht, was sie oft für sich in Anspruch nehmen, „das Schlimmste verhütet“. Mögen sich um den Tatbestand juristischen Landesverrats diejenigen streiten, die auch heute noch nichts Besseres zu tun haben. Es wäre aber vielleicht ganz nützlich, ihnen einmal die Gegenfrage zu präsentieren, und zwar mit allen belegbaren Einzelheiten: ob nicht die hohen und höchsten politischen und militärischen Würden-

träger, die ihr allmählich klopfendes Gewissen von Hitler durch astronomische Dotationen beschwichtigen ließen, ihrerseits einen moralischen Landesverrat begingen, mit dem sich leider noch kein Strafgesetzbuch mit der gebotenen Eindeutigkeit beschäftigt hat. Wir zielen mit diesem Vorwurf nicht auf Assmann, da er im Vorwort seines Buches selber bekennt, er sei in den Zeiten des Hitlerregimes kein Hosiannah-Rufer gewesen. Bestimmt hat er aber nicht die blaßeste Ahnung von den inneren Gesetzen des konsequenten Widerstandes gegen den Teufel und seine Gefolgschaft. Wir sind jedoch nicht geneigt, den gleichen Kampf notfalls noch einmal aufzunehmen, bloß weil die heranwachsende Jugend wieder mit halbverdauten und unverantwortlichen Redensarten vergiftet wird. Es ist menschlich zu verstehen, wenn ein Mann, der selbst um Haaresbreite dem Attentat im „Führerbunker“ zum Opfer gefallen wäre, von Ressentiments gegenüber den Männern des 20. Juli nicht frei ist. Wir verbitten uns aber jede Verunglimpfung des deutschen Widerstands im großen wie im kleinen, noch dazu in einer Form, die aufs deutlichste an das bramarbasierende Pathos Adolf Hitlers gemahnt.

„Wir können aber ganz sicher sein“ — hiermit geben wir Assmann zum letztemal selber das Wort — „daß in Zukunft unsere früheren Feinde es lieber mit deutschen ‚Eidhaltern‘ zu tun haben werden als mit deutschen Eidbrechern.“

Wir hingegen können gottseidank ganz sicher sein, daß es nicht so kommen wird. Zweifellos gibt es ausländische Kreise, die aus Gründen momentaner weltpolitischer Opportunität den Typ Mensch vorziehen, den Assmann unter „Eidhaltern“ zu verstehen scheint. Aber so ganz umsonst und vor allem so hoffnungslos verlogen dürfte die westliche Welt nicht fünfeinhalb Jahre Krieg gegen das Dritte Reich, seine Geburtshelfer und seine Nutznießer geführt haben. Es wäre zwar leichtfertiger Optimismus, den geschichtlichen Ablauf als Symbol dafür zu betrachten, daß alles Geschehen einen tieferen Sinn haben müsse. Jedoch ist die Weltgeschichte auch nicht die Bestätigung völliger Sinnlosigkeit, worauf Assmanns Buch offenbar stillschweigend spekuliert.

In dem Augenblick einer entscheidenden Niederlage wird eine große Literatur da sein, die post festum darlegt, durch welche Schuld diese Niederlage entstanden sei; und zwar werden dieselben Leute, die den gegenwärtigen Krieg gemacht haben (dadurch, daß sie ihm nicht Widerstand entgegensetzten), nachdem er traurig ausging, das Problem lösen, auf Grund welcher Fehler er traurig ausgehen mußte.

Theodor Lessing

Facetten der Freiheit

Ein Totengespräch

Personen:

Gotthold Ephraim Lessing, geb. 1729 in Kamenz, gest. 1781 in Braunschweig. Hofrat und Bibliothekar in Wolfenbüttel

Moses Mendelssohn, geb. 1729 in Dessau, gest. 1786 in Berlin, Seidenwarenhändler und Philosoph dortselbst

- L: Ach, Sie sind es, mein Bester! Ich komme eben vom Lekturkabinett, wo ich deutsche Gazetten las. Jetzt will ich mich ein bißchen ergehen, schon um den Druck loszuwerden, den diese Beschäftigung mir verursacht hat.
- M: Was mich betrifft, so bin ich Ihnen, teuerster Mann, einfach nachgeschlichen. Ich möchte Sie nämlich um die Erlaubnis bitten, Sie auf diesem Morgenspaziergang begleiten zu dürfen.
- L: Die Sie hiermit erhalten, nebst der Versicherung meines Vergnügens, daß Sie es sind, der mir solches anträgt.
- M: So sei es denn wieder einmal wie in Berlin, anno 1754, da ich Tag für Tag um sieben Uhr früh an Ihre Türe pochte, um von Ihrem Reichtum an Begriffen zu profitieren. Auch jetzt, mein Lessing, könnte ich solche Aushilfe gut gebrauchen.
- L: Das klingt ja, als wollte Plutos, der Gott des Reichtums, den Krösus um 5 Gulden anpumpen. Sie machen sich wohl über mich lustig, Moses?
- M: Ich hätte allen Grund, mich über mich selbst zu mokieren. Man ist jetzt fast 200 Jahre tot, aber sonst ist eigentlich alles wie gestern. Dort unten bei den Deutschen ist wenig Wandel geschehen, sie schwätzen und folgen ihren krausen Affekten, und ich armer Narr bin immer noch wie fasziniert von ihrem Treiben. Da dachte ich mir nun eben, ob nicht Sie vielleicht die Aufklärung geben könnten, die ich aus Eigenem nicht gewinne.
- L: Was, beim Geier, interessiert Sie denn noch an dieser verlorenen Nation?
- M: Alles, daß ich es nur gestehe. Ihre Art, sich auseinanderzusetzen — auseinander in verschiedene Staaten, die sich leidenschaftlich befeinden. Ihre Neigung, der leersten Betriebsamkeit jeweils die größte

Stimmstärke zu leihen. Ihre Gepflogenheit, sich mit Phrasen und Prahlereien zufriedenzugeben, wenn es sich um die Erarbeitung klarer Ideen handelt. Ihre komischen Vorstellungen von der Freiheit . . .

- L: So? Haben die jetzt auch Vorstellungen von Freiheit? Ja, warten Sie mal, ich erinnere mich, etwas derartiges gelesen zu haben. Ich weiß jetzt nur nicht, war es Schelling oder Hegel, der da geschrieben hat, Freiheit sei Einsicht in die Notwendigkeit.
- M: Beide formulierten es ziemlich ähnlich, und die deutschen Faschisten schlugen dann Kapital daraus. Nach ihnen war es doch Freiheit, tun zu dürfen, was man gerade mußte. Also entweder parieren bis in den Tod, oder aber selbst stehlen, nötigen, morden oder was eben sonst die böse Natur dem Einzelnen eingab.
- L: Sie sind schon einmal nicht anders, unsere lieben Deutschen, denken Sie nur an Nietzsche! Dieser geniale Schwärmer hat doch Erlösung aus Unfreiheit an die nun wirklich komische Bedingung geknüpft, daß man wisse, wozu. Das „wovon“ allein tat's ihm nicht. Die Deutschen setzen sich immer nur dann in Bewegung, wenn man es ihnen befiehlt, und wenn man überdies noch ein gefälliges Ziel nachzuweisen imstande ist. Ich verstehe jetzt nur eines nicht: was kann Ihnen, Moses, daran problematisch sein? Wissen Sie was: Der weise Nathan plagt Sie wieder einmal, daß Sie trotz allem Gutes entdecken möchten an diesem Volk!
- M: Im Gegenteil, der Jude in mir ist dabei, sich zu ärgern. Er stößt sich daran, daß die Deutschen, wenn sie des Schlechten schon schließlich ledig werden, sich nicht sofort energisch nach Besserem umsehen. Sie haben jetzt nämlich zu der nationalsozialistischen Freiheitsthese zwei andere hinzubekommen und benehmen sich zwischen diesen dreien wie Buridans Esel.
- L: Zwei andere? Sie machen mich neugierig.
- M: Nun, in Berlin schrieb dieser Tage einer unserer Nachfolger auf dem Katheder der Oeffentlichen Meinung: Freiheit ist von dem Augenblick an, da die Hauptbefreiung, die von Kapitalismus und Klassenherrschaft, gelungen sei, nur noch ein spießbürgerliches und reaktionäres Vorurteil, das man den literarischen Dandies des Westens überlassen möge.
- L: Lapidar, in der Tat! Das ist bestimmt einer von denen, die selbst als Vorgesetzte anderer gerade noch einige Freiheit genießen.
- M: Dem gegenüber erklären die Schriftgelehrten des Westens, eben jene literarischen Dandies, Freiheit sei das Grundelement des geselligen Zusammenlebens der Menschen und dem Individuum in nicht minderem Grade unentbehrlich als der Sauerstoff in der Atemluft.
- L: Genau so lapidar! Aber ich wette, daß unser Moses jetzt eigentlich bravo rufen möchte.
- M: Gewiß, ich verhehle nicht, daß mir diese Definition weit besser gefällt als die anderen. Nur daß sie sich eben wie ein Glaubenssatz anhört, will mir nicht behagen.

- L: Seit wann zögert Mendelssohn, Glaubenssätze genauer zu untersuchen?
- M: Selbst wenn er keine Sekunde zögerte, wäre ihm Lessing ja schon zuvorgekommen. Was sagen Sie also zu dieser westöstlichen Kontroverse?
- L: Sie wissen, ich bin ein alter Klient und Verehrer der Freiheit.
- M: Ich weiß, daß Sie Ihr Erwählter sind. Auch sie, die Freiheit, hielt Lessing ja in hohen Ehren, da sie ihn bar aller irdischen Güter und sogar mit der Anwartschaft auf die Vergessenheit im Vaterlande hieher ins Elysium entließ.
- L: Wir haben einander wohl nichts vorzuwerfen, die Freiheit und ich. Trotzdem war es nie meine Art, mich in die Vertraulichkeiten von Damen einzudrängen. Ich meine deshalb, Mendelssohn und Lessing sollten jetzt übereinkommen, das Wort Freiheit nicht weiterhin mit geblähten Nüstern auszusprechen, wie Freund Lichtenberg einmal so hübsch gesagt hat. Sie sollten schon eher das Ding Freiheit unbarmherzig der Vernunft aussetzen.
- M: Das war doch schon immer meine Meinung, Lessing.
- L: Wir könnten, mit Verlaub, damit anfangen, daß wir feststellen: Freiheit ist etwas höchst Vielfältiges und Bedingtes.
- M: Einverstanden! Die Freiheit ist ein Edelstein mit mehr als einer Facette.
- L: Die Formel der Westler scheint mir nun allerdings wenig brauchbar, schon weil sie sozusagen an falschem Pathos leidet. Die Art von Freiheit, die man wirklich dem Sauerstoff in der Luft vergleichen könnte, gibt es ja wesentlich nur im Unterholz der Gesellschaft, also dort, wo die Theoretiker des Westens in der Regel nicht nisten.
- M: Im Unterholz der Gesellschaft? Welch' aufregende Metapher!
- L: Stellen wir uns die durchschnittliche Nationalgesellschaft einmal als Urwald vor, wie er fernab von jeder Forstwissenschaft gedeiht. Hier gibt es nun Unterholz, hier gibt es ferner eine Mittelregion, und hier gibt es schließlich die Sphäre der Wipfel, in denen du, nach Goethe, kaum einen Hauch spürst. Dieses „kaum einen Hauch“, diese Unbewegtheit und Ruhe, bedeutet bürgerliche Sekurität und eine spezielle, sehr kostbare Form der Freiheit. Im Unterholz dagegen haust allerlei Getier und geht das Raubzeug um. Im Unterholz ist folglich auch nur eine wenig anspruchsvolle oder, wenn ich so sagen darf, eine äußerst abgehärtete Freiheit anzutreffen, eine mitunter sogar gesetzlose und letztlich unausrottbare Freiheit; kurz, eine Freiheit, die man genau so gut Unfreiheit nennen könnte. Es ist das die Freiheit des Kleinen Mannes, die endemische Freiheit, und sie hält sich schon deshalb standfest im Sturme der Zeiten, weil das Unterholz eben undurchdringlich ist und die Organe der Obrigkeit es riskant und unbequem finden, dort einzuschreiten. Natürlich ist diese Freiheit ärmlich und erbärmlich genug, so wie sich ja auch das Steppengras nicht mit den üppigen Gräsern der Flußtäler vergleichen läßt, ohne dadurch etwa weniger Gras zu sein als diese. Im

Ernstfall beschränkt sich die endemische Freiheit sogar auf die Möglichkeit, zu allem, was über einen Wehrlosen verhängt werden mag, gerade noch „Schwindel!“ zu sagen, und wäre es auch nur unter der Bettdecke als letztem Refugium. — Können Sie sich damit einverstanden erklären, Moses?

M: Ich begriff jetzt jedenfalls, daß Ihre Metapher immer noch eher anschaulich als sonst etwas ist, und das tut mir wohl. Mit nüchternen Worten ausgedrückt, behaupten Sie, daß eine Analyse der Freiheit jeweils bei derjenigen ihrer Spielarten zu beginnen hätte, die es stets und unter allen Umständen gibt. Also ebenso in der Antike wie im Mittelalter, in der Zeit der absoluten Fürsten und schließlich auch in modernen Demokratien und Diktaturen.

L: Zunächst einmal sagte ich nur, daß eine Freiheit, die an Unentbehrlichkeit dem Sauerstoff in der Atemluft gleichkommen soll, immer nur diese primitive oder endemische Freiheit sein kann, die ja auch mit bewußtem Sauerstoff das Besondere gemein hat, daß man ihrer erst dann gewahr wird, wenn sie knapp zu werden beginnt.

M: Daraus folgt nun, daß die höhere Freiheit, also sagen wir schon: die Freiheit der Laubregion und erst recht dann natürlich die der Wipfelsphäre, unter Umständen doch entbehrlich sein könnte?

L: Sie sind draufgängerisch, mein lieber Moses, denn zunächst folgt daraus doch nur, daß die endemische Freiheit in den neueren Gesellschaften die der größten Zahl sein muß.

M: Immerhin wird die größte Zahl doch versuchen, ihre Vorstellungen von Freiheit allgemein und verbindlich zu machen.

L: Drücken wir es lieber anders aus: der Umstand, daß sich die größte Zahl sozusagen für alle Tage mit endemischer Freiheit begnügt, dieser fatale Umstand gefährdet eo ipso alle anderen und höheren Formen der Freiheit.

M: Gleichwohl gibt es doch solche höheren Formen, und eigentlich waren ja auch sie nur gemeint, wenn man seither von Freiheit sprach.

L: Man sprach aber leider von Freiheit nur selten mit Maß und Ziel. Denken Sie an Lichtenbergs „geblähte Nüstern“! So sagte man eben auch neuerdings, diese höheren Formen der Freiheit seien unentbehrlich wie Sauerstoff. Und doch ist Unentbehrlichkeit, wie wir feststellten, eine Beschaffenheit, die lediglich der endemischen Freiheit zukommt, nur der Freiheit im Unterholz, die ja beinahe schon eine Vogelfreiheit ist.

M: Was kann schon mit Vogelfreiheit gedient sein?

L: Ich sagte: beinahe eine Vogelfreiheit! Endemische Freiheit ist genau so mehr als Vogelfreiheit, wie ein Nahrungsquantum, mit dem man gerade noch bestehen kann, mehr ist als eines, bei dem man bereits verhungert. Und nun kommt eben noch hinzu, daß die endemische Freiheit in der Tat der Keim aller höheren Freiheit ist, daß aus ihr sich alle höheren Formen der Freiheit, falls sie verloren gingen, immer wieder von neuem entwickeln lassen.

M: Ist sie nicht eher der Bodensatz?

L: Sie ist auch der Bodensatz,* zweifellos! Das ist sie zum Beispiel heute in Sowjetrußland, und auch damals in Deutschland, während der Faschistenherrschaft, war sie es. Aber das kann nicht ihre wesentliche Seite sein, denn wesentlich an ihr ist allein, daß sie der ewige und unzerstörbare Keim aller höheren Arten von Freiheit ist. Die großen Staatsumwälzungen haben noch immer damit begonnen, daß man im Unterholz der Gesellschaft unüberhörbar „Schwindel!“ sagte. Geschichtsnotorisch wurde dann wohl anderes, also etwa eine Tagung der Generalstände, aber Ursache und erster Anstoß waren die Schlangen vor den Bäckerläden, in denen man auf den König und seine Ratgeber fluchte.

M: Vergessen Sie da nicht, daß sich diese Ihre endemische Freiheit im Laufe der letzten Jahrhunderte außerordentlich angereichert hat? Daß sie heute z. B. wesentlich mehr Spielraum gewährt als etwa in unserer Zeit? Ob das wohl damit zusammenhängt, daß auch das Unterholz der Gesellschaft relativ zunahm?

L: Mit nichts anderem, Moses. In allen Völkern hat sich diese Region, die wir das Unterholz nennen, nach oben hin ausgedehnt. Aus Bourgeoisnationen wurden und werden auch heute noch Proletarierationen — das ist es!

M: So ist denn Ihrer Meinung nach die niedere Freiheit die spezifische Freiheitsform des Proletariats? Wie aber reimt sich das damit, daß gerade die Proletariate immer mehr und mehr höhere oder politische Freiheit verlangen?

L: Sie haben recht, die Proletariate fordern überall stürmisch politische Rechte und somit eben politische Freiheit. Aber sie tun das auch nur in Gesellschaften, in denen sie zu den beherrschten Klassen gehören, zu den Klassen, die sich erst emanzipieren möchten. In Staaten, wo sie keine herrschende Klasse mehr über sich haben, begeben sie sich frappierenderweise sofort aller politischen Freiheit, sie lassen sich da die politische Freiheit auf der Stelle wieder abnehmen, und es ist nicht einmal sonderlich schwer, sie ihnen abzunehmen.

M: Sie sprechen jetzt von den Moskowitern?

L: Ja, von den Russen; aber genau so von den Deutschen nach 1933. Damals dachte nämlich ein großer Teil des deutschen Unterholzes, nun wäre es geschafft, nun hätten sie die politische Macht erobert und damit auch die politische Freiheit bei sich konzentriert. Die Folge war, daß sie sich nicht nur nicht wehrten, sondern sogar weithin damit einverstanden waren, als man ihnen diese politische Freiheit wieder wegnahm und die Alleinherrschaft der Partei und ihres Führers aufrichtete. Das übrige merkten sie dann ja erst später.

M: Und wie erklären Sie sich das nun?

L: Sehen Sie, Moses, das Unterholz erstrebt politische Freiheit nicht zum individuellen Konsum gleich der Mittelregion oder der Wipfelsphäre. Das Unterholz fordert vielmehr politische Freiheit nur des-

halb, weil sie sich gegen Sicherheit eintauschen läßt. Sicherheit für das Unterholz ist aber so etwas wie ein kollektiver Verzehr politischer Freiheit, der dem bürgerlichen Menschen schon deshalb zuwider sein muß, weil es ihm selbst normalerweise nicht an Sicherheit mangelt.

M: Ob man hier nicht lieber von sozialer Sicherheit sprechen sollte?

L: Selbstverständlich sollte man das! Soziale Sicherheit ist hier sogar das treffende Wort. Sie ist also ihrem Wesen nach weniger die Freiheit, zu tun und zu reden, als vielmehr die Freiheit von der Angst, daß man nächstens wieder einmal kein Dach überm Kopf und kein Essen im Topf haben könnte. Also die Freiheit von Not, im allgemeinsten Sinne, wenn Sie diese Formel akzeptieren.

M: Politische Freiheit wäre demnach für den Geschmack des Unterholzes überhaupt nichts weiter als die Möglichkeit materieller Sicherstellung. Und umgekehrt ist soziale Sicherheit objektivierte oder vergegenständlichte Freiheit. Der endemische Rest bleibt davon natürlich unberührt.

L: Wir sagten ja schon, daß er auch in Sowjetrußland nicht fehlt, so wenig wie er in Hitlerdeutschland je gefehlt hat.

M: Und was ziehen Sie nun daraus für Folgerungen? Doch eben vor allem die, daß Freiheit als Selbstzweck nur von solchen Teilen einer gemischten Gesellschaft angestrebt wird, die nicht zum Unterholz gehören. Also hauptsächlich vom Bürgertum, oder von der Bourgeoisie, wie man sich da wohl konventionellerweise auszudrücken hat.

L: Nun sind Sie ja, Gott sei Dank, wieder auf Ihren alten Standort zurückgekehrt, mein guter Moses. Nur daß Sie eben immer noch nicht ins Auge zu fassen belieben, wie sehr hier und dort die Verwendung der Freiheit eine andere ist. Von Selbstzweck kann ja auch beim Bürgertum kaum die Rede sein. Der bürgerliche Mensch begehrt politische Freiheit, um sie individuell zu genießen; das ist hier der springende Punkt. Jeder versucht, soviel wie nur möglich davon an sich zu bringen, und schleppt dieses Quantum dann rasch in einen Winkel, wo es ihm niemand mehr streitig macht. Ganz oben völlert man sozusagen in unbewußter, weil unangefochtener Freiheit. Da entwickelte mir doch dieser Tage der alte Shaw, ein britischer Esprit fort, der neulich erst bei uns einpassiert ist, seine Theorie von der „leisure“, der Muße, die er als das Wesen der Freiheit überhaupt bezeichnete. Tatsächlich läßt sich Freiheit in Zeitmengen ausdrücken, die nicht für Erwerbsarbeit aufgewandt zu werden brauchen. Und von solcher „leisure“ hat man nun eben oben, in der Wipfelsphäre der Gesellschaft, am allermeisten und geradezu im Ueberfluß. Weniger davon hat man schon in der Mittelregion, aber immerhin: man hat noch. Nur ein Minimum von „leisure“ steht aber dann dem Menschen des Unterholzes zur Verfügung, der es ja wohl auch richtig — verschläft. Sie sehen: die Gegenprobe stimmt: auch im Unterholz bedarf man der Muße, wenn auch allerdings nur, um durch sie die Arbeitskraft zu erneuern.

- M: Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß man oben, in den Wipfeln, mit Ihrer „leisure“ viel anzufangen wüßte?
- L: Nichts liegt mir ferner, aber das steht jetzt auf einem andern Blatt. Und um so fragwürdiger ist dann eben die unterschiedliche Zuteilung von Muße überhaupt, finden Sie nicht auch?
- M: Zum Teufel mit Ihrer eiskalten Vernunft! Ich kann Ihnen nicht widersprechen.
- L: Wenn ich mich recht besinne, kamen wir überein, das Ding Freiheit den Untertemperaturen der Vernunft auszusetzen, um einmal zu sehen, wie es sich dabei verwandelt.
- M: Das taten wir, und wir wollen ja auch dabei bleiben. Aber es schmerzt mich doch etwas, daß Sie dem bürgerlichen Menschen das Recht auf politische Freiheit schmälern wollen.
- L: Wäre es nicht vernünftiger, als mir derlei Absichten zu unterstellen, wenn wir uns die höhere Freiheit von heute einmal etwas genauer ansehen wollten?
- M: Wie meinen Sie das jetzt?
- L: Nun, ich denke gerade an die Konstitutionen oder Verfassungen, in denen man neuerdings die politische Freiheit aller Staatsbürger niederlegt.
- M: Ja, und?
- L: Niederlegt und oft genug wohl auch beisetzt. Diese Konstitutionen muten mich doch immer ein bißchen wie Sarkophage oder Mausoleen an. Man trägt die bürgerliche Freiheit in ihnen zu Grabe, damit sie außerhalb keinen Schaden mehr anrichtet.
- M: Nicht „damit“, aber möglicherweise „so daß“ . . .
- L: Meinewegen auch so daß . . . diese traurige Leiche!
- M: Ihr Witz ist heute wieder sehr bitter, Lessing!
- L: Soll er liebeich sein in Zeiten wie diesen? Mein Witz entspricht immer nur dem Gegenstand, der hier ja eine große Bitternis hat. Die heutige deutsche Verfassung beginnt mit dem Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Riecht Ihnen das etwa nicht nach Verwesung? Es ist der rechtschaffene Sinn der Wörter, der bei solch' abenteuerlichem Gebrauche verwest. „Würde des Menschen“ — ach, wäre sie doch erst einmal klar umrissen!
- M: Ich denke an meine Volksverwandten, die vielleicht bald wieder gejagt sein werden dort unten, und schweige. Im übrigen erfähre ich jetzt nicht ungern, wer, Ihrer Meinung nach, Interesse daran haben kann, daß politische Freiheit in Verfassungs-Sarkophagen beigesetzt wird.
- L: Der bürgerliche Mensch persönlich, mein Freund, aber sagen Sie es nicht weiter!
- M: Und warum nun gerade er?

L: Weil er allmählich dahintergekommen ist, daß die anderen, die im Unterholze, alle politische Freiheit für sich erkämpfen und endgültig einsacken möchten, und weil er nun eben derweise praevenire spielt.

M: Tut er daran nicht recht?

L: Wie man's nimmt. Recht oder Unrecht, er spielt jedenfalls praevenire, er muß praevenire spielen!

M: Sie meinen doch, weil sonst politische Freiheit überhaupt aus der Welt verschwände? Er verteidigt sie also, das müssen Sie doch zugeben!

L: Wie aber verteidigt er, der bürgerliche Mensch, sie, diese seine „bürgerliche“ Freiheit? Allein auf dieses Wie kommt es an. Er verteidigt sie, indem er sie seinerseits verschwinden zu lassen sucht. Die Proletariate können sich ja nur deshalb vornehmen, die ganze politische Freiheit an sich zu reißen, weil es politische Freiheit in der Gesellschaft überhaupt gibt. Es gibt sie aber, diese politische Freiheit im gesellschaftlichen Leben, und sie steht sogar schwarz auf weiß in den Verfassungen, und die Verfassungen kennen auch in bezug auf sie keine Klassenunterschiede, sondern nur Gleichberechtigung. Ist es da für den bürgerlichen Menschen nicht die einzige Rettung vor den Aspirationen des Proletariats, die politische Freiheit möglichst rasch in diese Verfassungen einzumauern, so daß sie außerhalb nicht mehr wirken kann?

M: Die einzige Rettung? Von Erziehung, von einer allmählichen Entwicklung staatsbürgerlicher Tugenden halten Sie wohl gar nichts?

L: Keine Zeit mehr, mein Teuerster! Auch gehört es sich nicht, altgewordene Völker mit Pädagogik zu traktieren.

M: Verstehe ich Sie recht, so behaupten Sie allen Ernstes, die bürgerliche Welt habe heute nur noch die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Entweder sie läßt die politische Freiheit in ihren Staaten ungeschmälert, dann riskiert sie, daß die Menschen des Unterholzes sie bei sich monopolisieren, um sie durch Umtausch in soziale Sicherheit völlig verschwinden zu lassen. Oder aber sie versucht ihrerseits, die politische Freiheit unter Verschluß zu nehmen mit dem Hintergedanken, daß die Menschen des Unterholzes so keinerlei Gelegenheit mehr finden, die Freiheit durch sich selber zu nichten. Aber derweise ins Giftschränken verwiesen, fehlt sie eben gleichfalls und nicht einmal in minderem Maße, als wenn das Proletariat sie kassierte.

L: Nicht allen fehlt sie da in gleichem Maße. Denn ist es der bürgerliche Mensch, der die Freiheit kassiert, dann tauscht sich wieder umgekehrt ein Uebermaß von sozialer Sicherheit, wie die Reichen es haben, in Freiheit zurück. Dann wird wohl die Masse der bürgerlichen Bevölkerung ihrer bisherigen politischen Freiheit entbehren müssen, nicht aber der Freiheit schlechthin alle diejenigen, die in der Wipfelsphäre hausen. Das ist nun auch der Grund, warum

die Menschen der Wipfelsphäre die Einsargung der Freiheit in Verfassungssarkophagen mit größtem Eifer betreiben, während die Menschen der Mittelregion solcher Unternehmungen niemals recht froh werden können.

- M: Gut, Lessing, aber es gibt doch allenthalben Dichter und Denker, es gibt Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Priester und Zeitungsschreiber, und alle diese sind nun eben von der Art, daß sie ohne politische Freiheit ähnlich daran wären wie der Fisch, den man aufs Trockene geworfen.
- L: Sie sprechen von der Intelligenz und meinen nun also, daß diese humanistische Intelligenz sich dem Untergange der Freiheit, wie immer er auch vor sich ginge, widersetzen müßte.
- M: Sientmal doch die Gedanken- und Redefreiheit, die das Kernstück aller politischen Freiheit ist, der Intelligenz ganz besonders am Herzen liegt . . .
- L: Die Notwendigkeit schafft aber auch hier Rat, liebster Moses. So erwirkt sie z. B., daß die Intelligenz sich gegebenenfalls auch mit den leeren Hülzen der Gedanken- und Redefreiheit begnügt wie etwa heute drüben in Rußland oder im deutschen Osten und wie auch schon deutlich genug in den westlichen Regionen unseres Landes. Die Inhalte zu bestimmen, bleibt dann eben den jeweiligen politischen Machthabern überlassen.
- M: Ja, glauben Sie denn wirklich, daß die Intelligenz dermaßen zu Selbsttäuschung neigt?
- L: Sie neigt vor allem zu Demagogie und lebt also ständig in Gefahr, zum Funktionärkörper abzusinken. Und was ist nun ein Funktionär im heutigen Wortsinn schon anderes als ein subalternen Demagoge, der nach der Pfeife irgendeines politischen Machthabers tanzt?
- M: Weiß Gott, ein äußerst melancholisches Geschäft, mit Euch, mein edler Freund, der Wahrheit nachzuprüfen!
- L: Der eine spendet Erbauung, der andere Erkenntnis.
- M: Und wenn ich nun denke: In unseren Lebenstagen galt dieser Lessingsche Geist der Prüfung noch als das Gewissen der Nation!
- L: Sie übertreiben, Moses, er war höchstens einmal nahe daran, diese Geltung zu erlangen. Lebte ich aber heute dort unten auf deutscher Erde, so wäre ich, wenn überhaupt etwas, von dem man Notiz nähme, dann allenfalls das schlechte Gewissen der Nation. Und dazu habe ich keine Lust, das ist eine ziemlich undankbare Rolle. Man erstickt es gar zu gern, dieses schlechte Gewissen!
- M: Jetzt sind es Sie, der übertreibt. Man versucht es zu ersticken, dieses schlechte Gewissen! Als Jude habe ich im Gegensatz zu Ihnen das Bedürfnis, an einem endgültigen Gelingen solcher Anschläge leidenschaftlich zu zweifeln.
- L: Lieber alter Nathan, der Sie doch sind, mein Moses Mendelssohn!

Was ist Leben?

Sagte einer, das Leben sei eine Gabe Gottes, so wäre er wahrscheinlich sehr erstaunt, wenn man ihn darüber aufklärte, daß er damit eine tiefe naturwissenschaftliche Weisheit ausgesprochen habe. Da aber diese naturwissenschaftliche Weisheit zugleich eine religiöse Wahrheit ist, ist sie verdächtig. Die letzten hundert Jahre der materialistischen Argumentation haben dazu geführt, daß naturwissenschaftliche Thesen ohne weiteres akzeptiert werden, nur weil sie „von der Wissenschaft“ aufgestellt sind. Religiöse Thesen aber sind von vornherein suspekt, nur weil sie „von der Wissenschaft“ nicht bewiesen werden können. Das Groteske dabei ist, daß die naturwissenschaftlichen Thesen, die ihrem Wesen nach des Beweises durch das Experiment bedürfen, geglaubt werden, als ob sie religiöse Wahrheiten seien. Dagegen wird für religiöse Wahrheiten, die ihrem Wesen nach dem Experimente unzugänglich sind, der experimentelle Beweis verlangt.

Am grotesksten tritt diese Voreingenommenheit in Erscheinung, wenn große Männer der Naturwissenschaft, etwa am Ende einer Festrede, zum Exempel die Harmonie der Mathematik zum Gottesbeweis erheben oder die Existenz Gottes in toleranter Weise als eine Hypothese gelten lassen, hinsichtlich derer man sich einig ist, daß sie auf naturwissenschaftlich schlüssige Weise heute nicht so recht mehr widerlegt werden kann. In beiden Stellungnahmen steckt noch immer das alte Vorurteil verborgen, daß religiöse Wahrheiten, um anerkannt werden zu können, eben doch naturwissenschaftlich bewiesen sein müßten, oder wenigstens nicht im Widerspruch zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen stehen dürften. Es enthüllt sich hier die eigentümliche Lage, in welche die westliche Wissenschaft im Laufe der letzten fünfzig Jahre durch ihren eigenen Fortschritt hineingeraten ist.

Es hat sich herausgestellt, daß die klassische Physik, die es unternommen hatte, das Universum durchgehends auf mechanistische Weise zu erklären, gescheitert ist. Nun ist es zwar so, daß die Naturwissenschaften des Zeitalters der klassischen Physik eine mechanistische Erklärung des Universums niemals wirklich vollständig haben durchführen können. Aber es wurde doch immer unterstellt, daß das im Fortschritt der Forschung eines Tages gelingen werde, und vor allen Dingen wurde unterstellt, daß es grundsätzlich möglich sei. Heute ist es so, daß dieser unfrome Köhlerglaube nicht nur aufgegeben ist, sondern die Physik

weiß, daß eine solche durchgehende mechanistische Erklärung des Weltgeschehens grundsätzlich unmöglich ist.

Die Atomphysik ist bei ihren Experimenten im Bereich des unendlich Kleinen bis an die Grenzen der physikalischen Realität vorgedrungen. Um weiter denken und weiter forschen zu können, hat sie schon heute eine Reihe von Hypothesen aufgestellt, die meta-physischen Charakters sind.

Die Einsicht, daß das, was in der Natur verwirklicht ist, nicht der dreidimensionale, unendliche Kontinuitätsraum der klassischen Physik ist, ist zwar noch nicht das Ende der physikalischen Forschung, aber es es doch hier ein Vakuum entstanden, von dem man einzusehen beginnt, daß es weder mit den Forschungsmitteln noch mit den Begriffsbestimmungen der bisherigen naturwissenschaftlichen Forschung bewältigt werden kann.

Keiner der großen Männer der exakten Naturwissenschaft wird heute noch besonders viel gegen die Möglichkeit einzuwenden haben, daß es „jenseits“ dieses Vakuums eine Dimension gibt, in der Gott existiert. Damit ist gewiß eine Menge gewonnen. Damit ist das alte Vorurteil des Materialismus, der ja die absolute Gültigkeit der klassischen Physik voraussetzt, überwunden, das Vorurteil nämlich, daß nur das „wahr“ sei, was „wissenschaftlich“ bewiesen sei, wobei mit wissenschaftlich immer stillschweigend die klassische mechanistische Naturwissenschaft gemeint ist. Aber gerade der Naturwissenschaft steht es, und zwar aus in ihr liegenden, konstitutiven und methodologischen Gründen nicht zu, über diese Dimension Aussagen zu machen, mindestens nicht eher, als bis sie die Reichweite ihrer Begriffsbestimmungen geklärt, als bis sie die Einseitigkeit ihrer Definitionen philosophisch durchschaut hat. Wozu sie hingegen legitim befugt ist, das ist, in dieses Vakuum an den Grenzen der physikalischen Realität vorzustoßen. Da dieses Gebiet aber eben jenseits der physikalischen Realität liegt, da es sich hier um transphysische und subphysische Dimensionen handelt, muß die Physik mit ihren physikalischen Begriffsbestimmungen scheitern. Sie bedarf der Metaphysik. So sind die großen Theoretiker der Physik schon heute zu Spekulationen übergegangen, die metaphysischen Charakters sind. Nur, daß die Physiker sich das selbst noch nicht recht zugeben wollen. Wenn Dirac in seiner Löchertheorie von negativer Energie spricht, so ist damit im Rahmen der bisherigen Naturwissenschaft nichts mehr anzufangen. Eine Dimension, in der es eine negative Energie gibt, kann nur transphysischer Natur sein. Ein Lichtquant, das mit einem Elementarteilchen in einem berechenbaren Energieumsatz zusammenstößt und als Elementarteilchen weiterexistiert, kann, da bei seiner Verwandlung, wie die Physik zeigen kann, kein Zeitablauf stattfindet, zwischen seiner Existenz als Lichtquant und seiner Existenz als Elementarteilchen nur in einer Dimension untergetaucht gewesen sein, in der die Gesetzmäßigkeiten unseres Raumes und unserer Zeit nicht mehr statthaben.

Dies scheint eine ziemlich lange Vorrede zu sein im Hinblick auf das Thema „Was ist Leben?“ Sie ist aber notwendig, um verständlich zu machen, daß die wissenschaftsgeschichtliche Lage in der Biologie nicht

anders ist als in der Physik. Tatsächlich ist die moderne Biologie eine der eindrucksvollsten und erfolgreichsten Disziplinen der modernen Naturwissenschaften. Die unerhörten Erfolge der modernen Medizin vom Insulin über das Penicillin bis zum Cortison, die Erfolge der modernen Chirurgie, die Fortschritte der Seuchenbekämpfung: sie alle beruhen auf der Wissenschaft der Biologie. Das Thema der Biologie ist die Untersuchung der physikochemischen Grundlagen des Lebens. Unser Wissen über die physikochemischen Grundlagen des Lebens ist heute von einer solchen Tiefe und Feinheit, daß ein Mann wie Dubois-Reymond, einer der Begründer der modernen Biologie, könnte er in dieses Wissen einen Einblick nehmen, aus dem Staunen nicht herauskommen würde. Weitere große Erfolge auf diesem Gebiete sind mit größter Sicherheit zu erwarten. Was aber im Fortschritt der Wissenschaft vom Leben immer rätselhafter geworden ist, das ist das Wesen des Lebendigen. Was Leben ist, davon weiß die Wissenschaft vom Leben heute weniger, als sie vor hundert Jahren zu wissen geglaubt hat.

Wenn ich sagte, daß die Behauptung, das Leben sei eine Gabe Gottes, eine tiefe naturwissenschaftliche Weisheit sei, so sollte damit gesagt werden, daß es keine brauchbare wissenschaftliche Definition des Lebens gibt und daß, sogar vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, die Hypothese, daß das Leben eine Gabe Gottes sei, von allen vorliegenden Hypothesen immer noch die plausibelste ist.

Natürlich versucht die Biologie, dem Fortschritt ihres Wissens folgend, immer wieder, das Wesen des Lebendigen zu definieren. Aber dabei gerät sie in Schwierigkeiten, die nur um so größer werden, je weiter die biologische Erkenntnis fortschreitet. Die Gründe dafür sind einfach genug. Die grandiosen Erfolge von Physik und Chemie haben im Verlauf des letzten Jahrhunderts dazu geführt, daß die Biologie immer mehr eine physikalisch-chemische Wissenschaft geworden ist. Tatsächlich gibt es kein physikalisches und kein chemisches Gesetz, das nicht auch im lebenden Organismus gälte, und umgekehrt gibt es keinen Vorgang im organischen Geschehen, der nicht auf der Basis physikalischer oder chemischer Gesetzmäßigkeiten abläufe. So ist es dazu gekommen, daß die Biologie gar nicht mehr das Leben untersucht, sondern nur die physikochemischen Bedingungsgrundlagen, unter denen Leben überhaupt erst möglich wird.

Daß die biologische Forschung trotz dieser Beschränkung so große praktische Erfolge hat, braucht nicht wunder zu nehmen. Schließlich sind die Grundlagen, welche die Bedingung für das Zustandekommen von Leben sind, etwas sehr Wichtiges. Aber natürlich muß eine Biologie, die ihre Forschung auf die physikochemischen Bedingungsgrundlagen des Lebens richtet, notwendig in die gleichen Schwierigkeiten geraten, in welche Physik und Chemie selbst geraten sind. Diese Schwierigkeiten treten in der Biologie deshalb nicht so deutlich in Erscheinung, weil das Arbeitsgebiet der physikochemischen Grundlagen des Lebens noch eine Fülle von ungelösten Problemen enthält, deren Lösung zudem weitere große praktische Erfolge für die Medizin verspricht. Diese

Schwierigkeiten treten aber sehr deutlich zutage, wenn die eigentliche Frage nach dem Wesen des Lebendigen gestellt wird.

Der große Biologe Erwin Bünning, Botaniker an der Universität Tübingen, hat einmal in einem sehr gescheiten Aufsatz im „Studium generale“ folgende Definition des Lebens gegeben:

„Das Leben im Sinne der experimentellen Biologie ist nichts anderes als die spezifische Gesetzlichkeit, nach der alle beteiligten Faktoren innerhalb und außerhalb des Organismus zusammenwirken. Der Lebensvorgang ist das Resultat des Zusammenwirkens aller dieser gleich notwendigen Elemente.“

Das ist das Leben „im Sinne der experimentellen Biologie“. Es ist eine wissenschaftlich völlig einwandfreie Definition. Sie ist richtig und vollständig. Aber man sieht ohne weiteres, daß mit dieser Definition für die philosophische Einsicht nichts gewonnen ist. Denn was sind „alle beteiligten Faktoren“?

Solange man glaubte, das Leben mechanistisch erklären zu können, wurde die stillschweigende Voraussetzung gemacht, daß es andere als physikochemische Faktoren nicht gäbe. Wenn nun aber, wie eingangs ausgeführt, die Physik selber schon aus ihrem klassischen Bezirk in transphysische Dimensionen hineingeraten ist, dann ist es eine Illusion zu glauben, die Biologie, als eine Wissenschaft der physikochemischen Bedingungsgrundlagen des Lebens, könnte ihr philosophisches Dasein in der idyllischen Landschaft der klassischen Physik behaglich weiterführen. Die Schwierigkeiten sind hier eher größer.

Die Physik hat es fertiggebracht, die atomare Grenzwelt soweit zu durchdringen, daß sie sie mathematisch und experimentell beherrscht. Soweit die Biologie, etwa als Quantenbiologie, in diese atomare Grenzwelt eindringen wird, wird sie sich auch weiterhin der mathematischen und experimentellen Methoden der Physik erfolgreich bedienen können. Aber die Biologie hat es mit einem Leben zu tun, das mehr ist, als Physik und Chemie, die nur seine Bedingungsgrundlagen sind, erfassen können.

Nun darf man sich das nicht so vorstellen, als ob jenseits der Exaktheit von Physik und Chemie ein Gebiet anfangs, das mystisch und dunkel und wissenschaftlicher Durchdringung nicht zugänglich sei. Die Philosophie ist ebenfalls eine Wissenschaft von exakter Sachlichkeit, wenn auch ihre Sachlichkeit anderer Art ist als die der Naturwissenschaft.

„Jeder Bestand der Welt“, wie Hedwig Conrad-Martius einmal sehr schön gesagt hat, „in welcher Seinssphäre, in welcher Seinsschicht, von welcher Kategorialität auch immer, ob Einzelding, ob allgemeiner Gegenstand, besitzt einen eigenen Seinsgehalt, der ihm zugleich eine letzte Seinsbedeutung, seinen Seinssinn innerhalb der Welt gibt. Es ist das keine Bedeutung, die vom Menschen hineingelegt wird oder hineingelegt werden muß. Es ist das eine Bedeutung, die in der Sache selbst liegt, mit der sie steht und fällt, unabhängig von jeder menschlichen Erkenntnis.“

Freilich muß man, um diese Bedeutung zu sehen, einen geistigen Sinn für das Wesen der Dinge haben, der ihnen analog so entspricht, wie der

Gesichtssinn den Farben und der Gehörssinn den Tönen entspricht. Auch Wesenheiten sieht man oder man sieht sie nicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß die moderne Naturwissenschaft dadurch, daß sie fast ein Jahrhundert lang ihre Bemühungen nur auf die beherrschbaren Grundlagen der Natur gerichtet hat, bis zu einem gewissen Grade wesensblind geworden ist. Sie bedarf der Philosophie, um das Wesen der Dinge wieder in volle Sicht zu bekommen.

Wäre nun weiter nichts zu erwarten, als daß die Ontologie, die philosophische Disziplin vom Sein und Wesen der Dinge, einfach dort mit ihren Ueberlegungen einsetzte, wo die experimentelle Naturwissenschaft mit ihrer Weisheit zu Ende ist, so wäre noch nicht viel gewonnen. An der Lage, die seit hundert Jahren besteht, würde sich wenig ändern. Die Philosophie würde weiterhin den Steinen in der physikalischen Wüste predigen, und die exakten Naturwissenschaften würden weitere Fortschritte in Erfolgen wie in Wesensblindheit machen.

Wunderbarerweise aber kann man Experiment und philosophische Erkenntnis zueinander in Beziehung setzen. Der erste, der das getan hat, war der große Biologe Hans Driesch. Weit weniger erstaunlich, als daß Driesch seine der Naturwissenschaft einen neuen Wegweisenden Experimente schon vor einem Menschenalter gemacht hat, ist, daß in diesem Menschenalter der Fortschritt auf dem neuen Wege so gering war.

Driesch machte folgendes Experiment. Er teilte das Ei eines Seeigels in der Mitte durch. Das Ergebnis war, daß aus den beiden Eihälften zwei neue vollständige Seeigel entstanden, die sich von normalen Seeigeln nur dadurch unterschieden, daß sie kleiner waren. Das Genie Driesch's lag aber durchaus nicht in der Veranstaltung eines Experiments, das ein so verblüffendes Ergebnis hatte. Sein Genie lag darin, daß er über das Ergebnis seines Experimentes nachdachte.

Die alte Vorstellung, daß der Bauplan des Individuums schon im Ei in einer vorbereiteten Struktur vorhanden sei, wurde durch sein Experiment ein für allemal widerlegt. Es würde ja bei der mechanischen Teilung des Eies dieser an die Materie gebundene Strukturplan mit geteilt werden. Außerdem wüßte man nicht, aus welcher Potentialität eine solche rein morphologische Struktur befähigt wäre, in das physikochemische Geschehen einzugreifen. Driesch stellte sich die Frage, was die Causa, die Ursache sein könne, die bewirkt, daß aus dem Material des Eies nach der Teilung zwei „richtige“ Seeigel entstehen, die in ihrem Bauplan, wenn auch nicht in ihrer Größe, normal sind.

Driesch wählte, die Wirkmächtigkeit zu bezeichnen, welche aus dem Ei ein lebendes Wesen und in seinem Experiment nach der Teilung des Eies zwei lebende Wesen entstehen läßt, den Ausdruck Entelechie. Er meint damit einen Werdeplan des Organismus. Diese Entelechie Driesch's ist etwas Selbständiges, Positives, was zur Materie hinzutritt und sich die Gesetzlichkeit der Materie zunutze macht. Im lebenden Organismus ist die Materie nicht mehr autonom, sie steht nicht mehr allein unter physikochemischen Gesetzlichkeiten. Mit den physikochemischen

Gesetzlichkeiten kann man wohl erklären, wie jeder einzelne biologische Vorgang im lebendigen Organismus verläuft, aber man kann damit nicht erklären, wie ein Wesen zu seiner Form heranwächst. Um den Vorgang der Formbildung zu begreifen, muß man einen Wirkfaktor annehmen, der die physikochemischen Gesetzlichkeiten, unter denen das organismische Geschehen abläuft, steuert.

Das hat Driesch als Erster richtig gesehen. Er hat auch richtig gesehen, daß dieser Wirkfaktor nicht selbst physikochemischer Natur sein kann. Er muß überphysischer Natur sein. Denn wenn er als ein materialer physikalisch-chemischer Faktor in der Eizelle drin steckte, so müßte er — in der gleichen Weise, wie bei der vorbereiteten Struktur — bei der Teilung des Eies mit geteilt werden, und es könnten dann, wenn überhaupt etwas, nur zwei halbe Seeigel entstehen.

Es bedeutet keine Verkleinerung der Verdienste Driesch's, wenn ich sage, daß Driesch an dieser Stelle zu denken aufgehört hat. Auf dem Höhepunkt der materialistisch-mechanischen Naturwissenschaft war es ein unerhört kühner Gedanke, ein materiales physikochemisches Geschehen auf einen überphysischen Wirkfaktor zurückzuführen. Für Driesch selbst war sein Begriff der Entelechie nur ein methodisches Hilfsmittel, um einer unmöglichen logischen Situation zu entgehen. Er selbst faßt seine Entelechie als eine Art Psychoid auf, dessen Wirkweise er sich so ähnlich gedacht haben mag, wie etwa ein psychischer Vorgang einen körperlichen Vorgang in Gang setzt.

Nun ist das Seeigelexperiment unterdessen in zahlreichen Variationen wiederholt worden. Doch konnte durch all diese Experimente, trotz der Fülle der dabei gewonnenen experimentellen Tatsachen, kein Fortschritt erzielt werden. Die Entelechie ist eine eminent philosophische Größe. Ein Fortschritt der Erkenntnis konnte nur durch weiteres Nachdenken erzielt werden.

An dieser Stelle setzte die wissenschaftliche Arbeit von Hedwig Conrad-Martius ein. Sie führte zu Einsichten in das Wesen des Lebendigen, die so überraschend und neu sind, daß es nichts Aufregenderes geben kann, als diesen Gedankengängen zu folgen, so schwierig auch immer sie sein mögen.

Für die Wirkmächtigkeit, die Driesch entdeckte und die so offenbar ein Faktor ist, ohne den es ein lebendiges Wesen weder gibt, noch geben kann, hat sie den Ausdruck Entelechie beibehalten. Aber sie hat diesen Wirkfaktor nicht nur in seiner ganzen begrifflichen Tiefe ausgelotet, sie hat ihn auch, man möchte sagen, ernst genommen und auf seine reale Seite, auf seine Faktizität hin untersucht.

Die Conrad-Martius'sche Entelechie ist mehr als das methodisch-logische Hilfsmittel, bei dem Driesch es beließ. Nach den eigenen Ergebnissen der experimentellen Biologie ist es eine logische Unmöglichkeit, das Lebendige rein mechanistisch, rein physikochemisch zu erklären. Das Leben findet aber doch wirklich statt. Der Wirkfaktor, der das Wachstum, die Formbildung, kurz das lebendige Wesen in seiner einmaligen individuellen Existenz bewirkt, ist aber, wie wiederum das Experiment zeigt, auf keinen Fall selbst physikochemischer Natur. Es bleibt nichts anderes

übrig, als eine überphysische Sphäre anzunehmen, aus der heraus dieser Faktor das physikochemische Geschehen umfaßt und bewirkt. Und da das Leben wirklich stattfindet, muß diese überphysische Sphäre real vorhanden sein. Es muß sie geben.

Man kann sehr wohl verstehen, warum es so lange gedauert hat, bis es zu dieser Einsicht kam. Wenn man, wie es die Naturwissenschaft seit hundert Jahren tut, die physikalische Ebene als die einzig real vorhandene annimmt, so gerät man mit der Annahme einer überphysischen realen Sphäre, die nicht nur „bloß so etwas Geistiges ist“, sondern faktisch in die physische Realität hineinwirkt, entweder in unlösbare logische Widersprüche, oder man muß eben diese Grundvoraussetzung, daß die physikalische Ebene die einzig faktisch vorhandene sei, aufgeben. Die theoretische Physik ist in ihrer Entschlossenheit, unhaltbar gewordene Thesen über Bord zu werfen, viel radikaler gewesen als die Biologie. Der Grund ist einfach der, daß die Biologie in den physikochemischen Bedingungengrundlagen des Lebens noch große unbewältigte Arbeitsgebiete hat. Während die klassische Physik ihr Gebiet sozusagen abgegrast hatte und ganz von selbst in die Metaphysik hineingeriet, brennen diese Fragestellungen der Biologie noch nicht in gleicher Weise auf den Forschernägeln.

Die Entelechie hat aber noch eine andere sehr merkwürdige Eigenschaft. Während die physischen Naturkräfte blind sind, ist die Entelechie sinnentsprechend wie eine menschliche Handlung. Sie ist genau das, was die Sprache schöpferisch nennt.

Um sich von ihrem Wesen ein Bild zu machen, kann man sich einer Analogie bedienen. Ein Bildhauer ist imstande, die nicht materiale Idee einer Plastik, die in seinem „schöpferischen“ Genius entsteht, in materia zu realisieren, in Stein zu hauen. Nimmt man nun einmal an, daß die Idee des Bildhauers ohne dessen Zutun in das Material übergehen und in ihm selbständig das Werk schaffen könnte, so wäre das eine Entelechie. Für den lebendigen Organismus kommt man auf Grund der Experimente und auf Grund der philosophischen Ueberlegungen nicht mehr ohne die Annahme einer realen überphysischen Wirkkraft aus. Wenn nun tatsächlich ein solches Lebensprinzip dem physikochemischen Getriebe, das die bisherige, man könnte sagen, klassische experimentelle Biologie so außerordentlich erfolgreich analysiert, zugrunde liegt, so muß dieses Prinzip, wie Hedwig Conrad-Martius sagt, „den ganzen körperlichen Organismus in ihm selbst transzendieren. Es muß ihn ganz und gar umfassen und durchfassen, um ihn ganz und gar und durch und durch beherrschen zu können. Der lebendige Organismus umfaßt sich selber ganz und gar und durch und durch kraft seines überphysischen Lebensprinzips.“

Für dieses überphysische Lebensprinzip hat Hedwig Conrad-Martius den von Driesch erstmalig gebrauchten Ausdruck Entelechie beibehalten. Nur eben erweitert und vertieft sie ihn in der beschriebenen Weise.

Es ist damit ein Durchstoß vollzogen in neue Gebiete wissenschaftlicher Erkenntnis. Schon die unmittelbaren Folgen, die sich ergeben, sind bedeutend.

Es gibt nämlich nun nicht nur diese einfache Entelechie eines Seiegels oder destinkter einzelner Organismen. Jede solche Entelechie muß ja ihrerseits einen Ermöglichungsgrund haben, aus dem heraus sie, die eine Aktualisierung ist, ihre schöpferische Potenz bezieht. Es gibt eine ganze Hierarchie von entelechial wirksamen Prinzipien, die durchaus voneinander unterschieden werden können. Und nicht nur das, auch der physikochemische Unterbau, in den hinein die Entelechie wirkt, zeigt sich, wenn man ihm mit der gleichen Methode der realontologischen Ausdeutung der experimentellen Befunde zuleibe geht, als zielursächlich geschöpft, aufgebaut und gehalten. Die Ueberlegungen führen hier tatsächlich tief in die Geheimnisse der schöpferischen Natur hinein.

Die physikalische Ebene hat nichts von ihrer Realität verloren. Nur wird sie jetzt, nachdem ein Jahrhundert des Irrtums sie mit der Realität an sich ineinsgesetzt hatte, in ihrer Einordnung in die Hierarchie des Seins, an ihrem wahren Ort in Sicht gebracht. Freilich kann man noch nichts darüber aussagen, wohin der Weg der Erkenntnis den Menschen, der die reale Existenz überphysischer Seinssphären auf wissenschaftlich exakte Weise erkannt hat, noch führen wird. Vielleicht gibt es von diesen neuen Sphären aus wirklich Brücken zu einem Grade der Erkenntnis, in der es eine naturwissenschaftlich weise Hypothese wäre, anzunehmen, daß das Leben eine Gabe Gottes sei.

Das entscheidende geistesgeschichtliche Merkmal dieses Durchstoßes ist, daß hier, in strenger Sachlichkeit und in Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der exakten Naturwissenschaft, zum erstenmal seit vierhundert Jahren die von Galilei entdeckte physikalische Ebene, auf der allein sich seither die exakte Naturwissenschaft abgespielt hat, verlassen wird. Und das geschieht nicht, wie es in der modernen theoretischen Physik geschah, zufällig, sondern methodisch. Damit hat sich im Rahmen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ein geistesgeschichtlicher Vorgang vollzogen von einer Bedeutsamkeit, die nur verglichen werden kann mit dem, was sich vor vierhundert Jahren abspielte, als Galilei die Grundlagen der klassischen Physik schuf.

Die Argumente der Philosophie grollen am Horizonte der Naturwissenschaft wie eine Kanonade von Valmy: „Hier und heute beginnt eine neue Epoche der Geistesgeschichte und wir können sagen, wir sind dabei gewesen.“ Wie die morsch gewordene soziale Welt des Ancien Régime in den Stürmen der Revolution zugrunde ging, so wird die morsch gewordene geistige Welt des Materialismus endgültig zusammenbrechen unter den Stürmen, welche diese neuen philosophischen Einsichten entfesseln werden. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der große Weimarer Naturforscher diese geistesgeschichtliche Wende mit größerem Wohlwollen betrachten würde, als er die endgültige Stabilisierung der physikalischen Welt durch Newton betrachtet hat. Es bedurfte eines Zeitraumes von anderthalb Jahrhunderten, um zu erkennen, daß der weise alte Mann mit seinem klassischen Mißtrauen gegen die klassische Physik so unrecht nicht gehabt hat.

Abschied von der Familie

Das liberale Anliegen

Langsam und unaufhörlich zersetzt liberales Denken überkommene Ordnungen, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, neue Ordnung zu schaffen. Das liberale Anliegen konnte geschichtlich eine Berechtigung zu einem Zeitpunkt haben, in dem Institutionen erstarrt waren wie beispielsweise die Zünfte des Mittelalters, die den Bedürfnissen eines aufstrebenden Bürgertums nicht mehr gerecht wurden und sich insbesondere als unfähig erwiesen, die Kräfte eines beginnenden kapitalistischen und maschinellen Zeitalters aufzufangen. Der Liberalismus setzte ungeheure Kräfte frei und schuf die Voraussetzungen der modernen Wirtschaft und Gesellschaft.

Nun hat die Tradition noch über lange Zeit die aus dem Mittelalter überkommene Ordnung gegenüber allen liberalen Protesten gestützt. Aber die aus Heimat und Kirche losgelösten Menschen machten sich, unterstützt durch ein liberales Literatentum, von der Tradition zunehmend frei. Nunmehr in völlige Freiheit gestellt, protestierten die breiten Massen im Marxismus gegen dieses Freisein und forderten neue Bindung. Zuerst im Bereich der Wirtschaft. Im Kulturellen verhartete die marxistische Führungsschicht im liberalen Rationalismus, erblickte also die „Befreiung“ des Menschen in der Auflösung vor allem der familiären Bindungen. Dies führt zwangsläufig zu einer Atomisierung der Gesellschaft und damit zu einem Kollektivismus.

Weimarer Verfassung und Bonner Grundgesetz

Die Grundentscheidung des Verfassungsgebers, ob er eine liberale oder konservative Demokratie begründen will, offenbart sich nicht zuletzt in seiner Stellung zur Familie als der ursprünglichsten und bedeutsamsten menschlichen Gemeinschaft. Dabei kommt es nicht auf die Verfassungsdeklamationen, sondern ausschließlich auf den materiellen Gehalt des Verfassungsrechts an. Artikel 119 der Weimarer Verfassung stellte die Ehe als die Grundlage des Familienlebens und der Nation unter den besonderen Schutz der Verfassung. Die Ehe wurde jedoch liberal verstanden, wie sich aus Satz 2: „Sie beruht auf der Gleichberechtigung der beiden Geschlechter“ ergibt. Allerdings zog die Weimarer Verfassung aus diesem Grundsatz nur Folgerungen für die öffentlich-rechtliche Stellung der Frau in Artikel 109 Abs. 2, nicht aber im Hinblick auf das Familienrecht. Anders das Bonner Grundgesetz, das sich zwar bei der Stellung

der Bundesregierung im Rückblick auf Weimar und das nationalsozialistische Regime zu autoritären Ideen bekennt, in seiner Grundkonzeption aber die liberale Emanzipation zu ihrem Ende zu führen versucht. Nach Artikel 3 Abs. 2 sind Männer und Frauen gleichberechtigt. Daß es sich hier nicht nur um eine Proklamation, sondern um geltendes Recht handelt, ergibt Artikel 117, der dieser Verfassungsbestimmung entgegengesetztes Recht bis zum 31. März 1953 außer Kraft setzt.

Die Familie als Gemeinschaftsverband

Die Familie ist als Gemeinschaft eine Einheit, auf die sich liberale Schlagworte wie „Gleichberechtigung“ einfach nicht anwenden lassen. Die Vorstellung von dem Mann als dem Haupt der Familie entspricht allein christlichem Denken und abendländischer Tradition. „Familiendemokratie“ ist ein Unsinn, der entweder ein Zerfallsprodukt einer absterbenden Gesellschaft darstellt oder aber zu dem Zweck propagiert wird, nach der Auflösung der Familie das Individuum umso totaler durch gesellschaftliche Institutionen beherrschen zu können. Das auf liberaler Grundauffassung beruhende Bürgerliche Gesetzbuch hat die Entscheidungsgewalt des Mannes in familienrechtlichen Angelegenheiten unter Einbau von ausreichenden Sicherungen gegen einen Mißbrauch dieser Gewalt normiert. Unzuträglichkeiten haben sich aus dieser Regelung bisher nicht ergeben. Nur einige Marxisten und Liberale waren aus „grundsätzlichen“ Erwägungen unzufrieden. Der Bonner Parlamentarische Rat hat dennoch geglaubt, etwas in Kulturliberalismus und Zersetzung christlicher Kultur leisten zu müssen. Ein Teil der Mitglieder des Parlamentarischen Rates sicherlich, ohne die Tragweite des Artikels 3 Abs. 2 des Grundgesetzes zu erfassen. Man mag sich vorerst über diese Fehlentscheidung mit dem Gedanken trösten, daß Rechtsbestimmungen als solche die tatsächlichen Verhältnisse in einer Familie nicht wesentlich zu beeinflussen vermögen und daß in den Fällen, in denen der Mann bisher entschied, das ungeachtet der Stellungnahme des Gesetzgebers auch in Zukunft tun wird. Auf die Dauer wird jedoch das vom Gesetz geschaffene Ordnungsbild die gesellschaftliche Wirklichkeit wesentlich beeinflussen, vor allem auch durch Äußerlichkeiten wie etwa die der Ehefrau zuzuerkennende Befugnis, ihren Mädchennamen demjenigen des Mannes ohne zwingenden Grund zufügen zu dürfen. Denn darin würde sich eben dokumentieren, daß zwei Menschen durch die Eingehung der Ehe keine neue Gemeinschaft begründen, sondern als zwei Individuen nebeneinander leben. Gemeinschaft setzt Entscheidung innerhalb des Verbandes voraus. Führt man die Gleichberechtigung innerhalb des Familienrechts durch, dann entfällt bei Meinungsverschiedenheiten der Ehegatten die Möglichkeit, Streitpunkte innerhalb der Familie zu entscheiden.

Zweierlei Gleichberechtigung

Der Begriff der Gleichberechtigung ist nicht eindeutig. Radikal durchgeführt würde er der Lächerlichkeit anheimfallen, da auch die Frauenrechtlerin den funktionellen Unterschied der Geschlechter nicht zu leug-

nen vermag, sich aber dennoch weigert, aus diesem biologischen und psychologischen Faktum gesellschaftliche Folgerungen zu ziehen. Das Grundgesetz proklamiert neben der Gleichberechtigung von Mann und Frau in Artikel 6 Abs. 1 den besonderen staatlichen Schutz von Ehe und Familie. Man kann in diesem Schutzversprechen nichts anderes als eine leere und damit rechtlich bedeutungslose Deklamation erblicken. Mit guten Gründen kann man aber auch in dieser Verfassungsbestimmung eine Schutzbestimmung zugunsten der traditionellen Familienordnung erblicken und damit eine Einschränkung des Gleichberechtigungsgrundsatzes. Professor Beitzke, Göttingen, beispielsweise vertritt in einer Arbeit: „Die Gleichberechtigung der Geschlechter und das Bonner Grundgesetz“ (Beihefte zur Deutschen Rechts-Zeitschrift, Tübingen 1950, S. 30f.) die letztere Auffassung. Nach seiner Meinung folgt das Bestimmungsrecht des Mannes in der Ehe etwa in Fragen der Kindererziehung aus dem Umstand, daß in einer Genossenschaft von zwei Menschen Uebereinstimmung nicht immer zu erzielen ist und Mehrheitsentscheidungen nicht möglich sind. Würde sich der Gesetzgeber dieser Auffassung bei der vom Grundgesetz vorgeschriebenen Aenderung des Familienrechts anschließen, so bliebe die Familie als Rechtsinstitution erhalten.

Die sowjetische Regelung

Die russisch besetzte Zone Deutschlands ist das am weitesten nach Westen vorgeschobene Experimentierfeld des Bolschewismus. Daß der Bolschewismus den Grundsatz der Gleichberechtigung der Frau in das Verfassungsrecht aufnahm, ist eine selbstverständliche Folgerung aus seiner radikalliberalen Kulturauffassung, darüber hinaus aber auch bedingt durch sein Streben nach restloser Atomisierung aller organisch gewachsenen Gemeinschaft, um den Menschen desto rücksichtsloser im Kollektiv aufgehen lassen zu können. Die Degradierung des Menschen zum bloßen Geschlechts- und Arbeitswesen kennzeichnet daher das Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz vom 27. September 1950 (Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik S. 1037), das an manchen Stellen geradezu an nationalsozialistische Vorbilder erinnert. Die §§ 12 bis 16 ordnen die restlose Gleichstellung von Frau und Mann im Familienrecht an und beseitigen insbesondere das Entscheidungsrecht des Mannes bei Meinungsverschiedenheiten. Ueber die Wahl der Wohnung, die Erziehung der Kinder, grundsätzliche Fragen der Haushaltsführung kann nur gemeinsam entschieden werden. Daß sich zwei Menschen über eine ausschließlich sie betreffende Angelegenheit verständigen können, ist eine Selbstverständlichkeit, die keiner besonderen Erwähnung im Gesetz bedarf. Wesentlich ist allein der Umstand, daß im Falle der Nichteinigung eine Entscheidung innerhalb der Familie nicht mehr möglich ist. Im kommunistischen Rechtsdenken geht der „Befreiungsakt“ zugunsten der Frau über die liberale Beziehungslosigkeit zweier Individuen verschiedenen Geschlechts hinaus. Die Ausrichtung auf den Arbeitsprozeß kommt unverhüllt zum Ausdruck. So wenn es in dem Vorspruch des Gesetzes heißt: „Die Kinder sind die Zukunft der Nation, und deshalb ist die Sorge um die Kinder, die Festigung der Familie und die Förderung des Kinder-

reichtums eine der vornehmsten Aufgaben unseres demokratischen Staates.“ Während § 12 Satz 1 in der dem Bolschewismus eigenen verlogenen Phraseologie die gesunde Familie als einen der Grundpfeiler der demokratischen Gesellschaft bezeichnet, enthüllt § 15 die der Gleichberechtigung der Frau zugrunde liegende Absicht. Er lautet:

„Durch die Eheschließung darf die Frau nicht gehindert werden, einen Beruf auszuüben oder einer beruflichen Ausbildung und ihrer gesellschaftlichen und politischen Fortbildung nachzugehen, auch wenn hierdurch eine zeitweilige örtliche Trennung der Eheleute bedingt wird.“

Mit anderen Worten setzt nach bolschewistischer Auffassung die Ehe eine Lebensgemeinschaft nicht mehr voraus, wenn eine Trennung aus Gründen des Arbeitseinsatzes oder der politischen Schulung im Interesse des Staates geboten erscheint. Wie stark der Gesichtspunkt der Produktion im Vordergrund steht, ergibt auch § 19 Abs. 1 Satz 2:

„Die Arbeit der Frauen soll sich nicht auf die traditionellen Frauenberufe beschränken, sondern auf alle Produktionszweige erstrecken, insbesondere der Elektroindustrie, der Optik, des Maschinenbaus, der Feinmechanik, der Holz- und Möbelindustrie, der Schuhindustrie sowie des Bau- und graphischen Gewerbes.“

Damit der polizeistaatliche Charakter der Sowjetzone selbst im Bereich der Familie nicht übersehen werde, bedroht § 30 denjenigen, der die Gleichberechtigung der Frau verletzt, wie etwa den Ehemann, der sich einer räumlichen Trennung seiner Ehefrau widersetzt, mit Gefängnis, sofern nicht eine schwerere Strafe verwirkt ist.

Eine Denkschrift des Bundesjustizministeriums

Das Bundesjustizministerium hat sich in einer Denkschrift mit den Auswirkungen des Gleichberechtigungsgrundsatzes der Frau auf das Familienrecht befaßt. Die Denkschrift kennzeichnet die bestehende deutsche Ehe als eine patriarchalisch geordnete. Das in § 1354 Absatz 1 des Bürgerlichen Gesetzbuchs dem Mann zugebilligte Entscheidungsrecht in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten wird abgelehnt. Die Verfasserin der Denkschrift, Frau Dr. Hagemeyer, führt dazu auf Seite 9 unzweideutig aus:

„Die sich in der letzten Zeit mehrenden Versuche, das Entscheidungsrecht des Mannes in ehelichen Angelegenheiten mit dieser oder jener Begründung als mit dem Gleichberechtigungsgrundsatz vereinbar zu erklären, zwingen dazu, noch einmal zu betonen, daß jede Differenzierung der Rechtsstellung, die nicht ihren Grund in den biologischen Verschiedenheiten der Geschlechter hat, der Vorschrift des Artikels 3 Abs. 2 des Grundgesetzes zuwiderläuft. Die Lösung des Problems kann nur auf dem Boden völliger Gleichstellung von Mann und Frau erfolgen.“

Damit hat sich die Denkschrift für die radikalliberale Art der Gleichberechtigung entschieden. Für die sich ständig steigernde Säkularisierung unseres abendländischen Denkens ist der Vorschlag bezeichnend, eine

„Ehehilfe“ als besondere Institution auf allerdings freiwilliger Basis zu schaffen. Nachdem der Staat nicht mehr mächtig genug ist, naturgegebene Ordnungen rechtlich zu schützen, greift er in seiner Unfähigkeit zu Palliativmitteln zweifelhafter Art wie der hier vorgeschlagenen „Ehehilfen“. Die Frage der Wohnung der Ehegatten oder der elterlichen Gewalt sollen, wie es so sinnig heißt, durch eine Gemeinschaftsentscheidung der beiden Ehegatten geregelt werden. Was aber im Falle der Nichteinigung beispielsweise bei einer schweren Erkrankung des Kindes geschehen soll, darüber läßt sich von dieser liberalen Basis aus nichts mehr sagen. Die Einführung des individualistischen Prinzips in das Familienrecht bedeutet im Ergebnis seine Auflösung.

Mit der Eingehung der Ehe nimmt die Frau den Familiennamen des Mannes an. Hierdurch kommt einmal die Einheit der Familie und sodann die Aufnahme der Frau in die Familie des Mannes zum Ausdruck. Den Gleichheitsfanatikern muß eine solche Regelung ein Dorn im Auge sein. Trotzdem will es Frau Dr. Hagemeyer bei der bisherigen gesetzlichen Regelung belassen. Jedoch soll die Ehefrau jederzeit ihren Mädchennamen dem Mannesnamen hinzufügen dürfen. Auf diese Weise wird alsdann nach außen sichtbar, daß die Familie nicht mehr wie bisher als Einheit, sondern als Zweckverband einzelner Individuen auftritt. Hinsichtlich des Namens der Kinder verdient nach der Denkschrift der Vorschlag besondere Beachtung, daß die Kinder einen aus den Namen der Elternteile gebildeten Doppelnamen führen und sich bei ihrer Verheiratung entweder für den Namen des Vaters oder der Mutter bei dem dann ihrerseits zu bildenden Doppelnamen entscheiden. Deutlicher als mit diesem Vorschlag kann der vollständige Zerfall alles Rechts überhaupt und des Familienrechts insbesondere gar nicht mehr aufgezeigt werden. Wird hier das Recht doch nur aufgefaßt als ein System zur Ausbalancierung entgegengesetzter Individualinteressen und das letztlich noch nicht einmal. Denn das geplante Familienrecht weicht der Entscheidung der von ihm vorhergesehenen Konfliktfälle bewußt aus.

Es liegt ganz in der liberalen Linie, wenn es Frau Dr. Hagemeyer für erforderlich hält, das Einspruchsrecht des Mannes gegen eine Berufstätigkeit der Ehefrau zu streichen. Ueber Fragen der Schlüsselgewalt der Frau, der Unterhaltungspflicht oder der ehelichen Güterstände mag man verschiedene Auffassungen vertreten können. Eine gesetzgeberische Regelung erscheint uns hier jedoch nicht vordringlich, da sich aus dem geltenden Rechtszustand bisher keine Schwierigkeiten ergeben haben. Gewiß hat sich die Stellung der Frau und auch der verheirateten Frau seit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Jahre 1900 geändert. Gesellschaftliche Umschichtungen haben die verheiratete Frau in ganz anderem Maße als früher in das Berufsleben gestellt. Für den Gesetzgeber wirft das die Frage auf, ob die Stellung der berufstätigen Ehefrau künftig das Leitbild abgeben soll.

Ist die Familie nichts anderes als das mehr oder minder unverbindliche Zusammenwohnen zweier Menschen, dann ist in der Tat die bisherige Ordnung des Familienrechts überholt. Wird aber die Familie wieder gesehen als die naturgegebene Gemeinschaft zur Kinderzeugung

und Erziehung der Kinder, dann wird auch der Gesetzgeber die Frau wie bisher von ihrer Stellung als Mutter der Familie und nicht als eine im Berufsleben Tätige bestimmen müssen. Die Berufstätigkeit sollte von Ausnahmefällen abgesehen der unverheirateten Frau und allentfalls der kinderlosen Ehefrau vorbehalten bleiben.

Im Zeichen der Gleichberechtigung der Ehefrau mit dem Mann wird das Familienrecht seines materiellen Inhalts entleert. Nur der Begriff der Familie wird noch beibehalten. In Wirklichkeit aber nimmt das Bundesjustizministerium mit seiner Denkschrift Abschied von der Familie als einer im Recht verankerten und geschützten echten Gemeinschaft.

Regenzeit

Der Regen rauscht ohne Pause,
Löscht alles Strahlende aus,
Ein Tropenland ohne Sonne
Ist wie ein verlassenes Haus.

In graue Schleier verhüllen
Sich Berge, Bäume und Feld,
Wie Bleigewicht fällt der Trübsinn
Auf eine versinkende Welt.

Da dringt ein lustiges Zwitschern
Vom Weg herüber zu mir,
Und winzige Füße durchstapfen
Die Pfützen im ganzen Revier.

Die Kinder gehn durch den Garten
Mit feuchten Perlen im Haar,
Sie rufen, winken und lachen,
Versöhnt erscheint alles und klar.

Nun rütteln mutwillige Händchen
Am Tor und nichts mehr ist grau,
Die Regentropfen der Palmen
Sind blank wie der Morgentau.

Elsa Meidner, Usumbura

Zur kulturellen Situation im Osten und Westen

Das große Wort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heißt: Natur! Die Rousseau-Parolen — so haben wir es in der Schule gelernt — erfüllen die Strömungen der Zeit: Rokoko, Empfindsamkeit, Sturm und Drang, die letzte Phase der Aufklärung am Vorabend der bewaffneten Freiheitskämpfe. Das Wort ist stets mit Ausrufzeichen versehen zu denken, mit Emphase und Enthusiasmus geladen, als lautes Postulat, als Ruf, als Schrei einer Epoche, übrigens stets aggressiv gegen sein Gegenteil gerichtet: die Unnatur also, Künstelei, Anti- und Pseudonatur, das Zuviel an Naturbezähmung und rationalem Formwillen der vorausgehenden Zeit.

Wir Heutigen haben andere Sorgen, aber uns sind die unseren reichlich zugemessen, und wenn uns nicht alles täuscht, so gibt es auch in unserem 20. Jahrhundert ein Wort, das die Sorgen der Zeit in sich vereinigt, ja über dessen Gewichtigkeit, dessen Rolle in der Zeit sich fast in allem dasselbe sagen ließe wie über die Rolle und Emphase der Naturlosung im 18. Jahrhundert. Wir meinen das Wort: Kultur, wie es wiederkehrt in zahllosen sämtlich nicht alten Zusammensetzungen: Kulturgeschichte, Kulturphilosophie, Kulturwissenschaft, Kulturmorphologie, Kulturmenschheit, Kulturbarbarei, Kulturbolschewismus, Kulturschande, Kulturträger, christliche, abendländische, europäische Kultur usw. Wie Natur damals, trägt der Kulturbegriff in dieser Zeit stark leidenschaftliche Züge, da in seinem Namen Kriege geführt werden, die durch ihn den Sinn von Kreuzzügen bekommen, sofern sie für die Kultur, zur Rettung, Verteidigung der Kultur geführt werden. Revolutionen und Gegenrevolutionen schreiben das Wort auf ihre Fahnen, es bewährt sich als zügigstes Mittel der Propaganda, da tiefste Besorgnisse und Regungen der heutigen Menschheit damit aufgerufen werden. Wie der Naturkult einst wird der Begriff beschworen gegen einen Feind, als Reaktion gegen ein Gegenteil, heiße es nun Unkultur, Barbarei, die hier allerdings nicht so sehr — wie die Unnatur des Spätbarock — als überreif zu überwinden ist, sondern die man als elementare Bedrohung zu fürchten Grund hat. Dies der Unterschied. In beiden Fällen erweist sich das Schlag- und Stichwort als das Postulat des Jahrhunderts, als

epochaler Kampf- und Hilferuf gegen einen allgemeinen Mißstand, eine Gefahr. Sollten die Gebildeten zukünftiger Zeiten das Wort Kultur einmal ebenso mit der Vorstellung 20. Jahrhundert verbinden wie Natur mit dem 18. ? Oder wird diese so auffallend zu weitester Verbreitung, bequemer Handhabung und Abnutzung veranlagte Abstraktion nicht zusehends oder besser „zuhörend“ zu einem Ruf, Schrei und Notschrei, wie jene andere zu ihrer Zeit es wurde ? In beiden Fällen scheint der Notschrei aus dem Bewußtsein eines Mangels, eines empfindlich Fehlenden zu entspringen; und was fehlt, ruft dann das jeweilige Schlagwort emphatisch und revolutionär an.

Unter den Späßen, die in der deutschen Ostzone in der Notzeit der ersten Jahre das Verhältnis von Deutschen und Sowjetrussen popularisierten, wurde ein imaginäres Gespräch erzählt. Ein Sowjetrusse stellt entrüstet den Unterschied zwischen dem Deutschen von damals und den Russen fest: „In Deutschland — man spricht immer nur von — Kartoffeln — Kartoffeln; in Rußland — man spricht nur von — Kultur — Kultur!“ Die Antwort des Deutschen: „Man spricht immer von dem, was man nicht hat.“ Aber es scheint, der Deutsche spreche, wie jeder andere Westeuropäer, seit Jahrzehnten nicht weniger häufig von „Kultur — Kultur“ als angeblich der Russe, und wenn der Grund dafür in dieser seiner witzigen Schlußfolgerung zu suchen ist, so muß er erlauben, daß man ihn beim Wort nehme. Vielleicht ergibt sich dann eine Möglichkeit, auch den Unterschied aufzudecken, den er charakterisieren wollte.

Was die beiden Termini zu ihrer historischen Rolle tauglich macht und gleicherweise kennzeichnet, ist die relative Neuheit ihres allgemeinen Gebrauchs zu ihrer Zeit in dem ganz bestimmten, programmatischen Sinn, den sie proklamieren. Beide in ihrer lateinischen Form — *natura*, *cultura* — uralte, vorher in breiteren Kreisen wenig und vorwiegend sachlich gebraucht, haben sie plötzlich eine leidenschaftliche, sachlich mannigfaltig veränderte Bedeutung. Das Wort Kultur — von seiner Bedeutungsfülle im Lexikon hier ganz zu schweigen — heißt z. B. schon im Sprachgebrauch zweierlei, je nachdem, ob wir von einem Menschen sagen, er „habe Kultur“ — d. h. Bildung, Benehmen, gepflegte Umgangsformen, auch Wissen, Geschmack und Urteilskraft — oder ob wir von den „Kulturen“ sprechen, die Menschen „errichtet“ haben, örtlich-räumliche Gebilde wie Nationalkulturen oder zeitliche Erscheinungen wie Kulturepochen.

Bei Goethe treffen wir das Wort nur in der ersteren Bedeutung an, wo wir ihn auch aufschlagen mögen: „Man denke nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmack vorschritte“, „Wir leben in einer Zeit, wo soviel Kultur verbreitet ist“, „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten“, „Hoheit und sittliche Kultur des Christentums“, „sowie Schiller in seiner Kultur weiterging und selbst ein anderer wurde“, „Ihre Kultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabei befinden“ (alles zu Eckermann). Statt Kultur kann man hier immer individuelle Pflege, Bildung oder Erziehung sagen. „Kulturen“ der Menschheit — Blüteperioden der Völker zu gewissen Zeiten — gibt es erst,

seit die Geschichtswissenschaft deren Neben- und Nacheinander uns vergleichend vor Augen führt.

Ihrer „Kulturen“ wird die Menschheit erst mit deren vergleichender Betrachtung bewußt, die mit der Ausbreitung der internationalen Zivilisation fortschreitet, durch diese ständig gefördert und angeregt. Die vergleichende Wissenschaft hat wie jede andere ihre lange Vorgeschichte, von Vico (1725) an über Voltaires „Essai sur les moers (!) et l'esprit (!) des nations“ (1756) und Herders „Ideen“ (1784) hin; das geläufige Reden von Kulturen wird erst Mitte des 19. Jahrhunderts üblich, gern die Zeit des Historismus genannt, in der zugleich die Soziologie und die Anthropologie ihren Höhepunkt erreichen.

Kulturgeschichte wird jetzt ein besonders Fach, ihr Gegenstand, die Kulturen, sind Organismen. Der Optimismus der Zeit, natürliche Organismen müßten durch künstliche Organisation nachgebildet werden können, mußte im Falle der Menschheitskulturen (die ja ohnehin Menschen gestaltet hatten), besonders plausibel erscheinen. Dem Bewußtwerden der Kulturen folgt das bewußte Organisieren der Kultur durch Staat, Verwaltung, politische Parteien. „Kultusministerien“ „fördern“ zuerst das „kulturelle Leben“ in seiner Zusammensetzung von Schule, Theater, Museum, Buchwesen, Presse usw. und neigen dazu, es schließlich zu handhaben wie einen Apparat, unter der unerwiesenen, unausgesprochenen, darum übergangenen Voraussetzung, zu wissen, wie die Kultur auszusehen habe, die man gestaltet.

Die Lenkung der kulturellen Angelegenheiten in den Staaten im einzelnen geschieht vorerst nicht unter dem Einfluß der vergleichenden Kulturgeschichte, sondern nach den praktischen Gesichtspunkten, die der fortschrittliche Wohlfahrtsstaat mit sich führt. Während die Kulturhistoriker die fernen und vergangenen Kulturen — Aegypten, Hellas, Islam, Renaissance, Japan usf. — erschließen, ist die europäische Öffentlichkeit vorerst von der Ueberlegenheit der eigenen fortschreitenden Zivilisation überzeugt. Nietzsches Kampf gegen die „Verfallsideale“ in Christentum, Humanismus, Demokratie und Sozialismus, seine brennende Sorge um die kulturschaffenden Werte, die dem alles nivellierenden und kastrierenden Ideal ziviler Bequemlichkeiten — Gerechtigkeit, Menschlichkeit, allgemeine Gleichheit, comfort und fashion — zum Opfer fallen, schafft die tieferen Voraussetzungen für die spezifisch deutsche Gegenüberstellung von Kultur und Zivilisation, die heute allzu verbraucht, billig, niveaulos geworden sein mag, an der die Geschichtsschreibung der Wertschätzungen unserer Zeit aber nicht wird vorübergehen können. Diese Begriffe dürften künftigen Geschichtsinterpreten für die Wertterminologie unseres Jahrhunderts nicht weniger wichtig werden, als es für uns Heutige die von Natur und Vernunft im geistigen Vorraum der Französischen Revolution sind.

Immanente Aehnlichkeiten zwischen den Begriffspaaren zu beobachten, wäre kulturphilosophisch reizvoll, kommt uns aber hier nicht zu. Sie sowie ihre Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten dürften erst dann der Aufhellung der Problematik unserer Zeit dienen, wenn die Trübungen

und Vereinseitigungen durch die soziologischen, anthropologischen und psychologischen Gesichtspunkte (Marxismus, Rassenlehre, Psychoanalyse) hinweggenommen sind. Das heißt, wenn jenseits jener Deutungen einmal auf das gehört werden wird, was die Menschen der Jahrhunderte nun tatsächlich bewegt, dann werden möglicherweise diese meistgehörten und -diskutierten Begriffe die beherrschende Rolle spielen.

Einzelheiten aus der Geschichte des Wortes und Schlagwortes „Kultur“ in neuerer Zeit zu berichten, ist hier nicht Raum. Seine Verwandlung aus einem Begriff, den Forscher, Denker und Gelehrte brauchen, zu einem Schlagwort der Massen, wenn nicht zu dem beherrschenden Stichwort und gellenden Schrei der Epoche, geschieht schwerlich vor dem ersten Weltkrieg und hängt mit den Erschütterungen durch Krieg und Revolution entscheidend zusammen. Daß keinem Begriff — was seine Präzision und Sauberkeit betrifft — eine solche Vulgarisierung bekommt, soll nur nebenher gesagt werden, da hier nicht seine Definition, sondern eine existenzielle Rolle inmitten des Saeculum zur Diskussion steht. So wahr ihm der affektiv-polemische Charakter des Hilferufs gegen eine Gefahr und Bedrohung eignet, sofern er, wie die Naturschwärmer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Unnatur der Zeit, auf eine Unkultur und Kulturgefährdung reagiert, liegt es wohl nahe, Krieg und Revolution als die Alarmsignale dieser Gefahr zu empfinden. Wie das christliche Mittelalter zuerst durch die Bekanntschaft mit nicht-christlicher Welt in den Kreuzzügen, dann durch wirkliche Bedrohung durch die Heiden, entdeckte, daß es eine christliche Welt war und sich selbst als Ganzheit in den Blick kam, so wurde das Abendland — christlich oder säkularisiert — zuerst durch gelehrte Konfrontierung zu anderen „Kulturen“, dann durch elementare Existenznot und Bedrohung durch fremde und barbarische Gewalten, sich bewußt, daß es eine, wenn nicht die „Kultur“ oder „Zivilisation“ ist, die es insgesamt zu retten gilt. Was ist es, was diese Kultur eigentlich bedroht? Sind die „barbarischen Gewalten“ schlechthin identisch mit dieser oder jener nationalen oder politischen Macht, die zu vernichtenden Schlägen ausholt? Welche ist es dann — Juden, Nationalsozialisten, Deutsche, Bolschewiken, Russen, Kapitalisten und Amerikaner — da jede nachgerade bald als „Bedrohung“, bald als „Retterin“ erscheint, je nachdem, in welches Lager man geraten ist?

Die nationalsozialistische Kulturideologie ist das erste Beispiel dafür, was geschieht, wenn nach dem Wesen der Kultur nicht diese selbst befragt wird, sondern Aufschlüsse darüber bei den materiellen Trägern der Kultur gesucht werden, die schlechte Berater sind, wenn sie so einseitig gewählt werden wie in Blut, Rasse, Volk. Was geschieht, ist das, was wir erlebt haben: wie aus vorurteilsvollem Herumdiktieren in Ethnologie und Anthropologie ein einseitiges Bild einer „Kultur“ gewonnen wird, eine ideologische Konstruktion, die mit allen Mitteln der Gewalt und List gegen angebliche Bedrohungen den Völkern aufgezwungen werden soll. Der indessen vulgarisierte Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation erweist sich zum erstenmal als gefährlich, als er in den Visionen von Hitlers „Mein Kampf“ eine Rolle spielt. Im übrigen ergeben sich

aus dergleichen konstruierten Kulturideologien Absurditäten aller Art, wie etwa die: die europäische Kultur retten zu wollen und die Pflege ihrer glänzendsten Traditionen gleichzeitig zu verbieten.

Von Interesse kann es sein, worin denn nun der Nationalsozialismus die Bedrohung der Kultur erblickte. „Kulturbolschewismus“, das Schlagwort, das um 1930 mancher harmlose deutsche Bürger der Nazi-terminologie willig entnahm, die summarische Bezeichnung für entartete, dekadente und unanständige Kunst u. dgl., hatte schon damals mit Bolschewismus nur mehr wenig zu tun, heute schon lange gar nichts mehr, da der Bolschewismus diesen Kulturbolschewismus (heute von ihm amerikanische „Kulturbarbarei“ genannt) noch mehr verpönt als die Nazis taten, seitdem nämlich der Bolschewismus die Führung im Kampf für die bedrohte Kultur selbst für sich beansprucht und auf seine Art auch übernommen hat. In der Tat, ein Zeitungskiosk in Westdeutschland, manche westeuropäische Kunstausstellung, eine Sartre-Aufführung (— Zeugnisse amerikanischer „Kulturbarbarei“ —) entsprechen dem, was damals „Kulturbolschewismus“ hieß, aufs Haar, während der Bolschewismus dergleichen grausamer verfolgt als die faschistischen Kulturkreuzfahrer gegen ihn. Wo ist in dieser Konfusion von Kulturkämpfern, -gefährdern und -vernichtern nun eigentlich die Bedrohung, deren Realität schlechthin niemand mehr in Frage stellt, wo die Kultur, die es zu retten gilt, und wie legitimiert sie sich als solche?

Es ist schwer zu sagen, auf welcher Seite — West oder Ost — das Wort Kultur in diesem Kreuzfahrersinn die größere Rolle spielt. Kultur ist das Bannerwappen auf beiden Seiten, um das es schlechthin geht, für das es zu opfern, zu arbeiten, zu zahlen, zu bluten und zu sterben gilt. Dabei ist das Bewußtsein der Bedrohung im Westen ohne Frage echter, ja erschütternd populär, es ist wohl überhaupt hier allein echt, weil spontan, von selbst entstanden und darüber klar, worum es geht. Im übrigen erscheint hier das Kulturideal dem der Freiheit untergeordnet, da kein bestimmter Kulturbegriff hier herrscht, er wäre denn durch den Begriff der Freiheit bestimmt, zu wählen und die Kultur zu verstehen, wie der Einzelne will. Dagegen scheint das Privileg der Anbetung des säkulären Schlagworts, der stereotypen Anrufung der geheiligten Formel, der Diskussion des Begriffs heute beim Osten zu liegen, obwohl die Mehrzahl etwa der Ostzonenbewohner, der Tschechen, Polen, Ungarn, aller derer, die westliche Kultur einmal gekannt haben, eindeutig der Ansicht ist, daß die Sache selbst, die mit dem Wort bezeichnet wird, im Westen zu suchen ist. Wem es um den Begriff und das Schlagwort zu tun ist, der hat also Grund, sich um dessen Schicksale im Osten zu kümmern und den derzeitigen Stand seiner Diskussion zu notieren. Was versteht der Kommunist heute unter Kultur, für die er kämpft? Wie ist die Kultur, die er hat, erstrebt und schafft, beschaffen? Wie ist ihr Verhältnis zu den früheren Formen der Kultur, worin besteht die Weiterentwicklung, der „Fortschritt“, wovon dort stets mit soviel Salbung die Rede ist? Wohnt dieser Weiterentwicklung irgendwelche Gesetzmäßigkeit inne, wie der Kommunist behauptet, oder welche Bewandnis hat es damit?

Nach der kommunistischen parteigerechten Parole, die heute ausgegeben wird, ist es schlechterdings abwegig, Kultur und Zivilisation einander feindlich irgendwie entgegenzustellen. Jede „Kultur“, die einer „Zivilisation“ gegenüberstehend gedacht wird (wie es im Geiste Lagardes, des Rembrandtdeutschen u. a. wäre), fühlt sich über diese erhaben, sieht sie als zweitrangig an und führt den Dünkel mit sich, die Kultur einer höheren Klasse, etwas Besseres, Edleres zu sein als die Maschinenzivilisation, deren Nutznießer heute jeder ist. Solche Dünkelfracht belaste etwa alle humanistische Bildung, da das humanistische Gymnasium von jeher eine betont bürgerliche Einrichtung war, zu keinem anderen Zwecke bis jetzt erhalten, als um das Standesbewußtsein der oberen Klassen zu erhöhen. Dasselbe gilt von den aus dem Feudalismus stammenden ästhetischen Lebensformen, der Etikette, dem feinen Benehmen, wodurch der Adlige und Großbürger das Bewußtsein seiner Erlesenheit stets wach erhalte. Einzige Träger und Schöpfer der Kultur und Zivilisation (wir haben Verallgemeinerungen dieser Art von anderer Seite gehört) waren von jeher die „Werk tätigen“, Bauern und Arbeiter, weil sie mit ihrer Arbeit erst ermöglichen, daß höhere Kreise der Kultur leben können, deren Genuß ihnen, den wahrhaft Produktiven, den Trägern, stets vorenthalten gewesen sei, nun aber auch ihnen zugänglich gemacht werden solle. Auch möchte man wohl den Künstler und „Kulturschaffenden“ gern zu den „Werk tätigen“ zählen. So ist es jetzt im Osten allenthalben zu hören und zu lesen. Daß diese Auffassung nicht marxistisch ist, ficht die kommunistischen Interpreten nicht an. Die Definition der Kultur als Ueberbau zeigt diese logisch abhängig von dem Bestehen höherer Klassen, ihre Schöpfer und Schützer sind Menschen dieser höheren Klassen, allenfalls deren Diener, und die freilich unentbehrliche Voraussetzung, die materielle Arbeit, hat auf das Wie der Kultur (und nur dieses ist die Kultur) kaum einen Einfluß. Aus jener Theorie könnte man schließen, daß der Bühnenarbeiter, der Steinbrecher, der das Material für den Bildhauer herbeischafft, der Arbeiter, der Farben herstellt und der Bauer, der Künstler und Mäzen ernährt, die eigentlichen Kulturschöpfer seien, und das hieße beinahe soviel wie den Stein das Wesentliche der Plastik nennen, was mit der übrigen kommunistischen Unterschätzung der Form zusammenstimmt. Es scheint alles auf das bloße „Daß“ der Kultur hinauszukommen, auf den reinen Umstand, daß es Kultur gibt, daß eine Kultur vorhanden ist, ohne Rücksicht auf das Wesen und die Beschaffenheit der Kultur, deren Wie nicht interessiert, allenfalls von außen her, d. h. von den Politikern, bestimmt wird. Das könnte dann im ursprünglich-marxistischen Verstande auch heißen — und man gestattet wohl alten, schulgerechteren Marxisten, es so zu sehen — daß eben diese Politiker die neue, höhere, real-humanistische, also im edelsten Sinne sozialistischer Kultur vertreten und alle anderen „Kulturschaffenden“ zwingen, dieser edlen Tendenz zu dienen. Die Praxis müßte erweisen, ob diese optimistische Interpretation gerechtfertigt sei.

Wie nimmt sich die Kultur, die so verstanden wird, in der Praxis aus? Noch nie in der Vergangenheit hat das Wort Kultur im Leben der Oeffentlichkeit eine so große Rolle gespielt wie heute in den kommu-

nistischen Ländern im Osten. Kein Dorf, kein Betrieb, keine Organisation, Partei oder Maschinenausleihstation ohne „Kulturreferenten“, der die wichtigste Rolle spielt. Kein Dorf, kein Betrieb ohne Gruppe des Kulturbundes, der Volksbühne, der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft usw. Alles wird zentral gesteuert und „betreut“ durch Kulturämter bei Kreisrat, Landes- und Staatsregierung, sämtlich ausgestattet mit einem Heer von Angestellten, deren jeder unter größter Ueberanstrengung in Tätigkeit gehalten und in ständiger politischer Schulung „ausgerichtet“ wird gegen den Westen und seine „Kulturbarbarei“ (d. h. nackte Frauen, Samba, idealistische Philosophie, l'art pour l'art, Formalismus, Objektivismus u. dgl.), die in allen Einzelheiten beständig als Mittel der Volksausbeutung, Unterdrückung, Kriegsvorbereitung „entlarvt“ wird. Dieses auf alle Arten privilegierte und kontrollierte Kulturpersonal hat die von ihm organisierten „Kulturveranstaltungen“ nach vorgeschriebenen Statistiken mit der bestimmten Anzahl von „Kulturfreunden“ zu beschicken. Noch nie ist eine Bevölkerung so mit Kultur malträtirt worden wie die Menschen hinter dem eisernen Vorhang; wir sagen malträtirt, nicht nur, weil der Zwang auch hinter dem Besuch der Kulturveranstaltungen steht, und es des Guten schlechthin zuviel ist, sondern auch wegen der dadurch bedingten Minderwertigkeit des Gebotenen und der gewiß nicht edlen politischen Tendenz, die überall wie der Pferdefuß des Teufels zum Vorschein kommt und dem ewig bevor-mundeten „Kulturfreund“ auf die Nerven geht.

„Kulturveranstaltung“ — das Wort ist typisch, nicht nur in seiner nichtssagenden Verallgemeinerung und Abstraktheit, sondern weil viele Darbietungen überhaupt nicht anders heißen als so, wobei es ganz gleichgültig bleibt, was dann geboten wird: Vortrag, Kino, Theater, Tanz, auch alles durcheinander. Diese Indifferenz und Neutralität gegenüber dem Inhalt und Gegenstand erscheint ebenso charakteristisch wie die Unklarheit, woher der 19jährige Neulehrer, der oft eigentlich nichts ist und nichts gelernt hat, denn das Recht ableite, eine Ortsgruppe des Kulturbundes zu begründen, und was er meint, wenn er in seiner Ansprache verkündet, er gedenke damit „das kulturelle Niveau der Stadt oder des Ortes zu heben“. Woher das Recht stammt und welches die Absicht der Worte ist, wird klar, wenn man das Ineinanderwirken von Ehrgeiz des jungen Menschen und Parteiauftrag — auch wohl Auftrag des Kulturbundvorstands — erkennt, das den politischen Drahtziehern dient, die Entwicklung im Sinne der herrschenden Machtpolitik „voranzutreiben“. Denn, nach dem Jargon dieses Kulturorganisators ist, wenn das Gründungsexperiment gelingt (und für das Gelingen ist von vornherein gesorgt), bald jedermann — auch der Indifferente — in der politischen Bewegung „verankert“.

Fragen wir wohlwollend und ohne Hintergedanken, welches Kulturideal vielleicht etwa doch hier verwirklicht werden soll, da es begreiflich ist, daß in der Gesamtheit des kulturellen Lebens ohnehin natürlich Wertvolles, Echtes, Gutes, Großes geboten wird und immer von neuem viel guter Wille und Idealismus darauf verwendet wird. Wir unterscheiden die individuelle Kultur, die jemand hat (Bildung, Erziehung,

Schule, Pflege) von den kollektiven Kulturen, welche die Völker in den verschiedenen Zeiten errichtet haben und deren Bestandteile (Bauten, Bilder, Gedichte, Musikwerke) durch die Nivellierung in der Zivilisation weiterhin museal, wissenschaftlich, literarisch oder wie immer konserviert und reproduziert werden und die schöpferischen Menschen anregen und vorbilden, ihrerseits dergleichen zu schaffen. Wir nannten die Kultur im ersteren Sinne die ursprüngliche, weil „Kultur haben“, Bildung, Erziehung, individuelle und konkrete Pflege der menschlichen Fähigkeiten oder allgemein Möglichkeiten das A und O der Kultur in jedem Sinne ist und bleibt, weil das konkrete Wie, die einmalige Art und Weise des Kultiviertseins das einzige Material, der Inhalt aller Kultur ist, das, was diese eben dazu macht. In einem Konzertsaal, in welchem Menschen musizieren hören, ist soviel Musikkultur, als darin Menschen „Musikkultur“, „haben“ im Darbieten und Genießen. Die „Kultur“, wie sie von Völkern angeblich errichtet wird, ist demgegenüber schon eine Abstraktion, und wovon sie abstrahiert, ist zum Teil eben das individuelle Detail, das im „Kulturhaben“ „kultiviert“ wird. Ein Kulturbegriff, der nicht von solchem einmalig gegebenen Wie ausgeht, wird leer, eine Gefahr, die der moderne Kulturbetrieb in Ost und West längst in sich birgt. Die Entleerung erfolgt in dem Grade, wie Kultur nicht mehr durch die bestimmt wird, die sie tatsächlich haben, sondern von kulturfremden Faktoren — etwa Geschäft und Politik — gemacht, veranstaltet, organisiert wird, wodurch ihr Inhalt immer gleichgültiger wird, verloren geht und verdirbt. Ich glaube, daß diese Gefahr der zunehmenden Leere es ist, die das eifrig besorgte Reden von Kultur heute auslöst und dem Schlagwort den emphatischen Charakter des Notschreis verleiht. Dieser Gefahr ist sich der Mensch damit heute zutiefst bewußt.

Der Kommunist von heute ist der erste, der den Menschen, welcher „Kultur hat“, ganz ausschalten möchte, weil er in ihm seinen ärgsten Widersacher zu sehen hat. Kultur im heutigen Osten ist zum erstenmal der pure Kulturbetrieb, ohne Inhalt. Die völlige Entleerung dieses Betriebes, die als ständige Gefahr uns allen seit langem droht, ist damit hier Wirklichkeit geworden. Was bisher nur drohte, aber noch nicht konkret vorstellbar war — wir können es heute mit Augen sehen. Arbeiter gehen ins Theater, nicht weil sie dazu Lust haben, sondern weil sie gezwungen werden, der Organisation „Volksbühne“, die ihr kulturstatistisches Zahlensoll erfüllen muß, eine Eintrittskarte abzukaufen — sie sitzen in Volkshochschulkursen und wissen nicht, wie sie dazu kommen, sie sind beauftragt, dort zu sitzen, weil die Betriebsleitung verpflichtet worden ist, soundsoviele Leute dahinzuschicken; man ist Mitglied des „Kulturbunds“, nicht weil man echt kulturbegeistert ist (man versteht nichts davon), sondern weil man „irgendwo drin“ sein muß („gesellschaftlich tätig“, „in der Bewegung verankert“ nach dem Jargon), weil man sonst seine Existenz verliert. „Kultur“ wird also „veranstaltet“, nicht um irgendwelcher Kulturinhalte oder -ideale willen, sondern um der Veranstaltung willen, deren eine bestimmte Anzahl stattfinden, von soundsoviel Leuten besucht sein und — da das Interesse dazu gehört — in besonderen Abenden dann „diskutiert“ werden muß. Auch das Gespräch, worin

sich sonst wohl spontan das Interesse an den Dingen kundtut, wird also veranstaltet; das Interesse, weil es nicht vorhanden oder jedenfalls nicht die natürliche Voraussetzung und der Anlaß ist, wird ebenso gemacht und organisiert wie die ganze „Kultur“. Die Entleerung des Kulturbegriffs ist damit abgeschlossen. Die Kultur derer, die weder welche haben noch welche schaffen noch auch genießen, die Kultur, die gar keine ist, Schatten, Larve, Fiktion ihrer selbst, ist übrig, ohne Eigenleben, scheinlebendiges Gebilde, das dazu gut ist, Reklameattrappen für die Tendenzen des politischen Machtkampfs zu liefern.

Die freie Welt sieht die Gefahr und Bedrohung der Kultur nicht nur in der heraufziehenden äußeren Barbarei, sondern fühlt in der Problematik ihrer eigenen Kultur die Entleerung, die mit ihrer Entartung zum bloßen — wenn auch noch so aufgeregten Betrieb — fortschreitet. Wo immer in ihr das Problem ihrer Kultur leidenschaftlich erörtert wird — und das geschieht allerorten — überhört sie nicht den Aufschrei des Jahrhunderts, der durch die ihm immanente Bedrohtheit ausgelöst wird. Wird sie ihre Freiheit (das einzige, was ihr geblieben ist) dazu benutzen, sich selbst mit echter Leidenschaft wiederzuentdecken in ihrer kulturellen Tradition, oder wird die Auszehrung fortschreiten, bis — bei aller kultureller Betriebsamkeit — das tatsächliche Vakuum hergestellt ist, das sich von dem im Osten künstlich erzeugten nicht unterscheidet und den zerstörenden Mächten nur letzte Griffe zu tun übrig läßt, die Vernichtung dauerhaft zu machen? Auf diese Frage gibt keine Statistik Auskunft. Die Probe auf das Exempel wird erst gemacht, wenn sich — im ersteren Falle — der Enthusiasmus kultureller Blühhwilligkeit bewährt oder — im anderen Falle — wenn es zu spät ist. Auch die Bewährung im bewaffneten Zusammenstoß gelingt nicht — soviel leichter sich von diesem allein reden läßt — wenn nicht der Kampf gegen die uns allen zutiefst bewußte innere Bedrohtheit vorher erfolgreich war. Diese immanente Bedrohtheit ist die vordringliche Gefahr des Kommunismus.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

Gotthold Ephraim Lessing

RUNDSCHAU

Jugoslawien und die rote Donau

Anfang Juni d. J. verließ der jugoslawische Delegierte die Donaukonferenz in Galatz. Damit protestierte der Titostaat dagegen, daß man dort über all seine Anträge zur Tagesordnung übergegangen war und daß die neuen Bestimmungen, über die man beriet und die man dann auch beschloß, die Souveränität der Uferstaaten noch weiter zu Gunsten der Kommission einschränkten, in der die Sowjetunion, ihr Todfeind, allmächtig ist. Die Donau ist seit 1945 von Linz bis zum Schwarzen Meer ein Strom der roten Welt, auf dem der 1815 in der Wiener Kongreßakte aufgestellte Grundsatz der freien Schifffahrt auf den internationalen Flüssen immer weniger gilt. Je mehr sich Belgrad von Moskau absetzte, desto deutlicher wurde der Interessengegensatz auch hier, wo doch die Interessengemeinschaft auf der Hand liegt. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß die völkerverbindende Kraft der Ströme, die durch mehrere Länder fließen, eng begrenzt ist und durch trennende Kräfte, wie eine feindliche Ideologie oder einen feindlichen Machtwillen, aufgehoben wird. Darum war ja auch zwar die Donaumonarchie ein einheitliches und lebendiges Gebilde, aber nicht um der Donauuferlage ihrer Bestandteile willen, während der Donauraum nur ein geographischer Begriff und als Einheit nur ein ferner Wunschtraum ist. Dennoch müßte es aber Einrichtungen geben können, die allen zugute kommen; ihre zunächst rein technische Natur müßte sie auf sachliche, allen nützliche Tätigkeit beschränken. So sollte man glauben. Aber die Geschichte zeigt, daß zwischen dem Weltpostverein und einer internationalen Stromverwaltung ein grundlegender Unterschied besteht. Allzu nahe liegt es doch, daß mit den Organen dieser Verwaltung fremde Einflüsse auch über ihre eigentliche Aufgabe hinaus wirksam werden, die sich fernzuhalten ein Staat oft nur zu gute Ursache hat. Das gilt von Jugoslawien, das ja mit der Sowjetunion gebrochen hat, weil es seine Selbstbestimmung nicht aufgeben wollte. Es hat seither den Mißbrauch der moskaubestimmten Donauherrschaft mehrfach deutlich spüren müssen und darüber vernehmlich Klage geführt. In ruhigeren Zeiten schaut der politische Pferdefuß solch einer technischen Einrichtung nicht so klar heraus. Daß er aber immer da ist, liegt im Wesen unserer vorläufig noch so ganz politisch bestimmten Welt, nicht etwa nur der Sowjetwelt. Denn im Grunde ist die fast 100jährige Geschichte der Donaukommissionen ein Beleg dafür. Sie sind eine Frucht des Krimkrieges, dieses Vaters so mancher Dinge im internationalen politischen Leben. Die Türkei hatte den Unterlauf, Rußland die Mündungen des Stromes arg vernachlässigt. Jetzt war Rußland besiegt, die Türkei galt ohne Fremdhilfe als aktions-

unfähig. So hatte man Grund und Möglichkeit, die Pflege der Mündungsstrecke (Seedonau) und der Binnendonau (bis Ulm) in die Hand zwischenstaatlicher Organe zu legen, wobei der politische Nebenzweck war, den Einfluß der siegreichen Westmächte (diesen Begriff gab es schon!) zu befestigen. Von den zwei Kommissionen, die der Pariser Frieden 1856 schuf, erwies sich die Uferstaatenkommission für die Binnendonau nicht als lebensfähig, weil die Staaten ihre Souveränität nicht antasten lassen wollten; dagegen leistete die sog. Europäische Donaukommission für die Seedonau gute Arbeit. Das Donaurecht nach dem 1. Weltkrieg trug der neuen Machtlage Rechnung. Das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen gehörte im Gegensatz zu den besiegten vier Uferstaaten zu den Vertragspartnern der Donauakte von 1921, die für die 1948 ausgeschalteten Westmächte heute noch die Rechtsgrundlage bildet; Sowjetrußland wurde nicht beteiligt, was sich aus seinem damaligen Status erklärt. Deutschland, das im 2. Weltkrieg an der Donau maßgebend wurde, bildete unter seiner Führung 1940 einen neuen Binnendonaurat, an dem natürlich auch Jugoslawien teilnahm. Im gleichen Jahr war die Sowjetunion durch die Erwerbung Bessarabiens Uferstaat geworden, und im September 1940 erklärte Moskau sein Interesse an allen Donaufragen und seinen Wunsch nach einer einzigen Donaukommission für den ganzen Stromlauf unter Alleinbeteiligung der Uferstaaten. Als das Kriegsende die Sowjetunion zum Erben Deutschlands in der Donauherrschaft machte, konnte es diese These durchsetzen, die jetzt eine Kampfansage an die „raumfremden“ Mitsieger, aber auch eine Absage an den wahrhaft internationalen Charakter der Donauschifffahrt war. Dies geschah auf der Belgrader Donaukonferenz vom Juli und August 1948. Jugoslawien, für das durch seine Landerwerbungen im Norden die Donau auf Hunderte von Kilometern vom Grenzfluß zum Binnenfluß geworden war, stellte sich hierbei auf die Seite Moskaus, mit dem es damals den Bruch schon vollzogen hatte. So half es selbst, einen Zustand zu schaffen oder zu legalisieren, an dem es jetzt leidet. Denn mit der Ausschaltung der „raumfremden“ internationalen Staaten, denen ihre Proteste nichts halfen, aus der Mitverwaltung steht es jetzt dem feindlichen Ostblock allein gegenüber.

Jugoslawien hat bisher der ostentativen Abreise seines Delegierten weder den formellen Austritt aus der Kommission noch Kampfmaßnahmen folgen lassen. Ueberhaupt enthält sich Tito jeder Handlung, die als Provokation gedeutet werden könnte. Dazu kommt aber auch, daß Jugoslawien selbst die Duldung der andern braucht, wenn es den Donauweg und die Donauhäfen benutzen will. Insofern wäscht eben doch eine Hand die andere, und so braucht sich dieser neue Konflikt nicht zu dramatisieren.

Die Sikhs in Indien

Aus eigener Erfahrung wissen die politischen Führer Indiens, daß man Freiheitskämpfer nicht unbegrenzt einkerkern kann, will man nicht Märtyrer schaffen, daß aber die aus der Haft Entlassenen den Kampf gleich wieder aufnehmen. Master Tara Singh, der Führer der 6 Millionen Sikhs, wurde vor einigen Wochen

freigelassen, nachdem ein Gericht – übrigens unter dem Vorsitz eines Engländers – seine Haft, die zweite längere in den letzten Jahren, für verfassungswidrig erklärt hatte. Der heute 65jährige ist nicht gebrochen und wird fortfahren, in seiner oft stürmischen Art für sein Volk zu streiten. Als Volk bezeichnet man die Sikhs mit einem gewissen Recht, haben sie doch einmal einen Staat gebildet, mit dem die Briten die härtesten Kämpfe führen mußten. Aber zunächst sind sie wie die Hindus und die Mohamedaner in Indien, die ja beide auch Staatsvölker erst geworden sind oder werden wollen, eine religiöse Gemeinschaft, was man im Englischen, wenn von indischen Dingen die Rede ist, „community“ nennt. Ihre Geschichte ist eigenartig. Sie entwickelten sich als eine religiöse Bewegung unter Nanak, einem Zeitgenossen Luthers; als Sekte unter zahlreichen Sekten der Hindus lehrten sie zwar auch Karma und Wiedergeburt, aber sie verwarfen die Anbetung der vielzuvielen Götter in den Hindutempeln und lehnten auch das Asketentum ab, so sehr sie für strenge Lebensführung eintraten. Dem Islam verdankten sie manches in ihrem Gedankengut, aber dessenungeachtet wurden gerade die Moslim ihre schlimmsten Feinde. Ihre geistigen Führer waren die 10 „Gurus“ (Guru heißt Lehrer, Sikh heißt Schüler), deren neunter unter dem letzten großen Moghulkaiser, dem fanatischen Moslim Aurangzeb, 1675 den Martertod starb und damit dem Haß gegen den Islam den historischen Grund gab, und deren zehnter die große Wende einleitete. Er schuf aus der Hindusekte eine Kampfgemeinschaft, deren Kern, die „Khalsa“, ein Kriegerorden brüderlicher Struktur war, in dem die Kasten aufgehoben waren. Die Mitglieder fügten ihrem Namen das Wort „Singh“, der Löwe, als verpflichtendes Symbol bei, dem sie treu blieben; strenge Vorschriften über Haartracht, Kleidung und gemeinsame feierliche Riten sicherten den engen Zusammenhalt und den Abschluß nach außen. In stetem Kampf mit den mohammedanischen Herrschern stählte sich ihre Kraft, der Niedergang der Moghulfürsten ermöglichte dann ihren steilen Aufstieg. Aus zwölf Zwergstaaten wuchs das Reich von Ranjit Singh hervor, der von 1800–1839 regierte, das Fünfstromland (Pandschab) beherrschte, aber seine Macht auch über den Indus bis Peschawar und nördlich über Kaschmir ausdehnte. An seinen Hof flüchtete der aus Afghanistan vertriebene Schah Schuja, aus dessen Hand der berühmte Edelstein Kohinor in die seine kam, um dann durch die Sikh-Kriege in die der Briten und in den britischen Kronschatz zu gelangen. Bald nach Ranjit Singhs Tod ging es jedoch abwärts. Zwar wurden die Sikhs, die zusammen mit den Engländern nach Kabul gezogen waren, in deren afghanische Katastrophe (1842) nicht hineingezogen. Aber bald darauf erlagen sie eben den Engländern in den beiden Sikh-Kriegen von 1845 und 1848. Sie wurden dem britischen Indienreich einverleibt. Seitdem wurden sie von den Engländern gut behandelt, und sie bewahrten auch ihrerseits fortan Treue. Im Sepoy-Aufstand von 1857 bewährten sie sich besonders, und hier war es, wo die Sikhs sich bei der Belagerung von Delhi in ihren Kampfgesängen der Prophezeiung ihres 9. Guru erinnerten, „einst würden die Europäer übers Meer kommen, um das Moghul-Reich zu zerstören“. Auch später waren sie in der indischen Truppe neben den Gurkhas, aber

viel zahlreicher als diese, die Elitesoldaten. 1944 stellten sie den zehnten Teil der zwei Millionen, die Indien aufgebracht hatte, siebenmal mehr, als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprach. Das ist ein Ausdruck ihrer Kraft, aber zugleich förderte es wiederum ihr Volkstum: ihren Wohlstand (die Soldaten verdienten, angesichts der Armut in Indien, beträchtliche Summen), ihren Bildungsstand (er war höher als der der Hindu und der Moslim) und ihren politischen Einfluß. Die Briten, deren Gunst sie sich erdient hatten, sorgten dafür, daß sie über das Maß hinaus, das ihrem geringen Anteil an der Bevölkerung entsprach, zur Geltung kamen. Dies und der Aufschwung, den sie in diesem Jahrhundert nach vorhergehender Stagnation auch in geistig-religiöser Hinsicht wieder nahmen, wobei die Reinigung ihrer heiligen Stätten (der Goldene Tempel im See von Amritsar ist darunter die bedeutendste) von Auswüchsen einer Priesterherrschaft eine Rolle spielte, hob das Selbstbewußtsein der Sikhs nicht wenig. An all dem war Tara Singh beteiligt. Er wurde auch Präsident des Akali Dal und des Gurdwara Prabandhak Komitees, d. h. der beiden Sikh-Organisationen zur Leitung der politischen und der religiösen Angelegenheiten. Im Pandschab saß seit der Provinzenautonomie der 30er Jahre ein Sikh neben 2 Moslim und 3 Hindus im Kabinett, und derselbe Mann, Sardar Baldev Singh, war Verteidigungsminister in Nehrus Kabinett vom Herbst 1946, also vor der Vollbefreiung und Teilung Indiens. Diese brachte den Sikhs einen schweren Schlag. Ihr Siedlungsgebiet, der Pandschab, wurde durchschnitten. Die andert-halb Millionen in dem an Pakistan gefallenem Teil sind tot oder wanderten ab, jenseits der Trennungslinie, so daß die heute 6 Millionen wohl ziemlich geschlossen im Ostpandschab wohnen dürften. Aber sie sind lebenskräftig und gut geführt. So ist der Kampf um ihre Minderheitsrechte trotz ihrer geringen Zahl nicht hoffnungslos.

Australien fühlt sich bedroht

Ein Land, das ein Kontinent ist, den angelernten Bauarbeiter — vergleichsweise — 200 Deutsche Mark in der Woche, den Feinmechaniker oder Werkzeugbauer bei täglich kaum 6 Stunden Arbeitszeit gar bis 350 und 400 Mark verdienen läßt, das diskutiert naturgemäß Problemstellungen in seinem Alltag, die ganz und gar uneuropäisch gelagert sind. Zumal schließlich das Dutzend Eier nur 1 Deutsche Mark, also genau so viel wie ein Pfund Rindfleisch kostet. Wer sich aus feinsten englischer Wolle einen Maßanzug bauen läßt, der bezahlt mit allem Drum und Dran zwischen 140 und 160 Mark, also die Hälfte eines durchschnittlichen Wochenlohnes. — Wenn also, zumal gegenwärtig, in einer Zeit niegekannter Hochkonjunktur, ganz Australien von einer nervösen Unruhe geschüttelt wird, dann handelt es sich dabei weniger um die Gegenwart als um die Zukunft. Seit Korea ist nämlich der jüngste Kontinent fast schlagartig in die große Weltunsicherheit miteinbezogen. Wird alles so bleiben, wie es gegenwärtig ist?

Einst garantierte das englische Mutterland Australiens Unantastbarkeit. Seit dem Kriegsende haben die USA die Verpflichtung zu einer Soforthilfe im Falle eines Angriffs auf Australien übernommen. Wie aber —

gegebenenfalls — solche Soforthilfe aussehen kann, dafür lieferte Korea ein erschütterndes Beispiel. Das „Volk der Pioniere und Athleten“ — die Australier hören sich gern so nennen — empfand die allgemeine Wehrpflicht seit je als „unaustralisch“. Die 50 000 Mann Bürgerwehr reichen indessen im Ernstfall noch nicht einmal aus, um die 19 000 Meilen Küstenland zu bewachen, vom Landesinnern und von den Städten ganz zu schweigen. Dabei verlangten noch in den 1946 verschärften Einwanderungs-Bestimmungen die mächtigen Gewerkschaften das Verbot für die Einwanderung ehemaliger europäischer Soldaten; freilich geben sie nunmehr, anno 1951, der Hoffnung Ausdruck, daß „gerade wehrfähige Einwanderer in Australien eine neue Heimat finden mögen . . .“ — und die 20 000 vorwiegend deutschstämmigen Flieger des zweiten Weltkrieges forderten erst kürzlich mit Nachdruck von der Regierung eine „unter allen Umständen wesentlich gesteigerte Einwanderung . . .“

Auch wenn die sowjetische Gefahr nicht bestehen würde, bliebe immer noch nach australischer Meinung die Gefahr einer japanischen Invasion.

Tatsächlich schickt sich das in Hiroshima und Nagasaki gedemütigte Japan erneut an — jetzt gewissermaßen ganz von unten her kommend — auf den Plan zu treten. Japan wächst unaufhörlich. Die Sterbefälle abgerechnet, verfügt es jährlich über ein echtes Geburtenplus von 1,8 Millionen Menschen. Kein Wunder, daß man in Sidney der sichtbaren Wiedererstarkung Japans sehr wachsam und noch mehr mit Unruhe folgt. Als Voraustruppe einer neu erstehenden Armee wird eine Polizeireserve von 75 000 ehemaligen japanischen Offizieren und Unteroffizieren geschaffen. Sie trägt neue Waffen und ist unterstützt von einer Flotte von Küstenbooten, die ausnahmslos über Radargeräte verfügen. Mit Wirkung vom 1. August 1951 wird diese Truppe um ein Drittel erhöht, mit schwerer Artillerie ausgerüstet, mit Maschinengewehren bestückt und darf alle außer Dienst gestellten „undemokratischen“ Beamten erneut aktivieren. Mac Arthur nannte einst Japan den Stabilisierungskern gegen die rote Flut in Asien. Er gebrauchte auch mit Vorliebe das Wort vom unentbehrlichen Kampfgenossen in Ostasien. Dieser Kampfgenosse kostet allerdings die USA von 1950 an Jahr für Jahr rund 100 Millionen Dollar. In Washington wird das als eine „preiswerte Versicherungsprämie“ empfunden. Zwar bleiben auch fürderhin auf der Inselgruppe Okinawa amerikanische Truppen, aber sie holen das Sternenbanner nieder und pflanzen dafür das Sonnenbanner auf, denn die 40 000 Japaner, die sich 1944 mit ihren Höhlenstellungen in die Luft sprengten, haben diese Inseln ein für allemal geheiligt. Da im übrigen ähnliche Gesichtspunkte auch für die Kriegshäfen Sasebo, Kure sowie für Tokios Hafenfestung Yokosaka gelten, wird auch dort nur noch das Sonnenbanner Wache halten.

Kein Wunder, daß der kleine Mann in Australien solche Entwicklungen im Hinblick auf die eigene Zukunft mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet. Auf der einen Seite hält man zwar Japan im Augenblick durchaus für die geeignetste Macht, um dem Bolschewismus auf seinem Vormarsch in Asien wirksam zu begegnen, auf der anderen Seite aber fragt man sich besorgt, wohin es führen soll, wenn Japan schon jetzt, also

wenige Jahre nach seinem tiefsten Fall, an den Sieger mit direkten territorialen Forderungen herantritt. Mit Recht fragt man sich in Sidney, was sich Japan in 10 oder 20 Jahren ungefragt holen wird, wenn es heute schon von seinem Besieger Gebiete fordert, die dieser erst erobern müßte, um sie vergeben zu können . . .

Es gibt überall in der Welt, auch in Australien, Leute, die gewohnt sind, das Kind beim richtigen Namen zu nennen. Sie sind der Meinung, daß dieser Kontinent des weißen Mannes nur die Wahl habe, früher oder später russisch zu werden oder in absehbarer Zeit von Japan geschluckt werde. Das ist der tiefere Grund, weshalb gegenwärtig in der australischen Öffentlichkeit so viel von Stratosphärenbomben, Düsenjägern, Ueberschallgeschwindigkeiten und Atombomben die Rede ist. Die Regierung tut alles, um den breitgelagerten Defaitismus zu bekämpfen. Sie hat im Vorjahr vom Parlament eine regelrechte Strafgesetzgebung gegen alle erwirkt, die über das britische Atomversuchsfeld in der Arantawüste Nachrichten verbreiten. Das will in einem Staat, der seit seiner Gründung streng auf ausgeprägt demokratische Traditionen sah, etwas heißen und es beweist mindestens, daß die Australier betont auf dem Posten sind.

Macao Macao ist ein winziger, aber wichtiger Bestandteil des großen portugiesischen Kolonialreichs, das den Stürmen der Zeiten getrotzt hat. Es liegt in Südchina, im Südwesten des Deltas des Kantonflusses, von Kanton selbst und von Hongkong nicht weit entfernt, und umfaßt auf dem Ausläufer einer Halbinsel und zwei Inselchen nur 14 qkm. Die Einwohnerzahl schwankte oft, im 2. Weltkrieg ließ der Flüchtlingsstrom sie auf 400 000 anschwellen; die meisten sind Chinesen. Macao war nicht immer eine Besitzung im heutigen Sinn. 1514 landete das erste portugiesische Schiff an der chinesischen Küste. Bald setzten sich die Portugiesen in Kanton fest und dehnten ihren Handel auf andere Küstenplätze aus, seit 1557 aber mußten sie sich auf Macao beschränken, wo sie gegen einen jährlichen Tribut geduldet wurden. Erst 1667 sicherte der große chinesische Kaiser Kanghi förmlichen Schutz für die Niederlassung zu, über die die portugiesische Souveränität erst 200 Jahre später anerkannt wurde. In Macao verbrachte der Dichter Camoes 2 Jahre seines abenteuerreichen Lebens als Oberverwalter der Güter Verstorbener und Abwesender. Man zeigt bei der Stadt die Felsengrotte, in der die ersten sechs Gesänge seiner „Lusiaden“, dieses schönsten Nationalepos der neueren Weltliteratur, entstanden sein sollen. Nach Macao, wo seit 1576 ein Bistum bestand, zogen sich die christlichen Missionare zurück, als China im 18. Jahrhundert das Christentum verbot. Den Holländern, die überall die Portugiesen aus ihren Handelsplätzen zu vertreiben suchten, gelang dies in Macao nicht. In portugiesischer Hand nahm es eine Monopolstellung für den Chinahandel des Westens ein, bis das Aufkommen Hongkongs (vgl. Deutsche Rundschau Heft 2/1951, S. 160) seinen Stern verblassen ließ. Der immer ansehnliche Handelsplatz erreichte nur einen Bruchteil der Riesenumsätze des britischen Mitbewerbers, der Macao durch günstigere Seelage, durch

das politische Gewicht, die Handelsflotte und die Produktionskraft des Mutterlandes austach. Läuft die Entwicklung jetzt in entgegengesetzter Richtung? Ansätze dazu kann man heute, unter der Wirkung außergewöhnlicher Umstände, beobachten. Zwar treffen die von den USA veranlaßten, von anderen Weststaaten zögernd mitgemachten Bemühungen, Rotchina von der Einfuhr kriegswichtiger Güter abzuschließen, der Form nach Macao wie Hongkong, aber praktisch besteht ein Unterschied. Macao liegt noch günstiger zum Festland und ist noch viel stärker als Hongkong auf den Handel mit allen, auch unerlaubten Mitteln spezialisiert, läßt doch das System der Wasserwege um Macao geradezu zum Schmuggel ein! Da gibt es den Großkaufmann, der große internationale Schmuggelgeschäfte macht, den Wassergrenzgänger auf Motorboot oder Djunke, der für alle Fälle Waffen mitführt, und den Kleinstschmuggler auf dem Fahrrad. Man war denn auch nicht überrascht zu lesen, daß ein Teil der Geschäftswelt Hongkongs, als dort die Vorschriften strenger zu werden begannen, nach Macao abwanderte, das übrigens, Begleitumstand dieser merkwürdigen Atmosphäre, durch seine Spiel- und Opiumlokale den Ruf eines Monte Carlo des Fernen Ostens gewonnen hat. Nicht auf Macht, wie zuerst die Briten in Hongkong, sondern auf der Kunst, mit fremden Völkern umzugehen, gründeten die Portugiesen ihre Stellung in Macao. Der kaiserlichen Regierung in Peking, den Mandarinen in Kanton, den kleinen Gewaltigen der Umgebung mußten sie sich angenehm und nützlich machen, oft konnten sie die einen gegen die andern ausspielen, oft mußten Geschenke helfen. Mit dem Aufkommen Hongkongs galt und gelang es, sich auch noch mit dem mächtigeren Nachbarn und Mitbewerber gut zu stellen. Hierbei kam allerdings Macao die jahrhundertealte stillschweigende Unterordnung der portugiesischen auswärtigen Politik unter die britische zugute. Im 2. Weltkrieg brachten die Portugiesen in Macao das Balancierkunststück fertig, sich neutral zu halten. Zwar blieben sie von der japanischen Besetzung nicht unberührt, wenn auch verschont. Auch schuf die Neutralität große Lasten, wurden doch Tausende asylsuchender Flüchtlinge auf Staatskosten durchgefüttert. Aber die geschäftlichen Vorteile eines neutralen Platzes mit internationalen Verbindungen wurden ausgiebig wahrgenommen. Zugleich machte sich Portugal im neutralen Macao zu jedermanns Freund. Auch auf dem Gebiet des politischen Lebens und der politischen Unterwelt glaubten alle ihre Rechnung zu finden. So gab es dort westliche und östliche, japanische und nationalchinesische Agenten. Heute hat auch Tschiang-Kai-Schek noch immer einen amtlichen Vertreter dort. Die USA, die doch aus Rotchina alle konsularischen Vertretungen herausgezogen haben, unterhalten in Macao als dem einzigen Platz auf dem chinesischen Festland noch eine Filiale ihres Hongkonger Konsulats. Rotchina findet erst recht seinen Vorteil bei dem jetzigen Zustand, der seinem Handel manchen erwünschten Ausweg bietet. Die Lage hat sich seit Jahrhunderten insofern nicht verändert, als es nach wie vor nur einer kleinen Kraftanstrengung des chinesischen Drachen bedürfte, um — trotz Garnison und Befestigungen — die portugiesische Besitzung zu vernichten. Sie unterbleibt jedoch aus guten Gründen.

Gegensätze in Triest

Auf dem freien Territorium von Triest werden heute sowjetische und angelsächsische Interessen mit allen Mitteln gegeneinander ausgefochten. Der traditionelle italienisch-südslawische Gegensatz tritt gegenüber dieser größeren Perspektive in den Hintergrund.

Gromyko hat Triest als einen Vorwand gegen den Abschluß des Staatsvertrages mit Oesterreich ausgenutzt. Für die Sowjetunion wäre es von größter Bedeutung, den ursprünglich vorgesehenen Status zu verwirklichen. Er würde die britisch-amerikanisch kontrollierte Zone A und die jugoslawisch-kontrollierte Zone B unter einem UN-Gouverneur vereinigen. 90 Tage nach seiner Einsetzung müßten dann alle Besatzungstruppen — 5000 Amerikaner, 5000 Engländer und 5000 Jugoslawen — zurückgezogen werden. Zwischen Italien und Jugoslawien befände sich damit ein militärisches Niemandsland von immerhin 738 qkm, zu dem einer der größten Häfen Europas — und dank amerikanischer Hilfe sicherlich der modernste — gehörte. Einem Agentennetz wären alle Tore geöffnet. Im Konfliktsfalle läge hier eine leicht verwundbare strategische Achillesferse. Ueberdies würde der Gouverneur eine vollkommen westliche Zone A unter italienischem Einfluß und eine jugoslawisch gleichgeschaltete Zone B vorfinden. In der ersteren mit freier, in der letzteren mit restlos durchgeführter sozialistischer Wirtschaft. Das daraus resultierende Chaos, verstärkt durch unzufriedene Italiener auf der einen und ebenso unzufriedene Slowenen auf der anderen Seite und durch den Kampf zwischen den kominformistischen und antikominformistischen Kommunisten, müßte einen Unruheherd schaffen — ganz im Sinne des russischen Imperialismus. Aus dieser Erkenntnis pumpt die Kominform Propagandagelder nach Triest, wie sie sich sonst nur für ein großes Land rechtfertigen ließen. Amerikaner und Engländer geben zu, es in Vidali, dem kommunistischen Parteichef, den hartnäckige Gerüchte als Trotzkiattentäter bezeichnen, mit einem der genialsten ideologischen Gegner zu tun zu haben.

Stärker noch als eifersüchtig gehütete nationale Belange ist auch in Triest die Kriegsfurcht. So wurde geschickt folgende These verbreitet: Nur ein unabhängiges Triest könnte als offene Stadt erklärt werden, ein italienisches oder jugoslawisches müßte hingegen Atombomben zum Opfer fallen. Diese Phrase genügte. Mit einem Schlage erschien das „Ja“ zur freien Stadt sowohl italienischen wie slowenischen Kommunisten gerechtfertigt.

Auf der angelsächsischen Seite stehen reale Werte. Man hat Triest mit ECA-Geldern so reichlich ausgestattet, daß zeitweise auf den Kopf seiner Bevölkerung der höchste Anteil überhaupt kam. So wurde hier ein volles Schaufenster des Westens bei gleichen Löhnen, aber etwas geringeren Preisen als in Italien geschaffen. Auch die 10 000 Besatzungssoldaten sind ja praktisch 10 000 Touristen, darunter 5000 Dollar-gäste. Viele Triester, die laut den Abzug dieser fremden Gäste fordern, sind insgeheim anderer Meinung.

1945 wurde die Stadt Triest 40 Tage lang von den Jugoslawen kontrolliert. Dann einigten sich der britische General William Morgan und

der jugoslawische General Jowanowitsch über die Einflußsphären. Hafen und Stadt kamen zur Zone A, der größere, aber wirtschaftlich weniger erschlossene Teil des Territoriums, praktisch ein riesiger Gemüsegarten, zur Zone B. Da die Einigung über einen Gouverneur nicht zustandekam, verwaltet in Zone A der höchstkommandierende General das Mandat des Sicherheitsrates. Eine Militärregierung unterstützt ihn bei seiner Takt und Fingerspitzengefühl erfordernden Aufgabe. Wahrscheinlich gibt es nach dem freiwilligen Abbau des alliierten Einflusses in Deutschland, Oesterreich und Japan keine militärische Behörde mit auch nur annähernder Autorität. Bis zu seiner vor wenigen Wochen in Eisenhower's Stab erfolgten Abberufung stand der britische Generalmajor T. S. Airey an ihrer Spitze. Sie schloß eine Zoll- und Währungsunion mit Italien ab und baute das Rechtswesen sowie die Lokalregierungen nach italienischem Vorbild aus. Schon aus Prestigegründen halten die drei Mächte am Wiederanschlußvorschlag fest. Gleichzeitig empfehlen sie direkte Verhandlungen zwischen Rom und Belgrad. Damit wird das ganze Problem — sicherlich bewußt — auf die lange Bank geschoben. Selbst Generalmajor Airey mußte sich kurz vor der Abberufung, übrigens erstmalig, zum Empfang des wichtigsten Vertreters der Unabhängigkeitspartei entschließen. Ja, er schlug vor, bei den noch 1951 fälligen Lokalwahlen die jugoslawisch-italienischen Gegensätze nicht mehr, wie das bisher selbstverständlich war, zum Angelpunkt der Agitation zu machen.

Nur wer die Triester Atmosphäre kennt und weiß, welche gewagte Kombination jedes Wort eines Mitgliedes der Militärregierung hervorruft, kann das Echo dieser Äußerung Aireys richtig ermessen.

Sein Nachfolger General Sir John Winterton dürfte die neue politische Linie weiterverfolgen, die pro-italienisch bleibt, aber gleichzeitig nicht mehr ausgesprochen anti-jugoslawisch ist.

Triests Militärregierung genießt einen Vorteil, um den sie wahrscheinlich alle Finanzminister der Erde — von West bis Ost — beneiden würden: Defizite im Budget müssen laut Friedensvertrag vom italienischen Staat ausgeglichen werden.

Zone A hat nicht nur 10 000 angelsächsische Besatzungstruppen, sondern auch seine einheimische Polizei, die mit modernsten technischen Mitteln ausgerüstet wurde. Auf ihre Ausbildung wird großer Wert gelegt, und die 4400 Mann (einschließlich Offiziere), gehen nicht nur wie Tommies angezogen, sondern können sich auch an Effektivität mit ihnen messen.

Die Verwaltungs- oder Gemeindepolizei ist nur 340 Mann stark (wiederum einschließlich Offiziere), die einzige Truppe, die dem Zonenpräsidenten untersteht. Schließlich gibt es noch eine etwa 1000 Kopf starke Finanzwache mit Zolldienst und ähnlichen Aufgaben.

Große Summen wurden von der Militärregierung — zuletzt waren es wiederum 621 Millionen Lire — für Wohnungsneubau zur Verfügung gestellt. Da jedoch ein beträchtlicher Teil der italienischen Flüchtlinge aus Zone B und den an Jugoslawien abgetretenen früheren italienischen Gebieten nach Triest Zuflucht nahm, ist die Wohnungsnot immer noch er-

heblich. — Als eine ihrer ersten Aufgaben betrachtete die Militärregierung den Wiederaufbau des fast völlig zerstörten Hafens. Die Konkurrenz Genuas und Neapels sowie die Nachbarschaft von Fiume und Suschak hatten ihn zur italienischen Zeit etwas lahmgelegt. Nunmehr wurde Triest der Umschlaghafen für die österreichische Marshallhilfe. 1949 erreichte er einen in seiner Geschichte noch nicht dagewesenen Rekord, der selbst das bisher günstigste Jahr (1913) bei weitem übertraf. Diese Gesundung hat schon vorher starke und vor allem in der Unabhängigkeitsbewegung auftretende Oesterreichsentiments vertieft.

A. U. S. A. (US. Foreign Relief Programme) und später ERP haben Lebensmittel und Rohstoffe nach Zone A geliefert und den Wiederaufbau verschiedener Industrien durch finanzielle Hilfe gefördert. Ihr Hauptinteresse aber richtete sich auf die Schiffswerften. Dabei ging man von dem Standpunkt aus, daß dieser Wirtschaftszweig, der zwischen den beiden Weltkriegen immerhin 52 % aller italienischen und 95 % aller in Italien bestellten ausländischen Schiffe gebaut hatte, die ökonomische Lebensader sei. Hätte sie Erfolg, dann müßten sich auch die verschiedenen Nebenindustrien und verwandten Gewerbe rentieren.

Heute erbauen Triests Werften, die nach dem Kriege durch Zerstörungen und Rohstoffmangel lahmgelegt waren, wieder alle Schiffstypen, darunter sogar 48 000 Tonnen-Luxusdampfer.

Durch die gute ökonomische Lage von Triest hat sich hier eine gegensätzliche gewerkschaftliche Entwicklung wie in Italien ergeben. Dort haben die kommunistisch kontrollierten Gewerkschaften immer noch eine beträchtliche Majorität, in der Triester Zone A hingegen die nichtkommunistischen christlicher und sozialistischer Prägung. Eine dritte Gruppe ist im Entstehen. Sie setzt sich aus Titokommunisten zusammen.

Bei den letzten Lokalwahlen hatten sich 63,64 % der Bevölkerung zu den sechs italienischen Anschlußparteien bekannt. Damals schon erreichten die Christlichen Demokraten längst keine so großen Erfolge wie in Italien. Nunmehr kann mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß sie sich zugunsten der Italienischen Sozialen Bewegung weiterhin verringern werden. Diese neofaschistische Partei übt an erster Stelle auf jugendliche Revisionisten eine starke Anziehungskraft aus. Die Kominformkommunisten verfügten über 21,14 %, die Pro-Tito-Kommunisten über 2,35 %. Letztere dürften aus der Tatsache Gewinn ziehen, daß sich Jugoslawien behauptete, ja seine internationale Position stärkte. Schließlich vereinigten die unabhängigen Parteien 12,87 % auf sich. Wir unterscheiden zwischen Unabhängigen, die von den Russen, und solchen, die von Jugoslawien unterstützt werden sollen — beide sind gegenwärtig, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen am status quo interessiert — und „unabhängigen“ Unabhängigen.

Während also in Zone A ein Parteienmosaik vorhanden ist, gibt es in Zone B nur die Kommunistische Partei Tito'scher Färbung. Alle Eindrücke im jugoslawisch kontrollierten Teil des Freien Territoriums blieben mehr oder weniger auf Äußerlichkeiten beschränkt. Zunächst fällt die mehr als 100prozentige Gleichberechtigung des Italienischen auf. Wo sich eine Mehrheit aus Italienern befindet, druckt man Straßenbezeich-

nungen, Firmenschilder, amtliche Verlautbarungen usw. zuerst auf italienisch, dann erst auf slowenisch und kroatisch. Italienische Kulturorganisationen, Theatervereine, Zeitungen usw. werden ermutigt. Auch das Radio hat sein eigenes italienisches Programm.

Wirtschaftlich ist die Sozialisierung genau so scharf, wenn nicht schärfer durchgeführt worden als in Jugoslawien selbst. Nur Friseurgeschäfte und das kleine Gewerbe (Schuster, Schneider usw.) befinden sich teilweise noch in Privatbesitz.

Trotz der völlig entgegengesetzten Entwicklungen wird ein engerer Kontakt zwischen den militärischen Kräften hüben und drüben unumgänglich sein. Bei kritischer Lage könnten nur Zusammenarbeit und gemeinsame Verteidigung Aussicht auf Erfolg bieten. Im Leben der Völker aber waren oft schon militärische Notwendigkeiten stärker als politische Gegensätze.

Zwischenbericht aus Straßburg

Der Europarat hat es nicht leicht. Zunächst ist seine unbestreitbar allzu langsame Entwicklung zu einem arbeitsfähigen Organ der Anlaß gewesen, daß die Unzufriedenheit der europäischen (und amerikanischen) Öffentlichkeit die straßburger Institution als Blitzableiter benutzt, während doch die wirkliche Schuld an der Langsamkeit dieser Entwicklung in den einzelnen Mitgliedstaaten zu suchen ist. Was Oslo, London, Rom, Athen oder Bonn nicht willig geben, kann Straßburg auf keine Weise erlangen.

Schlimmer noch ist die Tatsache, daß neuerdings auch die ältesten Freunde der europäischen Einigung auf Abwege geraten. So hat Graf Coudenhove-Kalergi, der Vater der europäischen Idee, im Juli auf dem Frankfurter Universitätsfest eine Rede gehalten, die Hörer und Leser erschrecken ließ. Der Graf hat darin vor der Illusion gewarnt, daß die europäische Föderation vom Europarat in Straßburg ausgehen könnte. Die Initiative falle den Regierungen und insbesondere Frankreich zu. Eine stabile französische Staatsführung unter General de Gaulle werde am besten dazu geeignet sein. — Es ist bekannt, daß de Gaulle sich für die sogenannte Erneuerung des karolingischen Reiches, von der seit einiger Zeit auch Graf Coudenhove-Kalergi träumt, erwärmt; es dürfte aber ebenso bekannt sein, daß diese Konzeption in vielen europäischen Ländern auf begründeten Widerspruch stößt und mit dem eigentlichen Europa nicht mehr viel zu tun hat. Schlimmer ist aber noch, daß nun selbst die europäischen Idealisten bereits in den Ruf nach dem starken Mann einzustimmen beginnen. Wenn Europa Führer benötigt — und es benötigt sie! — so verdienen Gestalten wie Paul-Henri Spaak oder Robert Schuman doch wohl sehr viel größeres Vertrauen als der französische General, dessen Gefolgschaft selbst im eigenen Lande nicht so groß ist, wie er sich und andere gern glauben machen wollte.

In Wahrheit liegen die Dinge doch wohl anders. Wenn die Einigung Europas nicht über den Europarat in Straßburg gelingt, wird sie in Freiheit überhaupt nicht zustandekommen. Die Enttäuschung über das Scheitern dieses großen Versuches müßte alle künftigen Versuche von vorn-

herein lähmen. Starke Männer würden allenfalls eine „Neuordnung“ herbeiführen, wie sie bereits einmal Europa bedroht hat. Nur der freie Entschluß der Völker und ihrer in Freiheit gewählten Regierungen kann zum Ziel führen.

Die in den ersten Augusttagen in Straßburg abgehaltenen Beratungen des Ministerausschusses des Europarates sind nun zwar ohne sensationelle Beschlüsse verlaufen, aber haben doch immerhin einen erfreulichen Fortschritt gebracht: eine Änderung des Statuts, durch welche der Grundsatz der Einstimmigkeit des Ministerausschusses, der praktisch dem Veto gleichkam, zwar noch nicht völlig durchbrochen, aber doch wesentlich modifiziert worden ist. In Zukunft gelten Beschlüsse der Minister auch dann als wirksam, wenn keiner von ihnen mit Nein gestimmt hat. Durch Stimmenthaltung kann also z. B. der britische Außenminister den Weg für die Verwirklichung einer Maßnahme freigeben — allerdings mit der Maßgabe, daß durch einen solchen Beschluß seine eigene Regierung weder rechtlich gebunden noch finanziell verpflichtet wird. Auf diese Weise werden wenigstens Teillösungen wie z. B. der Schuman-Plan möglich, während bisher solche Projekte nur außerhalb des Europarates beschlossen werden konnten. Durch die neue Regelung wird auch der spätere Beitritt der sich zunächst enthaltenden Nationen erleichtert.

Weniger befriedigend ist die Beratung der Flüchtlingsfrage verlaufen, für deren Lösung ein sehr großer Teil der europäischen Öffentlichkeit auf Beschlüsse wartet, die ein Signal bedeuten und wirkliche Hilfe versprechen. Bisher ist es bei Beratungen und Empfehlungen geblieben. Nachdem die Fachleute sich im Juni nicht einigen konnten, sondern die Entscheidung den Ministern überließen, haben diese nun beschlossen, nochmals die Fachleute zusammenzurufen. Das ist wenig. Immerhin ist die Bedeutung der Flüchtlingsfrage dadurch unterstrichen worden, daß diese als Hindernis auf dem Wege zur europäischen Einigung bezeichnet worden ist. Ebenso soll die beratende Versammlung im Herbst einen besonderen Ausschuß für Bevölkerungs- und Flüchtlingsfragen schaffen, während diese Dinge bisher von einem Unterausschuß des Sozialausschusses behandelt worden sind. Das ist nicht viel. Es wird die Aufgabe der beratenden Versammlung sein, auf ihrer nächsten Session im Oktober noch nachdrücklicher als bisher auf die beschleunigte Behandlung dieses wahrhaftig lebenswichtigen Problems zu drängen.

Zum ersten Male hat am Schluß der Augustsitzung eine streng geheime Beratung der Minister stattgefunden, bei der die europäische Gesamtlage erörtert worden ist. Vermutlich ist dabei auch die Saarfrage angeschnitten worden, wiewohl der Bundeskanzler mit Recht darauf verwiesen hat, daß der geschäftsführende Charakter des französischen Außenministers irgendwelche Beschlüsse über diesen europäischen Schönheitsfehler verhindern mußte. Ueberhaupt droht die Schwäche der französischen Innenpolitik zu einer immer größeren Gefahr für die europäische Einigung zu werden. Daß als Ergebnis der Wahlen im Oktober in der beratenden Versammlung die Franzosen Georges Bidault, André Philip und Maurice Schuman, vielleicht sogar auch Guy Mollet, nicht zugegen sein werden, ist ein Verlust nicht nur für Frankreich, sondern für Europa.

Ein Schritt vorwärts auf dem Wege zu Europa In der „Deutschen Rundschau“ ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß durch den langsamen Fortgang der Verhandlungen über ein Vereinigtes Europa in Straßburg und die geringen praktischen Fortschritte die Gefahr entsteht, daß die echte Begeisterung für den einzig möglichen Weg zur Rettung des Abendlandes, die vor allem auch die deutsche Jugend ergriffen hatte, müde werden und erlahmen könnte. So begrüßen wir jeden Schritt, der uns dem ersehnten Ziele tatsächlich näherbringen kann. Wir weisen deshalb auf die Initiative hin, welche die Union Européenne des Fédéralistes (Generalsekretariat Boulevard Malesherbes 39, Paris VIII) zusammen mit der internationalen Rechtskommission des Rates der Völker Europas ergriffen hat. In einem Aufruf, den sie an alle Parlamentarier der freien europäischen Länder gesandt hat und in dem zur Wahl einer Verfassunggebenden Europäischen Bundesversammlung aufgefordert wird und zu dessen Annahme die Regierungen der freien Länder veranlaßt werden sollen, heißt es:

„Wir, die Regierungen von . . .

entschlossen, alles in unserer Macht stehende zu tun, um die Freiheit, die Menschenrechte, die Demokratie, die Gerechtigkeit und den sozialen Fortschritt, welche die Grundlagen der europäischen Zivilisation sind und denen heute ernstlich Gefahr droht, aufrecht zu erhalten und zu bestärken;

überzeugt, daß die vollkommene Gleichheit in Rechten und Pflichten der Völker und Bürger Europas sich nur in einem demokratischen europäischen Bunde verwirklichen kann, der dem veralteten und unseligen Widerstreit ein Ende setzt und daß die bestehenden oder sich bildenden europäischen Sonderbehörden sich nur unter der Leitung und Aufsicht einer Europäischen Bundesregierung und eines Europäischen Bundesparlamentes entwickeln, einander anpassen und zu voller Wirksamkeit gelangen können;

in dem Bewußtsein, daß insbesondere die Verteidigung des demokratischen Europa die Schaffung einer Behörde mit politischen Vollmachten und die Bereitstellung der notwendigen finanziellen Mittel erfordert, um ohne Verzug eine europäische Armee aufzustellen und zu kontrollieren; daß die europäische Einheit ohne die Festlegung einer den verschiedenen europäischen Staaten gemeinsamen internationalen Politik nicht vorstellbar ist; und daß der wirtschaftliche und soziale Fortschritt nur gesichert und gefördert werden kann, wenn eine Europäische Politische Behörde die Befugnis erhält, die verschiedenen Nationalwirtschaften zu verschmelzen;

in der Erkenntnis, die Initiative zu einem bündischen Zusammenschluß Europas unverzüglich von sich aus ergreifen zu müssen, weil gerade ihre Völker durch die Folgen der augenblicklichen, schwerwiegenden Spaltung Europas am unmittelbarsten bedroht sind, daß jedoch durch diese Initiative die Türe freundlich offen gehalten werden muß für jedes andere europäische Land, das beizutreten wünscht;

haben beschlossen, unverzüglich die Verfassungsgebende Europäische Bundesversammlung einzuberufen, deren Zusammensetzung und Ziele im nachfolgenden Statut niedergelegt sind.“

Der Aufruf ist auch an die sämtlichen für die französische Nationalversammlung aufgestellten Wahlkandidaten gesandt worden. Achthundert von ihnen haben den Aufruf und die Verpflichtung, mit der ganzen Kraft für seine Ziele zu arbeiten, unterschrieben. Von ihnen sind 106 ins Parlament gewählt worden. Von den deutschen Bundestagsabgeordneten haben 41 gleichfalls die Verpflichtung unterzeichnet.

Die internationale Konferenz in Lugano hat auf ihrer Tagung vom 18. bis 20. April 1951 den Entwurf der Statuten in allen Einzelheiten ausgearbeitet, zusammen mit der Internationalen Rechtskommission des Rates der Völker Europas. Für diese Kommission zeichnen verantwortlich Fernand Dehousse, Präsident (Belgien), Piero Calamandrei (Italien), Hans Nawiaski (Deutschland), Georges Scelle (Frankreich) und Altiero Spinelle, politischer Berichterstatter (Italien).

Wir begrüßen diesen Aufruf, weil er in sachlich und rechtlich einwandfreier Form die Möglichkeit geschaffen hat, mit besten Argumenten durch die Parlamente die jeweiligen Regierungen zu veranlassen, endlich zur Tat überzugehen. Wir glauben, daß durch die Unterstützung dieses Schrittes die französische Initiative wesentlich gefördert und das Ansehen der einzelnen Parlamente gestärkt werden kann, weil sie dann wirklich den Willen ihrer Wähler vertreten und dem Auftrag ihrer Völker besser als bisher gerecht würden.

Zur Naturgeschichte der FDJ Im Mai 1946 entstand die Freie Deutsche Jugend (FDJ) aus dem sogenannten Antifa-Komitee. Ihre Ziele waren damals noch zu begrüßen und wurden auch im allgemeinen anerkannt: eine überparteiliche, überkonfessionelle Jugend zu fördern, die ihre Mitglieder zu aufrechten Demokraten erziehen wollte, ohne eine Zersplitterung zuzulassen, schien begrüßenswert, war doch dadurch auch die Möglichkeit gegeben, einen Teil der Jugendlichen von der Straße weg wieder in die Gemeinschaft einzugliedern. Aber bereits zu dieser Zeit traten Warner gegen die Begründung einer Staatsjugend auf. Dies war jedoch gar nicht erforderlich: die Anstrengungen, viele Jugendliche für die FDJ zu werben, endeten mit einem glatten Mißerfolg. Die deutsche Jugend dachte gar nicht daran, sich wieder politisch zu betätigen, sie wollte zuerst einmal leben und wieder zur Besinnung kommen. Jetzt merkten auch viele, welche großen Bildungslücken durch den Krieg entstanden waren, und diese zu schließen, einmal für sich selbst zu arbeiten, erschien viel wichtiger als politische Parolen. Die wenigen Jugendlichen, die damals in die FDJ eintraten, waren größtenteils unsaubere Elemente. Ihre Ausschreitungen und Vergehen belasteten von vornherein die entstehende Jugendbewegung. Nur sehr wenige junge Menschen mit Idealen und mit Verantwortungsgefühl stießen zu der Organisation, teils um die unsauberen Elemente zu isolieren und Schlimmeres zu ver-

hindern, teils durch die Thesen der FDJ bewogen. Hieß es doch: „Wir treten ein für eine entschiedene Demokratisierung und Entmilitarisierung unseres materiellen und geistigen Lebens.“ Beides entspricht der jungen Generation und dient der Zukunft des gesamten deutschen Volkes. Dann hieß es weiter „für eine kämpferische Demokratie, die die Freiheit der Persönlichkeit, die Freiheit des Gewissens und die Freiheit der Gemeinschaften als Grundlage hat und in der die Würde wahren Menschentums geachtet wird“. Jedenfalls ahnte kaum jemand, daß alles nur Phrasen waren, die dazu dienten, die Jugend zu betrügen.

In den Jahren 1947 und Anfang 1948 bestand die FDJ meistens nur auf dem Papier. Nur hier und da sammelten sich einige Jugendliche, um ehrlich und aufrichtig für die Ziele der Zukunft einzutreten. Diese Gruppen hatten dann meist einige Erfolge, es muß aber gesagt werden, daß es größtenteils Oberschüler waren, welche die Gelegenheit wahrnahmen, im größeren Kreise zu diskutieren und sich politisch zu bilden. Ferner steht fest, daß zu diesem Zeitpunkt die FDJ noch größtenteils unparteiisch und auch konfessionell tolerant erschien. Dann kam die zweite Epoche. Sie begann Ende 1948 und dauerte das ganze Jahr 1949 — die Epoche der Entwicklung von einer demokratischen Jugendorganisation zu einer totalitären Staatsjugend. Es fing ganz sacht an und nur für wenige bemerkbar. Zuerst wurden im Zentralvorstand der FDJ einige Umbesetzungen vorgenommen, was freilich keine Auswirkungen auf die unteren Einheiten hatte.

Wahrscheinlich — es liegen keine genauen Unterlagen vor — wurde dort dasselbe unheimliche Spiel hinter den Kulissen ausgetragen wie in den sogenannten Parteien der Ostzone. Dann kam das „Parlament der Jugend“ in Brandenburg. Das war zwar kein „Parlament“, fühlbar aber waren die Beschlüsse. Besonders wichtig war die „Annahme“ der Verfassung der FDJ. In den vorausgegangenen Diskussionen war die Verfassung häufig heftig angegriffen worden. Man stieß sich daran, daß beispielsweise alle FDJ-Mitglieder das Abzeichen der Organisation tragen m ü ß t e n. Damals hatte die Jugend noch genug von Abzeichen, und es wurde oft gesagt: erst das Abzeichen, und dann tragen wir bald wieder Uniform. Die Verfassung wurde auch in anderen Punkten kritisiert, und es wurden auch zahlreiche Resolutionen gefaßt. Jedenfalls wurde die Verfassung mit nur geringfügigen, nichtssagenden Aenderungen angenommen. Das war der Anfang vom Ende. Von da ab ging es Schritt für Schritt abwärts. Zuerst kamen die Fahnen, dann wurden die konfessionellen Jugendorganisationen angegriffen und ihre Vertreter aus den FDJ-Funktionen entfernt. Es tauchten die ersten Uniformen auf, und die bisher großzügige Gliederung der FDJ-Einheiten wurde zugunsten einer strengen Organisation abgelöst. Es galt die Parole: die FDJ eine Kader-Organisation. Ganz offen gab man zu, daß die FDJ zur SED gehöre, von ihr überwacht und bezahlt würde. Man sang so schön: „Wir sind die junge Garde des Proletariats!“ nach der Melodie des Andreas-Hofer-Liedes. Man soll aber nicht annehmen, daß diese Gleichschaltung ohne Widerstand vor sich ging. Viele anständige junge Menschen kämpften zuerst mit legalen Mitteln, Resolutionen, Abänderungsvor-

schlagen usw. dagegen an oder legten unter Protest ihre Funktionen nieder. Einige Mutige traten aus, solange dies noch möglich war. Besonders stark war der Widerstand der evangelischen und katholischen Jugendgruppen, die sich dagegen wehrten, daß junge Menschen wieder verdummt und fanatisiert werden sollten. Die SED-Angehörigen der FDJ — und diese Minderheit trat jetzt überall in Erscheinung und besetzte alle einflußreichen Positionen — benutzten sogar offene Gewalt in Form von Drohungen mit Besatzungsmacht und Volkspolizei. Trotz alledem bestanden immer noch Zirkel und Gruppen, die sich innerhalb der FDJ ohne Rücksichtnahme auf Befehle offen aussprachen. Freilich wurde dies immer schwieriger. Schwer hatten es auch die armen FDJ-Funktionäre. Wie sollten sie z. B. den Jugendlichen wieder die Vorteile der Uniform einreden, denselben Jugendlichen, denen man einen förmlichen Haß gegen eine Uniform eingeimpft hatte durch Reden mit Ausdrücken wie Verbrecherclique der Militaristen, Kriegsverbrecher. Eine entscheidende Wendung brachte das Jahr 1950. Mit dem befohlenen Pfingstaufmarsch in Berlin wurde alles anders. Das, was niemand geglaubt hatte, wurde Wahrheit: Die deutsche Jugend marschierte wieder, uniformiert, im Gleichschritt und mit Fahnen und Fanfaren, genau wie vor 1945, nur schlechter und mit weniger Begeisterung. Die FDJ triumphierte: 500 000 Mann in Berlin! Wie war das möglich, woher kamen diese Massen? Um dies zu verstehen, muß man etwas zurückgreifen. Ein Großteil der FDJ-Mitglieder war Oberschüler. Schüler bilden auch heute noch einen erheblichen Prozentsatz der Mitglieder, denn seit 1949 etwa ist es unmöglich, ohne Teilnahme an einer Organisation eine Schule des Ostens zu besuchen, geschweige denn zu studieren. Es wird jedem ganz offen gesagt: ohne FDJ kein Abitur. Daher also die steigende Mitgliederzahl in den Betrieben, besonders den VEB, werden Jugendliche unter gleichem Druck gesetzt. Daß es nicht freier Wille ist, zeigt z. B., daß in Privatbetrieben kaum ein Jugendlicher in der FDJ ist. So kam es zu Berlin. Die einen — es war der Großteil — gingen mürrisch und gezwungen, die anderen, ohne sich Gedanken zu machen, gab es doch eine schöne Reise, ein Paar Schuhe und Bekleidung und vier Tage bezahlten Urlaub. Leider traten hierbei auch in immer stärkerem Maße wirklich begeisterte und sogar fanatische Anhänger auf. Woher diese Begeisterung kommt, ist unerklärlich. Fest steht, daß der größte Teil der aktiven FDJler Mädchen sind, diese sind auch meist gefährlicher. Zu erklären ist diese Tatsache nur aus der SED/FDJ-Schulungspolitik, in der jeder, der bereit ist mitzumachen, völlig isoliert wird und jeden Kontakt mit der übrigen Bevölkerung verliert. Er wird unter ein wahres Trommelfeuer von Phrasen, Parolen, Losungen genommen, bis er Wahrheit von Lüge nicht mehr unterscheiden kann. Dann erhält er Vorteile, und schließlich glaubt er wirklich an alles, was ihm gesagt wird, und handelt, ohne zu denken. Trotzdem möchte man glauben, daß der gute Kern in den meisten erhalten geblieben ist. Die FDJ ist fest in den Händen der SED und kann als Splittergruppe von ihr angesehen werden. Ein Auflehnen gegen irgendwelche Befehle ist sinnlos. Die Führer erhalten immer mehr Macht, die Organisation wird immer fester. Einen nicht zu unterschätzenden

Faktor bildet die Volkspolizei innerhalb der FDJ. Bestrebungen auf eine vormilitärische Ausbildung bestehen, und FDJ-Leitung und Volkspolizei arbeiten engstens zusammen. Der Prozentsatz der aktiven Jugendlichen steigt von Tag zu Tag, ebenso die Zahl der resignierenden, die alles mitmachen, weil sie keinen Ausweg sehen. Trotzdem braucht man noch keine allzu großen Befüchtungen zu haben. Im Grunde ist die FDJ immer noch hohl und brüchig, und, wenn es wirklich darauf ankommt, werden die meisten der Jugendlichen auch im blauen Hemd anständige Menschen bleiben und auf seiten der gerechten Sache stehen. Ihr guter Kern wird zum Vorschein kommen, und sie werden dann wissen, was sie zu tun haben. Und das ist letztlich das Wichtigste und Tröstlichste.

„Emigrant a. D.“ Unter dieser Spitzmarke schreibt in Nummer 357 vom 7. 8. 51 in der „National-Zeitung“, Basel, der scharfäugige und immer gut orientierte Bonner Korrespondent des schweizer Blattes über zwei Vorfälle, die nicht nur ihn befremdet haben. Von einer Parteizeitung der „Freien Demokratischen Partei“ der Bundesrepublik ist der „Emigrant a. D.“ erfunden worden. Dieser „Emigrant a. D.“ befolge die „Maxime des Totalitarismus“ und betreibe „finstere Reaktion“. Er habe seine Umsturzinstinkte in der Emigration geschult, sei als ein Feind Deutschlands zurückgekehrt und versuche heute, „die Politik der OECE nach ostisch-asiatischen Prinzipien auszurichten“. Man fragt sich mit einiger Sorge, welchen Weg denn eine Partei, die sich frei und demokratisch nennt, zu nehmen gewillt ist, die mit solchen Angriffen gegen einen Führer des deutschen Gewerkschaftsbundes, den Leiter seiner Auslandsabteilung Rosenberg, vorgeht. Das trägt nicht zu der notwendigen Klärung der eminent wichtigen Emigrantenfrage bei.

Ebenso befremdend ist der Brief eines „Lesers“, den die „Großdeutsche Soldatenzeitung“ in Artikelform unter dem Titel „Um charakterliche Sauberkeit“ abdruckt. Gegenstand des Angriffes ist Dr. Otto John, Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Dieser Leser hat sich an Innenminister Dr. Lehr gewandt mit der Frage: „Ob es sich mit menschlicher Würde und Sauberkeit vereinbaren lasse, wenn ein Deutscher in unserer jungen Demokratie in selbständiger und verantwortlicher Stellung eingesetzt wird, der es als Deutscher mit seinem Gewissen vereinbaren könnte, die kriegsgefangenen Kameraden im Dienste einer Feindmacht zu vernehmen und einzukategorisieren.“

Die deutliche Antwort des Innenministers, daß Dr. John dazu beigetragen habe, zahlreichen deutschen Kriegsgefangenen eine verhältnismäßig frühe Heimkehr zu ermöglichen, hat diesen Leser nicht befriedigt. Er wagt es, Dr. John die „charakterlichen Voraussetzungen“ abzuspochen, die erforderlich wären, um den Posten eines Leiters des Amtes für Verfassungsschutz verwalten zu können. Sehen wir einmal von den kennzeichnenden Ausdrücken wie „Feindmacht“ ab, die diesen Leser schon genügend charakterisieren, so ist es höchst bedauerlich, daß zu einer Zeit, wo die besonnenen Elemente der deutschen Soldaten sich zu den Grundsätzen der Demokratie bekennen und zu sammeln beginnen,

das Organ der Soldaten im Grunde in das gleiche Horn stößt wie die Remer, Richter, Dorls und der Blutrichter der Luftwaffe Roeder. Dr. Otto John hat im Widerstand gegen den Nationalsozialismus seinen Mann gestanden, und seine Verunglimpfung trifft alle Kreise des Widerstandes. Grade wegen seiner sauberen Vergangenheit und seiner intimen Personalkennntnis der ehemaligen Nationalsozialisten ist Dr. John wie kein anderer berufen, die Leitung des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu führen. Dieser Angriff, dem die „Deutsche Soldatenzeitung“ ihre Zeilen geöffnet hat, erweckt kein Vertrauen in die Ehrlichkeit der verkündeten demokratischen Grundsätze dieser Kreise. Die alten Soldaten täten besser daran, die Frage zu erörtern, ob „charakterliche Sauberkeit“ es ihnen und ihren Führern hätte erlauben dürfen, ein durch und durch verbrecherisches System zu stützen und zu schweigen, als ihre besten Kameraden von den eigenen Berufsgenossen schimpflich aus dem Heere ausgestoßen und Hitlers Henkern zu grausamster Exekution überantwortet wurden.

Die „Deutsche Soldatenzeitung“ täte besser daran, eine grundsätzliche Stellungnahme zu der Frage der Verpflichtung zum Widerstand grade in ihren Kreisen gegenüber einer wortbrüchigen und verbrecherischen Regierung Klarheit zu schaffen.

Diese sinnlose Hölle nie endenwollender Machtwechselstreitigkeiten, dieser unaufhörliche Kampf aller gegen alle, auf den eine so riesige Summe von Kraft und Talent, Arbeit und Wert vergeudet wird, daß der zehnte Teil dieser Energien, in den Dienst des Geistes gestellt, genügen würde, um die Erde zum Paradiese zu wandeln . . . wann endet diese Qual? Welch eine Art Gott sollte sich wohl offenbaren durch diese nie abreißenden Greuelketten der Schlachten- und Schlächternamen, der Räubereien und Räuberhauptleute, der Schinder und Rinder, der Betrogenen und betrogenen Betrüger, der ehrgeizigen Rhetoren und glücklichen Soldaten, welche allesamt, gleich der unglücklichen Erde, immer nur um sich selber drehn und schnellgeboren, schnellvergessen der gedankenlos dahinlebenden Welt Helden heißen, wofern sie die Macht erlangen, wofern sie Erfolg haben. Der Wert dieser sogenannten Weltgeschichte ist der, als Stoffsammlung für Novellenschreiber und Enthusiasten zu dienen; im übrigen könnte der ganze historische Plunder ins Feuer wandern und die arme See'e würde eratmen, wenn für wenige hohe Menschen gleich Buddha und Jesus der ganze Wust der europäischen Archive und Bibliotheken samt allen Techniken und Könnereien der Schöngeister und Formalisten zum Teufel ginge.

Theodor Lessing.

Der Traum von den Schwefelgelben

Im zweiten Band der „Sintflut“, „Die Arche“, erzählt Lorenz Gutmann, die Hauptgestalt in der „Arche“, den Traum von den Schwefelgelben. Er hat diesen Traum geträumt in jener Nacht, die dem Tag vorausging, als er zu seinem natürlichen Vater, dem genormten Waffenminister Schmitz, den vergeblichen Bittgang macht, um seinen Pflegevater, den Rechtsanwalt Gutmann, aus den Fängen der Polizei freizubekommen. Nun erzählt er dem Marschall Schmitz, als dieser den Sohn in der Schweiz besucht und zu sich herüberziehen möchte, diesen furchtbaren Traum, um ihn auf diese Weise auf die große Kluft hinzuweisen, die zwischen ihnen beiden ist und die nicht überbrückt werden kann.

Ich befand mich in einer Stadt und zwar auf einem Platz, auf den viele Straßen mündeten. Und in den Straßen bewegte sich eine bunte Menge, aber in einer verborgenen Aufregung. Alles schaute dahin und dorthin, warf sich Blicke zu und Worte, aber ich konnte nichts verstehen, denn die Sprache dieser Menschen war mir zuerst fremd. Später merkte ich, daß verschiedene mir geläufige Sprachen durcheinandergemischt waren. Aus den Mienen und Bewegungen der Menschen erkannte ich, daß sie von höchster Erregung angespannt waren, von der Erwartung einer Gefahr nämlich, die wie eine Fliege plötzlich da sein und alle vernichten konnte. Das Befürchtete trat ein und zwar von einem Augenblick zum andern. Aus einer rechts einmündenden Seitenstraße stieß die Bewegung der Angst in die Menge: man schrie, begann zu laufen, sprang hin und her, dann liefen alle in derselben Richtung: Männer, Frauen, Kinder. An den Fenstern zeigten sich überall wie bei Feuersbrünsten händeringende Gestalten, die sich herausbeugten und wieder verschwanden.

Nun erst, da ich vor einem Eckhaus auf dem Platz stand, erblickte ich hinter der letzten Welle der dahinflutenden Menge in der fast ganz leeren Straße — nur da und dort rannte noch geduckt ein Nachzügler — einzelne Gestalten, jüngere Männer, jackenlos, schwefelgelb und gestiefelt. Sie trugen Sturzhelme mit dicken Lederringen, daß ihre Köpfe wie gedrechselte Kugeln aussahen. Diese schwefelgelben Männer, die vereinzelt durch die geleerten Straßen herbeieilten, warfen mit Messern nach den Fliehenden. Der Wurf war ruhig und exakt, die Messer zischten blitzend durch die Luft und hatten immer dieselbe Stelle, nämlich den Hals der Fliehenden, zum Ziele, und jedes Messer traf, so gut und sicher warfen die Männer. Das Messer hing an einem Gummizug

mit den gelben Männern zusammen und sprang jedesmal, wenn es getroffen hatte, in deren fangende Hand zurück, und wieder flog es, waagrecht exakt und ruhig gezielt und traf. Die schwefelgelben Männer, es waren ihrer nicht so viele, auf hundert der Entweichenden kam kaum einer von ihnen, stürmten weiter in allen Straßen, immer näher dem Platze zu, wo sich die Menge bereits zu stauen begann.

Jetzt war es, daß ich eine starke Lautsprecherstimme vernahm, und zwar auf Deutsch, und die rief, die Waffenruhe sei seit fünf Minuten abgelaufen. Die noch in der Stadt anwesenden Deutschen seien hiermit aufgefordert, sich sofort als Deutsche auszuweisen, sonst würden sie wie Ausländer behandelt. Derweil ich dieser Stimme lauschte, näherten sich die Schwefelgelben, im Laufe vorgebückt und mit dem Messer zielend, und ich wurde mit jedem Augenblick erregter. Ich wußte, daß ich mich entscheiden mußte. Zuerst ärgerte ich mich über diese kopflose Menge, die einfach flüchtete, ohne sich zu verteidigen. Sie benahmen sich wie Hühner, wenn der Fuchs unter ihnen wütet oder das Wiesel. Der Lautsprecher wiederholte immer wieder stark und eintönig seine Mahnung, und die Mörder kamen näher — springend, zielend, und lautlos fielen überall vereinzelte Gestalten. Ein Mann dicht vor mir griff sich jäh wie von einer Bremse gestochen in den Nacken und stürzte hin, ohne einen Ton, seine Zunge stak ihm zwischen den Zähnen. Ich aber stand noch unentschlossen da, Scham und Angst waren in mir gleich groß und rissen mich nach beiden Seiten. Als Deutschen mich zu bekennen, das bedeutete, zu einem dieser Schwefelgelben hinzugehen. Ich sah aus der Menge manche zu ihnen hinlaufen, lächelnd und mit bittenden Gebärden. Es genügte deutsch zu sprechen, das war seltsamerweise ein hinreichender Ausweis. Die so Geretteten stellten sich hinter ihren Mann. Sie brauchten nicht zu morden, sie mußten sich nur hinter den mordenden Vordermann stellen und in seiner Nachbarschaft bleiben, dann war es gut.

Aber ich hatte das Gefühl, wenn ich das täte und auch noch direkt vor den Augen dieser angsterfüllten und doch eigentlich so todergegebenen Menschen, dann müßte ich vor Scham sterben. Schließlich aber — o wie entsetzlich! — tat ichs doch. Einer der Gelben war mir schon ganz nahe, er holte gerade zum Wurf aus, da rief ich ihm etwas zu, etwas wie „Gut Freund!“ Ich lächelte — wirklich, ich lächelte ihm zu. Das war wie ein Winseln mit den Augen. Doch konnte ich nicht zu ihm hingehen, nein, das konnte ich nicht. In diesem Augenblick kam durch die Menge eines jener in Italien Carozza genannten, vierrädrigen Wägelchen, mit einem Pferd in der Wagenschere. Darauf saß ein Mann, ich wußte sofort: das war ein besonders Hochgestellter der gelben Männer, wiewohl er wie ein Kutscher gekleidet war. Ich lief zu dem Wagen, gab mich als Deutschen aus, und der Kutscher ließ mich aufsteigen. Ich konnte das Gesicht des Mannes nicht sehen. Er machte „Pr“, und das Pferd zog an. Doch da blickte der Kutscher sich halb um — und ich wußte sofort, wenn ich mich traurig stellte, glaubte man mir meine nationale Zugehörigkeit nicht, trotz der Sprache! Der Kutscher ließ manchmal sein Messer, aber mehr wie zum Vergnügen, in die Menge schnellen. Ich

spürte oftmals, wie der Wagen über Leichen ging. Mein Gesicht war rot, so rot wie die untergehende Sonne.

Ich sagte dem Kutscher, er solle mich doch bitte zu meiner Mutter fahren. Gerne! — der Kutscher nickte, wo die denn wohne? Ich überlegte, überlegte lange, so lange, daß der Mann sich halb umwandte, aber das müsse ich doch wissen, wo ich geboren sei — und da sagte ich: Berlin — und gab meine Adresse an.

Plötzlich bemerkte ich, daß wir aus der Stadt heraus waren. Ich sah zwei Kinder auf einer Wegböschung, höher als der Wagen, stehen. Sie schauten herab und lächelten. Der Kutscher faßte nach dem Messer. Ich rief einschmeichelnden Tones: nein, nicht doch, das seien ja meine Geschwister. Ah so, sagte der Kutscher und steckte das Messer in die Tasche — aber das müsse ich ihm auch beweisen. Da lief ich vom Wagen auf die Kinder zu und breitete die Arme. Auch sie breiteten beide die Arme, es waren zwei rothaarige, sommersprossige Mädchen, ziemlich häßlich und verwahrlost. Und wir küßten uns.

„Nette Verwandte“, sagte der Kutscher, aber er war durchaus zufrieden mit diesem Beweis, daß es meine Geschwister seien, ich glaubte jetzt auch selber daran.

Der Kutscher aber rief, er habe keine Zeit. Aufsteigen! — ich müsse mitkommen, nein, ich allein, Verwandtschaft müsse zurückbleiben. Krieg! Na also! — Ich tat leicht, klopfte sogar dem Kutscher auf die Schulter. Zugleich überlegte ich, wie ich ihn umbringen könne. Ich schielte nach seinem Messer, das neben ihm lag. Doch indem packte der Kutscher selber danach, erhob sich und sagte ruhig: „Einen Augenblick!“ Ich bemerkte, daß wir vor einer Brücke angekommen waren. Sie war aus Holzbohlen, mit einem Balkengeländer, und führte über einen breiten, sumpfigen Bach. Man sah in der Ferne noch andere Brücken über den Bach gehen. Das Land war eben, grün und lag im Abendschein.

Auf der Brücke standen zur linken Seite, mit dem Rücken halb an das Geländer gelehnt, etwa sechs oder sieben Männer in den besten Jahren. Sie schienen auf den Kutscher gewartet zu haben, jedoch wie Schuljungen auf den Lehrer warten, um eine Tracht Prügel in Empfang zu nehmen. Sie bewegten sich auf der Stelle, von innen geschüttelt und starrten nur auf den Kutscher. Der war, nachdem er „einen Augenblick“ gemurmelt hatte, leicht vom Bock gesprungen, hatte das Messer aufgeklinkt und trat auf den ersten in der Reihe zu, auf den, der am weitesten auf der Brücke und von dem Wagen entfernt stand.

Der Kutscher sagte kein Wort, sondern stieß ruhig und wie ein Metzger sachgemäß dem ersten das Messer in die Kehle, packte ihn an den Beinen und kippte ihn übers Geländer; dann trat er zu dem zweiten, ohne Hast, ohne Wut, eher in einer Art von Arbeitsbeaglichkeit, doch schien er alles mehr im Nebenher zu erledigen.

Am gräßlichsten wirkte auf mich der Umstand, daß diese Männer nicht schrien, auch ihren Platz in der Reihe nicht verließen, wiewohl sie nicht gebunden waren. Sie waren aber auch nicht stumm, denn sie sagten leise dies und das vor sich hin, aber in dieser fremden gemisch-

ten Sprache. Sie traten dabei von einem Fuß auf den andern, blickten einander an, und wenn die Reihe an sie kam, wenn der Nachbar zur Linken über das Geländer gekippt wurde, brachen sie in ein leises, hysterisches Lachen aus, schüttelten die Köpfe, als könnten sie gar nicht verstehen, was das Ganze bedeute, und hoben dann willig den Kopf. Ja, sie hoben den Kopf, damit es besser und schneller gehe.

Ich sah, daß auch auf den übrigen Brücken gelbe Männer am Werk waren, und auch dort glitten Menschen gleich Schatten in das stille Wasser.

Als der Kutscher fertig war, stieg er auf, rückte das Polster zurecht, setzte sich hin und entbrannte sich eine Toscana, so wie ich es häufig italienische Kutscher tun sah, einen kurzen, übelriechenden Stumpen.

Ich muß ihn umbringen, dachte ich immerfort, ich muß, ich werde das Messer erhaschen, es aufklinken und dann . . . Aber zuerst muß ich ihn vollständig einwiegen, er muß sich sicher fühlen, mich als seinen Gesinnungsfreund ansehen. So begann ich in einer feinen Anspielung, als wollte ich das soeben vollendete Blutbad als soldatische Tat verherrlichen, jenes Soldatenlied, das ich aus meiner Jugendzeit her kannte: „Die Sonne sank im Westen, mit ihr schied aus die Schlacht, es senkte ihre Schleier herab die dunkle Nacht.“

Die Sonne war ja wirklich am Sinken, und als ich so sang, jetzt die zweite Strophe, begann der Kutscher mit einer wohltonenden Stimme und männlich gefühlvoll:

„Und zwischen vielen Toter
Liegt sterbend ein Soldat,
Und neben ihm zur Seite
Sein guter Kamerad.“

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Amerika, hast du es besser?

Sehnsüchtig bewundert, haßvoll abgelehnt, idealistisch vergrößert, materialistisch verkleinert, so schwankt das Bild Amerikas heute im europäischen Bewußtsein. Die vielen Glücklichen, denen die Möglichkeit gegeben wird, die Neue Welt kürzer oder länger zu besuchen, kehren ebenfalls voll der widersprechendsten Eindrücke zurück. Hier bei uns ist der Eindruck, den wir von jenen Amerikanern haben, die seit 1945 mit uns zusammenleben, nicht weniger zwiespältig. Es gibt „solche“ und „solche“. Die einzige Nutzenwendung, die man daraus ziehen kann, ist wieder einmal die, daß man nicht generalisieren kann und darf, und daß man ferner ein derart jugendlich beschwingtes, von unzähligen Ideen durchgewirbeltes Volk abschließend noch gar nicht zu beurteilen vermag. Mit umso stärkerem Verlangen greifen wir deshalb nach allen Büchern, die uns Kunde von jenseits des großen Teichs bringen. Die im Hinblick auf einen gewissen Zweck geschriebenen „Lehrbücher“ verpuffen und sind zwecklos. Wenn aber Simone de Beauvoir eine Reise nach den Staaten macht und darüber ein Buch schreibt, dann nehmen wir es gerne zur Hand, weil uns das, was die geistreiche Gefährtin Jean Paul Sartres zu sagen hat, immer interessiert. Ihr Buch kommt keineswegs geschwollen und auf hohen Stelzen daher (Simone de Beauvoir: „Amerika Tag und Nacht“, Hamburg, Rowohlt Verlag, 432 Seiten). Rein erzählerisch sind die Erlebnisse der Autorin Schritt für Schritt aufgezeichnet. Daß sie unter einem einseitigen Gesichtswinkel gesehen sind, versteht sich bei ihrem ausgeprägten Charakter ganz von selbst. Aber auch diese Art der Ueberblendung bringt vieles ans Licht, was sonst nicht sichtbar würde. Was da über den Lebensstil der Amerikaner, ihren Star-Kult, ihre Filmwelt, was über die Nackttänze, über die Spannung zwischen Weißen und Negeren, über das Ansehen

oder vielmehr Nicht-Ansehen der Schriftsteller, über die großen Städte und den Einfluß des Rauschgiftes gesagt wird, ist im höchsten Grade erregend. Ob alles so und nur so richtig ist, mag nur der entscheiden, der es besser weiß.

Nur richtig ist es auf keinen Fall, das können wir von hier aus schon beurteilen, und das spüren wir auch, wenn wir das mit weniger Heftigkeit, aber größerem Abstand von Henri Troyat, dem in Frankreich geborenen Russen, geschriebene Buch „Onkel Sams Hütte“ lesen. (Boppard/Rh., Karl Rauch Verlag, 340 S. DM 14,50). Man gewinnt zu diesem Buch ein herzlicheres Verhältnis. Es steckt nicht weniger Geist dahinter, als in „Amerika Tag und Nacht“, und es zeichnet sich durch etwas aus, was diesem Buch völlig fehlt: durch einen gesunden Schuß von Humor. Troyat ist kein billiger Bewunderer. Er kommt mit der ganzen Reflektion des Europäers nach Amerika, und man hat den Eindruck, daß er Amerika ebenso wenig begreift wie die Amerikaner ihn. Stellungnehmen, ohne unsachlich zu werden, ist in unseren Tagen offensichtlich schwer. Henri Troyat fällt es leicht. Er verheimlicht uns nichts von dem, was er gesehen. Auch er schildert den Massenkult, die trostlosen Bars, die Tanzvergnügungen, bei denen alles, nur Eros nicht Pate steht, und er gibt uns auch ein erschütterndes Bild der weiß-schwarzen Spannung. Aber er geheimnist keine Motive hinein, die man nicht dahinter suchen darf, und so gelingt es ihm, ein Bild von Amerika zu entwerfen, das uns fesselt und zum Lächeln wie zum Staunen — ganz besonders aber zum Nachdenken verleitet. h. e. h.

„Zerfall und Wiederaufbau der Politik“

Das Thema dieses Buches von Peter Dürrenmatt (Bern, Verlag A. Francke) ist seit dem Zusammenbruch des alten europäischen Staatensystems im Jahre 1918 sehr viel behandelt worden, nament-

lich in Deutschland und Frankreich. Man hat schon öfter bemerkt, daß vor großen Katastrophen des menschlichen Zusammenlebens gut geschrieben wird.

Nach 1918 und vor 1933 ist eine ganze politische Krisenliteratur erschienen, in der die Probleme des menschlichen Zusammenlebens von der Soziologie, der Wirtschaft, der Erziehung, der Politik her beleuchtet wurden. Seither hat der nationalsozialistische und der bolschewistische Totalitarismus die Lehren, die nach 1918 noch vielfach unfertig geblieben waren, wesentlich vertieft und auch, wenn man genau hinsieht, vereinfacht. Die politischen und gesellschaftlichen Krisen kann heute niemand mehr als Fach- und Spezialangelegenheiten behandeln, ohne ihren Zusammenhang in der Tiefe zu sehen. Alle uns bedrängende Problematik des Zusammenlebens der Menschen gehört zusammen, fließt aus einer Quelle. Und dieser als Einheit erfaßten Krise dienen immer mehr natur- und geisteswissenschaftliche Untersuchungen und Darstellungen. Je mehr aber diese Einheit gesehen oder gesucht wird, desto mehr treffen sich naturgemäß alle Arbeiten dieser Art in der Frage nach der „Mitte“, desto mehr münden soziologische, biologische, geschichtliche, politische Spezialfragen in Fragen, die an die Theologie gerichtet werden. Aber desto weiter rückt auch die Frage nach der Therapie der immer allgemeiner diagnostizierten Krankheit in jene Tiefen, in denen die letzten Fragen nach Freiheit und Schicksalsgebundenheit des Menschen sich entscheiden. Ist die Krise so umfassend und existentiell: ist dann noch aus Wille und Einsicht des Menschen heraus eine Heilung möglich? Und doch wird dies gerade, dieses Fragliche der einzige Gegenstand menschlicher Ueberlegung und menschlicher Reformversuche sein können. Die Krise als Ganzes zu sehen, tut dem Menschen not, sofern er auch von den äußeren Gefahren nicht errettet werden kann, ohne eine neue Frömmigkeit. Aber zur praktischen Abwehr dieser Gefahren, zu der der Mensch ebenso verpflichtet ist wie zu der Einfügung in den Willen Gottes, bedarf es der Einzelkenntnisse und sachlichen Einsichten.

Wenn deshalb Dürrenmatt die politische Krise als Teil aus der Gesamtkrise herausnimmt und durchdenkt, so ist er sich dessen wohl bewußt, daß ohne Blick auf die Gesamtkrise auch

die des Staates und der Gesellschaft nicht richtig erkannt, geschweige behandelt werden kann. Aber was er mit diesem Vorbehalt zur politischen Teilkrise zu sagen hat, ist mit außerordentlich umsichtiger Auswahl des Wesentlichen formuliert. Dazu befähigt ihn neben einer besonderen Erfahrung und Begabung die Distanz, die er als Schweizer Politiker aus der Schule des unvergeßlichen Albert Oeri und als geistiger Vertreter der ältesten Demokratie Europas gegenüber dem heutigen Europa hat. Was er über die Bedeutung der Kleinstaaten für das Wesen Europas sagt (Europa ist dadurch bestimmt, daß hier Polis neben Imperium besteht), das kann nur ein Schweizer so sehen. Diese Schau vom Kleinstaat aus bedeutet bei Dürrenmatt nirgends eine Blickbeschränkung. Wo er den politischen Liberalismus verteidigt, tut er es aus Loyalität gegenüber einem in der Schweiz noch lebendigen Wert, jenem Wert, den Gottfried Keller meinte, wenn er erklärte: freisinnig sein, heißt: sich und den anderen was Rechtes zutrauen. Der Liberalismus Oeris war konservativ. Was Dürrenmatt über den echten Konservatismus sagt, gehört zu dem Reifsten, was die neuere politische Literatur zu diesem Thema bietet. Hier dringt er sehr tief ein in eine Analyse des „liberalen Jahrhunderts“, des neunzehnten. Bei dieser Analyse wird freilich wieder klar, wie entscheidend für das Europa von heute der Fortfall des englischen politischen Systems, des einst vollkommenen Widerspiels von Konservatismus und Liberalismus ist, und wieviel für eine Selbstbehauptung Europas gegenüber dem bolschewisierten Asien eine Erneuerung des echten Konservatismus als der Mitte zwischen Jacobinismus und Reaktion bedeutet. Hierin besteht wohl die eigentliche satanische Rolle Hitlers (der übrigens nicht, wie Dürrenmatt meint, eine germanisch-slawische Mischung darstellt, sondern Balkannomadenblut in sich trug vermöge eines zinzarischen Einschlags, den Oswald Spengler ermittelte): daß er die Ansätze eines neuen Konservatismus in England wie auf dem Kontinent, besonders in Mitteleuropa zerstört hat. Wenn freilich nun die weitere Frage nach den Quellen, aus denen solche neuen konservativen Kräfte fließen könnten, gestellt wird, so antwortet Dürrenmatt: das Bekenntnis zur Wertskala im politischen Spiel nennen wir das kon-

servative Prinzip der europäischen Politik. Das führt sofort zu der Frage nach der Autorität, die diese Wertskala legitimiert. Allerdings ist schon das Suchen nach einer solchen Wertskala etwas Neues und Fruchtbares gegenüber der bisherigen nihilistischen Indifferenz.

Aber hier stehen wir eben an den Grenzen einer rein politischen Teilbetrachtung der Gesamtkrise; an den Grenzen, die Dürrenmatt klar sieht und an denen nur ein aus dem ganzen Menschen, nicht aus einem Sondergebiet menschlichen Tuns fließender Glaube nicht umkehrt. Das Kapitel über die Kirchen kann, wie die Dinge liegen, diese Weiterführung ins Metaphysische nicht bieten. Den Glauben, der weiterführt, kann man auch nicht durch Denken und Reden heraufbeschwören, ihn kann man nur handelnd leben. Aber Leistungen wie die Dürrenmatts schneiden Schein- und Irrwege ab und führen unmittelbar dahin, wo es nur diesen einen Weiterweg oder verzweifelndes Versagen gibt. Das ist ein hohes Verdienst.

H. Ullmann

Reisen und Entdeckungen

Aus Werken zahlreicher Schriftsteller und aus einigen Originalquellen hat Werner Kuhn in seinem Buch „Ahoi! Land in Sicht!“ (Zürich, Rascher Verlag, 234 S. Ln. DM 8,75) geschickt einen Überblick über das Jahrhundert der großen Entdeckungen von 1450 bis 1550 zusammengestellt. Diese Sammlung, im wesentlichen als Lektüre für Jugendliche bestimmt, vermittelt durch die Vielzahl der darin vertretenen Autoren recht abwechslungsreiche Bilder von den mühevoll erreichten Erfolgen der berühmten Entdecker, besonders von Columbus und Magellan. — Daß man Weltreisen heutzutage um einiges bequemer haben kann, zeigt Ernst Hoferichter: „Fünf Erdteile als Erlebnis“ (München 1950, Max Hueber Verlag, 220 S.). Aber man muß dazu fähig sein, richtig zu „sehen“ — und der Verfasser kann es. Er gibt Impressionen des Augenblicks wieder, bei denen das Wichtige und das Unwichtige wie gleichwertig nebeneinander stehen, er schildert mit köstlichem und echtem Humor seine Erlebnisse in den Hütten Zentralafrikas und auf dem Luxusdampfer, im hinterindischen Dschungel und im Flugzeug und bringt es fertig, daß man jedes Abenteuer und jede Begegnung, die der Verfasser in seinen zehn Jahren als

Globetrotter hatte, wirklich miterleben kann. — Nicht zu seinem Vergnügen hat Victor Heiser seine Reisen unternommen. Sein Buch „Eines Arztes Weltfahrt. Erlebnisse und Abenteuer in 45 Ländern“ (Stuttgart 1951, Deutsche Verlagsanstalt, 462 S. Ln. DM 8,50) schildert in ungewöhnlich spannender und lebensnaher Form die Begegnungen und Erlebnisse, die er teils als medizinischer Beauftragter der amerikanischen Regierung, teils als Mitarbeiter des Rockefeller-Instituts bei seinem lebenslangen Kampf gegen Krankheit und — Unvernunft hatte. Er wird niemals spürbar belehrend, aber die anschauliche Darstellung vermittelt gerade in ihrer zwanglosen Art dem Leser mehr Wissen von den Ländern, die der Verfasser gesehen hat, als die Lektüre manches wissenschaftlichen Werkes.

Der bekannte Archäologe Carl Maria Kaufmann läßt in seinem Alterswerk „Allah ist groß!“ (Freiburg 1950, Verlag Herder, 552 S.) sein bewegtes Leben, das ihn auf zahlreichen Reisen vor allem den Nahen Osten aufs genaueste kennenlernen ließ, in einer bunten Bildfolge vor uns abrollen. Dieser Lebensbericht weist manche Längen auf, die aber durch viele persönliche Anekdoten geschickt aufgelockert werden. — Gründlich mißlungen ist der Versuch, Unterhaltsames und Belehrendes zu verbinden, in dem Buch von Werner Hopp „Tropisches Südamerika“ (Berlin, Safari Verlag, 260 S. Hln. DM 9,80). Es ist zu sehr im Plauderton gehalten, um als vollwertiger wissenschaftlicher Bericht zu gelten, und zu wissenschaftlich, um als Unterhaltungslektüre zu dienen. Man spürt wohl das profunde Wissen des Verfassers um jene Gebiete des Amazonas, von denen er schreibt und die er auch durch zahlreiche Bilder und Karten anschaulich zu machen sucht, doch er vermag dieses Wissen dem Leser nicht zu vermitteln. — Alle Vorzüge genauester Sachkenntnis zeichnen Ernst Herrmanns bemerkenswertes Buch aus: „Das Nordpolarmeer — das Mittelmeer von morgen“ (Berlin, Safari Verlag, 344 S. Hln. DM 9,80). Die unabsehbare Bedeutung, die dieses erst jung entdeckte Meer in verkehrstechnischer wie in strategischer Beziehung schon in naher Zukunft gewinnen dürfte, wird aus der Entwicklungsgeschichte der Arktis und ihrer heutigen Situation heraus an Hand überaus reichhaltigen und wertvollen Materials angedeutet. Dem Fachmann wird

dieses Buch ein willkommenes Nachschlagewerk sein, dem Laien ist es eine interessante Unternehmung. k. h.

Die große Pilgerfahrt

Der Glaube an die Zukunft Europas als geistige Macht ist die Triebfeder aller Europäer, die in diesen Jahren der Entscheidung dafür eintreten, daß die Heimat der abendländischen Kultur und Zivilisation nicht zum Objekt machtpolitischer Erwägungen anderer Kontinente wird. Aber mit diesem Glauben allein ist es nicht getan. Es gehört mehr dazu, um solchem Streben den Erfolg zu sichern. Denn wenn auch die Zukunft noch eine neue Verheißung für Europa birgt — die Wurzeln seiner Kraft reichen weit zurück in die Vergangenheit, und müßig ist alles Rufen nach europäischer Einigung und Wiedergeburt, sofern wir nichts mehr wissen von der Vielfalt und Kraft unserer Herkunft.

Wir Deutsche — aber nicht nur wir — neigen dazu, Europa viel zu eng und klein zu denken. Wir wissen immer noch nicht, oder vielleicht heute nicht mehr, genug von dem Reichtum, der aus den kleinen Völkern unseres Erdteils in die Fülle der europäischen Ueberlieferung geflossen ist. Dies ist ein böses Erbe des imperialistischen 19. Jahrhunderts, das unter dem „Konzert der Mächte“ meistens nur die Großmächte Europas begriff. Nur dort, wo die Macht mit Händen zu greifen war, erkannte man Europa. Erträglich war dieser Zustand damals nur, weil vom Ancien Régime des 18. Jahrhunderts her ein dünner Firnis äußerer Eleganz und Manierlichkeit geblieben war. Als dieser dann in den Stürmen zweier Weltkriege dahinschwand, blieb nur die ordinäre Machtanbetung übrig. Freilich hat es Macht, brutale Macht, zu allen Zeiten gegeben; sie ist Ausdruck der verderbten menschlichen Natur. Aber kaum zuvor in der europäischen Geschichte ist die Macht so geistlos gewesen, so bedenkenlos angebetet worden wie in unseren Tagen.

Eine Folge dieser Nichtachtung der kleineren Völker Europas ist die erschreckende Unkenntnis der romanischen Länder, ihrer Geschichte und Kultur in Deutschland. Soweit es sich nicht nur um Frankreich handelt, ist die Romanistik bei uns — viel stärker als die Anglistik — fast ausschließlich eine Angelegenheit der Philologen geblieben. So hervorragende Interpreten romanischen

Geistes wie der erst jüngst von uns gegangene Karl Voßler werden in ihrer wirklichen Bedeutung nur von wenigen gewürdigt. Italien ist ein Reiseland, aber wer weiß schon viel vom italienischen Geist? Wieviel schlimmer noch ist es um Spanien bestellt! Und von Portugal wissen wir allenfalls, daß es die Heimat des professoralen Diktators Salazar und der Oelsardinen ist.

Jedenfalls weiß unter hunderttausend Deutschen nicht einer, daß uns Portugal eines der großartigsten Prosawerke des gesamten Barockzeitalters geschenkt hat, dem an praller Erlebnisfülle und Gewalt der Darstellung höchstens der „Don Quichote“ des Spaniers Calderon und der „Simplizissimus“ unseres einzigen Grimmelshausen an die Seite gestellt werden können: die „Wanderfahrt“ des Fernao Mendes Pinto. Die Geringschätzung Pintos in Deutschland ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus folgender (zum Teil fehlerhaften) Eintragung im „Großen Brockhaus“ des Jahres 1933:

„Pinto, Fernao Mendes, portugiesischer Schriftsteller, geb. Montemor o Velho um 1514, gest. Almada 1583, machte abenteuerliche Reisen in Aethiopien und Ostasien (Entdeckung Japans 1543), die er in seinen durch Inhalt wie Darstellung anziehenden „Peregrinações“ beschrieb (1614; deutsch von Külb, 1868; hg. mit seiner Biographie von Brito Rebelo, 4 Bde., 1908).“ (Im Brockhaus des Jahres 1819 sucht man Pinto vergebens; aber die „Encyclopaedia Britannica“ von 1910 widmet ihm 95 Zeilen!)

Die deutschen Ausgaben der „Peregrinacão“ sind heute natürlich vergriffen. Es fragt sich auch, ob dieses umfangreiche Werk in seiner ursprünglichen Form von den rastlosen Menschen unserer Tage noch gelesen werden kann. Aber eine deutsche Bearbeitung würde sich wohl lohnen; bis wir sie haben, sind wir auf das jüngst in England erschienene Buch des Schriftstellers und ehemaligen Kolonialbeamten Maurice Collis angewiesen, welches hiermit allen denen, die des Englischen kundig sind, nachdrücklich empfohlen sei (Maurice Collis: *The Grand Peregrination, being the life and adventures of Fernao Mendes Pinto*. Faber & Faber, London 1949).

Die erste englische Ausgabe, die 1653 in London erschien, trug folgenden Titel: „Die Fahrten und Abenteuer des Fer-

dinand Mendes Pinto, eines Portugiesen, während seiner Reisen im Ablauf von einundzwanzig Jahren durch die Königreiche Aethiopien, China, Tartarei, Cochinchina, Calaminham, Siam, Pegu, Japan und einen großen Teil Ostindiens. Mit einem Bericht und einer Beschreibung der meisten dortigen Ortschaften, ihrer Religion, Gesetze, Reichtümer, Sitten sowie Regierungen in Krieg und Frieden. Wobei er fünfmal Schiffbruch erlitt, sechzehnmal verkauft und dreizehnmal zum Sklaven gemacht wurde. Ursprünglich von ihm selbst in portugiesischer Sprache geschrieben und Seiner Majestät Philipp, König von Spanien, gewidmet.“

Dieser Titel läßt immerhin schon ahnen, was sich hinter Leben und Werk dieses erstaunlichen Mannes verbirgt, der als Sprößling eines armen Landedelmannes nach Indien ging, um in den Kolonien seines Vaterlandes ein Vermögen zu erwerben und dort unter zahllosen Abenteuern seine Seele entdeckte; der sich indischen Potentaten als Kriegsknecht verdingte, mit Seeräubern auf Beutefahrt ging, als Bettler durch China zog, den Japanern die Feuerwaffen brachte, mit Gewürzhandel ein Vermögen verdiente, mit einem Teil davon dem Heiligen Franz Xaver den ersten Kirchenbau in Japan finanzierte, im selben Jahr als portugiesischer Botschafter Verträge schloß und als Bettelmönch in Staube lag. Ein Kind seines blutigen Jahrhunderts, ein Diener Gottes, ein Zeuge großen Geschehens, ein Künstler — ein Mensch.

Das äußere Leben Pintos ist merkwürdig genug — selbst für eine Zeit, in der die Welteroberer und Abenteurer an der Tagesordnung waren. Aber das Merkwürdige, was ihn über seine Zeitgenossen, auch wenn sie den Rang eines Magelhaes oder Pizarro hatten, hinaushebt, ist sein literarisches Werk, ist die einzigartige Tatsache, daß er nach zwei Jahrzehnten heimkehrte und aufschrieb, was er gesehen, gehört und erlebt hatte. Berichte haben auch andere verfaßt; aber das waren dann kurze Chroniken, trocken geschrieben und meistens schon für die Zeitgenossen nicht lesbar. Pinto hingegen verfaßte ein Kunstwerk von gewaltigen Ausmaßen. Dreihunderttausend Worte zählte das Manuskript (Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ sind ein gutes Stück kürzer). Ueber fünfzehn Jahre hat Pinto

an dieser Arbeit gesessen. Als Fünfzigjähriger kehrte er heim nach Lissabon. Vier Jahre lang hoffte er, daß ihm sein König das, was er zum Teil für ihn erlitten und geleistet hatte, durch Amt und Rang lohnen würde. Als auch die letzte Hoffnung schwand, setzte sich der Vielgeprüfte auf den Resten seines erhandelten Vermögens am Tajo zur Ruhe, nahm eine Frau, zeugte Töchter und schrieb sein Buch — als Fibel seiner Kinder! Warum es ein Meisterwerk wurde? Sein englischer Biograph sagt: „Er schuf unter dem Diktat eines Empfindens für künstlerische Form, welches seinem innersten Wesen entsprang. Er konnte einfach nicht anders schreiben. Was er tat, war die natürliche Bewegung seines Geistes. Er konnte nicht wissen, daß er gegen alle Regeln der Geschichtsschreibung, Autobiographie, Reise-literatur und Dichtung verstieß; denn er kannte diese Regeln nicht. Er schrieb nur, und allmählich trat ein Kunstwerk zutage.“

Pinto selbst hat uns in seinem Buch ein Zeugnis seiner Schaffensweise hinterlassen. Er sagte dort, Gott habe ihm sein Leben erhalten, damit er die „Wanderschaft“ schreibe, ein rohes, ungeglättetes Stück Arbeit, aber gut genug, daß seine Kinder darin lesen lernten und es als sein Erbe und Denkmal behielten: „Ich habe auf meine rauhe Weise geschrieben, so wie ich es wußte, ohne mich darüber hinaus zu mühen. Denn ich dachte, am besten könnte ich meinen Gegenstand so behandeln, wie die Natur es mich gelehrt hat.“

In Pintos letzten Lebensjahren hörte Philipp II. von Spanien, der eben damals die Krone Portugals an sich gerissen hatte, vom Dasein seines neuen Untertans und ließ den Greis mehrmals zu sich kommen, um seinen Erzählungen zu lauschen. Er fand Gefallen daran und setzte dem Weitgereisten noch wenige Monate vor dessen Tod eine Pension aus. Im übrigen aber hat Pinto niemals die Wirkung seines Werkes kennengelernt. Kein Verleger war bereit, dieses gewaltige Manuskript zu drucken. So schenkte denn seine Tochter die Handschrift einem kirchlichen Heim für gefallene Mädchen, in dessen Mauern während der Mahlzeiten und abends in der Spinnstube die farbige Welt des Ostens eine seltsame Auferstehung erlebte. Erst 1614 erschien die „Wanderschaft“ im Druck. Selten hat ein solches Werk so

ungeheuren Erfolg gehabt. Allein vor 1700 erlebte es in sechs verschiedenen Sprachen neunzehn Auflagen. Ins Deutsche, Englische, Spanische, Französische und Holländische wurde es übersetzt. Wenn man bedenkt, wie klein der Kreis der Lesenden im 17. Jahrhundert war, kann man annehmen, daß fast alle Gebildeten jener Zeit das Buch gelesen haben. Pinto stand ebenbürtig neben Cervantes, dessen Meisterwerk kurz zuvor erschienen war.

Wenn Pinto und sein Werk im 18. Jahrhundert beinahe gänzlich in Vergessenheit gerieten, so trug dazu die schließlich fast allgemeine Überzeugung bei, daß sein Bericht erfunden und erlogen wäre. Der englische Komödiendichter William Congreve ließ 1695 einen seiner Helden sagen: „Ferdinand Mendes Pinto war nur ein Typ wie du, du Lügner erster Ordnung!“ — Und während das 17. Jahrhundert die „Wanderschaft“ um der Unterhaltung willen gelesen hatte, wollten die Kinder der Aufklärung sachliche Unterrichtung; diese aber glaubten sie bei Pinto nirgends zu finden. Erst das 19. Jahrhundert hat dann die wissenschaftliche Ehrenrettung des großen Portugiesen gebracht, von dem wir heute wissen, daß er, nehmt alles nur in allem, die vollständigste, farbigste und zutreffendste Schilderung des ostasiatischen Lebens im 16. Jahrhundert geschrieben hat, die es überhaupt gibt. Und seine Landsleute stellen ihn heute gleichberechtigt neben Camoes, den Zeitgenossen Pintos und unsterblichen Dichter der „Lusiaden“.

Pinto war ein großer Europäer. Wer etwas spüren will von der Wirkung abendländischen Geistes in der Welt, der nehme das Buch des portugiesischen Pilgers zur Hand oder doch wenigstens das Werk seines englischen Biographen; der am Schluß von seinem Helden sagt:

„Er hatte keinen Lehrmeister und hat keine Schüler gehabt. Kein Buch, das gebaut ist wie die „Wanderschaft“, wurde vor ihm geschrieben, und auch seither ist keines geschrieben worden. Unter der großen Schar derer, die uns später mit Asien vertraut gemacht haben, unter den Historikern, Reisenden, Philosophen und Romanschreibern, den Gelehrten, Journalisten, Beamten und Soldaten, hat sich nicht einer die „Wanderschaft“ zum Vorbild genommen, die niemals als das anerkannt worden ist, was sie ist: ein Meisterwerk, welches sich über die Wahrheit erhebt und diese dadurch vergrößert.“

Helmut Lindemann

Stefan Andres

Neben dem großen Roman „Die Sintflut“, von dessen zweitem Teil wir in diesem Heft eine Probe bringen, sind nun auch frühere Werke des Dichters wieder erhältlich. Wir verzeichnen mit Befriedigung, daß der Piper Verlag, der ihm die erste Chance gab, jetzt „Die Liebesschaukel“ vorlegt, bekanntlich eine überarbeitete Neuausgabe des Romans, der zuerst unter dem Titel „Der gefrorene Dionysos“ erschien (DM 7,80), ein Roman, der in Città morta spielt. Seine Novelle „Wir sind Utopia“ ist im gleichen Verlage nun schon im 119. Tausend erschienen (kart. DM 2,80). Neu sind seine Oden, Gedichte und Sonette, die gleichfalls bei Pieper unter dem Titel „Der Granatapfel“ herausgekommen sind. Dieser Band bestätigt Stefan Andres auch als bedeutenden lyrischen Dichter. — Sein auf Capri spielendes Idyll „Das goldene Gitter“ ist in der Sammlung „Das kleine Buch“ bei C. Bertelsmann, Gütersloh, erschienen (DM 1,80). Die Leser der „Deutschen Rundschau“ bedürfen nur dieses Hinweises auf das Vorliegen der Bücher unseres Autors. D. R.

Die geistigen Grundlagen Europas

(Vortrag gehalten im Internationalen Institut Schloß Mainau/Bodensee)

Die Besinnung auf Europa, auf seinen Ursprung und seine Aufgabe ist eines der Hauptthemen des gegenwärtigen geistigen Lebens, nicht nur in Deutschland und nicht nur in Europa.

Man sucht ein Ziel, das über die Tagesziele hinausreicht und die sich kreuzenden und verwirrenden Strömungen zusammenfaßt. Man sucht eine Einheit über den einander sich bekämpfenden Kräften, einen Sinn in dem scheinbar sinnlosen Geschehen des XX. Jahrhunderts. Der Europäer beginnt sich auf sich selbst zu besinnen und Distanz zu sich selbst zu gewinnen.

Seit der Romantik, ja seit dem Ausgang der Klassik kann man das geistige Geschehen in Europa als ein einziges Streben nach europäischer Selbstbesinnung verstehen. Von Novalis bis Nietzsche, Kierkegaard, Oswald Spengler und Toynbee reicht ein einziger Kampf um das Selbstverständnis Europas. Die Literatur, die dieses Selbstverständnis zum Teil auf weiten Umwegen gefördert hat, ist unübersehbar. Aber wir stehen heute auf einer Höhe der Selbsterkenntnis, vor der wir einen weiten Umblick haben, ohne bis ins Tiefste befriedigt zu sein. Denn in dem gewaltigen Blickfeld sehen wir eher zu viel als genug. Wir brauchen einige wenige große Linien, die aus der Vergangenheit in die Zukunft führen, in die unsichere und für den säkularisierten Menschen furchterregende Zukunft, die zwischen heute und der letzten, dem Christen sichtbaren Zukunft liegt.

Europa entstand in drei Etappen. Die Kindheit Europas beginnt dort, wo der Stier die Königstochter Europa aus dem Osten nach Griechenland entführt. Wer auf die Buchten der Aegäis hinabsieht, etwa von dem delphischen Amphitheater aus den Weg verfolgt, den die Pilger vom Meere zum griechischen Nationalheiligtum emporstiegen, der ahnt etwas von dem geheimnisvollen Frühgeist Europas. Stämme vom Norden kommen an die vielgegliederte Küste, die Einfalt der Hirten und Krieger entzündet sich an der abenteuerlichen Unruhe der Seefahrer. Ilias und Odyssee spiegeln diese schöpferische Begegnung. Der kurze attische Geniefrühling prägt ein Menschenbild, das bis heute nicht vergangen ist. Der Wagenlenker von Delphi, die Jungfrauen des Parthenon und die Jünglingsgestalten aus dem Schutt der Akropolis tragen auf ihren Stirnen

den Adel jener Götter, zu denen der antike Mensch aufsteigen zu können träumte. Aus diesem Traum des zum Göttlichen sich emporkämpfenden Menschen entstehen unvergängliche Werke der Kunst. Die höchste Blüte dieser Kunst aber ist die der griechischen Tragödie, die das Schicksal zeichnet, „wie es den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. In allen diesen Kunstwerken lebt die Erkenntnis von den Grenzen des Menschen und seiner Kräfte, vom Scheitern seines titanischen Ringens um Aufstieg zu den Göttern, die Trauer und Unerlöstheit der Vergänglichkeit. In ihnen lebt auch das Wissen um die chthonischen, erdhaften und unterweltlichen Abgründe, die immer wieder vom apollinischen Licht besiegt werden müssen, wenn der Mensch auf kurze Zeit nur die Götter schauen und sich ihnen verwandt fühlen will.

Die ganze deutsche Klassik ist ein einziges Bemühen, diese Abgründe zu verhüllen, die dann in der Romantik mit ihrem Streben nach der Nachtseite des Lebens und mit ihrer Betonung des Unterbewußten machtvoll aufbrechen. Goethes Iphigenie auf Tauris spiegelt diesen inneren Kampf um das wahre Verständnis der Antike, der Wahnsinn Orests wird von schwesterlicher Liebe besiegt, wie bei Sophokles die unterweltlichen Mächte von Antigone besiegt werden: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“ Aber die Genialität des Inselküstenvolkes macht es unfähig, sich in der Welt der politischen Mächte zu behaupten. Nach dem Sieg über die Perser, dem ersten Sieg Europas über den dunklen asiatischen Mutterkontinent, nach der kurzen perikleischen Blüte sinken Zwietracht, politische Ohnmacht und Zerfall auf die Griechen herab. Sie werden noch die Lehrmeister der römischen Weltbeherrscher und geben dieser zweiten großen Leistung der Antike, der ersten großen politischen Gestaltung Europas, den Schmuck und den Segen einer Spätkultur. Die Idee des Imperiums ist der erste Entwurf einer europäischen Ordnung vom Mittelmeer aus. Das latinische Hirtenvolk ordnet die damals bewohnte Welt, die Oikumene, und wandelt den kulturell so fruchtbaren Gedanken des griechischen Stadtstaates, der Polis, zum Gedenken eines römischen Imperiums, das nach und nach die alten Götter verdrängt und sich selbst als Gott einsetzt. Die spätrömischen Cäsaren machen sich zu Göttern und erzwingen mit politischen Mitteln göttliche Ehren. Damit ist die antike Welt zuende. Damit hebt die zweite Epoche Europas an.

Dem zu Gott erhobenen Cäsar aber stellt sich der nazarenische Zimmermannssohn, von dem die zeitgenössischen Historiker wie Josephus Flavius noch 60 Jahre nach seinem Tode nichts wissen, entgegen. Wir treten an diesem Wendepunkt aus der Weltgeschichte in einen neuen Bereich ein: in den der Heilsgeschichte.

Das Ereignis der Erscheinung Christi ist in der Zeit und außer aller Zeit. Wir können nur einige der Kräfte ahnen, die die Tat des Nazareners zu einer so ungeheuren Wirkung brachte, daß heute sich 600 Millionen Menschen zu ihm bekennen. Das Geheimnis ist zu tief, als daß es in Formeln gefaßt werden könnte. Aber wir können doch versuchen, unserem Verständnis dadurch nachzuhelfen, daß wir die heutigen Er-

kenntnisse von dem Unterschied zwischen antikem und christlichem Menschen verwenden. Die von dem schwedischen Theologen Nygren besonders erforschte Unterscheidung zwischen Eros und Agape, zwischen der Liebe des Menschen, die zu den Göttern aufzusteigen sich vermißt, und der Liebe Gottes, die in der Erscheinung Jesu Christi zu den Menschen herabsteigt, trifft wohl den Kern der ungeheuren Wandlung, die mit dem Jahr 1 unserer Zeitrechnung beginnt. Noch Jahrhunderte währt der Kampf zwischen Eros und Agape, dem antiken und dem christlichen Prinzip; das ganze Mittelalter ist beherrscht von einer Synthese zwischen den beiden Prinzipien, die in Augustin und Thomas von Aquino zu besonderer Reinheit der Lehre durchgebildet wird und der Katholizismus von heute enthält noch ebenso viele Elemente des Eros wie der Agape. Alle Lebensformen des Mittelalters, nicht nur die Kirche, auch das Staatsleben, Recht, Wirtschaft, Lebensformen bis ins Persönliche hinein, sind von der Synthese der beiden Prinzipien gestaltet.

Die geistige Einheit des Mittelalters, die von der Romantik als ein Idealzustand verklärt wurde und heute noch von den katholischen Apologeten als ein verlorenes Paradies angesehen wird, verbindet das Streben des Menschen nach Aufstieg zu Gott durch Askese, Mystik und scholastische Lehre mit dem, was das Evangelium nicht nur lehrt, sondern vorlebt: mit dem sich Niederneigen der göttlichen Liebe zu den Menschen. So entsteht aus antiken und christlichen Elementen ein Denkgebäude, das Europa geistig, aber auch politisch gestaltet. Es wird bei den Kirchenvätern vorbereitet und geformt, aber es bekommt erst Leben und Gestalt in der staatlichen Wirklichkeit durch die jungen germanischen Völker, die die zerfallende antike Welt erobern. Antike und Christentum verschmelzen zu einer Einheit auf einem völlig neuen Boden, der aus der Völkerwanderung aufsteigenden noch chaotischen Welt. Das ist die dritte Stufe des europäischen Werdens.

Die aus Norden kommenden germanischen Bauernvölker, die von einer Kriegerschicht durch einen geheimnisvollen Vorgang von ihren Wohnsitzen losgerissen und auf phantastische Wanderungen getrieben werden, bieten den in den ersten sechs Jahrhunderten nach Christus herrschenden geistigen Kräften einen Nähr- und Mutterboden, der sie zu einer einzigartigen Blüte bringt. Diese jungen Völker bergen so viel schöpferische Kraft, aber auch so viel chaotischen Machtwillen in sich, daß sie sich verzehrt und gegenseitig vernichtet hätten, wenn sie nicht aus einem tiefen Instinkt heraus das Christentum als ordnende Macht empfunden hätten. Sie suchten bei Christus Zuflucht vor den dämonischen Mächten, die sie in sich trugen und die durch die Berührung mit der sinkenden Antike aufs äußerste gesteigert wurden. Sie brachten nur stammesmäßige und ertümliche politische Formen mit aus dem Norden: ein System aristokratischer Gefolgschaft, die sich um einen persönlich erwählten Stammesherzog scharte und eine Gemeinschaft der freien Männer bildete. So primitiv die äußeren Formen dieser politischen Welt waren, so fruchtbar wurden sie, als sie sich mit jener Synthese zwischen Antike und Christentum verbanden. Aus dem Chaos der Völkerwanderung steigt das Reich Karls des Großen empor, das bis zum Ende der

Hohenstaufen Europa gestaltet. Was Theodorich vergebens und zu früh versucht hatte: die Einung Europas unter einen Herrn, der als weltliches Oberhaupt von der geistlichen Macht legitimiert war, als ein neues christlich-begnadetes Rom — das verwirklichte Karl der Große. Hier, in der Neujahrsnacht des Jahres 800, wird jenes Europa geboren, in dessen Tradition wir noch leben. Dieses Europa der Synthese zwischen Christentum und Antike auf dem Boden der jungen germanischen Völker zeitigt die Blüte der romanischen Baukunst, die frühmittelalterliche Dichtung und Musik, zeitigt eine Ordnung Europas, die bis tief in den Osten, in den von Asien her beeinflussten, in das „christianisierte Asien“ (Rußland) hinein wirkt.

Dieses geistlich-weltliche Reich, diese Herrschaft, die sich die Sanktion aus dem Überirdischen holt, schafft das, was wir recht eigentlich unter Europa verstehen. Wir leben geistig noch heute weithin von der Substanz jener Jahrhunderte.

Aber nicht nur die Synthese zwischen Antike und Christentum, wie sie in der mittelalterlichen Scholastik zu höchster Blüte gedieh, sondern auch die Vereinigung von weltlicher und geistlicher Herrschaft, wie sie die deutschen Kaiser in dem gewaltigen Ringen gegen den Papst durchzusetzen versuchten, trug den Keim des Zerfalls schon vor dem 13. Jahrhundert in sich. Die geistigen Vorgänge, die schließlich zum Zerfall der mittelalterlichen Einheit führten, die Anfänge also der Reformation und des Reichszerfalls reichen sehr weit zurück. Die Reformation ist die Spätrucht revolutionärer Bewegungen innerhalb der mittelalterlichen Kirche, die nicht zum Durchbruch gelangten. Sowohl auf geistigem wie auf materiellem und politischem Gebiet war die Synthese bereits um die Zeit der letzten Hohenstaufen erschöpft. Das Spätmittelalter ist ein ununterbrochenes Tasten nach neuen Wegen. Die Feudalherrschaft sinkt mit dem Aufkommen der Städte, das ungeheuerere Steuersystem der Kirche wird korrupt und verhaßt. Aber auch die geistlichen Gaben der Kirche werden unwirksam und leer: die antiken Elemente verdrängen die christlichen, Magie finsterster Art, wie das Ablaßwesen, überwuchern das edle christliche Erbgut, und während das päpstliche Rom die Blüte der Hochrenaissance fördert, die nur eine dünne Oberschicht erreicht, versinkt die Masse der europäischen Völker in eine neue Barbarei, von der wir uns heute kaum eine rechte Vorstellung machen können.

Erst auf diesem Hintergrund wird die Tat Luthers und werden auch ihre Auswirkungen auf den Katholizismus sichtbar. Kaiser- und Papsttum haben sich gegenseitig im Kampfe verbraucht, aber auch die Synthese zwischen Antike und Christentum ist entartet und nicht mehr lebensfähig. Der Mensch ist wieder einmal in seiner Selbstherrlichkeit und seinem Streben, sich an die Stelle von Gott zu setzen, gescheitert. Der Glaube allein und die Gnade Gottes können ihn retten.

Wäre Luther nicht gewesen, so wäre die europäische Geschichte am Anfang des 16. Jahrhunderts in einer uns unvorstellbaren Weise erstarrt. Ohne ihn wäre die neue Welt, die die mittelalterliche Einheit politisch, wirtschaftlich und sozial sprengte, ein Chaos geworden, das auch eine

politisch gestützte Kirche nicht hätte retten können. Das erwies der Kampf der Gegenreformation, der Habsburger und das Scheitern jenes Reiches Karls V. von Spanien bis Siebenbürgen, in dem die Sonne nicht unterging, das aber immer ein Entwurf blieb.

Für ganz Europa unheilvoll wurde es, daß die für die Geschieke Europas entscheidende Mitte konfessionell zerrissen blieb. Die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Aufspaltungen Europas konnten weder vom Katholizismus noch vom Protestantismus gemeistert werden. Es hat keinen Sinn, über diese Entwicklung romantische Klage anzustimmen. Sie ist das Ergebnis einer tiefen Gesetzmäßigkeit, die aus dem Gesetz entspringt, nach dem Europa angetreten ist.

Europa wäre nie Europa geworden ohne die schöpferische Kraft des Christentums. Das Christentum aber als solches ist nicht wie andere Religionen, die die letzten Widersprüche im menschlichen Wesen zu einer Scheinharmonie zusammenzwingen. Das Christentum läßt vielmehr diesen Widerspruch in seiner ganzen Abgründigkeit sichtbar werden: nur Gottes Gnade kann den Abgrund überbrücken. Und ein vom Christentum her im wesentlichen aufgebaute Erdeil kann nicht anders leben und durch die Geschichte hindurchgehen als der einzelne Christ. Auch der einzelne Christ muß sich sein ganzes Leben hindurch und in jeder Stunde die Einheit vor Gott, seine Würde als Ebenbild Gottes neu erkämpfen. Er darf den Widersprüchen nicht ausweichen in eine Scheinharmonie, mag sie ästhetischer, philosophischer oder auch kirchlicher Art sein. Er muß die Widersprüche bejahen und kann sie nur im Namen Gottes und der göttlichen Gnade überwinden. Gerade die Widersprüche müssen ihm das Bewußtsein geben, daß er nur aus Gott leben, ohne Gott nicht leben kann. Europa wird nur solange sein, wie es das Gesetz, nach dem es angetreten, ehrt. Wenn es radikal unchristlich wird, wie z. B. das „christianisierte Asien“, Sowjetrußland, es versucht, dann ist seine Geschichte zuende.

Deshalb ist auch die Vielfältigkeit des europäischen Lebens seine Aufspaltung aus tiefer Notwendigkeit entsprungen. Es muß seinen Weg konsequent gehen, es muß sein Schicksal nach den Gesetzen erleben, die es ins Leben gerufen haben. An diesem Maßstab wird man messen können, was an europäischen Aufgaben wichtig und was unwesentlich ist. Europa ist heute weithin säkularisiert, d. h. die Menschen wissen nicht mehr um den christlichen Ursprung Europas, obwohl sie noch aus dem christlichen Erbgut leben, das sie nicht mehr erneuern, geschweige denn vermehren. Dieser Raubbau muß zu einem Ende gelangen, wenn nicht eine Umkehr erfolgt.

Man spricht heute viel von gemeinsamen Aufgaben Europas auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet. Einzeln betrachtet und durchgeführt, bleiben diese Aufgaben ohne Sinn und werbende Kraft. Sie bekommen erst Sinn und Kraft, wenn sie zu einer Einheit zusammengefaßt werden. Diese Einheit aber kann nur aus der Erkenntnis der Gesetze fließen, nach denen Europa seit 2000 Jahren gelebt und geschaffen hat. Zur Erkenntnis dieser Gesetze gehört allerdings mehr

als Wissenschaft. Es gehört dazu die seelische Bereitschaft zur Selbst-erkenntnis im tiefsten Sinn, das aber heißt: Buße. Wir leiden, ob wir wollen oder nicht. Es gilt, den Sinn dieses Leidens zu erfassen.

Europa hat gerade in jener Zeit, in der die Nationen die Einheit Europas zerbrachen und der Mensch in seiner Selbstherrlichkeit am Ende des Mittelalters schöpferisch und zugleich gottlos hervortrat, bis heute unendlich an der Menschheit gesündigt. Es hat seine schöpferische Kraft wohl zur Formung der ganzen Erde eingesetzt, aber von den spanischen und portugiesischen Eroberungszügen bis zu den Imperien von heute nicht nur unchristlich, sondern ausschließlich europazentrisch gehandelt. Dafür und für seine Lösung von Gott seit Renaissance und Humanismus empfängt es jetzt die Quittung. Nicht im Sinne einer Strafe, die Moral predigt. Diese Auffassung wäre zu flach und täte der göttlichen Würde Abbruch. Aber aus jenem Grundgesetz heraus, das den Menschen, den Nationen und Erdteilen verbietet, das Gesetz, nach dem sie angetreten, zu verlassen. Das Vierte Gebot: „Ehre Vater und Mutter“ reicht tief hinab in die Kette der Geschlechter und bezeichnet den Weg in die Zukunft. Nicht die starre Tradition kann Europa retten, sie zerbricht ja allenthalben ohnmächtig von innen her. Aber wo der Glaube der Väter zerbricht, da ist nicht mehr Europa, sondern ein Todeskeim. Die Sünden Europas an der außereuropäischen Welt sind nur ein Symbol für die Sünden Europas wider sich selbst. Wenn wir das, was wir jetzt seit 1914 erlitten haben und noch erleiden, nicht als Strafe erkennen wollen, weil das Ausmaß der Dinge zu groß ist für moralische Begriffe, so müssen wir doch dieses Leid als Ruf zur Rückkehr zu den Gesetzen, nach denen wir angetreten sind, erfassen. Und zwar als Europäer und nicht nur als Angehörige einzelner Nationen. Das ergibt sich auch schon aus der äußeren Lage Europas. Von den Perserkriegen an über die mittelalterlichen Mongolenstürme bis zu den Türkenkriegen hat Europa immer wieder die Angriffe Asiens abzuwehren gehabt; und nach jeder erfolgreichen Abwehr begann eine neue Blüte. Bedeutet die Feindschaft des nach Entchristlichung strebenden bolschewisierten Asiens den Auftakt zu einer solchen Blüte oder das Gegenteil? Wir haben nicht zu fragen, sondern zu unserem Gesetz zu stehen.

Vom repräsentativen Typus des kommenden Europäers

Je tiefer ein Problem im Strome der Zeit liegt, desto schwerer ist natürlich das Suchen nach seiner Lösung. So ist es mit dem Schlüssel zum europäischen Problem: er treibt nicht auf der Oberfläche des Stromes, sondern er ruht auf dem Grunde, unter den Dingen, welche die Flut nur langsam, kaum merklich fortzubewegen vermag. Dieser Schlüssel ist kein politisches Rezept: er ist bestimmt, den Weg zur individuellen Entwicklung zu öffnen; den Weg zur Formung des repräsentativen Typus des kommenden Europäers. Es gilt, diesen Typus gewissermaßen vor dem Hintergrunde der neuen Tendenzen und der Zukunftsaufgaben — und letztere durch ihn — zu erkennen.



Viele Zeitgenossen gefallen sich darin zu behaupten, daß es zwei repräsentative Haupttypen gäbe, zwischen denen sich ein endgültiges, weltweites Duell vorbereite: den „Gentleman“ und den „Bolschewisten“. Als hätte sich die Menschheit um jene Beiden kristallisiert! Dies ist jedoch nicht der Fall, denn die Phantasie der Menschheit reicht sehr weit über diese enge Wahl hinaus, und bei einem „Schlußduell“ würden andere, transzendente Kriterien maßgebend für die Gruppierungen sein.

Jene, die so denken, sehen im „Gentleman“ ein Ideal, das prinzipiell von jedermann verwirklicht werden kann und in welchem das Endstadium der moralischen und sozialen Evolution gewissermaßen individuell prae-existiert: der „Gentleman“ kann für sich in Anspruch nehmen, die soziale Frage sozusagen für eigene Rechnung gelöst zu haben. Der „Gentleman“ wird seinesgleichen achten, dagegen über alles hinwegsehen, was nicht seinesgleichen ist. Hier treten die dynamischen und heroischen Dimensionen der Liebe und des Schöpferischen in den Hintergrund, um konservative Selbstbeherrschung und Würde an die Spitze der moralischen Hierarchie zu stellen.

Wer unseren Kontinent kennt, weiß jedoch, daß das Gentleman-Ideal, so verbreitet es auch über die Grenzen seiner Heimat sei, doch nicht allein dasteht angesichts des Bolschewisten, des Geistes, welcher Gott verneint und den Menschen knechtet. Der Gentleman ist nur einer in der Reihe der repräsentativen Typen der heutigen Welt. Noch lebt der

Caballero, der aus Spanien stammende Idealtypus des virilen und kampfbereiten Mannes von Ehre. Und trotz der Kriege, Revolutionen und Grenzverschiebungen bleibt das Ideal des „Bárin“, des Herrn altrussischer — und allgemein osteuropäischer — Art und Interpretation, weiterbestehen. Allerdings hat der Typus des „Bárin“ eine Evolution erlebt, die vom privilegierten Gebieter ausging, um beim Lebensgenießer leicht autoritärer Prägung, beim Hüter der patriarchalischen Tradition — in jedem Stande — zu enden. Auch der Caballero und der Gentleman evolutionierten: sie unterstreichen heute ihre Liebe zum Volk. Alle drei: Gentleman, Bárin und Caballero wurden „sozial“. Ihr Beispiel wurde oft pervertiert, doch die Samen dieser drei Typen sind aufgegangen, in allen Ländern und Ständen. Letzteres wollen wir betonen, denn es handelt sich hier um einen anderen Querschnitt als den sozialen: ein bescheidener Arbeiter kann wie ein Caballero denken und reagieren, ein Gekrönter dagegen wie ein Lakai.

Und der Gentilhomme? Seine englische, bereits erwähnte Auflage enthält eine kleine grammatikalische Sünde und eine große Sünde gegen den Sinn des Wortes. Der Gentleman kann nämlich vollendet sein, auch wenn er in jeder Lebenslage kalt wie ein Eisberg und sogar unter den Blicken einer schönen Frau nicht zum Auftauen zu bringen ist, während der Gentilhomme eine solche Zumutung als unverzeihliche Beleidigung empfinden würde, denn er ist ein Mann von Potenz oder er ist überhaupt nicht. Der vollendete Gentleman braucht nicht zu lieben: weder eine Frau, noch einen Kontinent, noch seine Mitmenschen. Der Gentilhomme dagegen führt ein Banner, dessen dominierende Farbe Liebe ist. Und wenn er auch wesentlich die Ehre und den Lebensgenuß liebt, so wird er im Sinne einer umfassenderen Liebe sich entwickeln können; er wird das Ideal der Ritterlichkeit höher schätzen als sein Leben, die Lauterkeit höher als Reichtum.

Noch ist unser Bild unvollständig; nicht das Mindeste ist es, das hier zuletzt Erwähnung findet: der repräsentative Typus des geistig Schaffenden. Er ist der höchsten Potenz der Erkenntnis, des Opfers, der Liebe und des Kampfes um das Glück der Welt am nächsten. Er verkörpert das transzendental-menschliche Element in allen Dimensionen, und die Klaviatur seines Lebensinstrumentes ist breiter als jene der anderen. Jenseits von Grenzen und Privilegien ist er bestimmt, die Formen zu schaffen, welche das Leben der Menschen in weitem Maße beeinflussen. Und er ist es, der die Sprache des Herzens, in der Kunst, redet. Diesen Typus finden wir in Italien, in Deutschland, in Rußland, in Spanien, in allen Ländern Europas, und seine Repräsentanten werden in Herzen und Sinnen von Generationen weiter leben, für welche die anderen Typen kaum mehr ein Begriff sein werden. Denn es wird eine Zeit geben, in welcher der „Mehrheitler“ (Bolschewist), Keyserlings „Schofför-Typus“ und Ortegas „Massenmensch“ als eine Art prähistorischer Tiere gelten werden, während der Bárin und der Gentleman in Karikaturen fortleben.

Allen unseren bisherigen repräsentativen Typen ist die Kühnheit eigen: dem Caballero — im Kampf; dem Gentilhomme — in der Liebe; dem

geistig Schaffenden — in der weltweiten Konzeption; dem Bárin — beim Kneipen; dem Gentleman — beim Wetten; und jeder addiert zu diesem Generalnennen ein Eigenes, das den anderen fehlt: der Caballero — den starken Glauben; der Gentilhomme — das intelligente Streben nach Schönheit der Form; der geistig Schaffende — die natürliche Unabhängigkeit der Persönlichkeit; der Bárin — die wahre Gastfreundschaft; der Gentleman — die vollendete Sauberkeit.

Aber wenige von ihnen besitzen den wahren Mut zum Denken und Verstehen. Und gerade das ist das Gebot der Zukunft. Sie sind todesmutig: an erster Stelle der Caballero, während der Bárin am meisten am Leben hängt. Aber der wahrhaft „lebensmutige“ Typus gehört der Zukunft. Jene, denen ihre Vorhaben nicht gelingen oder die falsche Mittel anwenden, gefallen sich im Vergleich mit Cervantes' Helden. Das ist zu einer wahren Epidemie der „faulen Entschuldigungen“ geworden, und sogar im neuen Kontinent hat sie ansteckend gewirkt. Don Quijote ist der aus der Literatur heraus geborene Typus des Europäers, während die anderen vom Leben modelliert wurden. Er ist Geistes Kind, obgleich manche Spanier sagen, nicht Cervantes habe Don Quijote erfunden, sondern umgekehrt: Don Quijote den Cervantes. So sehr ist dieser Typus eine Wahrheit in unserem Kontinent.

Jeder dieser verschiedenen Typen gehört zwar wohl seiner topographischen oder geistigen Heimat an, doch sie alle sind Vielgereiste — und daher Vielbekannte — auf den großen Verkehrswegen Europas: auf der „Route de Flandres“ von Süd nach Nord; auf den Wegen der Waräger, Kaiser und Romantiker von Nord nach Süd; auf den Wegen nach den Gestaden jenseits Byzanz, von West nach Ost; auf den Straßen der Eroberer, dann der unzählbaren, ungezählten Flüchtlinge, von Ost nach West; auf den Küstenstraßen des Mittelmeeres und den Seewegen der Entdecker; auf Wegen durch den Raum der Zeit und jenen der Evolution von Kasten, Stämmen, Völkern, Wissenschaften und Künsten. Als Vielgereiste haben sie Schule gemacht und sich in zahlreichen Gattungen vervielfältigt. Und um die großen repräsentativen Typen Europas haben seit jeher kleine Insekten, Eintagsfliegen oder penetrantere Kreaturen gewimmelt: Cagliostro und Anarchisten; Tschitschikoffs und Staviskys; „verkannte Größen“ und atheistische Existenzialisten. Diese Vorzimmer-Gestalten richten manchmal Unheil an. In unserer Zeit der Nivellierung und Quantifizierung verwischen sich die Übergänge vom ehemals Großen zu den Antichambre-Gestalten, und von diesen zu den Massen. Die Wasser sind getrübt, die Farben verwischt.

Aus neuem Impuls kann Neues, Besseres geschaffen werden. Der Phoenix des neuen repräsentativen Typus des Europäers kündigt sein Erscheinen an. Die Hoffnung auf seine neuen Initiativen bedeutet, in der Tat, seine Prae-Existenz. Er wird die neuen Aspirationen der Europäer verkörpern. Welcher Art wird er sein?



Bezeichnend für den Instinkt der Menschen von heute, und somit für den Boden des Wachstums des neuen repräsentativen Typus, ist die Abkehr vom Abenteuer und von der Karikatur.

Vor allem die Abkehr vom Abenteuer des Eroberns: des Eroberns von Ländern — durch Vergewaltigung, Chantage und Krieg; von Menschenmassen — durch List, Propaganda und Brutalität; von Märkten — durch Drosselung des naturgegebenen Kreislaufes von Menschen und Gütern; des Eroberns der Macht — durch Versprechungen, die nicht eingehalten werden können, durch Mittel des Bösen, die zur Unfruchtbarkeit verdammt sind und durch die kollektiven Versuche, die Seelen der Menschen einzutauschen gegen eine miserable Beteiligung an der „Macht“ und den Früchten der „Eroberung“.

Diesem Abenteuer des Eroberns war die Menschheit herdenweise, verführt, verblendet, gefolgt; sie ist noch nicht von ihm befreit, doch die Bewegung der Abkehr zeichnet sich deutlich ab.

Ähnlich steht es mit der Karikatur: auch von ihr, der endlich als solche erkannt, wenden sich die Menschen ab. Die Neuauflagen der eingangs skizzierten bisherigen repräsentativen Typen sind zum Zerrbild hinabgeglitten: entweder verstehen sie nicht mehr, wahre Gentlemen zu sein, oder ihr Milieu begnügt sich mit der Karikatur; entweder erbten sie vom Bárin nur die banalsten Züge, oder ihr Publikum zieht die Karrikatur vor; entweder vergessen die Don Quijotes alles von den Motiven des Originals, oder die Mitmenschen finden an der Karikatur mehr Gefallen. Ja, kaum ein anderer literaturgeborener repräsentativer Typus blieb verschont: die Nacheiferer von Oscar Wilde's Dorian Gray gehen nicht mehr vom Raisonement eines Lord Henry aus oder von pervertierter Überfeinerung oder von der tragischen Verdammnis gefallener Engel, sondern von der trivialsten Überwucherung niederer Instinkte. Jene, welche die Maske von Lermontoff's „Held unserer Zeit“ tragen, ziehen sich nicht mehr in stolze innere Einsamkeit zurück, nach dem sie einen feigen Gegner im Duell töteten, sondern sie berauschen sich am mörderischen Kontakt mit ihren Mitmenschen. Die Don Juans wurden zu billiger Massenware, zu „cursi's", um hier dieses unübersetzbare spanische Wort zu gebrauchen, welches etwa ein Amalgamat von lächerlich, neureich, geschmacklos, abgeschmackt bedeutet. Die Faust's der Gegenwart bluffen mit wissenschaftlichen Experimenten und begaunern den Mephistophiles in Person; Hochstapler bemächtigen sich der Titel geistig Schaffender, und die Minderwertigkeit der Mentalitäten hat es möglich gemacht, daß der als Gentilhomme gelten kann, der höchstens ein schlechter Schauspieler in dieser Rolle ist. Die Karikatur regiert. Sie erkletterte die höchsten Stufen der Hierarchien, spielte Staatsmann, schuf die Hypertrophie der Politik, richtete die tollsten Konfusionen an, schickte falsche Propheten aus. Ihre Entlarvung ist oft erschwert, weil sie mit dem Rahmen und der Funktion auch günstige Vorurteile, Einflüsse, Privilegien und Kredit erbt.

Doch gerade die Pervertierung, die Karikaturisierung ist es, die den Beweis der Entartung und somit des Absterbens in sich trägt. Aus dem Chaos wird nun etwas Neues entstehen.

Gewiß bedeutet das nicht etwa die plötzliche Geburt eines Idealmenschen. Es bedeutet etwas sehr Realistisches: Abkehr der Menschen von einer erprobterweise unfruchtbaren Skala der Instinkte, Zukehr zu

anderen Instinkten. — Drei Dinge hatten wesentlich zum Abenteuer und zur Karikatur geführt: Haß, Uneinigkeit, Unglauben. Die Blicke wenden sich nun ihrem Gegenteil zu. Da jedoch die Liebesfähigkeit der Menschen sich vom erreichten Tiefstpunkt nur sehr langsam nach aufwärts entwickeln kann und da der Glaube erst an Hand von starken Beispielen gefestigt werden muß, ist es vor allem das Gegenteil der Uneinigkeit, dem sich die Menschen zuneigen: die Menschen sind zunächst wesentlich **Unionisten**. Diese Tendenz wird der neue repräsentative Typus in erster Linie vertreten. Im schlecht gestimmten Weltorchester sind die Posaunen der Union noch nicht erklingen: wir hören die Fagotten der UNO, die Schalmeien von Straßburg, die Kesselpauken des Kommunismus — alle in verschiedenen Unionsmotiven. Doch das Leitmotiv der Union wird die Stunde seiner harmonischen Geburt erleben. — Im Drang zur Union klingen die verschiedensten Motive zusammen: religiöse, unter denen das christliche Gebot der Union alle anderen übertrifft; eine außerhalb der Religion geborene Ethik der Achtung des Individuums und der menschlichen Solidarität, die aber wohl letztlich im Christentum aufgehen wird; Motive „genossenschaftlicher“ Art, d. h. der Macht der Sammlung; taktische im Kampf um die Macht, strategische der Zielsetzung durch gutgläubige oder kriminelle Anführer. Die Kapitalaufgabe des repräsentativen Typus von morgen wird sein, dem meist irrationalen Drang der Union eine würdige rationale Formel zu geben und die Nachteile der Massenmobilmachung auszubalancieren durch die Qualifizierung von Führung und Produktion.

Wird der kommende repräsentative Typus sinnvoller Unionist sein, so wird er gleichzeitig auch ein sinnvoll Tapferer sein. Unter den Eigenschaften, welche die Zeitgeschichte ganz besonders gefördert hat, befindet sich nämlich der Mut. Er wurde gefördert durch Krieg, Kampf ums Dasein, Sport, erhöhte Selbständigkeit von Jugend auf und durch das Nichts-zu-verlieren-haben der zunehmenden Proletarisierung. Die Menschheit der Zukunft wird tapferer sein als die Generationen, welche die „Schottische Dusche“ vom satten Glück bis zur Atombombe erlebten. Entscheidend jedoch wird die Harmonie von Mut und Ratio sein. Der Mut der Menschen führte bisher allzuleicht zum unfruchtbaren Opfer; die Helden waren wesentlich „todesmutig“, nicht „lebensmutig“; sie verstanden besser zu sterben, als vorbildlich zu leben. Nur die Harmonie von Mut und Verstand kann eine „lebensmutige“ Menschheit hervorbringen. Nun erleben wir die ersten Anzeichen einer solchen Wandlung, deren Resultat die Geburt des repräsentativen Typus des sinnvoll **Tapferen** sein wird.

Es gibt jedoch keine absolute Auflösung in der Fortdauer der Linien des Lebens und seiner Phänomene. So wird denn auch der repräsentative Typus des Europäers von morgen anknüpfen an frühere Gestalten, in denen die Zukunft bereits anklang. Hier wollen wir auf den eingangs angedeuteten „endgültigen Kampf“ zweier Typen unserer Zeit zurückkommen. Wir hatten gesagt, daß weder der Gentleman noch der Bolschewist unsere Zeit verkörpern. In ihrer Auseinandersetzung kann nichts Endgültiges liegen. Wir sagen das nicht nur deshalb, weil beide

noch ganz kürzlich in demselben Lager kämpften. Heute stehen sie in feindlichen Lagern, aber die Vision des Dritten nimmt bereits Konturen an, die über alles hinauswachsen, was stereotyp in die Lager der beiden Duell-Aspiranten hineingehört. Es wird vielleicht einen großen Kampf geben, kein Duell, sondern eher einen gigantischen Triumph des Irrationalen, und inmitten dieses Urwaldes der Instinkte und Impulse — Methoden des Schlachtens. Wenn aus diesem Chaos, in dem Abenteuer und Karikatur untergehen werden, ein Andenken an frühere repräsentative Typen Europas gerettet werden sollte, so wird es höchstens jenes des Gentilhomme sein, eines neuen, geläuterten Gentilhomme, der zum Liebhaber der Menschheit wurde: eine Art von „grand amoureux de l'humanité“. Vor ihm, der ein sinnvoll Tapferer sein wird, wird sogar Don Quijote verblassen in der Vielfältigkeit der neuen heroischen Dimensionen. Der neue Gentilhomme wird nicht einer Kaste angehören, und nichts wird ihm ferner liegen als Egoismus. Denn er wird seine Persönlichkeit zur vollen Entfaltung bringen als Liebhaber der Menschheit um ihrer positiven Instinkte willen. Seine Liebe wird der Schönheit und dem Reichtum eines Triumphes der positiven Instinkte gelten; er wird für diesen Triumph kämpfen. Das wird ein „Zurück zur Tradition“ des Kampfes um ein Ideal bedeuten. Ein christliches Ideal, denn der tiefste Glaube an Gott ist untrennbar vom Glauben an die menschliche Sendung. (Letzterer fehlt dem Atheisten.) Ein christliches Ideal, weil die erste Grundbedingung für den Triumph der positiven Instinkte die Union ist. Ein christliches Ideal, weil für den Liebhaber der Menschheit Geben seliger als Nehmen ist. Ein christliches Ideal, weil für den Liebhaber der Menschheit im „Halte was du hast, auf daß niemand deine Krone nähme“ mehr als Selbsterhaltungstrieb liegen wird: nämlich das Gebot, der Union das Beste zu erhalten; und in der Forderung des *sum cuique* mehr als das Gebot des friedlichen Nebeneinander: nämlich das „Jedem das Seine“ an Aufgaben der solidarischen Sendung.

Noch ein Ideal muß der kommende repräsentative Typus verkörpern: die irregeführte Menschheit braucht ihren Ritter. Die Menschen sehnen sich nach dem Beispiel lauterer Ritterlichkeit, nach einer Autorität, welche sie ritterlich behandelt, sie nicht mißbraucht. Alles haben unsere Generationen erlebt und erduldet, nur keine ritterliche Behandlung. Der repräsentative Typus des kommenden Europäers wird der Ritter der Menschheit sein. Er wird kein Träumer und Utopist sein, kein Phantast, sondern der Mann, der als sinnvoller Unionist, sinnvoll Tapferer, Liebhaber der Menschheit um ihrer positiven Instinkte willen, die große Entdeckungsreise in neue Territorien menschlicher Instinkte unternehmen wird. Zum Duell der Instinkte — denn ein solches wird es geben — wird er das Positive, die schöpferischen Impulse im Menschen mobilisieren. Und auf dem neuen Terrain der befreiten guten Instinkte wird er selbst frei sein. Das Licht seiner Ratio wird im Urwald selbst des Irrationalen hellere, gangbare Wege finden. Er wird auch den Staat reformieren, den Staat, der zum Korrupteur, Provokateur, Chantageisten, Konfiskateur und Mörder geworden war. Er wird die Mobilmachung der schöpferischen Instinkte einleiten, weil er erkannt hat, daß dies möglich ist und eigentlich

noch nie versucht wurde. Vielleicht, weil dieser Versuch zusammenfallen muß mit der Union.

Das Dunkle und Schlechte im Menschen, gepaart mit der Unwissenheit, wird die Arbeit des Ritters der Menschheit erschweren. Für viele, die sentimentalere Töne oder bequeme Utopien vorziehen, wird seine Lehre eine zu harte Anstrengung bedeuten. Sicherlich wird er den sinnlosen Epikuräern zu herb und asketisch erscheinen und den Romantikern zu illusionslos, denn er wird ja nicht Illusionen suchen, sondern die Realität eines vorhandenen Terrains. Ob seine Erfolge, so stark und fortdauernd sie auch sein sollten, nicht doch in späteren Jahrhunderten wieder von Überwucherungen des Negativen im Urwald des Irrationalen erdrosselt werden, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß der Ritter der Menschheit in Europa erstehen wird. Denn das ist die Sehnsucht unserer Völker, die nicht aufhören, an Europa zu glauben.

„Europa al mundo, como el sol al dia“, sagte Lope de Vega: „Europa der Welt, was die Sonne dem Tage.“

Eine der widerlichsten Armesünderreden dieser Geisteshaltung ist folgende: die zwischen Mensch und Mensch als unöffentlichen Personen gültige Ethik sei wohl recht schön und gut, höre aber zu gelten auf, sobald es sich um das Machtverhältnis von Völkern und Staaten handle, was grade so sinnig klingt, wie man jemand sagen wollte: meine Anständigkeit besitze ich für meine legitime Ehefrau, bei meiner Maitresse dagegen bin ich unanständig.

Theodor Lessing

Die Stadt zwischen den Völkern

Als im November 1944 französische Truppen unter General Leclerc in Straßburg eingezogen waren, vollzog sich dort das Gleiche, was man innerhalb und außerhalb Deutschlands nach dem Sturz der Hitlerherrschaft so vielfach erlebt hat: die notwendige und lange herbeigesehnte Befreiung von Terror, Gewalttat und Ungeist schoß weit über das Ziel hinaus und scheute nicht davor zurück, sich selbst mit den Untugenden und Fehlern des eben noch Bekämpften zu beflecken oder gar sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Daß in Straßburg auf die dummen Versuche einer totalen Germanisierung als Reaktion eine schroffe Abkehr von allem Deutschen erfolgte, war nicht zu verwundern. Daß die Bewohner der Stadt, vor allem die Gebildeten unter ihnen, endlich wieder in aller Öffentlichkeit französisch sprachen, und daß sie es häufig demonstrativ ablehnten, das Deutsche auch nur zu verstehen, war angesichts der früheren Verfolgung auch des letzten französischen Ladenschildes nur zu begreiflich. Wenn hingegen die Straßburger in ihrem Befreiungstaumel das Denkmal des jungen Goethe vor der Universität und die benachbarte „rue Goethe“ nicht mehr dulden wollten, so gehörte das eben zu den bedauerlichen Übertreibungen jener turbulenten Zeit.

Die Elsässer hätten diese Torheit vielleicht begangen — wenn die Franzosen sie nicht daran gehindert hätten. Dank dem energischen Protest der französischen Geisteswelt steht der junge Goethe noch heute auf seinem Sockel, und auch die Straße trägt noch seinen Namen, der im Bewußtsein aller Deutschen so eng mit der Stadt an der Ill verbunden ist. Diese kleine, glücklicherweise im Keim erstickte Episode kennzeichnet besser als lange Abhandlungen die merkwürdige, ja man darf wohl sagen: die einzigartige Situation dieser Stadt zwischen den Völkern, die nunmehr Europas Hauptstadt werden soll.



Straßburg ist eine keltische Siedlung, oder vielmehr war das alte Argentorate keltischen Ursprungs; denn die Stadt ist zweimal gegründet worden. Ihre früheste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 74 n. Chr., aber wahrscheinlich ist der Ort mindestens hundert Jahre älter. Argentorate bedeutet „Steindenkmal an der silbern schimmernden Ill“. Als die Römer ins Land kamen, legten sie hier ein befestigtes Lager an, aus welchem sich die erste Stadt entwickelte, der Attilas Horden im 4. Jahrhundert ein schreckliches Ende bereiteten. Von Theodorich, des

Frankenkönigs Chlodwig jüngstem Sohn, wurde später Strateburgum, der befestigte Platz an der Kreuzung vieler Handelsstraßen, neu gegründet. Mit den Franken kam auch das Christentum hierher, das sich dann im Münster eines seiner herrlichsten Denkmale im ganzen Abendland geschaffen hat.

Das Schicksal Straßburgs zwischen den Völkern begann am 25. Juni des Jahres 841. Damals kämpften bei Fontenoy-en-Puisaye die drei Enkel Karls des Großen miteinander um die Teilung der Macht in dem Reich, das ihnen nach ihres Vaters, Ludwigs des Frommen, Tode zufallen sollte. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche besiegten Lothar, ohne ihn doch zu beseitigen. Zwei Jahre später einigten sich dann alle drei im Vertrag von Verdun über die Dreiteilung des Reiches, aus der das Mittelreich Lothars geboren wurde, als dessen letzter Rest Elsaß-Lothringen noch heute ein Land zwischen den Völkern geblieben ist. Zwischen Fontenoy und Verdun, zwischen Schlacht und Vertrag liegt aber ein Akt, durch welchen Straßburg zum ersten Mal eine eigentümliche Bedeutung in der Geschichte Europas erhalten hat. Karl und Ludwig, die beiden gegen Lothar verbündeten jüngeren Brüder, trafen sich vor den Toren der Stadt mit ihren Heeren und beschlossen, einen Eid zu schwören, aus welchem ihre Vasallen erkennen mochten, daß wenigstens zwischen diesen beiden Brüdern fñrderhin Krieg nicht mehr herrschen sollte. Dieser Eidschwur von Straßburg ist das älteste Dokument, das wir in der deutschen und fränkischen Mundart jener Zeit besitzen. Es ist, wenn man so will, die älteste Urkunde des unablässigen Mühens um eine deutsch-französische Verständigung, der kein Erfolg beschieden sein konnte, solange Lothars Reich als Lockung zwischen beiden lag. Gleichwohl bleibt der 14. Februar 842, der Tag, an welchem Karl und Ludwig die Schwurhand zum Himmel hoben, für den heutigen Betrachter eines der bedeutendsten Daten der europäischen Geschichte.



In dem Jahrtausend und mehr, das seit jenem denkwürdigen Tage vergangen ist, haben Frankreich und Deutschland immer wieder Straßburg und das umliegende Land für sich in Anspruch genommen. Sie beiden haben es geliebt und geraubt, beschenkt und geplündert, verwöhnt und verwüstet. Nichts, was von beiden Völkern ihr angetan wurde, hat den Charakter dieser Stadt verändern können, die als Bischofssitz und als Reichsstadt, als französische Provinzstadt und als Vorort des deutschen Reichslandes immer nur eines war: Stadt zwischen den Völkern.

In deutschen Büchern, zumal in solchen, die nach 1871 oder gar in der kurzen Episode des letzten Krieges über Straßburg geschrieben wurden, findet man häufig Ausdrücke wie „auf diesem urdeutschen Boden“ oder „diese so unverkennbar deutsche Stadt“. Selbst wenn wir gegen derartige Wendungen heute nicht so empfindlich geworden wären, müßten jedem, der einmal in Straßburg gewesen ist, dabei Bedenken aufsteigen. Gewiß, Straßburg ist in vielem eine deutsche Stadt. Aber Straßburg ist auch eine französische Stadt. Es gibt dort architektonische Kuriosa, die besser als

alles andere beweisen, wie unauflöslich Deutsches und Französisches in der Geschichte dieser Stadt miteinander verflochten sind. Da ist das schöne Gebäude, in welchem heute die Präfektur untergebracht ist. Im 18. Jahrhundert, als Straßburg durch den Raub Ludwigs XIV. von 1681 schon seit Jahrzehnten französisch war, wurde es gebaut als Palais der deutschen Grafen von Hanau-Lichtenberg, die dazumal Kommandeure des im Elsaß liegenden französischen Regiments Royal Darmstadt waren. Ähnlich steht es mit dem andern Palais aus jenen Tagen, das sich der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Kommandeur des französischen Regiments Royal Bavière, in Straßburg erbauen ließ. Auf diese Weise hat schließlich König Ludwig I. von Bayern in dem französischen Straßburg, aber im Palais seines Vaters das Licht der Welt erblickt.



Überhaupt tut man gut, sich das Gesicht dieser Stadt aufmerksam zu betrachten. Dann entdeckt man immer mehr Züge, die weder diesem noch jenem Volk zuzurechnen sind, die auch nicht den Elsässern angehören, sondern daher rühren, daß die Nachfahren der Untertanen Lothars stets das von beiden Nachbarn angenommen haben, was ihnen gut und ihrem Wesen gemäß erschien. Was für die Stadt gilt, trifft erst recht auf ihre Bewohner zu. Selbst der unbelehrbarste Adept des Günther-Hitlerschen Rassenwahns müßte hier die Waffen strecken. Daß die Elsässer ein deutscher Volksstamm sind, wird von ihnen selbst nicht bestritten. Aber was heißt denn eigentlich „deutscher Volksstamm“ im Gegensatz zum französischen? Freilich ist in Frankreich das romanische Element das beherrschende, wie bei uns das germanische; aber Frankreich heißt nach den Franken, und so groß auch die Unterschiede zwischen einem Mann aus Tilsit und einem andern aus Arles sein mögen — zwischen den Bürgern von Nancy und denen von Freiburg, zwischen dem Bauern der Normandie und dem vom Niederrhein ist der Unterschied nicht mehr sehr groß — sobald man die Patina nationalgeschichtlicher Vorurteile und Irrtümer einmal abkratzt. In Straßburg aber fließt alles zusammen.

Das Münster allein schon beweist es. Nur ein deutschnationaler Narr würde wagen, in diesem Wunderwerk die typische Ausprägung deutschen Geistes zu sehen. Wenn irgendwo, dann haben hier französische und deutsche Meister in jahrhundertelangem Wirken für die Gemeinsamkeit ihres europäischen Wesens Zeugnis abgelegt. Zuerst kamen die Baumeister und Steinmetzen, die Bildhauer und Glasmaler aus Frankreich, wo die Gotik ihre Wiege hatte und ihre vollkommenste Ausprägung fand. Nach Osten wanderte der Strom der gotischen Meister, zog weit nach Deutschland hinein und empfing hier neue, besondere Eindrücke, die in ihrem und ihrer Schüler Schaffen Niederschlag fanden; bis sich die Welle an der Fremdheit des östlichen Wesens brach und langsam zurückebbte. Wieder kamen sie nach Straßburg, und wieder prägten sie dem immer noch wachsenden Münster ihre Eigenart auf. Wer vermöchte da noch zu sagen, was deutsch und was französisch war? Seit Generationen streiten die Kunstgelehrten, ob der herrliche Engelsfeiler in

Straßburg sich Chartres zum Vorbild genommen. Was bedeutet das uns? Er ist, wie das Münster überhaupt, ein edles Zeugnis europäischen Geistes. Der Geist aber ist mehr als die Nationalität.



Die Kuriosa, die sich aus dem wahrhaft inter-nationalen Charakter dieser Stadt ergeben, nehmen kein Ende. Ihre Söhne haben gleichermaßen Frankreich und Deutschland gedient, haben bald hier, bald dort ihre Heimat gefunden. Die berühmten Silbermanns, deren Orgelwerke heute noch in vielen Kirchen Europas erklingen, sind eine Straßburger Familie. Aber mag dem Geburtsort manchmal etwas Zufälliges anhaften, so bedeutet es schon mehr, daß Straßburg vielen Großen des europäischen Geistesleben jahrelang Heimstatt und Wirkungsort gewesen ist. Der Gutenbergplatz mit seinem Denkmal erinnert daran, daß hier um 1440 Johann Gensfleisch wahrscheinlich die entscheidende Erfindung gemacht hat. Lange vor ihm hatte Eckehart, der gottesgelehrte Meister der deutschen Mystik, anderthalb Jahrzehnte in Straßburg gewirkt, und 1478 erschien dort Geiler von Kaysersberg, der ein Menschenalter lang das Münster von seinen gewaltigen, oft äußerst drastischen Predigten widerhallen ließ.

Für viele Deutsche bleibt aber das Beziehungsreichste an Straßburg doch immer der Aufenthalt Goethes, an den neben dem glücklicherweise unverrückten Denkmal noch das Haus am Fischmarkt, darinnen er gewohnt, und draußen auf dem Lande die Kirche zu Sesenheim erinnert. Immerhin entbehrt auch Goethes Beziehung zu Straßburg nicht des Kuriosen. Rein zufällig ist wohl der Umstand, daß an der Straßburger Universität im 17. Jahrhundert, als sie ihre höchste Blüte erlebte, ein Johann Faust gelehrt hat, von dem die Chronik berichtet, er sei „Professor der Logik und Metaphysik, auch der Theologie“ gewesen. Sehr merkwürdig und für den, der tiefer zu schauen liebt, bedeutsam ist etwas anderes. In Straßburg wurde 1735, also vierzehn Jahre vor Goethe, Franz Christoph von Kellermann geboren, Sprößling einer lange dort ansässigen deutschen Familie. Kellermann meldete sich freiwillig zur französischen Armee und diente als Offizier im Siebenjährigen Krieg gegen Preußen. Als die Revolution ausbrach, wurde er, bereits im Generalsrang, einer ihrer begeistertsten Anhänger. Als Generalleutnant führte er die elsässische Armee und wurde 1792 zum Sieger von Valmy. Hier nun stand Goethe, dem Stadt und Münster in seiner Jugend soviel bedeutet hatten, auf dem Schlachtfeld des siegreichen Straßburgers und rief seiner Umgebung verheißungsvoll zu: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!“



Die Hoffnungen, die der deutsche Dichter und Weltbürger an den Sieg der französischen Waffen unter Führung des deutschstämmigen Straßburgers geknüpft hat, haben sich anders erfüllt, als er an jenem regnerischen Septemberabend des Jahres 1792 geglaubt haben mag. Die neue

Epoche führte den engstirnigen Nationalismus, dem Goethe so abhold war, wie es die meisten Straßburger von jeher gewesen sind, auf ungeahnte Gipfel und stürzte Individuen und Völker in seinem Gefolge in nicht minder unvorhergesehene Abgründe. Ist diese Epoche, die auf dem Schlachtfeld von Valmy begonnen hat, nun endlich abgeschlossen? Finden sich die Völker Europas endlich jenseits aller nationalistischen Verengung zusammen zu jener höheren Gemeinschaft, die ihnen ihre Geschichte und Überlieferung empfiehlt? Wir können es leider nicht mit der Sicherheit prophezeien, mit der einst Goethe am Lagerfeuer von Valmy den niedergeschlagenen Freunden den Ausblick in eine lichtere Zukunft eröffnet hat. Noch leben die Völker im Gefängnis ihrer nationalen Vergangenheit, noch ist Europa kaum mehr als Wunsch und Hoffnung der Europäer in allen Ländern. Aber eines wenigstens wissen wir: wenn Europa jemals wird, dann kann es nur eine Hauptstadt haben: Straßburg, die Stadt zwischen den Völkern.

•

Will man die ganze Ausschußware der Schöpfung, den ganzen Markt der Eitelkeit und Verantwortungslosigkeit, alles Maul- und Faustheldentum der Völker sehn, so blicke man auf die jeweils öffentlichste Instanz: Parlamente, Presse, Kirche, Universität, Vereinswesen usw.; je breiter, je aktueller ihre Wirkung ist, um so gemeiner wird auch die von ihr hochgetragene und verbreitete Geistesart. Ja man kann Parlamentarismus, Klubbismus, Journalismus, Publizismus usw. wohl als notwendige Ventile der menschlichen Böswilligkeit und Borniertheit auffassen, Ventile, die man darum offenhalten muß, damit die allgemeinsten Instinkte wie Neidhaß, Ehrgeiz, Machtwille, Unzufriedenheit (dieselben, die in Kriegszeit wider den äußeren „Feind“ sich kehren), im sogenannten Geistesleben ihren möglichst friedfertig-unschädlichen Abfluß gewinnen.

Theodor Lessing

Lateinamerika, wie es ist und wie es wurde

Die Reaktion des Europäers auf die verschiedenen Ereignisse in Südamerika zeigt häufig, wie groß bei der Beurteilung dieses Subkontinents die Gefahr einer Verallgemeinerung ist. Lateinamerika — man versteht darunter alle Spanisch sprechenden Staaten Amerikas, Brasilien, wo Portugiesisch, und Haiti, wo Französisch Landessprache ist — ist genau genommen nichts weiter als eine Diktion. Denn der Abgrund, der zum Beispiel Argentinien und Guatemala trennt, ist wesentlich tiefer als der zwischen Holland und Italien. So schlecht der Chilene das mexikanische Spanisch versteht, so wenig hat der Bolivianer mit dem Costariceño gemein. In manchen Republiken hat sich die Indianerbevölkerung besonders rein erhalten, während in anderen Neger und Asiaten einen wesentlichen Prozentsatz der Bevölkerung beziehungsweise ihrer blutmäßigen Zusammensetzung ausmachen. Den größten Anteil an ursprünglich europäischem Blut haben noch Argentinien mit 97, Uruguay mit 90 und Costarica mit 80 v. H.

Ebenso unterschiedlich sind die klimatischen Bedingungen: Südamerika ist nicht nur „heiß“. In den Anden, die Höhen bis zu 7000 Metern erreichen, kann man das ganze Jahr über skilaufen, und in Lima, Bogotá und Santiago sind Pelzmäntel durchaus nicht überflüssig.

Süd- und Mittelamerika zusammen sind doppelt so groß wie Europa und nehmen etwa 14 v. H. des gesamten Festlandes der Erde ein. Man kann also nicht einfach vom „Südamerikaner“ oder vom „Lateinamerikaner“ sprechen. Lateinamerika ist nichts weiter als eine Gemeinschaft von 20 Staaten, die versuchen, ihre Probleme auf Grund ihrer vielfach parallelen historischen Entwicklungen gemeinsam zu lösen.

Diese 20 Staaten geben dem Europäer in letzter Zeit oftmals politische Rätsel auf, die am besten zu lösen sind, wenn man sich in kurzen Zügen einmal die geschichtliche Entwicklung des Subkontinents klarmacht. Will man hierbei den Begriff Lateinamerika als Arbeitshypothese verwenden, so begann dessen Geschichte 1492, als Kolumbus auf seiner ersten Reise Haiti und Cuba entdeckte. Schon Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich bereits der Typ des Kolonialspaniers herausgebildet, der sich nun einen eigenen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kulturbereich schuf. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts spielten die europäischen Kulturströmungen für Südamerika nur mehr eine sekundäre Rolle. Sie waren zwar noch

stark genug, um das äußere Erscheinungsbild zu beeinflussen, aber sie bestimmten nicht mehr unmittelbar sein Wesen.

Die Selbstbefreiung Lateinamerikas war nicht etwa die Folge eines unerträglichen spanischen Kolonialsystems. Sie entsprang einer jugendlich-nationalen Begeisterung über die Ideen der Französischen Revolution, während äußere Umstände das Treueverhältnis zum Mutterland formell aufhoben. 1825 waren zwar die letzten spanischen Truppen besiegt; aber nicht ein revolutionäres Staatsprogramm mit konstruktiven Ideen war zum Sieg gelangt, sondern nur die Negation der bestehenden Ordnung. Der einzige Staatsmann mit politischem Weitblick war Simon Bolivar. Aber die Nachwehen der Befreiung waren überall so stark, daß an eine Verwirklichung seiner Pläne eines Vereinigten Südamerikas nicht zu denken war. Der erste Panamerikanische Kongreß ging 1826 ergebnislos auseinander; erst 1890 wurde dieser Gedanke von den USA wieder aufgenommen und nun bis zu einem gewissen Grade realisiert.

Auch die großzügigste Einwanderungspolitik konnte den Mangel an Menschen nicht beheben. Noch heute leben durchschnittlich nur sieben Personen auf einem Quadratkilometer, obwohl sich zum Beispiel Argentinens Bevölkerung in hundert Jahren um mehr als das Dreißigfache vergrößerte. Dieser Mangel und die komplizierten Wirtschaftsverhältnisse sind die hauptsächlichsten Gründe, daß es Lateinamerika bis heute nicht zu demselben Lebensstandard gebracht hat wie Nordamerika.

Lateinamerika war für Spanien nie etwas anderes als eine schier unerschöpfliche Rohstoffquelle. Als der Rahm abgeschöpft war, begann es merklich an Interesse zu verlieren. Seine Schätze planvoll auszuwerten oder gar Kapital zu investieren, daran wurde nie gedacht. So standen die jungen Republiken vor schweren wirtschaftlichen Problemen. Ihre Produktion wurde nicht durch die Bedürfnisse des eigenen Volkes, sondern durch die des Auslandmarktes bestimmt. Die Länder existierten nur vom Export ihrer Rohstoffe und durch die Einfuhr von technischen und Gebrauchsgütern. So bildeten sich, abhängig von den unterschiedlichen Klimaverhältnissen, Monopolwirtschaften.

Ein klassisches Beispiel bietet Chile, ein Land, das länger ist als Europa vom Nordkap bis Kreta und schmaler als die Mark Brandenburg. Hier machen Kupfer und Nitrate fast 75 v. H. des Exports aus. Über ein Fünftel des Nationaleinkommens fließt aus diesen beiden Industrien, die in normalen Zeiten etwa 8 v. H. der gesamten Bevölkerung ernähren. Allein ein Drittel der Regierungseinnahmen wird durch die Kupfersteuer gedeckt. (Vor der Entdeckung des synthetischen Stickstoffs brachte der Salpeter-Export mehr als die Hälfte des Budgets ein.) Als 1931 die Kupferpreise ins Bodenlose fielen, geriet die gesamte chilenische Wirtschaft ins Wanken. Der Zwang, um jeden Preis exportieren zu müssen, und die übertriebene wirtschaftliche Spezialisierung sind die Gründe, daß die lateinamerikanischen Staaten selbst in Zeiten der Hochkonjunktur verhältnismäßig arm bleiben.

Inzwischen haben die Länder erkannt, daß neue Wege begangen werden müssen, um diese saisonmäßigen Krisen überwinden zu können,

und so stehen heute die Industrialisierungspläne an erster Stelle. Aber es ist nicht mit dem Bau von Fabriken getan. Noch andere Probleme müssen gelöst werden: das Eisenbahn- und Straßennetz ist verschwindend klein und primitiv, weil der technisch begabte Indio fast ohne Übergang den Sprung vom Maultier ins Flugzeug getan hat. Schulen müssen gebaut werden, viele Menschen sind nötig und viel Kapital. Diese Tatsache haben besonders die USA und Großbritannien erkannt, und so arbeitet heute der überwiegende Teil der lateinamerikanischen Industrie mit ausländischem Kapital — ein Zustand, der dauernd zu Angriffen der jeweiligen Regierungsoption führt und den die nationalistisch orientierten Parteien polemisch ausnutzen. So wird das wirtschaftliche Problem zwangsläufig zu einem politischen, das immer wieder zu Krisen führt, die man in Europa, ohne Unterschiede zu machen, so gern als „Operettenrevolutionen“ bezeichnet.

Man kann Europas politische Terminologie genau so wenig auf Lateinamerika übertragen wie die meisten seiner übrigen Lebensvorstellungen. Hier sind aus einem großen Schmelztiegel mit dem neuen Menschentyp auch neue politische Ideologien entstanden, die mit manchen europäischen nur noch die Namen gemeinsam haben.

Bei all diesen Verhältnissen wird eine gewisse Tendenz zur Konzentrierung und Zentralisierung der Macht in Lateinamerika, die sozialistisch und nationalistisch zugleich ist, verständlicher werden. Damit ist die Gefahr einer Diktatur gegeben. Aber diese Diktaturen dort sind selten so brutaler Natur, wie Europa sie kennt. Auch unter den selbstherrlichsten Potentaten hatte der Grundsatz des „Laissez faire“ eine schwerwiegende Bedeutung. Allerdings entsteht allmählich durch die Abwanderung der Landbevölkerung in die besser zahlende Industrie und das Entstehen eines bedeutenden städtischen Proletariats die Gefahr von Diktaturen, die sich auf Massenbewegungen stützen. Hier ist der Punkt, an dem die kommunistische Parteimaschine ihre Hebel ansetzt.

Drei Kräfte führen heute einen hartnäckigen Kampf um Lateinamerika: die paniberische Politik Argentiniens, die panamerikanische Initiative der USA und der Kommunismus. Trotz aller Aktivität, der bedeutenden moralischen und finanziellen Unterstützung durch die Sowjetunion und trotz der betriebsamen, disziplinierten Organisation hat der Kommunismus die schwächste Position. Er treibt jedoch eine sehr geschickte Politik, indem er den Namen seiner Partei der Situation entsprechend ändert und unter weitgehenden Kompromissen an die Individualität der Lateinamerikaner und durch eine nationalistische Fassade die Unzufriedenheit schürt. In den letzten Jahren haben die Kommunisten jedoch, besonders in den ABC-Ländern, erheblich an Boden verloren und waren trotz ihrer beharrlichen Wühlarbeit nicht in der Lage, die wesentlich sicherer fundierten Positionen der USA und Argentiniens zu unterminieren.

Die Vereinigten Staaten haben durch die Investierungsfreudigkeit ihrer Unternehmer und in der sorgsam aufgebauten Panamerikanischen Union die besten Trümpfe in der Hand. Trotz der heftigen Opposition, die mit Schlagworten wie „Yankee-Imperialismus“ und ähnlichem arbeitet, ist

jedoch Lateinamerika im allgemeinen zur Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten bereit, zumal es weitgehend von deren Gebrauchsgüterproduktion abhängig ist. Die Ablehnung eines Marshall-Planes für Südamerika, der die so knappen Dollarreserven kräftigen sollte, hat es dem dritten Konkurrenten, Argentinien, allerdings leichter gemacht, die Enttäuschung der Nachbarländer auszunützen.

Argentinien als einer der wirtschaftlich stärksten lateinamerikanischen Staaten hat zwar längst nicht die praktischen Unterstützungsmöglichkeiten der USA, zumal es sich in einer sehr ernsthaften Wirtschaftskrise befindet. Dafür appelliert es mit viel Erfolg an die gemeinsame spanische Tradition und die gemeinsame Religion, den Katholizismus. Die Regierung Peron ist die erste Argentinien, die am Wohlergehen des Arbeiters ein ehrliches Interesse zeigt. Das ist auf die übrigen Staaten nicht ohne Eindruck geblieben. Perons paniberische Pläne, die einen engeren Kontakt Lateinamerikas mit allen romanischen Staaten erstreben, um eine „Dritte Position“ zu bilden, sind zwar nach einigen zweiseitigen Abkommen im Sande verlaufen, beweisen aber, daß das ehemalige Kolonialland Argentinien die Absicht hat, eine Rolle in der internationalen Politik zu übernehmen. Aus dem Ressentiment Lateinamerikas gegen das wirtschaftlich stärkere Nordamerika ergibt sich die Möglichkeit, daß sich das Kräfteverhältnis zugunsten des paniberischen Gedankens verschieben könnte, wenn die Südamerikaner ihre Furcht überwinden würden, vom Regen in die Traufe und aus der Abhängigkeit von nordamerikanischen Kapitalhilfen in die Argentinien zu geraten.

Die innenpolitischen Auseinandersetzungen haben sich bisher hauptsächlich zwischen Konservativen und Liberalen abgespielt. Die Splitterparteien — Radikale, extreme Sozialisten, „Faschisten“ und auch Kommunisten — haben ohne Koalitionen nie in diesen Kampf eingreifen können. In den letzten Jahren haben allerdings sogenannte Volksparteien, die man als innenpolitische „Dritte Position“ betrachten kann, steigenden Einfluß gewonnen, vor allem in Argentinien, Brasilien und Mexiko.

Überhaupt vollzieht sich eine fortschreitende geistige Liberalisierung der politischen Institutionen Lateinamerikas, durch die der Abstand zwischen Theorie und Praxis eines demokratischen Systems immer mehr verringert wird. Ein hervorragendes Beispiel hierfür bietet Uruguay. Allerdings zeigt die Demokratie hier ein anderes Gesicht als in der alten Welt. Demokratie bedeutet hier nicht so sehr Mitwirkung des Volkes an der Regierung, die allein aus verkehrstechnischen Gründen manchmal gar nicht möglich ist. Demokratie bedeutet für den Lateinamerikaner eine Geisteshaltung, die sich auf die ihm selbstverständliche Achtung des anderen gründet. Seinem Temperament widerstrebt jeder persönliche Zwang. Die verfassungsmäßigen Rechte sind ihm in seiner politischen Uninteressiertheit relativ gleichgültig, solange seine persönliche Freiheit und die seines Nachbarn unangetastet bleiben.

Alexis de Tocqueville und Deutschland

Der große und edle normannische Franzose, von dem die nachfolgende kleine Studie handeln soll, verdient, in Deutschland näher bekannt und mehr gewürdigt zu werden. Sein berühmter Landsmann Royer Collard, der Philosophieprofessor und ideale Typ des Restaurationspolitikers, schrieb dem jungen Verfasser der „Demokratie in Amerika“ das huldigende Wort: „Vous appartenez à la Providence“, und Treitschke nannte ihn den Montesquieu des 19. Jahrhunderts. Aber nicht der Staatsdenker Tocqueville soll hier charakterisiert werden, obwohl die heutige Zeit dazu besonders aufruft, sondern eine mehr beiläufige Erscheinung an ihm: sein Verhältnis zu Deutschland, wie es sich im besonderen nach seiner Korrespondenz darstellt. Dabei wird natürlich auch das eine und andere Licht auf den Staatsphilosophen und Politiker fallen. Doch der wesentliche Gewinn wird sein die Offenbarung eines Menschentums, das geistig und moralisch fest verwurzelt ist in seiner Nation, aber auch die fremde Nationalität in ihrer geschichtlichen Erscheinung zu würdigen weiß. In dieser geistig-moralischen Einstellung liegt mehr denn je die Aufgabe, die der Menschheit schlechthin gestellt ist. Es ist das heute der göttliche Anruf an sie. Gibt sie diesem Rufe vor ihrem humanitären Gewissen kein Gehör und keine Folge, dann dürfte damit der ferneren Kultur dieses Planeten das Todesurteil gesprochen sein.

Die erste Berührung mit Deutschland hat Tocqueville wohl in dem Romantikerkreis gefunden, der in dem Jahrzehnt zwischen 1820 und 1830 noch stark unter dem Einfluß der Frau von Staël stand. Von ihrem Buch „De l'Allemagne“ sagt ein französischer Zeitgenosse, daß die naive Jugend der Restaurationszeit es mit Entzücken gelesen habe und dadurch mit Deutschland bekannt geworden sei. „Die Namen Schiller, Goethe, Kant mischten sich in unseren Unterhaltungen mit denen von Shakespeare, Byron und Walter Scott.“ In dem Salon der Herzogin von Broglie, der Tochter der Frau von Staël, wurde diese literarische Tradition fortgesetzt. Schillers „Wilhelm Tell“ ist die Lektüre des letzten Abends, den die Herzogin im geistig belebten Kreise ihrer Familie verbringt. Neben einem Châteaubriand, Lamartine u. a. dürfte auch Tocqueville an diesen geselligen Zusammenkünften zuweilen teilgenommen haben. Wir werden ihn als einen besonderen Verehrer Schillers kennenlernen.

Auf Deutschland und dessen Geschichte verwies ihn bei den Vorarbeiten zu seinem klassischen Werk über das „Ancien Régime et la Re-

volution“ der Trieb des wissenschaftlichen Forschers. Sein historisches Denken kreiste, ganz im Sinne Rankes, um Ideen, die, wie dieser es formuliert, „aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Gemüts aufsteigen“, aber in der Welt der Tatsachen zusammenstoßen mit einem „eigentümlichen unabhängigen Leben“. In seiner genialen Intuition glaubte Tocqueville den Ursachen der grundstürzenden französischen Revolution von 1789 nicht bloß im deistischen Frankreich Voltaires nachgehen zu müssen. In Schlossers Weltgeschichte war er auf den Illuminatenorden gestoßen. Schlosser schreibt dieser Sekte einen bemerkenswerten Einfluß auf die Entstehung der Revolution zu. Diese Auffassung lehnte Tocqueville ab — und das mit Recht. Wenn der Orden sich auch, in organisatorischer Anlehnung an Jesuiten- und Freimaurerorden, zur Aufgabe machte, „die Vernunft zur Geltung zu bringen“, die Offenbarungsreligion durch den Pantheismus abzulösen und an die Stelle von Staatsverfassungen „die Souveränität jedes Einzelnen“ zu setzen, so genügte doch die Handvoll Jahre seines Bestehens nicht, um über sein Geburtsland hinaus allgemeineren Einfluß auf die politischen Verhältnisse auszuüben. Seine Organisation blieb auf Deutschland beschränkt, wenn hier auch jugendliche Aristokraten, Professoren, Geistliche, ja selbst ein Coadjutor von Dalberg, der spätere Mainzer Erzbischof und Fürstprimas, unter seinen Mitgliedern erscheinen. Tocqueville sieht vollkommen richtig, wenn er diese deutsche Fehlgeburt nur als eines der zahlreichen Symptome betrachtet, „die den allgemeinen Geisteszustand der Epoche charakterisieren“.

Ein halbes Jahr zuvor hatte er geschrieben, daß er die Absicht habe, zu seiner Orientierung so viele Deutsche wie möglich zu sehen. Sie kämen ihm vor wie eine von der französischen verschiedene Menschheit. Beim Engländer verstehe er nicht nur die Sprache, er verstehe auch seine Gedanken. Die Gewohnheit habe ihn vertraut gemacht mit den anders gearteten Anschauungen der Menschen dieser Rasse und dieser Erziehung. Das träfe nicht zu auf die Deutschen. „Selbst wenn ich sie wörtlich verstehe, überschaue ich die Tragweite dessen nicht, was sie sagen.“ Darum bemühte er sich im letzten Jahrfünft seines Lebens ernstlich um ihre Sprache, wie er daneben sehr eifrige Studien darauf verwendete, die Geschichte des deutschen Volkes kennen zu lernen. Da sein politisches Denken wesentlich kreiste um die Ideen der französischen Revolution, war ihm Geschichtsbetrachtung unter sozialem Gesichtspunkt neben dem politischen auch wissenschaftliches Bedürfnis. Mitte Juni 1854 unternahm er mit seiner Frau eine Reise nach Deutschland, die ganz als Forschungsreise gedacht war. Leider mußte infolge Erkrankung seiner Frau die Planung sich auf einen etwa achtwöchigen Aufenthalt am Rhein beschränken mit einer nachfolgenden Kur in Wildbad. Anknüpfung persönlicher Beziehungen war durch Empfehlungsschreiben des befreundeten Grafen Circourt vermittelt. Diese öffneten ihm den Zugang zu aristokratischen und professoralen Häusern und Familien, in deren Schoß er sich bald „außerordentlich wohl fühlte“. Er entdeckte am häuslichen Leben in Deutschland sehr anziehende Seiten: die zwanglose Geselligkeit, die vornehme und anmutige Unterhaltung,

die natürliche Grazie der Damen; Eindrücke, die seinem geistigen Bedürfnis und seinem ästhetischen Geschmack sehr zusagten und auf die er in seinem Gemüt nicht vorbereitet war. Mit was für Anschauungen war Tocqueville überhaupt nach Deutschland gekommen, er, der französische Grande, der berühmte Verfasser des Amerikawerkes, das gefeierte Mitglied des „Institutes“, der kurzlebige Außenminister unter der Präsidentschaft Louis Napoleons? Zwei Jahre zuvor hatte er sich dazu folgendermaßen geäußert: „In Frankreich marschierte während des ganzen 18. Jahrhunderts die sogenannte Philosophie, die theoretische Wissenschaft, in gleichem Geiste mit den praktischen Ideen und den Sitten. Diese wollten ein Neues schaffen. Die Theorie lehrte, daß die Tradition keinen Wert habe und die alten Einrichtungen unnützer alter Kram seien. In Deutschland marschierten, wenn ich mich nicht täusche, philosophische und soziale Theorien im Gegensatz zu Wirklichkeit und Wandel. Sie hefteten sich an die Tradition und suchten in der Vergangenheit die Vernunft für die Gegenwart und die Norm für die Zukunft. Es scheint mir, daß die Richtung der Denker und Philosophen germanischer Rasse bis auf unsere Tage in diesem Sinne verblieben ist. Es ist das für mich unbegreiflich. Ich kann mir nicht denken, daß gelehrte Theorien in einem Volke so sehr verschieden sind von den Gedanken, die täglich seine Haltung bestimmen, besonders nicht in einem Lande wie Deutschland, wo die Theorie gewohnheitsmäßig eine so große Rolle spielt. Hat also der revolutionäre deutsche Geist einen anderen Weg als der unsere? Aber welchen? Ich wünschte, daß man mich über diesen Punkt aufklärte. Könnte die einzige Differenz zwischen den deutschen und unseren Philosophen nicht diese gewesen sein: man verurteilte auf beiden Seiten die Gegenwart; die Einen wollten sie beseitigen, um einen neuen Plan zu adoptieren, die Anderen, um auf alten Fundamenten neu aufzubauen?“ Der Aspekt also, in dem er das geistige Deutschland sah, war der einer tiefen Gegensätzlichkeit zu Frankreich: der von Revolution und Evolution.

In der Beurteilung des Geisteszustandes Deutschlands vor Ausbruch der Revolution kam er, trotz dieses Einblicks in die grundsätzliche Differenz, über die landläufige Auffassung einer vorwaltenden Abhängigkeit von dem Frankreichs doch nicht hinaus. In einem späteren Brief an den Neffen, der der französischen Gesandtschaft in Berlin attachiert war, äußert er sich dazu folgendermaßen: „Wenn Du die ganze deutsche Literatur läsest, die unmittelbar der französischen Revolution vorhergeht, würdest Du staunen über den Reiz, den die Deutschen damals für alles fühlen, was Französisch ist. In einer Art von Ekel, den ein Teil von ihnen in sich trägt, wollen sie sich gern von ihrem natürlichen Vaterlande trennen, um uns als Adoptivvaterland zu nehmen. Unter den Schriftstellern gibt es allerdings schon eine Reaktion gegen den französischen Geist; aber es ist dies eine rein literarische Bewegung. Die Herzen sind noch ganz Frankreich zugewandt.“ Trotz der Feststellung einer literarischen Reaktion bleibt diese Schilderung an der Oberfläche haften, sowohl geistes- wie nationalgeschichtlich. Die Hörigkeit der Höfe und der oberen Gesellschaftsschichten, einschließlich der Berliner Akade-

mie, gegenüber der französischen Sprache bedeutete keine Abdankung des deutschen Geistes. Der regte sich antifranzösisch schon bei Leibniz und brach bei Klopstock und Lessing, bei Herder, Goethe und Schiller mit urwüchsiger Kraft hervor. Und wenn auch die aufklärerischen Ideen der Voltaire, Diderot und Rousseau Eingang und Erörterung fanden, so blieb das ein intellektueller Vorgang innerhalb der gelehrten Zunft ohne jede revolutionäre Leidenschaft. Dasselbe gilt von dem Sensualismus eines Helvetius, dem Atheismus Holbachs und dem Kommunismus Morellys. Den beiden ersten setzte der deutsche Geist in Kant sein dreifaches positives Bekenntnis gegenüber: den Glauben an Gott, den an sittliche Freiheit und den an Unsterblichkeit. Volkstümlich bekundete sich diese Religiosität in der Anhänglichkeit an die Kirche trotz des Bibelsturmes eines Reimarus in Lessings „Wolfenbüttler Fragmenten“. Für Preußen bezeugt kein Geringerer als Mirabeau in seiner „Monarchie prussienne“ die Immunität von Atheismus und die „gläubige, teilweise bis zum Fanatismus gesteigerte Anhänglichkeit“ des Volkes an die väterliche Religion. Die kommunistischen Perversitäten Morellys in seinem „Code de la nature“ fanden überhaupt keine Beachtung. „Glückliches Deutschland“, konnte Schlözer auf seinem Göttinger Lehrstuhl ausrufen, „einziges Land der Welt, wo man auch gegen seine Herrscher auf dem Wege des Rechts aufkommen kann.“ So brannte also in Deutschland keinerlei Feuer, das auch in Frankreich hätte zünden können. Die Frage Tocquevilles beantwortet sich also dahin, daß das damalige Deutschland nur mit den Waffen Stellung nahm zur französischen Revolution, nicht mit intellektueller Hilfsaktion. Die Mainzer Klubisten fanden symbolisch in Johann Georg Forster ihre Ernüchterung.

Nun hatte aber Frankreich 1830 noch die Juli-Revolution des Bürgertums erlebt mit dem Sturz des restaurierten Bourbonenkönigtums und 1848 die sozialistische Februar-Revolution mit der Beseitigung der orleanischen Dynastie. Auch in Nord-, Mittel- und Süddeutschland hatte der revolutionäre Funke gezündet. Wie hatte Tocqueville sich diese Vorgänge in Berlin, Dresden und Baden zu erklären? Die gleichzeitigen in Frankreich bestätigten seine Theorie, daß die politischen Erscheinungen sich in gleichem Geiste mit der Philosophie bewegen. Es ist dies die Lehre St. Simons, der durch seine Schüler das öffentliche Leben Frankreichs beherrschte. War das in Deutschland immer noch anders? Da kam dem Wißbegierigen in Bonn die Antwort von seiten Hegels, auf den er gewiß von seinen professoralen Beratern verwiesen war. Dem Freunde Corcelle schreibt er darüber: „Sie kennen ohne Zweifel die Rolle, die in Deutschland seit 50 Jahren die Philosophie gespielt hat, besonders die Schule Hegels. Sie wissen, daß Hegel der Günstling der Regierungen gewesen ist, weil seine Lehre in ihren Konsequenzen feststellte, daß alle faktischen Gegebenheiten hinzunehmen und gesetzmäßig seien. Durch die Tatsache allein, daß die Regierungen geschaffen seien, verdienten sie Gehorsam. Diese Lehre erzeugte schließlich alle die christen- und kirchenfeindlichen Schulen, die seit zwanzig, besonders seit zehn Jahren versuchten, Deutschland sittlich zu verderben. Sie schufen endlich auch die sozialistischen Schulen, die die Revolution von 1848 so stark begünstigt

haben. Hegel wollte, daß man sich den alten und noch existierenden Einrichtungen der bestehenden Macht unterwürfe, die er eben um ihrer Existenz willen als gesetzmäßig erklärte. Seine Schüler aber wollten nun zu ihren Gunsten andere, gegenteilige Ordnungen schaffen, die dann, kraft ihrer Herrschaft, ebenso gesetzmäßig und verpflichtend gewesen wären. Das hieß nun nicht mehr die Geschäfte der offiziellen Beschützer Hegels besorgen. Es kam dahin, daß aus dieser Pandorabüchse alle Arten moralischer Gebrechen sich ergossen, unter denen dieses Volk noch heute leidet. Aber als ein würdiges Zeichen muß vermerkt werden, daß gegen diese sensualistische und sozialistische Philosophie scheinbar von allen Seiten eine allgemeine Reaktion sich fühlbar macht. Es werden diese Lehren an den Universitäten nicht mehr vorgetragen, und eine große Zahl angesehenen Stimmen arbeitet gegen sie.“

Die Lehre Hegels vom Staat als der Offenbarung des „objektiven Geistes“ und seiner vollkommensten Form in der konstitutionellen Monarchie ist hier nach üblichem Schema skizziert, richtig aber ihre Nutzenwendung für Sozialismus und Kommunismus festgestellt. Der Wahrheit gemäß ist zu sagen, selbst gegen einen Rudolf Haym, daß Hegel da bloß Bestehende wohl als ein Gesetzmäßiges erklärte, aber es damit nicht zugleich als das „wahrhaft Wirkliche“ verkünden wollte. Die Identität der beiden Begriffe zu konstatieren, blieb der Tendenz revolutionärer Geister vorbehalten, die sich seine Schüler nannten unter Berufung auf den epigrammatischen Satz in der Vorrede der Rechtsphilosophie: „Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich.“ Mit vollem Recht sagt Kuno Fischer, es sei eine Binsenwahrheit Hegelscher Logik und eine Grundwahrheit seiner Lehre überhaupt, daß die Vernunft die Macht sei, sich Wirklichkeit zu geben. Womit aber an das tatsächlich Bestehende zugleich die Aufforderung gerichtet sei, sich an der Vernunft zu orientieren. Wie erstaunlich aber sind Umsicht und Ernst Tocquevilles, dem lebenden Deutschland auf den ideellen Grund zu gehen.

Doch auch für die Oberfläche hatte er ein Auge, wie schon die eben angeführte Briefstelle beweist. Da stellt er fest, daß die Revolution von 1848 nicht spurlos an Deutschland vorübergegangen sei. Die Abschaffung einer unendlichen Zahl von Privilegien würde von dieser Epoche datieren. Der ganze bezügliche Teil der 48er Bewegung sei gern adoptiert worden, selbst von den Fürsten, die von der Revolution am meisten bedroht gewesen. Aber man bediene sich in einem großen Teil des Landes nicht der geschaffenen Organisationen des öffentlichen Lebens. Selbst für Preußen träfe das zu, obwohl man eine wirkliche Volksvertretung besitze, vollkommene Redefreiheit, eine halbe Pressefreiheit und eine von der gesetzgebenden Gewalt völlig unabhängige Verwaltung. Diese Apathie hätte einen zwiefachen Grund: einmal besäße man überhaupt kein richtiges Verständnis für die Mittel, mit deren Hilfe politische Freiheit begründet und erhalten werde; sodann hätte man nicht jene unvollkommene politische Erziehung genossen, die die Franzosen in den 36 Jahren des repräsentativen Systems durchgemacht hätten. Inmitten halbfreier Institutionen hielten sie alle die Sitten aufrecht, welche

sich unter dem absoluten Regiment gebildet hätten. Als Schlußstein setzt er unter diese Analyse der politischen Psyche der Deutschen den Satz: „Das große Phantasiebild der deutschen Einheit erfüllt weit mehr ihre Einbildungskraft als das Bild einer gesetzmäßigen Freiheit in jedem einzelnen der Länder, aus denen Deutschland sich zusammensetzt.“ La chimère de l'unité allemande ist eine Wendung, die zu verschiedenen Zeiten in seinen Briefen wiederkehrt. Ihr steht aber ein grundsätzlich positives Bekenntnis aus dem September 1851 in seinen Souvenirs entgegen. Da sieht sein divinatorisches Auge für die europäische Kultur den Kampf um Sein oder Nichtsein vom Osten her hereinbrechen. Zur siegreichen Abwehr dieser Katastrophe bedürfe es eines Bündnisses Frankreichs mit einem starken einigen Deutschland, und die Voraussetzung hierfür sei eine Abkehr seiner Landsleute von der traditionell feindlichen Einstellung gegen die Einheit aller deutschen Völker.

Die geistige und politische Zentrale Deutschlands sah er natürlich in Berlin und in Preußen. Als der Neffe von der Gesandtschaft in Wien nach Berlin versetzt wird, ist der Onkel darüber hocherfreut. Da könne man mit ungleich größerem Vorteil als an der Donau das wirkliche Deutschland studieren. Wenn auch der politische Einfluß Preußens schwächer geworden, so sei doch seine Einwirkung auf Geist und Sitten der Deutschen vorherrschend geblieben. Es herrsche in ihm ein fruchtbares geistiges Leben. Die Universität Berlin sei fraglos die erste in Deutschland. Sie zähle Männer zu den Ihren, deren Name Größe verbürge. Bei einigen dieser Vertreter exakter und schöner Wissenschaften kann der Onkel den Neffen persönlich einführen. So findet dieser u. a. freundschaftliche Aufnahme im Hause Savignys. Und als er gar mit einem Briefe des 89jährigen Alexander von Humboldt aufwarten kann, da lautet das Echo: „Ich bin auf's tiefste gerührt. Danke dem erlauchten Greise auf's allerangelegentlichste!“ Die pädagogische Unterweisung des jungen Attachés mündet schließlich in folgender Mahnung aus: „Ganz Preußen trägt das Gepräge Friedrichs des Großen. Ihn muß man immer studieren, um es vollkommen zu verstehen. Studiere also das Land sorgfältig in allen seinen Werken. Daran wirst Du auch Deine preußischen Kenntnisse gewahr werden. Und je mehr Du Dich mit den Taten und Schriften dieses hervorragenden Mannes vertraut machst, umso mehr wirst Du auch die rechte Idee von Dir selber haben.“ Friedrich als Norm und Spiegel edlen Menschentums, eine schönere Huldigung ward dem großen Monarchen nimmer.

Auch über Politik und Geschichte hinaus übt der Onkel, dessen eigene Ehe kinderlos geblieben, eine rührende pädagogische Pflegschaft an dem Neffen. Dieser berichtet, daß er sich mit der klassischen deutschen Literatur beschäftige. Darauf vernimmt er aus dem Schlosse Tocqueville folgende Antwort: „Ich bin entzückt über das, was Du mir von Deinen Studien sagst. Du hast recht, die Geschichte Deutschlands beherrschen zu wollen, besonders die seit der Reformation. Was Du mir über Schiller schreibst, ist mir oft von Deutschen mit Schönheitssinn bestätigt worden. Als Historiker ist er ein großer Kolorist, aber kein getreuer Kopist der wirklichen Vorgänge. Sein Buch (Die Geschichte des 30jährigen

Krieges) würde, wie ich glaube, ein ziemlich schlechter Führer sein, wenn man es ohne Kenntnis der Einzeltatsachen und der besonderen Triebfedern läse, die gewisse Persönlichkeiten zum Handeln anreizen und bestimmte Vorgänge dieses großen Dramas herbeiführten. Aber ich nehme an, daß er ausgezeichnet die allgemeinen Ursachen des Ereignisses wiedergibt und die Bewegung der Ideen und Leidenschaften, die den Krieg erzeugten oder aus ihm hervorgingen. Und nur dies ist absolut sicher in der Geschichte; alles Besondere ist mehr oder minder zweifelhaft. Des weiteren ist Schiller besonders würdig, durch seine Poesien den ersten Rang einzunehmen unter den Männern von Genie. Seine großen Dramen und daneben die kleinen Stücke zählen nach meiner Auffassung zu den schönsten Dichtungen, die man in irgendeiner Literatur antreffen kann. Wenn ich über genügend Deutsch verfügte, um in solcher Sache urteilen zu können, würde ich sagen, daß mir Schiller als Dichter Goethe mindestens ebenbürtig erscheint, als Mensch aber ihm unendlich überlegen ist. Der Gott Goethe sitzt unbeweglich in seinem Olymp. Er schreibt über menschliche Leidenschaften, ohne sie jemals selbst zu fühlen oder an ihnen teilzuhaben. So ist er mir immer als ein wenig anziehender Geist erschienen, durch seine Gefühllosigkeit, seinen Egoismus und seinen Stolz, dem Teufel ähnlich, dem Menschen aber nur durch seine kleinen Leidenschaften.“ Dieser Brief verrät bei einem Nicht-Literarhistoriker und noch dazu bei einem Nichtdeutschen eine ungewöhnlich liebevolle Hingabe an unseren tragischen Dichterheros. Das Urteil über ihn als Historiker steht hoch über dem mancher seiner deutschen Biographen. Sehr richtig ist von Tocqueville gesehen, daß nicht die Fakta, die Einzeltatsachen, was er „das Besondere“ nennt, das Wesentliche der Schillerschen Geschichtsschreibung ausmachen, sondern die Ideen und Leidenschaften in den handelnden Persönlichkeiten. Diese aber sind, Sinn und bleibenden Wert historischer Darstellung wahr erfäßt, in lebendigen Gemälden veranschaulicht und mit großgezeichneten Porträtgestalten beseelt. Das Porträt Goethes skizziert nicht unrichtig die alte steife Exzellenz. Aber Goethe von dem Vorwurf reinigen zu wollen, sein eigener Mephisto zu sein, erübrigt sich für den Deutschen, der das hohe Ethos in ihm nicht minder bewundert, wie er seine vollendete Künstlerschaft liebt.

Wir ziehen, unter Rückverweisung auf das eingangs Gesagte, die Summe: Wenn Deutschland sich heute mit Frankreich unter einem Tocqueville zu verständigen hätte, dann würden politische Vernunft, nationale Unbefangenheit und humanitäre Gesinnung das endgültige friedliche Nebeneinander beider Völker bestimmen zu ihrem Heil und zum Heile Europas. Da dieser aber vor nunmehr bald hundert Jahren in die Unsterblichkeit eingegangen, bleibt nur der sehnliche Wunsch, daß unter seinen Landsleuten doch sein weiser und edler Geist wieder lebendig und wirksam werden möge.

Gentilezza - Humanität

Als Bundeskanzler Adenauer von seinem achttägigen Aufenthalt in Rom zurückgekehrt war, erklärte er vor einem Parteikongreß in Bad Reichenhall: Italien empfinde Freundschaft für Deutschland, nicht nur die Politiker hätten es ihm versichert, auch der kleine Mann auf der Straße habe es ihm wissen und fühlen lassen. Es ist klar, daß ein solcher Ausspruch zum Fenster hinaus getan wurde, er gehört in das politische Konzept und mag unter Umständen wirksam und nützlich sein.

Wie es um die Gefühle eines Volkes gegenüber einem anderen bestellt ist, erfährt man weder durch Minister, die ihr spezielles Höflichkeits-Vokabular haben, noch aus den Sympathieäußerungen eines kleinen Mannes, vor allem nicht in Italien. Selbst eine geschickte Gallup-Befragung würde nur zu einem relativ gültigen Resultat führen. Der Ausländer bedarf einer langen Erfahrung, eines gewissen Eingesessenseins und doch auch wieder der Fähigkeit, sich zu distanzieren, er muß die Methode des Denkens, die bei einem Volke vorwiegt, überschauen können und in der Lage sein, die Akzente einer Sprache genau zu deuten — erst dann wird er der Wahrhaftigkeit der Gefühle auf den Grund kommen. Es mag nur als Beispiel angeführt werden, daß das Wort „amico“ nicht das ernste Gewicht unseres Wortes „Freund“ hat; es entspricht eher unserem Begriff „Bekannte“.

Im Fall Italien kommt eine „liebenswürdige Schwierigkeit“ hinzu. So offen Italiener unter sich die Angehörigen anderer Nationen kritisieren, sie würden es sich im Traume nicht einfallen lassen, ihnen selber ihre Meinung mitzuteilen. Sie besitzen in diesem Punkt einen internationalen Takt. Es ist ihre Art der Höflichkeit, Einwände gegen andere in sich zu verschließen, nicht um einen Streit zu vermeiden — sie streiten ganz gerne — und es sich deshalb bequem zu machen, sondern um dem anderen gefällig zu sein. Sie vertragen es ebensowenig, daß man sie in ihrem Lande kritisiert — sie selber kritisieren sich vielleicht viel heftiger, als Ausländer es vermögen.

In der Bereitschaft zum Gefälligkeit, in der Gentilezza, die sich aus seinem angeborenen Sinn für Humanität ableitet, liegt vieles begründet, was Deutsche oft dem Italiener als Mangel an Gradlinigkeit oder, sagen wir rund heraus, als „Falschheit“ vorwerfen. Hans Carossa hat in seinen „Ungleichen Welten“ auf die in deutschen Schulen großgezuchtete Manie des Generalisierens hingewiesen, dazu gehört die „welsche Tücke“.

Die Italiener sind so viel oder so wenig falsch wie die Deutschen, sie sind es nur auf ihre Weise. Aber sie werden persönliche Ressentiments, die eine üble Erfahrung ihnen eingebracht hat, nicht auf ein ganzes Volk übertragen. Nicht aus politischer Einsicht haben sie nach Kriegsende die Diffamierung des deutschen Volkes als eines der Mörder und Vertragsbrecher abgelehnt, nur weil ein in die Politik verschlagener Maniak ein Mörder und Vertragsbrecher war und sich das Mandat erzwungen hatte, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen — sondern aus der Gentilezza heraus.

Wie steht der Italiener zum Ausländer, wie steht er zum Deutschen? Liebe — nein, sie besteht nicht, sie besteht überhaupt zu keinem anderen Volk, auch nicht zu der *sorella latina*, Frankreich. Aber er ist deshalb nicht fremdenfeindlich. Kein Ausländer hat Grund, sich über Animosität zu beklagen, selbst nicht der Feind von gestern. Das datiert nur zum allergeringsten Teil aus Zweckmäßigkeitsgründen des ihm sehr wichtigen Fremdenverkehrs, zum weitaus größten aus seiner Einstellung: alle Menschen sind Gottes Kinder. Er ist in jenem von der Demokratie gewünschten Sinne Nationalist, das heißt in der Anhänglichkeit und Ehrung seiner Erde, in der Gewöhnung an seine Sitte, die auch eine dreißigjährige Emigration etwa nach Argentinien nicht verwischt. Aggressiv wird er diesen Stolz gegen Ausländer nicht herauskehren. Er erwartet, daß auch der andere die Vorzüge von Land und Volk anerkennt, und wird es ihm mit einem Kompliment gegen dessen Heimat danken. Aber er wird gegen eine Kritik nicht mit Kritik zurückschlagen.

Natürlich hat er innere Vorbehalte. Sie zeichneten sich deutlicher ab in den Jahren der Okkupation. Mit dem Amerikaner fand er sich relativ leicht zurecht. Die beiderseitigen Naivitäten schafften Affinitäten; die Amerikaner schlossen sich nicht ab, gewiß, sie tranken manchmal ein bißchen viel — der Italiener lebt sehr nüchtern — aber darüber konnte man lächeln. Es gab eine Fraternisierung in der ersten Minute. Gegenüber dem Engländer nie. Er haßt das Phlegma, das verschlossene Ueberlegenheitsgefühl der Engländer empfand er als hybride, er reagierte scharf, wenn man ihn als einen Menschen zweiter Klasse behandelte. Auch der Lazzarone in Neapel fühlt sich noch als ein Signore, stellte schon Goethe fest. Jedoch, mochte die Presse noch so sehr die englische Politik angreifen, mochte Mister Bevin außer in Israel nirgends so gehaßt sein wie am Tiber — der Engländer wird hier im Lande niemals einer Ablehnung begegnen, vielmehr immer das Gefühl haben, willkommen unter Freunden zu sein.

Aus historischer Perspektive gesehen, ließe sich eine gewisse Fremdenfeindschaft begreifen. Kein Land Europas hat unter den Invasionen fremder Mächte, Völker, Cäsaren so gelitten wie Italien. Seitdem die Dämme des alten römischen Imperiums barsten, haben alle Usurpatoren nach den Goldorangen im dunklen Laub gegriffen, vom Osten die Sarazenen, nachdem schon die Griechen jahrhundertlang den Süden Italiens beschlagnahmten, den sich später Spanier und Franzosen einverleibten; über die Alpen herab stiegen immer wieder die nordischen Völker und

diktieren Italien ihre Gesetze; und noch vor hundert Jahren griff das Oesterreichische Kaiserreich mit Regierung, Armee und Polizei nicht nur in den staatlichen Organismus, sondern tief in das Gewissensleben der Italiener ein. „Fuori lo straniero!“ wurde der Schlachtruf der Patrioten (und die Kommunisten haben ihn neu auf ihren Schild geschrieben, natürlich nur mit der Spitze gegen den Westen). Trotzdem hat der Fremdenhaß nicht Wurzel geschlagen — und darum auch nicht die Liebe zu anderen. Die Lehre der Toleranz liegt ihnen im Blut. Aber die Erfahrungen aus zweitausend Jahren haben Skepsis gezüchtet.

Diese Skepsis beobachtet der Italienreisende merkwürdigerweise nicht, vielleicht will er sie in seiner Ferienstimmung auch nicht zur Kenntnis nehmen. Ihm genügt die zur Schau getragene Liebenswürdigkeit und das Lied, das der Gondoliere singt — würde er richtig hinhören, so könnte er schon einiges vom wirklichen Italien begreifen: es ist ein melancholisches Lied. Melancholie ist eine Art Skepsis.

In jenen zweitausend Jahren fremdvölkischer Ueberflutungen sind die Männer aus dem Norden, von den Vandalen bis zur Gestapo, die hauptsächlichsten Okkupanten der Apenninhalbinsel gewesen. Trotzdem hat sich kein Deutschenhaß festgefressen, aber es hat auch nie zu einem tieferen Verständnis gereicht. Die deutsche Geistigkeit wird von der Intelligenz geschätzt, der deutsche Mystizismus, die Neigung zum Todesgehorsam kopfschüttelnd abgelehnt. „Faust“ bleibt ein tiefes Rätsel. Es hat auch lange gedauert, bis Mozart auf Zustimmung stieß, obwohl er in Donizetti einen italienischen (und in Italien stürmisch geliebten) Nachfahren hatte. Andererseits wurde Bach heimisch, obwohl er ein nordischer Protestant war: seine leuchtende Klarheit rückte ihn in die Nähe der Latinität. Schopenhauer gilt als verdächtiger Feuilletonist. Jedoch die konstruktive Energie des Deutschen, das Zielbewußtsein, die Widerstandsfähigkeit, die Solidität der Arbeit werden offen und geheim bewundert. Als Gäste hat man sie immer gerne gesehen, es lag Großzügigkeit in ihnen. Nur sind dem Italiener die deutschen Soldatenstiefel zu schwer, die deutschen Erziehungsmethoden zu streng, zu steif.

Ja, er bewundert die Deutschen, er ist weit davon entfernt, auf Grund von Einzelerfahrungen abfällig zu generalisieren. Sie haben vieles, was ihm selber abgeht und vielleicht nützlich sein könnte. Jedoch der Gedanke, es zu übernehmen, stößt ihn ab. Er kennt sein Maß. Man stelle ihm ein deutsches Gericht auf den Tisch, mag sein, daß er es mit Genuß ißt, in sein Kochbuch wird er es nicht aufnehmen. Darin liegt der Instinkt: was ich zu mir nehme, muß meinen klimatischen Bedingungen, meinem Boden entsprechen. Das nahegebrachte Fremde akzeptiert er bestenfalls als Kuriosität.

Eine Beobachtung aus dem Krieg möge dieses Insichruhen, diese Ausgeglichenheit illustrieren, die auch die Frage nach seiner Beziehung zu den anderen beleuchtet: Als im Winter 1943/44 deutsche Rollkommandos die jungen Leute von den Straßen wegfingen, um sie über die Alpen hinüber in Arbeitslager zu verfrachten, stürzten die Mütter den Soldaten vor die Füße: „Laßt uns unsere Söhne hier!“ Es half nichts.

Viele dieser Jungens sind nie zurückgekehrt . . . Als im Herbst 1944 die Alliierten jene Deutschen, die in Italien zurückgeblieben waren, einsammelten, um sie in Lager abzutransportieren, kamen dieselben Mütter auf die Straße gestürzt: „Laßt sie doch in Frieden, auch sie haben eine Mutter.“

Vielleicht ist diese Toleranz, diese Verneinung des Hasses, die der Gewaltanbeter einfach nicht verstehen kann, die Stärke des italienischen Charakters, die es befähigt, sich aus Niederlagen und Fehlschlägen immer wieder aufzurichten.

Die Frage des vorhandenen oder mangelnden Fremdenhasses berührt in besonderem Maße das Rasseproblem. Nach dem, was gesagt wurde, steht es bereits außer Zweifel, daß der Italiener keinen Sinn für Rassenhaß und damit auch keinen für den Antisemitismus hat. Er ist in Einzelercheinungen vorhanden, aber nicht als Psychose, und wo er vorhanden ist, wird er nicht gewaltmäÙig überborden. Als die Nürnberger Gesetze erlassen wurden, fragte mich der Quästor (Polizeichef) einer kleinen oberitalienischen Stadt: „Was ist das für eine Geschichte mit euren Juden? Warum verfolgt man sie? Wir haben auch Juden, aber sie sind Italiener. Sind eure Juden gefährlicher als die Protestanten?“

Die Frage ist in doppelter Hinsicht interessant: rassistisch genommen stellten die Juden eine verschwindende Minderheit dar, so wie religiös genommen die Protestanten. Letztere aber bleiben die Abtrünnigen vom Dogma. Ihr Kult ist geduldet, niemand wird seinetwegen Anfechtungen ausgesetzt sein. Doch besteht bei aller Toleranz ein vom Vatikan genährtes Vorurteil. Gegen eine Rasse gibt es dieses Vorurteil nicht. Einer der wenigen Einwände gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Diskriminierung der Neger. Während des Krieges in Abessinien konnte man auf allen Straßen Italiens einen Schlager hören: „Facetta nera, sarai romana“ (Kleines Schwarzgesicht, du wirst nun Römerin). Erst als er im Schlepptau Hitlers hing, verbot Mussolini das Lied als eine Verherrlichung der Rassenschande. Verboten heißt noch nicht, etwas zum Verstummen zu bringen. Man sang es nicht mehr tags, man sang es nachts durch die Gassen mit Varianten, die den faschistischen Ohren nicht angenehm klangen.

Nach dem 30. Januar 1933 sog Italien den ersten Strom der Emigranten auf. Mussolini rief sie ausdrücklich. Namhafte jüdische Juristen und Mediziner erhielten Lehrkanzeln, Konstrukteure Plätze in Industrie und Laboratorien, Musiker wurden zu Konzerten aufgefördert, Stipendien ausgeworfen. Man gründete eigene Schulen, Geschäfte wurden eröffnet, der Einwurzelung schienen keine Gefahren zu drohen. In einem berühmt gewordenen, von ihm selber gegengezeichneten Interview verurteilte Mussolini den Antisemitismus als eine Kulturschande. Aber aus dem ersten Diktator, der den Schüler Hitler lehren wollte, wurde der Schüler Hitlers, und das Bekenntnis gegen die Kulturschande wurde ausgelöscht.

Wie reagierte das italienische Volk auf die Einführung der Rassegesetze am 1. September 1938? Es begriff sofort, daß es der Nordwind war, der sie ihm zugeweht hatte, und es tat, was es meistens mit un-

bequemen Gesetzen tut: es sargte sie in die Archive ein und überlegte, wie sie zu umgehen seien. Es widerstrebte seinem Stolz, mit einemmal 50 000 Mitbürger unter 43 Millionen als seine Todfeinde zu erklären. Härten traten selbstverständlich auf, solange die Faschistische Partei das Heft in der Hand hatte, aber die Bevölkerung machte keine Unterschiede, die Juden blieben Menschen gleichen Grades und Wertes, und daß die Regierung sie zu deklassieren versuchte, wirkte sich weit eher gegen die Regierung selber aus. Zu Gewaltmaßnahmen kam er erst unter den Befehlen der Gestapo — und sofort schwenkten selbst die meisten faschistischen Behörden in die Front der Bevölkerung ein: sie schützten, wo sie angreifen sollten. So wenig sich der Italiener von einer Okkupationsmacht als „Native“ behandeln läßt, so wenig verträgt er es, wenn ein Mitbürger, gleichviel welcher Anschauung oder Klasse, zu etwas Minderem gestempelt werden soll.

Ablauf

„Völker haben sich fürs Leere gemüht,
Nationen fürs Feuer, ermattet.“
Jeremias (51, 53—59; Buber)

Ach einmal wird auch hier noch eine Zeit
der Ruhe kommen, der gedämpften Leiden.
Dann trägt die Welt vielleicht ein Armenkleid.
Dann wird vielleicht das Lamm beim Löwen weiden.

Dann wird es schwer sein, uns noch zu verstehn
in unsern Kriegersraffinements, den Waffen,
dem schwindelnden Erfinden, dem Erraffen,
in unserem Rekordzugrundegehn.

Ach jene Zukunft, sie gehört vielleicht
den Primitiven, den Vonvornbeginnern.
Vertropfen wird viel Zeit, eh sies erreicht:
sich unseres Zu-spät zu spät erinnern.

Werner Bukofzer

Von „drüben“ gesehen . . .

Bericht und Bekenntnis eines ostdeutschen Schriftstellers

1

Als ich vor einiger Zeit, ohne Interzonenpaß und auf Lastkraftwagen fahrend, meine Bekannten in der Bundesrepublik besuchte, war die am häufigsten wiederkehrende Frage: Warum schreibst du nicht mehr, warum hast du keine „Karriere“ gemacht?

Fast alle, die diese Frage an mich richteten, befinden sich in materieller Not oder geistiger Bedrängnis. Sie finden für die gegenwartsnahen, kritischen und partei-ergreifenden Arbeiten, die ihnen am Herzen liegen, nur selten einen Verleger, und es widerstrebt ihnen, sich mit flachen Mode-Erzeugnissen in einen rücksichtslosen Konkurrenzkampf einzulassen, der dem der Industrie nicht unähnlich ist. Künstlerisch veranlagte Menschen mit ihrer Sensibilität, ihrem gesunden Ehrgeiz und ihrem Verlangen nach öffentlicher Resonanz leiden besonders stark unter der Isolierung der Arbeitslosigkeit. Bei einigen hat sich dieses Gefühl zu einer neurotischen Arbeitssucht verdichtet, die nach künstlerischer Betätigung strebt, ganz gleich wo und unter welchen Voraussetzungen. Wenn diese Menschen von den hohen Auflagen der ostzonalen Verlage hören, von der propagandistisch gerühmten „ehrvollen Stellung des Künstlers innerhalb der neuen Gesellschaft“, von den einander ablösenden Preisausschreiben, Prämien und öffentlichen Aufträgen — dann erscheint ihnen eine freiwillige „innere Emigration“ mit allen ihren materiellen und ideellen Benachteiligungen oft unverständlich. Das bedeutet: sie haben keine Vorstellung von der wirklichen Situation des Schriftstellers in der Sowjetzone.

Dieses Beispiel erscheint mir typisch für jenen Kreis westdeutscher Künstler, von denen Rudolf Pechel schrieb, daß sie „zwischen den Fronten“ stehen. Es ist oft versucht worden, die Ursachen dieser Haltung zu analysieren, doch es scheint, daß man dabei drei wichtige Faktoren übersehen hat, die nicht in metaphysischen Tiefen wurzeln, sondern allein aus der täglichen Praxis, dem Alltag schlechthin, wirksam werden: erstens der Absturz aus einer gesicherten und allgemein geachteten Existenz in die Rolle des „Vertreters für eigene Erzeugnisse“, der gezwungen ist, mit seinen geistigen Produkten hausieren zu gehen; zwei-

tens die Unzufriedenheit mit den kulturellen und politischen Verhältnissen im eigenen Lager (die dazu führt, gewisse „Schönheitstehler“ jenseits der Zonengrenze zu tolerieren) und drittens das Bestreben westdeutscher Parteien, Zeitungen und Zeitschriften, die Verhältnisse in Ostdeutschland sensationell aufzubauschen, wodurch gerade beim intellektuellen Zweifel an der Glaubwürdigkeit solcher Informationen entstehen.

Man wird einen aus diesen (und anderen) Gründen zum „Neutralisten“ gewordenen Intellektuellen nicht dadurch bekehren können, daß man ihn öffentlich als „Hochverräter“ diskreditiert. Wir neigen trotz Freud und moderner Psychologie noch immer dazu, uns mit Erscheinungen herumzubalgen, ohne deren Ursache geduldig zu erforschen. Ausschlaggebend für die Bewertung jeder Handlung — auch beispielsweise der Vorgänge im PEN-Zentrum und in Starnberg — sollte das Motiv bleiben. Es gibt unter den sogenannten „Zwischenstuhlanern“ zweifellos Rückversicherer und nationalistische Dickschädel — doch wir wollen diejenigen nicht übersehen, die sich aufrichtig um Klärung bemühen, die in ihrem Verlangen nach Frieden besonders gefährdet sind durch die heimtückische, rhetorisch aufpolierte Zweckpropaganda der Becher und Hermlin.

Kurz: die Empfänglichkeit dieser Kreise für ein vom Osten inspiriertes „gesamtdeutsches Gespräch“ liegt vorwiegend in ihrer Unzufriedenheit begründet. Deshalb sollten die (noch urteilsfähigen) ostdeutschen Schriftsteller das Risiko nicht scheuen, ihre westdeutschen Kollegen in den Spalten westdeutscher Publikationsorgane darüber aufzuklären, wie „zufrieden“ sie im Schlaraffenland der „neuen deutschen Nationalkultur“ sein dürfen. Denn diese noch urteilsfähigen Schriftsteller der Sowjetzone befinden sich heute bereits in der Situation, die den westdeutschen Partnern des „Starnberger“ und anderer Gespräche vorbehalten bliebe, könnten die Stalinisten in einem „neutralisierten“ Deutschland so handeln, wie sie es im „neutralisierten“ Korea taten.

2

Es gibt in der Sowjetzone zwei Arten von Schriftstellern: solche, die schreiben, und solche, die in irgendwelchen „Ausweichberufen“, als Lektoren, Bibliothekare, Angestellte usw., ein durch materielle Sorgen und geistige Beengung gekennzeichnetes Dasein fristen. Der Weg dieser Menschen von der freien schöpferischen Arbeit zu einer mehr oder weniger administrativen Betätigung ist selten reibungslos verlaufen; es hat wohl bei keinem von ihnen an Versuchen gefehlt, sich den kulturellen „Richtlinien“ anzugleichen und somit in den Genuß all der Vergünstigungen zu gelangen, die das ostdeutsche System für seine „künstlerischen Propagandisten“ bereithält. Diese Menschen sind in überwiegender Mehrzahl keine Helden. Sie haben Kompromisse geschlossen, solange sie möglich waren. Doch das östliche System will keine Kompromisse; es sieht auch im Kompromiß eine Gefahr, weil es damit dem Partner ein letztes Restchen eigener Meinung — auf künstlerisch-formalem, politi-

tischem oder philosophischem Gebiet — anerkennen würde. Der Leninismus-Stalinismus propagiert sich selbst beständig als exakte Wissenschaft. So wenig wie 2 mal 2 etwas anderes als 4 ergeben kann, behaupten seine Anhänger, so wenig kann es eine andere Philosophie, eine andere gesellschaftliche Lehre, ja eine andere Geschichte geben als die Versionen des Leninismus-Stalinismus. Nein, die schweigenden Schriftsteller der Sowjetzone sind keine Helden. Sie sind nur Menschen, denen die Begabung fehlt, ihr ureigenes Wesen, ihre Weltanschauung, ihre Erfahrungen, ihren Glauben, ihren Geschmack, die Summe dessen, was ihre Eigenart bestimmt, gewaltsam umzuformen oder zu verleugnen. Sie haben ihren Verstand hundertmal mit oberflächlichen Argumenten zu betören versucht, denn es lockte ein menschenwürdiger Lebensstandard nach elf Kriegs- und Nachkriegsjahren der Furcht, des Hungers, der Entbehrungen. Doch wenn diese Menschen zu schreiben versuchten, dann erkannten sie: es gelingt nicht — es wird farblos, verkrampft, verlogen. Manches Manuskriptblatt voller Striche und Korrekturen ist zum Schlachtfeld geworden, auf dem Opportunismus und Individualität sich als erbitterte Feinde begegneten. In diesen Auseinandersetzungen wurde der Mensch geläutert oder das Werkzeug geboren. Es gibt viele Werkzeuge in der Sowjetzone und viele Halbwerkzeuge — aber es gibt wohl ebenso viele Menschen.

3

Die Schriftstellerkongresse des Jahres 1950, durchgeführt in jedem Land der DDR, waren insofern eine „revolutionäre Neuerung“, wie sie mit einer bisher sorgsam vermiedenen Eindeutigkeit die Forderungen des Staates an die „Ingenieure der menschlichen Seele“ (Stalin) präzisierten. Man muß dabeigewesen sein, man muß die „Atmosphäre“ dieser Zusammenkünfte geatmet haben, um das ganze Ausmaß der geistigen Knebelung in der Sowjetzone begreifen zu können. Da standen sie hinter dem Rednerpult, die Herren Kuba, Victor, Bredel, die SED-Vorsitzenden des jeweiligen Landes, die „Kulturdirektoren“ der Großbetriebe; da erschienen die obligaten Delegationen der „Werkstätigen“, da sprachen kaum 12jährige „Jungpioniere“ von der Aufgabe „unserer“ Schriftsteller, die „impe . . . impe . . . imperialistischen Kriegstreiber“ zu entlarven. Da gab sich auf rotgeschmücktem Podium die wuchtige Gehirnlosigkeit mit dem opportunistischen Intellekt ein Stelldichein, da war von der hysterischen DFB-Landessekretärin bis zum rhetorische Plattheiten auftragenden „verdienten Lehrer des Volkes“ alles versammelt, was die „neue deutsche Nationalkultur“ plant, „aufbaut“ und in eine bisher unvorstellbare Niveaulosigkeit treibt.

Halle ist nicht Starnberg, und die Aufgaben der Landeskongresse waren andere als die des „gesamtdeutschen Gesprächs“. Hier sollten die noch widerstrebenden Künstler durch Drohungen eingeschüchtert und durch „fördernde Maßnahmen“ zur Dienstleistung am Fünfjahrplan gezwungen werden. Die Referate und Diskussionsbeiträge des sächsischen Schriftstellerkongresses 1950 erscheinen in Inhalt und Diktion oft unglaublich

haft, doch sie kennzeichnen die Stupidität einer kulturellen Konferenz, deren Veranstalter durch willige Kastrierung ihres Geistes zu intellektuellen Eunuchen geworden sind. — Anschließend einige Stenogrammauszüge im Original:

„... Die Berufsverbände der Länder müssen die ihnen zugehörigen Autoren karteimäßig erfassen. Diese Karteien müssen vor allem darüber Aufschluß geben, woran der Schriftsteller gegenwärtig arbeitet, denn es ist ein unhaltbarer Zustand, daß viele sogenannte Autoren noch IN-Karten*) beziehen, obwohl sie bisher keine Arbeit geleistet haben, die unserm Fünfjahrplan dient. Man sollte z. B. von Kollegen, die an einem größeren Roman schaffen, vierteljährliche Arbeitsberichte verlangen, aus denen ihre Fortschritte und der Stand ihrer Arbeit hervorgehen.“

„... Was ist Objektivismus? Objektivismus wäre zum Beispiel gewesen, wenn man unsere Bevölkerung in diesen schweren Jahren (gemeint sind die ersten Nachkriegsjahre. D. V.) gefragt hätte: Seid ihr für Bananen aus Amerika oder für Ratschläge aus der Sowjetunion? Das wäre Objektivismus gewesen, denn wie sind diese Menschen erzogen worden? Sie sind erzogen worden in kapitalistischen oder faschistischen Schulen, von Lehrern, die Angestellte eines kapitalistischen oder faschistischen Staates waren. Deshalb haben diese Menschen damals wie ihre Lehrer gedacht, und deshalb hätten sie sich 1946 für die Bananen entschieden. Aber wofür haben sie sich bei der Volkswahl im Oktober entschieden? Da haben sie mit überwältigender Mehrheit für unsere fortschrittliche Regierung gestimmt!“

„... Der Schriftsteller muß in der einen Hand die Feder, in der anderen die Waffe bereithalten, um den niederzuschlagen, der sich uns entgegenstellt!“

„... Das ist ja das neue an unserer fortschrittlichen Buchkritik, daß sie nicht allein Inhalt und Form eines Werkes untersucht, sondern sich mit dem gesellschaftlichen Bewußtsein des Künstlers auseinandersetzt! Ist das Bewußtsein eines Künstlers zurückgeblieben, so muß die Kritik ihm sagen: Hier hast du Mängel, hier hast du Fehler gemacht. Du bist der Erzieher der Massen, und wenn du Fehler machst, d. h. wenn du objektivistisch oder kosmopolitisch denkst, dann können sich die Klassengegner auf dich berufen und sagen: Seht ihr, der hat das auch geschrieben, und das ist gedruckt worden, und deshalb muß das richtig sein.“

„... Wir müssen zu einer klaren, volkstümlichen Sprache zurückfinden. Die Sprachüberfremdung ist Sache der dekadenten Bourgeoisie, des Kosmopolitismus und des Imperialismus.“

„... Die volkseigene Industrie muß in verstärktem Maße Aufträge an die Schriftsteller erteilen. Wenn in einem Betrieb eine Brigade besonders vorbildlich arbeitet, wenn ein Saboteur entlarvt wird oder die Kulturgruppe ein Laienspiel über ihren Betrieb aufführen will, dann sollen sich der BGL-Leiter und der Betriebsgruppenvorsitzende und der Kulturdirektor zusammensetzen und an unseren Schutzverband schreiben: Schickt uns einen Schriftsteller, hier kann er helfen, hier hat er ein Thema, er soll herkommen und arbeiten.“

Was in diesem letzten Zitat umrissen wurde, das füllt seitdem die Spalten ostzonaler Zeitschriften: der künstlerische Auftrag. Im Auftrag ist die „Stalin-Kantate“ von Kuba entstanden und das „Mansfelder Oratorium“ von Hermlin, im Auftrag schrieb Becher seine „Hymne an die Partei“ und Bert Brecht seine Kantate für die Weltjugendfestspiele, aus der wir folgenden „Chortext“ entnehmen:

*) Zusatzkarten für die „schaffende Intelligenz“

Hoch zu Bonn am Rheine träumen zwei kleine
 Böse alte Männer einen Traum von Blut und Stahl.
 Zwei böse Greise, listig und leise,
 Kochten gern ihr Süpplein am Weltbrand noch einmal.
 Schumacher, Schumacher, dein Schuh ist zu klein,
 In den kommt Deutschland gar nicht hinein.
 Adenauer, Adenauer, zeig deine Hand!
 Um dreißig Silberlinge verkaufst du unser Land.

4

Fassen wir alles das, was in den letzten Jahren auf kulturpolitischem Gebiet geschrieben, gesprochen, gerügt und verordnet wurde, zusammen, dann stoßen wir auf drei Gebote, denen sich der ostzonale Schriftsteller zu beugen hat, will er weiterhin seinen Beruf ausüben. Zu diesen Geboten erübrigt sich jeder Kommentar. Sie erklären unsere „innere Emigration“ besser, als wir selbst es jemals tun könnten. Sie sind Ausdruck der absoluten Kontrolle des geistig-schöpferischen Prozesses. Sie sind auf künstlerischem Gebiet bereits die Vollendung dessen, was George Orwell — von vielen belächelt, von vielen bekämpft — für das Jahr 1984 prophezeite . . .

Erstes Gebot:

Du sollst in der marxistisch-leninistisch-stalinistischen Ideologie denken, sofern deine Arbeit ohne Denken nicht geleistet werden kann.

Zweites Gebot:

Du sollst dir Lenins Forderung zu eigen machen: Gestaltet typische Menschen in typischen Situationen! — Du sollst die Parteipresse regelmäßig lesen und die kulturpolitischen Kommentare der führenden Funktionäre aufmerksam studieren: sie werden dich darüber aufklären, welcher Personenkreis als „typisch“ im Leninschen Sinne zu gelten hat, auch wenn er in Wirklichkeit nur eine fanatisierte Minderheit ist.

Drittes Gebot:

Du sollst Romane, Erzählungen, Reportagen und Gedichte schreiben, die unsern Fünfjahrplan verherrlichen. Du sollst für den Frieden wirken, indem du die Verhältnisse in Westdeutschland (aktive Kriegsvorbereitungen, Marshallplandiktatur, Kulturbarbarei usw.) mit der fortschrittlichen Entwicklung der DDR (deutsch-sowjetische Freundschaft, Volkseigene Betriebe, Aktivistenbewegung, Schnelldrehverfahren, Weltjugendfestspiele usw.) konfrontierst. Die eigentlichen Hauptfiguren deiner Arbeiten müssen stets die Siegeszuversicht, die Kraft und den schöpferischen Optimismus der Parteimitglieder verkörpern, auch wenn sie nicht unmittelbar im Vordergrund der Handlung stehen. Zu ihnen muß sich jedermann schließlich bekehren, sie bestimmen den gedanklichen Gehalt deines Buches, sie haben das letzte Wort. Der BGL-Leiter, der Volkspolizist, die aktive FDJlerin entscheiden in deinem Buch über gut und böse, über den Wert und Unwert der Philosophen; sie haben das Recht zu der Behauptung, daß alles außerhalb ihres ideologisch klaren und be-

schränkten Horizontes dekadent, kriegshetzerisch, morbid, fluchwürdig und bekämpfungswert ist. Aus ihren Worten hat deine völlige Unterwerfung zu sprechen; sie sind der Maßstab, nach dem dein „Bewußtsein“ bewertet wird; sie werden zu deinen Anklägern, wenn du sie böswillig verzeichnest, wenn sie uns nicht zufrieden, treu, wachsam, kämpferisch aus jedem Kapitel anstrahlen, bereit zur Sonderschicht und zur Denunziation, bereit, die Feierabende in Agitationsversammlungen zu verbringen, bereit, Unterschriften zu sammeln und Mitglieder zu werben, bereit, ihr kümmerliches Dasein in parteireligiöser Ekstase einer kommenden Generation zu opfern, die schon jetzt in Kindergärten, Schulen und FDJ-Gruppen verzogen und verbogen wird. Aber sie können — und das merke dir gut! — auch für dich zeugen. Dann wirst du in den Chorus derer einstimmen dürfen, zu deren Sprecher sich Johannes R. Becher dichtend erhob:

Partei . . . !
 Du großes Wir, Du unser aller Willen,
 Dir, Dir verdanken wir, was wir geworden sind!

5

Und in diesem Hexensabbat der Nachwuchs. Junge Menschen mit offenen Herzen, mit Fähigkeiten, die sich zu fördern lohnen, erfüllt vom Drang zur künstlerischen Gestaltung, zur Aussage ihrer Gedanken: sie sind unsere Brüder im Schweigen. Vor drei Jahren noch lasen wir ihre Gedichte und Erzählungen, zerquält oft, suchend nach einem neuen Inhalt, nach neuen Formen, nach einer besseren Zukunft. Hagelstange und Sabais, über die Grenzen der Ostzone hinaus bekannt, fanden den Weg nach Westen. Doch die anderen, die erst später reiften, als es bereits verboten war, eine andere Zukunft als die des Stalinismus zu suchen, zu erträumen, sie, von denen kein literarisches Zeugnis in die Öffentlichkeit dringen konnte: was wird aus ihnen? Für sie gibt es keine Einbahnstraße in die Bundesrepublik, keine Legitimation des „bekannten Namens“. Wie viele junge Talente wurden von den „Kulturplanern“ der SED im Keime erstickt! Und welches Unkraut schießt auf dem Boden dieser Diktatur empor, die den denkenden Schriftsteller zum handwerklich-routinierten Schreiber erniedrigt! Im Folgenden ein Beispielsprodukt des staatlich geförderten Nachwuchses der Sowjetzone. Auszüge aus Olaf Badstüblers Gedicht „Fünfjahrplan der Schriftsteller“, erschienen in Heft 5/51 der führenden Literaturzeitschrift „Aufbau“.

In Berlin
 tagt die staatliche Plankommission,
 Ihr seid deren stärkste Abteilung.
 Lebendige Dichtkunst,
 dem Aufbau entlockt,
 ist Zündschnur zum Fördern der Kohle.

Berichte! Bilanz unserer Republik.
 Heinrich Rau gibt bekannt:
 Drei Schächte geteuft.
 Der Plan hat überall

Triumphe geholt.
Die Förderung
stieg um fünfzehn Prozent,
das Ergebnis der Bergbau-Romane!

Die staatliche Plankommission
beschließt:

Im kommenden Jahr
wird ein Buch
aus unsren Werften geschrieben.
Wir brauchen Schiffe;
die Schiffbauer wollen
Romane von ihrer Beschäftigung
lesen.

Die Volksfabriken
räumen sofort
für die Schriftsteller
Lehrplätze ein.
Beim Drehen entwickelt
sich nicht nur die Hand.
Das Gehirn wächst
durch Arbeitsprozesse.

6

Jedes in der DDR geschaffene und angebotene Manuskript unterliegt einer doppelten Zensur: einmal durch die ideologisch geschulten Verlagslektoren, und zum anderen durch das anonyme Gremium des sogenannten „Kulturellen Beirats“ der sowjetzonalen Schrifttumskammer, die über Erteilung oder Entzug der Druckgenehmigung entscheidet. Seit einiger Zeit wird nun eine zusätzliche Nachkontrolle geschaffen, und zwar in Form einer Buchkartei, in der jede Neuerscheinung inhaltlich und ideologisch bewertet und der „anzusprechende“ Leserkreis festgelegt wird. Diese Kartei, die als ständige Beilage zum Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Leipzig) erscheint, soll nunmehr auch den Vertrieb der ostdeutschen Buchproduktion steuern, vor allem in den öffentlichen Bibliotheken und Werksbüchereien. Darüber hinaus dient sie als Informationsmaterial für die Literaturkritik. Hat ein Buch die beiden Vorkontrollen durchlaufen und wird in dieser Kartei (weil sich inzwischen die Parteirichtlinien geändert haben oder aus einem anderen der mannigfaltigen Gründe) als ideologisch verschwommen bezeichnet, so ist sein Schicksal besiegelt. Die öffentlichen Bibliotheken lehnen die Aufnahme dieses Werkes ab, die Parteibuchkritiker liefern den nunmehr erwünschten Verriß, und die Auflage verschwindet in aller Stille vom Markt. Die Öffentlichkeit erfährt lediglich die letzte Auswirkung dieser internen Vorgänge: ein Privatverlag wird von einem Staatsverlag „übernommen“ oder erklärt seinen Konkurs.

Dem unbefangenen Beobachter vermittelt diese „Steckbriefkartei“ interessante Einblicke in die Zusammensetzung der sowjetzonalen „fortschrittlichen Literatur“. Von 108 bisher registrierten Büchern deutscher Autoren entfallen 53 auf belletristische Werke mit betont politischer Tendenz, 18 auf Romane mit gesellschaftlichen Themen aus der Zeit

vor 1945, 5 auf Neuauflagen des sogenannten „Kulturerbes in fortschrittlicher Sicht“ und 32 auf Märchenbücher, Jugendschriften, Reisebeschreibungen usw. ohne marxistisch-leninistische Tendenz. Gerade die letztgenannten „unpolitischen“ Bücher werden in der Kartei scharf kritisiert, und es ist anzunehmen, daß zumindest Neuauflagen der beanstandeten Werke abgewürgt werden.

Wie bekannt, nehmen Uebersetzungen sowjetischer Autoren in der ostdeutschen Buchproduktion einen breiten Raum ein, und diese immer wieder als vorbildlich gepriesene Propagandaliteratur zeigt sich uns in der folgenden Zusammensetzung: von 57 bisher besprochenen Werken sowjetischer Schriftsteller entfallen 46 auf Romane, Reportagen und Jugendbücher mit betont politischer Tendenz; in 5 popularwissenschaftlichen Werken werden die sowjetischen Gelehrten tendenziös verherrlicht, und nur ganze 6 Märchenbücher bleiben, in denen weder von einem Parteisekretär noch dem großen vaterländischen Krieg die Rede ist.

Um einer Nivellierung ihrer Produktion zu entgehen, haben sich namhafte Verlage wie Reclam, Rütten & Loening (jetzt fusioniert mit „Volk und Welt“) und Paul List (Leipzig) um das Uebersetzungsrecht westeuropäischer und amerikanischer Autoren bemüht. Von den Zeitgenossen dürfen allerdings nur Kommunisten erscheinen, u. a. der Amerikaner Howard Fast, der Franzose Vaillant-Couturier, der Däne Andersen-Nexö usf. Zwar stechen diese Werke angenehm gegen die primitive Zweckgebundenheit der meisten deutschen und sowjetischen Tendenzromane ab, doch sie denen im Rahmen des ostzonalen „Kulturplanes“ nur der einseitigen, das heißt falschen Orientierung. Es gibt nur wenige Leser, die gerade in diesen Werken „westlicher“ Kommunisten einen Beweis demokratischer Freiheit erkennen, den indirekten Gruß aus einer Welt, die auch ihren schärfsten Kritikern das Recht der unbehinderten Meinungsäußerung nicht verwehrt.

Doch es ist unschwer zu errechnen, wann das Reservoir an diesen Romanen erschöpft sein wird. Dann wird der kulturelle Eisernen Vorhang, der bisher noch einige „linientreue“ Buchübersetzungen durchschlüpfen ließ, endgültig herabgleiten. Dann wird der ostdeutsche Buchmarkt nur noch die Erzeugnisse einer literarischen Propaganda anzubieten haben, die im Machtbereich der Sowjets für die Ziele der Sowjetpolitik entstehen. Die Beurteilung von Pjotr Pawlenkos Roman „Das Glück“ auf Karteikarte Nr. 192, 7. Folge, sei hier auszugsweise als Beispiel für viele angeführt:

„Der Titel dieses Buches macht den Leser aufhören, rührt er doch an die Sehnsucht jedes Menschen. Für den deutschen Leser ist es ein besonderer Gewinn, aus diesem Buche zu erfahren, daß auch in der sozialistischen Gesellschaft, in der jeder einzelne dem Ganzen bewußt verpflichtet ist, die uralte Sehnsucht des Menschen nach dem persönlichen Glück lebt. Dennoch ist es ein Glück auf einer höheren Stufe des menschlichen Daseins. Sein Kennzeichen ist, daß das Glücksverlangen des einzelnen den unabweislichen Forderungen, die die Gesellschaft an ihn stellt, nicht widerspricht.

Oberst Woropajew ist aus seinem Glück ‚abgestürzt‘, dem Glück, als erfolgreicher Offizier der siegreichen Roten Armee die geliebte Heimat Erde dem Feind wieder zu entreißen. Der Verlust eines Beines und eine schwere

Lungentuberkulose zwingen ihn, am Schwarzen Meer Erholung und Ruhe zu suchen. Er wird Propagandist auf den zum Rayon gehörigen Kolchosen. Eine kleine Funktion für einen hohen Offizier, dem immer noch Generalstab und Kriegsakademie offenstehen! Aber er findet durch die enge Verbundenheit mit dem Volk, das seiner Hilfe, seiner Führung bedarf und dessen Herz ihm bald warm entgegenschlägt, eine neue Beglückung. „Nicht mit dem Bewußtsein, mit meinem Körper, mit meinem Atem fühle ich, daß ich das Volk bin, im Volk mit dem Volk, daß ich seine Stimme bin. Ach, was für ein Glück habe ich!“

Ernst wird das Glück der Liebe in diesem Buch genommen: „Die Liebe ist ein Ereignis, das über das Leben entscheidet wie der Eintritt in die kommunistische Partei.“ Und doch bedeutet sie nur eine der Glücksmöglichkeiten, von denen das Buch spricht. Das Große an diesem wunderbaren Buch ist, daß sich persönliches und gesellschaftliches Leben untrennbar durchdringen. Das Leben so in seiner Ganzheit zu erfassen, heißt zu einem vollen Glück gelangen.“

7

Wenn Sie, verehrte Kollegen in Westdeutschland, wieder einmal Klage erheben über manche bedauernswerte Erscheinung in Ihrer Umwelt: denken Sie ein wenig an uns. Ihre schweigenden Kollegen im Osten. Wir haben uns hier zu klären bemüht, wo die Grenze liegt, hinter der freies, künstlerisches Schaffen nicht mehr möglich ist. Wir glauben, nein, wir wissen aus unseren täglichen Erfahrungen, daß diese Grenze eine geographische ist, daß sie identisch ist mit jenem „Eisernen Vorhang“, der die demokratischen Länder vom Machtbereich der Sowjetdiktatur trennt.

Weil aber diese Grenze eine geographische ist, muß sie geschützt werden. Das ist unsere Hoffnung, und das ist Ihre Sorge. Wir kennen das Risiko der westdeutschen Remilitarisierung, die Gefahr, daß jene von Illustrierten und Zeitschriften öffentlich gerechtfertigten und gefeierten „soldatischen Tugenden“ sich wiederum über den militärischen Sektor hinaus ins wirtschaftliche, geistige und kulturelle Leben ausbreiten könnten. Wir wollen diese vielfältigen Probleme auch nicht mit dem Hinweis auf die sowjetdeutsche Volkspolizeiarmerie als erledigt abtun. Wir wollen Ihnen nur sagen, daß dieses widerspruchsvolle, von Krisen geschüttelte, von geistigen Auseinandersetzungen zerrissene und belebte Westeuropa trotz allem unsere Hoffnung ist. Die Menschheit kann nur reifen im Wechselspiel der Meinungen, im ständigen Für und Wider, im Stirb und Werde. Sie können diese in vielem reformbedürftige — aber letzte! — Bastion der Freiheit auf unserem Kontinent nicht dadurch gerechter und besser gestalten, daß sie mit dem angriffslustigen Feind abstrakte Gespräche führen. Ihre Aufgabe, um die wir Sie aus ganzem Herzen beneiden, liegt in der Aktion. Die feste Haltung gegenüber der stalinistischen Diktatur und eine aktive, kritische Mitarbeit an der geistigen Konsolidierung Westeuropas: Das ist ein Standpunkt, der den Forderungen unserer Zeit entspricht.

Adam und der Affe

Von Hedwig Conrad-Martius und Curt Emmrich erscheint in diesen Tagen im Köselverlag München ein Band Dispute „Das Lebendige, der Mensch und die Endlichkeit der Welt“. Der eine der beiden Autoren stellt uns zu der in diesem Buche ausführlich behandelten Frage der Abstammung des Menschen einen Essay zur Verfügung, in dem die neueren naturwissenschaftlichen Entdeckungen unter metaphysischen Aspekten kritisch betrachtet werden.

Die Redaktion

Am Beginne unseres Säkulums galt es als eine ausgemachte Tatsache, daß der Mensch vom Affen abstamme. Charles Robert Darwin hatte diese Lehre im Jahre 1859 in seiner „Entstehung der Arten“ erstmals ausführlich begründet. Es war eine wissenschaftliche Hypothese wie jede andere. Obgleich es eine Fülle von Tatsachen gab, die sich mit Hilfe der Darwinschen These ausgezeichnet erklären ließen, gab es eine ebenso große Fülle von Tatsachen, die sich mit dieser These nicht erklären ließen. Darwin, der ein großer Gelehrter und ein Forscher von höchster Gewissenhaftigkeit war, hat auch seine Hypothese niemals für bewiesen gehalten, und bis zum heutigen Tage ist sie niemals wirklich bewiesen worden. Dem Zeitalter des Materialismus kam diese Hypothese freilich so gelegen, daß sie, in höchst unwissenschaftlicher Weise, zu einem allgemeinen Dogma erhoben wurde. Noch heute gibt es Forscher, welche verkünden, daß die Abstammung des Menschen vom Affen als historisches Faktum festgestellt sei. Einer von ihnen hat ohnlängst sogar verkündet, daß das von niemand mehr bezweifelt werde.

Machen wir uns die Mühe, diese fossilen Forscher einen Augenblick ernst zu nehmen. Unterstellen wir, daß der Mensch tatsächlich und realiter vom Affen abstamme. Dann muß es, wie auch immer man sich das nun vorstellen mag, mindestens einmal einen historischen Menschen gegeben haben, dessen Vater ein Affe war. Selbst der fossilste Forscher wird nicht leugnen wollen, daß der Mensch, seinem Wesen nach, mehr ist als ein hochentwickelter Affe, daß er etwas ist, was über den Affen hinausgeht. Er ist ja das, was sich aus dem Affen „entwickelt“ haben soll.

Man mag für diesen Übergang noch so feine Stufen annehmen — vom Affen über das Menschenäffische und das Affenmenschliche zum Menschen — es mußte in der konkreten Generationsfolge mindestens einmal ein Glied gegeben haben, das gerade eben noch menschenäffisch, seinem Wesen nach also ein Affe war, aber ein Kind gehabt hat, das

gerade eben schon affenmenschlich, seinem Wesen nach also ein Mensch war. Die fossilen Forscher bewegen sich mit souveräner Sicherheit in den Jahrhunderttausenden der grauen Vorzeit. Aber erst, wenn man das einmal realiter sich vorstellt, sieht man, was da eigentlich behauptet wird: daß nämlich ein konkreter Affe einen konkreten Menschen zur Welt gebracht habe. So grotesk auch immer diese Vorstellung sein mag, den fossilen Forschern bereitet das keine Denkschwierigkeiten. Den Abgrund, der zwischen dem Wesen Affe und dem Wesen Mensch klafft, überbrücken die orthodoxen Vertreter der Entwicklungslehre mit der Luftbrücke der Definition.

Für sie ist das Wesen Affe gerade nicht ein Wesensphänomen, ebensowenig wie das Wesen Mensch. Sie definieren beide aus gewissen Eigenschaften. Über diese Definitionen gibt es verschiedene Meinungen, die nur in einem Punkte vollständig miteinander übereinstimmen, in ihrer vollständigen Oberflächlichkeit. So gilt unter den Evolutionisten der Gebrauch des Feuers als ein zuverlässiges Merkmal dafür, daß es sich um einen Menschen handle. Und so braucht man nur ein wenig Asche über den Schädel eines Primaten zu streuen, und man kann den *Australopithecus* als unser aller Vater aus der Urzeit auferstehen lassen. Welch eine Philosophie!

Natürlich ist es, wenn die Forscher sich per definitionem darüber einigen, daß der Gebrauch des Feuers ein Merkmal des Menschen sei, sehr einfach, das Merkmal dann als Beweis zu nehmen. Aber das ist eine intellektuelle Taschenspielerlei, die nicht ernst genommen werden kann.

Doch wollen wir auch dieses einen Augenblick ernst nehmen. Lassen wir es gelten, daß das Wesen Mensch durch die Tatsache des Gebrauches des Feuers charakterisiert werde. Dann müßte es einmal ein historisches Wesen gegeben haben, das als erstes das Feuer gebraucht hat. Dieses Wesen, zoologisch vielleicht mit Nutzen als *Prometheopithecus* zu bezeichnen, hat im ersten Teile seines Lebens das Feuer noch nicht gekannt. Es mag also ein noch so hoch entwickeltes menschenähnliches Wesen gewesen sein — das, was nach den fossilen Forschern ein Merkmal des Menschen ist, der Gebrauch des Feuers, war ihm unbekannt. Also war es, seiner entwicklungsgeschichtlichen Definition nach, kein Mensch, sondern „eben gerade“ noch ein Affe. Im zweiten Teil seines Lebens, nachdem dieses Wesen den Gebrauch des Feuers entdeckt hatte, hatte es das entwicklungsgeschichtliche Merkmal des Menschseins erworben. So hat es also nach der Meinung der fossilen Forscher mindestens einmal ein historisches Wesen gegeben, das als definierter Affe geboren wurde und als definierter Mensch gestorben ist.

Man sieht, wohin man gelangt, wenn man Wesenheiten, anstatt sie mit dem Rüstzeuge der Ontologie philosophisch zu untersuchen, mit naturwissenschaftlicher Oberflächlichkeit durch periphere Eigenschaften definiert.

Nun haben die naturwissenschaftlichen Evolutionisten eine Fülle der besten Gründe, die Hypothese von der Abstammung des Menschen vom Affen als eine naturwissenschaftliche Hypothese aufzustellen, zu untersuchen und zu verteidigen. Es ist nur grenzenlose philosophische Unbe-

scheidenheit, die noch heute einige von ihnen veranlaßt, eine durch ihre Leistungsfähigkeit naturwissenschaftlich durchaus brauchbare Hypothese als eine historisch bewiesene Tatsache auszugeben. Wieso es dazu kommen konnte, soll sogleich erörtert werden. Vorher aber möchte ich noch auf folgendes hinweisen.

Die heutigen Evolutionisten, soweit sie ihre naturwissenschaftliche Hypothese nicht für eine gewöhnliche Hypothese, sondern für eine wissenschaftliche Wahrheit von allgemeiner Gültigkeit halten, sind alle echte Materialisten. Sie sind überzeugt, mit der Hypothese von der Abstammung des Menschen vom Affen die Schöpfungsgeschichte ausgeschaltet zu haben. Das ist eine Illusion.

Unterstellen wir ruhig zum drittenmale die Theorie der Abstammung des Menschen vom Affen als richtig — was ist damit für die Erklärung der Existenz des Menschen gewonnen? Das Problem wäre nur verschoben. Wir können mit einiger Sicherheit sagen, daß es eine Periode der Erdgeschichte gegeben hat, in der es noch kein Leben auf der Erde gegeben haben kann. Irgendwann muß also dieses Leben auf der Erde entstanden sein. Nach der Evolutionstheorie hat sich das Leben kontinuierlich aus diesen ersten Anfängen entwickelt. Die Abstammung des Menschen vom Affen ist nur eines der letzten Glieder dieser vermuteten Kontinuität. Will der Materialist jegliche Schöpfung ausschalten, so muß man von ihm verlangen, daß er für die erste Entstehung des Lebens auf der Erde eine naturwissenschaftliche Erklärung gibt. Diese Erklärung braucht nicht mehr als eine Hypothese zu sein. Sie braucht nicht mehr zu leisten, als diese Lücke in der naturwissenschaftlichen Erklärung der Welt zu schließen durch eine Annahme, die wenigstens möglich wäre. Aber nicht einmal eine solche Hypothese gibt es. Die Naturwissenschaft ist gänzlich außerstande, irgend eine auch nur einigermaßen einleuchtende Erklärung für die Entstehung des Lebens auf der Erde zu geben. Hingegen läßt sich mit naturwissenschaftlicher Methodik der vollkommen überzeugende Beweis führen, daß die zufällige mechanische Entstehung organischen Lebens aus anorganischen Elementen einen so ungeheuerlichen Grad von Unwahrscheinlichkeit hat, daß diese Annahme jeder wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit entbehrt.

Die Materialisten sind denn auch alsbald in's Weltall hinausgeflüchtet und lassen die ersten Lebenskeime aus dem Kosmos auf der Erde landen. Da aber ihr Kosmos eine physikalisch einheitliche Angelegenheit ist, müßten sie nunmehr die Entstehung des Lebens im Kosmos erklären. Tatsächlich ist die Entwicklung des Lebens auf der Erde naturwissenschaftlich in tiefstes Dunkel gehüllt. Es gibt keine Theorie darüber, die einen höheren Grad von Ernsthaftigkeit beanspruchen könnte als die Welteislehre.

Selbst wenn also der Mensch vom Affen abstammte, wäre das Geheimnis seiner Herkunft nur um eine kleine Milliarde von Jahren in's Präkambrium verschoben. Doch ist es nützlich, nicht nur sich, sondern vor allem auch den fossilen Forschern klarzumachen, daß es naturwissenschaftliche Tatbestände, die von keiner Naturwissenschaft erklärt werden können, eben einfach gibt.

Sprechen wir also jetzt nicht mehr von der historischen Tatsache, daß der Mensch vom Affen abstammt, sondern nur noch von dem Versuche der Evolutionisten, aus ihrer naturwissenschaftlichen Hypothese eine historische Tatsache zu machen.

Die Ausgrabungen der letzten dreißig Jahre haben die von Darwin ausgesprochene Vermutung, daß der Mensch vom Affen abstamme, in einem Grade wahrscheinlich gemacht, den selbst der entschlossenste Darwinist um 1900 nicht einmal zu erhoffen gewagt hätte. Man kennt heute eine Kette von Skeletten, die wirklich mit allen anatomischen Übergängen vom Affen zum Menschen zu reichen scheint. Es gibt sogar richtige Mischwesen, bei denen auch der erfahrenste Anthropologe sich von seinen zuverlässigsten Merkmalen im Stiche gelassen sieht, Wesen, bei denen es einfach nicht mehr möglich ist, sie anatomisch mit Sicherheit dem Reiche der Affen oder dem Reiche des Menschen zuzuordnen. Es ist also durchaus verständlich, daß die Entwicklungsgeschichtler der Meinung sind, daß es eine kontinuierliche anatomische Entwicklung vom Affen zum Menschen gegeben haben könne. Aber damit eben sollten sie sich begnügen. Sie haben nichts als Knochen in der Hand, und es ist lächerlich und anmaßend, die naturwissenschaftlichen Schlüsse, die sie aus diesen Knochen ziehen, als eine gültige Wahrheit auszugeben über die Entstehung eines Wesens, das sich von allen Tieren dadurch unterscheidet, daß es persönlich aus dem Transzendenten in's Physische und Psychische, in die Natur hineinragt.

Es ist zweifellos nicht Sache der Naturwissenschaft, über das Wesen des Menschen, der eine Geistseele besitzt, wissenschaftliche Urteile abzugeben. Aber noch weniger ist es ihre Sache, die von den dafür zuständigen Wissenschaften erhobenen Befunde als irrelevant zu ignorieren. Entschieden ist der Mensch mehr dadurch charakterisiert, daß er eine persönliche Geistseele hat, als dadurch, daß er Feuer macht. Eine Naturwissenschaft, die glaubt, gegen eine solche ontologische Feststellung mit nichts als mit einem Kinnbacken argumentieren zu können, wird nichts weiter erreichen, als immer tiefer in das Netz tragischer Irrtümer hineinzugeraten, an welchem sie seit hundert Jahren mit so stupendem Fleiße spinnt. Die Entwicklungslehre kann also zunächst nichts weiter tun als feststellen, daß es nach den Befunden ihrer Ausgrabungen ein Grenzgebiet gibt, in welchem menschenaffische und affenmenschliche Formen so nahe aneinanderrücken, daß sie ineinander überzugehen scheinen. Welche Deutung diesen Übergangswesen zu geben ist, kann anatomisch und morphologisch allein überhaupt nicht entschieden werden. Wesensmäßig ist, wie sogleich auseinander gesetzt werden soll, ein kontinuierlicher Übergang unmöglich.

Solche Übergangsperioden sind auch an anderen Stellen der Entwicklung bekannt. Es gibt eine Gruppe von sehr frühzeitigen amerikanischen Sauriern aus dem Perm, die sogenannten Theriodontier, die in gewissen Gattungen ausgesprochene Säugetiermerkmale zeigen. Aber gerade diese Typen, die im Zeitalter der Reptilien den Habitus der Säugetiere vorwegnehmen, stellen Sackgassen der Entwicklung dar.

Nun wissen wir längst, daß, wie ich in meinem Aufsatz „Was ist Leben?“*) auseinandergesetzt habe, die Gestaltung lebendiger Wesen überhaupt nicht anders als durch überphysische Wirkmächtigkeiten, durch Entelechien, gedacht werden kann. So kann man sich sehr gut vorstellen, daß an dem historischen Punkte, an dem „die Zeit des Menschen gekommen war“, die Menschenentelechie mit der Affenentelechie im Streite lag, daß sie, ähnlich wie bei den Theriodontiern, sozusagen mit ungeeignetem Material, noch nicht recht zum Zuge kommen konnte und in diesem Falle allerdings Pfuschwerk in Szene setzte. Denn diese Mischwesen sind ausgesprochene Monstra. Wenn man den Schädel eines solchen sogenannten „Prähominiden“, etwa eines Australopithecus, betrachtet, so kann man sich, trotz der anthropomorphen anatomischen Eigenschaften dieses Wesens, in einem solchen Schädel schlechterdings eine menschliche Geistseele nicht vorstellen. Wenn die Evolutionisten darauf hinweisen, daß diese „Prähominiden“ den Gebrauch des Feuers gekannt haben, so haben wir schon gesehen, was dieses Merkmal philosophisch wert ist. Ein Affe, ob er mit einem Hammer eine Nuß zerschlägt oder ob er Tränen vergießt, wird dadurch noch kein Mensch. Er weint auf äffische Weise, und ebenso gut kann der Australopithecus auf menschen-äffische Weise Feuer gebrauchen. Gerade das, was die Evolutionisten immer als Beweis anführen, die „Ähnlichkeit“ zwischen Affe und Mensch, ist und bleibt eben immer nur Ähnlichkeit und wird durch eine noch so große Annäherung nicht zur Gleichartigkeit. Es kann keine „Vormenschen“, keine „Menschentiere“ und keine „Tiermenschen“ geben. Alle diese antropomorphen Mischwesen sind eben keine Menschen, können keine Menschen sein, und ihre „Menschenähnlichkeit“ ist, auch wenn sie über die Menschenähnlichkeit des Affen hinausgeht, darum nicht rätselhafter oder unverständlicher als diese.

Es ist notwendig, hier auf einen Zusammenhang hinzuweisen, der für alle Diskussionen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie von der größten Bedeutung ist. Nichts wäre törichter, als zu leugnen, daß die anatomischen und morphologischen Erhebungen der Entwicklungsge-schichtler höchst merkwürdig sind und höchst schwierige Probleme aufwerfen. Tatsächlich hat es Wesen wie den Australopithecus gegeben, bei dem menschenäffische und affenmenschliche Eigenschaften gemischt sind. Dieser Befund liegt vor und an ihm ist nicht zu rütteln. Bis hierher bewegen wir uns auf ganz sicherem Boden. Nun aber kommen die Evolutionisten und behaupten, das ist ein Mischwesen zwischen Tier und Mensch. Es ist von höchster Wichtigkeit, sich klarzumachen, daß das eben keine sichere Tatsache mehr, sondern schon ein Schluß ist. Der Unterschied ist sehr fein, aber er ist bedeutungsvoll, voller Bedeutung nämlich.

Solange der Evolutionist sagt: „Ich, als Morphologe, unterstelle, daß das ein Mischwesen sei. Ich stelle die Hypothese auf, daß es Mischwesen gegeben habe“, ist dagegen nichts einzuwenden. Das kann ein Gegenstand der Diskussion sein und ist es ja auch tatsächlich. Aber die Behauptung aufzustellen: „Das ist ein Mischwesen“, heißt, den sicheren

*) Siehe Deutsche Rundschau Nr. 9/1951, S. 814.

Boden verlassen, heißt auf Grund nur anatomischer und morphologischer Eigenschaften ein endgültiges Urteil abgeben über ein Wesen, das ja auf jeden Fall mehr ist als eine anatomisch-morphologische Entität. Der Evolutionist kennt nur die anatomischen und morphologischen Eigenschaften. Auf Grund eines solchen Eigenschaftssektors über das ganze Wesen urteilen zu wollen, ist einfach nicht exakt. Umgekehrt kann natürlich auch der Ontologe ein entwicklungsgeschichtliches Urteil nicht abgeben ausschließlich auf Grund des Sektors der wesensmäßigen Eigenschaften. Sein Urteil darf mit den vorhandenen anatomischen und morphologischen Befunden nicht im Widerspruche stehen. An Hand des Beispiels des *Australopithecus* wurde gezeigt, daß das möglich ist. Natürlich kann auch der Ontologe nicht sagen, daß es nun so ist. Auf jeden Fall aber ist die Deutung der Evolutionisten, die völlig unvereinbar mit den wesensmäßigen Unterschieden zwischen Mensch und Tier ist, schlechter als die ontologische Deutung, die an den Facts, die durch die Ausgrabungen festgestellt sind, nicht rüttelt, diese Facts aber gleichzeitig so zu deuten vermag, daß der wesenhafte Unterschied zwischen Mensch und Tier berücksichtigt wird.

Warum dieser Unterschied zwischen Mensch und Tier, trotz aller morphologischen und anatomischen Annäherungen, unüberbrückbar ist, liegt an folgendem. Alle Naturgestalten wurzeln in metaphysischen Ermöglichungsgründen, aber sie gehören vollständig der Natur an, wenn man die Natur im weitesten Sinne mit all ihren metaphysischen und entelechialen Grundlagen nimmt. Aber selbst in diese Natur im weitesten Sinne läßt sich die menschliche Geistseele nicht einordnen. Das hängt damit zusammen, daß ein Wesen wie der Mensch, das in letzter existentieller Konstitutionsgrundlage von sich selbst und der Welt frei ist, letztlich auf sich selbst stehen muß, das heißt aber jenseits der Natur. Der Mensch steht kraft seiner persönlichen Seele aktuell auf metaphysischem Grunde — er selbst! Er ragt aus dem Transzendenten in unsere Natur hinein. Das tut kein Tier, trotz aller seiner transzendenten Seinspotenzen. Zwischen diesen beiden, verschiedenen Dimensionen angehörenden existentiellen Konstitutionsgrundlagen kann es natürlich niemals einen „kontinuierlichen“ Übergang im Sinne der klassischen Evolutionstheorie geben.

Wie es nun freilich gewesen ist, darüber kann nur wenig ausgesagt werden. Trotz all der erstaunlichen Befunde der Ausgrabungen der letzten Dezennien ist es der Entwicklungslehre nicht gelungen, eine Hypothese über die Herkunft des Menschen aufzustellen, die auch nur der simpelsten ontologischen Kritik standhält. Des Menschen Ursprung ist naturwissenschaftlich in tiefes Dunkel gehüllt. Die metaphysischen Hypothesen, die heute darüber aufgestellt werden können, sind dem wahren Sachverhalte sicher um ein großes Stück näher als die Theorie der Abstammung des Menschen vom Affen. Aber auch sie bleiben im Bereiche des Hypothetischen. Immerhin, die transzendente Würde des Menschen sitzt nicht mehr für alle Zeiten hinter den Gitterstäben des Affenzwingers.

Die Naturwissenschaftler stellen sich vielfach auf den Standpunkt, daß die ontologische Kritik naturwissenschaftlicher Thesen für sie irrelevant sei mit der Begründung, daß alle ihre Thesen auf sicheren Facts aufgebaut seien. Zweifellos sind die sicheren Facts die Grundlagen der naturwissenschaftlichen Thesen, aber auch nicht ein bißchen mehr. Die Naturwissenschaftler geben sich selten Rechenschaft darüber, daß der Grad der Zuverlässigkeit ihrer Thesen von geringerem Range ist als der Grad der Zuverlässigkeit der von ihnen gefundenen Facts. Über die Facts kann kein Streit herrschen. Die auf die Facts aufgebauten Thesen aber sind Spekulationen, die Wesenssachverhalte einbeziehen. Und gerade den metaphysischen Wesenssachverhalten gegenüber ist die Naturwissenschaft hundert Jahre lang vollständig blind gewesen, metaphysikblind sozusagen. Es ist das nicht ihre Schuld allein. Die Metaphysik ihrerseits hat erst langsam begonnen, die naturwissenschaftlichen Thesen einer exakten ontologischen Betrachtung zu unterziehen. Eindringlich sei hier auf die grundlegenden Arbeiten von Hedwig Conrad-Martius*) hingewiesen, in welchen die philosophischen Argumentationen in ausführender Tiefe und Exaktheit zur Darstellung gelangen.

Wir haben erfahren, welche Verheerungen eine von aller metaphysischen Wesenseinheit unbelastete Naturwissenschaft, die sich nicht dagegen zu wehren vermag, daß ihre Hypothesen als Dogmen angepriesen werden, geistesgeschichtlich anzurichten vermag. Wohl nicht Darwin selbst, sicher aber der Darwinismus und seine wissenschaftlichen Bastarde, Monismus und Sozialdarwinismus, haben eine beträchtliche Rolle gespielt bei der Entstehung der Massengottlosigkeit der Moderne, bei der Zerstörung des menschlichen Gewissens, bei der Anfälligkeit für totalitäre Ideologien. Die voraussetzungslose naturwissenschaftliche Forschung wurde die Voraussetzung für Dinge, von denen die vornehmen Geheimräte des XIX. Jahrhunderts niemals für möglich gehalten hätten, daß sie deren Väter werden könnten. Es ist wohl kaum möglich, sie nachträglich verantwortlich zu machen für eine Entwicklung, die um 1850 zweifellos nicht vorauszusehen war. Heute wissen wir, wie flach eine von aller Metaphysik sich unabhängig glaubende Naturwissenschaft ist. Heute wissen wir, daß naturwissenschaftliche Hybris nicht ohne Folgen bleibt. Heute ist, über Metaphysik als Wissenschaft naturwissenschaftlich zu lächeln, jedenfalls das beschränkteste Lächeln, welches der Intellekt des Menschen zustande bringen kann.

Nur Adam darf lächeln darüber, daß er vermutlich etwas mehr ist als ein „Geschöpf des Zufalls“, etwas mehr also als ein lächerlicher Widerspruch seiner selbst.

*) Hedwig Conrad-Martius, „Abstammungslehre“. München 1950. Kösel-Verlag. Hochlandbücherei. — Hedwig Conrad-Martius, „Naturwissenschaftlich-metaphysische Perspektiven“. Heidelberg 1949. F. H. Kerle-Verlag.

Massenbildung und Elite

Aus dem Buch von Hans Zbinden „Welt im Zwielicht“, das demnächst im Artemis-Verlag, Zürich, erscheint. D. R.

Die Schwäche der modernen geistigen Elite ist, seltsamerweise, durch einen Vorgang begünstigt worden, von dem man eher eine Stärkung ihres Einflusses hätte erwarten sollen — nämlich durch die Ausbreitung von Wissen und Schulung in weitesten Kreisen. Sie ist eine Folge des Ideals der sogenannten allgemeinen Bildung.

Die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, überzeugt von der angeborenen Vernünftigkeit der menschlichen Natur, hatten eine optimistische Schau der Segnungen gegeben, die eine Volksaufklärung großen Stils den Völkern bringen werde. Mit fanatischem Eifer hatten diese Gegner des Fanatismus das Credo der Befreiung des Menschen durch Wissen und Aufklärung, die Botschaft vom Glück der Menschheit durch den Fortschritt der Erkenntnis verkündet. In der Befolgung dieses Evangeliums haben die Nationen des Okzidents ungeheure Anstrengungen gemacht, um durch Volksschulen, Kulturpflege, durch Popularisierung des Wissens das Licht in die entlegensten Winkel dringen zu lassen. Aller Aberglaube, alle politische und religiöse Unduldsamkeit, alle Geistesenge sollte damit ein für allemal überwunden werden.

Nach bald anderthalb Jahrhunderten dieses Bemühens ist die Frage nach dem Ergebnis erlaubt. Es sieht teilweise bestürzend aus, in jedem Fall höchst unerwartet. Wir sehen die aufgeklärten Völker von einer seelischen und moralischen Auflösung erfaßt, von einer Barbarei bedroht, wie man sie im zwanzigsten Jahrhundert kaum noch zu erleben dachte. Eine lange Inkubationszeit ging dem voraus. Ihr Merkmal ist die geistige Entwurzelung immer größerer Massen. Durch die Schule nicht wahrhaft gebildet, sondern in besonderen Funktionen des Gedächtnisses, in Geschicklichkeiten und technischen Fertigkeiten geübt, gedrillt, verbanden diese Massen mit der Erweiterung der Kenntnisse keine entsprechende Vertiefung der Erkenntnis. Alte Formen des Aberglaubens wurden ersetzt durch neue, durch die fetischistische Anbetung alles dessen, was sich wissenschaftlich nennt oder tarnt. Diese Masse von heute ist von einer fast blinden Anbetung wissenschaftlicher Autoritäten durchdrungen. Dank einer rational durchgeführten Schulung zog man Millionen heran, deren Wissen gerade ausreicht, um sie ihrem alten Glauben und ihren Traditionen radikal zu entfremden; nur den wenigsten aber vermittelt sie die Fähigkeit, sich zu einer selbständigen festgegründeten Lebens-

anschauung durchzuringen. Der oberflächliche Umgang mit der Welt des Wissens raubte ihnen die naive Ehrfurcht, die den „Primitiven“ vor geistigen Werten erfüllt, ohne sie durch diese Krise zu einem neuen, tieferen Vertrauen zu führen, sie zu einer erleuchteten Ehrfurcht zu befähigen. Immer fremder wurde ihnen jene Kraft, die Merkmal und Grundlage aller Bildung ist — die Kraft des Staunens und des Ergriffenseins, verehrender Liebe und Sehnsucht nach dem Vollkommenen.

Dazu kam die intellektuelle Überfütterung der breiten Schichten. Dank den modernen technischen Vervielfältigungs- und Verbreitungsmitteln ergossen sich Sturzfluten an Wissen und Belehrung über die unvorbereiteten Massen, ein Ansturm, der wahllos Gutes mit Wertlosem vermengend, Abwehr, Abstumpfung, Blasiertheit und Konfusion an Stelle von Aufklärung und Bildungsfreude erzeugte: eine Kulturbarbarei, die denn auch verblüffend leicht von der Kultur in die Barbarei umschlug.

Noch kurz vor 1800 hatte Rivarol, einer der wenigen Geister der Aufklärung, der sich von den Fortschritts-Illusionen des Rationalismus nicht hatte beirren lassen, in unerbittlicher Kritik geschrieben: „Il est donc certain, qu'à mesure qu'elle s'élève, la science échappe au vulgaire; c'est donc le progrès en concentration, et non l'expansion des lumières qui doit être l'objet des bons esprits, car malgré tous les efforts d'un siècle philosophique les empires les plus civilisés sont toujours aussi près de la barbarie que le fer le plus poli l'est de la rouille. Les nations, comme les métaux, n'ont de brillants que les surfaces.“ Rivarol hätte heute kaum Anlaß, seine Ansicht zu berichtigen. Die Ereignisse haben ihm, nicht Condorcet Recht gegeben. Ein halbes Jahrhundert später hat Flaubert in „Bouvard et Pécuchet“ die Illusionen und Sackgassen der „allgemeinen Volksbildung“ mit grausamer und tragischer Ironie bestätigt.

Die Schlußfolgerung liegt nahe: entweder beruhen die Ideale der Wissensbildung und Schulung breiter Massen als Mittel zur Hebung der Kultur auf einem Irrtum, oder die bisherige Art, Kultur, Erkenntnis, Wissen an die Millionen herauszutragen, bediente sich zum Teil ungeeigneter Mittel und Methoden. Dieser Aspekt soll uns hier nicht beschäftigen. Was uns im Zusammenhang unserer Untersuchung angeht, ist die Frage: welches war die Wirkung dieser Vorgänge auf Stellung und Wertung des Geistes in der Gesellschaft? Wie haben sie die Autorität des Gedankens, des Geistes und damit die Rolle der Elite beeinflußt?

Die Massen, statt durch vermehrtes Wissen und Schulen bildsamer und echter Geistigkeit zugänglicher zu werden, sind vielfach gleichgültiger, skeptischer und oft auch ablehnender geworden. Während sich die Strahlungsmöglichkeit des Geistes technisch ungeahnt weitete und heute praktisch der abgelegenste Winkel an das Stromnetz der Kulturverbreitung angeschlossen werden kann, nahm der wirksame Einfluß des Geistes an Tiefe und Kraft im Verhältnis der Breitenwirkung ab. Er wurde etwas Banales. An Stelle eines instinktiven Gefühls für geistige Abstufungen trat eine vorwiegend quantitative Messung nach Erfolg, äußerer Wirkung, nationalem Ansehen.

Die Elite sah sich ihrerseits zur Anpassung genötigt. Sie hatte den „allgemeinen Wünschen“ Rechnung zu tragen, wenn sie ihren Einfluß nicht verlieren wollte. Hatte sich früher eine fruchtbare, kräftesteigernde Anpassung innerhalb kleiner Kreise vollzogen, die bei allen Unzulänglichkeiten doch einem hohen künstlerischen und geistigen Standard huldigten — man denke an den harten, aber spornenden Wettbewerb der künstlerischen Begabungen in der Renaissance, an die Impulse, die die literarischen und philosophischen Salons des 17. und 18. Jahrhunderts vermittelten — so erlagen nun die einen der Verlockung der Massenerfolge, der Wirkung auf die Massen, während andere in der Angleichung an die Bedürfnisse breitester Schichten ein sittlich-soziales Gebot sahen und wieder andere die „Hebung der Massen“ als eigentliche Aufgabe der Elite bezeichneten. Die Folge dieser Ansichten, in denen Richtiges und Wünschbares sich mit verzerrten Auffassungen vom Wesen der „Massen“ und des „Geistes“ vermengten, war eine Ernüchterung auf beiden Seiten, eine wechselseitige Entwertung, die die Kluft im ganzen verbreiterte.

So ergab sich eine erste schwere Einbuße für die Stellung der Elite. Sie sah sich stets stärkerer Kritik und Ablehnung seitens breiter Massen ausgesetzt und war zugleich, aus inneren Gründen, immer weniger imstande, ihre Mission einer geistigen Führung und Bildung der Massen zu erfüllen. Die Unsicherheit, die viele erfaßte — es waren nicht die Unberufensten, die in aufrichtiger Selbstkritik ihre Schwäche, ihr Versagen feststellten — steigerte rückwirkend die Gleichgültigkeit und das Mißtrauen, mit denen die „aufgeklärten“ Massen dem Bemühen des Geistes begegneten. Eine Ausnahme machten die exakten Wissenschaften und die Technik, auf die die rückhaltlose Bewunderung der Massen sich richtete.

Der Mechanismus der Krise

Ein Symptom der gegenwärtigen Krise ist es, daß man dem Wort Krise heute allenthalben begegnet. Die vielerlei Krisen, die sich dem Beobachter anscheinend als Zeichen der Zeit auf allen Gebieten menschlicher Betätigung aufdrängen, können in zwei Gruppen eingeteilt werden: in Umweltkrisen, die den Menschen — zum Teil als Folge seiner eignen Einwirkung auf diese Umwelt — zwingen, gewohnte Verfahren und Verhaltensweisen zu ändern, und subjektive Krisen, die seiner eignen Seele entspringen und als deren Folge er den Glauben daran verliert, sich als sinnvolles Wesen zu behaupten in der unausweichlich an sein Dasein gebundenen Auseinandersetzung mit dem Fluß des physischen und geistigen Geschehens: er sieht, daß er dem Zwang dieses Geschehens unrettbar verflochten ist, aber er sieht auch, daß ihm eine außersächliche Einheit zerbricht, wodurch Dinge und Gedanken und Erlebnisse den ihm vertrauten Sinn verlieren und fremd, fragend, höhnend, drohend auf ihn blicken. An die Stelle der bisherigen Ordnung scheint eine wirre, sinnlose Unordnung zu treten. In tiefer Ratlosigkeit muß er erfahren, daß sachliche Maßnahmen unfruchtbar bleiben.

Diese subjektive Krise, von der allein hier die Rede sein soll, kennt jeder geistige Mensch aus eignem Erleben. Denn in philosophischer Hinsicht wesensgleich sind die geistigen Krisen des Einzelnen und der Gemeinschaft, des Kulturkreises z. B. Dort und hier zeigt eine solche Krise die innere Wandlung eines Wesens, das wir Individuation nennen wollen: einer subjektiven geistigen Einheit, die — als Einheit — wertet und sich selbst zu behaupten strebt. Individuation in diesem Sinne sei also jede selbstgewisse Wertungs- und Willenseinheit.

Die seelisch-geistige Einheit einer biologischen Art, eines Kulturkreises, einer Gruppe von Menschen oder der Einzelpersönlichkeit ist keineswegs eine Abstraktion. Sie ist das principium individuationis, denn sie ist das prinzipiell Unteilbare gegenüber dem prinzipiell Teilbaren der materiellen Träger dieser Einheit. Sie läßt jene Bildungen als Individuationen entstehen, als lebendige, einheitliche Wesen, die ihren Weg durch die Zeit gehen und die auf diesem Wege als Strebende das bloß Gegenständliche in ihrem Sinne zu gestalten trachten, seien sie nun lebende Zellen oder Kulturkreise. Unbeschadet der notwendigen methodologischen Trennung dieser Erscheinungen zum Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung, offenbart sich der philosophischen Betrachtung allenthalben derselbe schöpferische Geist.

Das Individuationsprinzip, welches das Teilbare zum Träger eines Unteilbaren macht, tritt uns als die Ausbreitung einer Einheit über das Vielfältige entgegen. Diese Ausbreitung erscheint in zweifacher Gestalt: als einfache Vermehrung der Zahl mit gleicher Individuation im Bereich des niederen Lebens, auf höherer Stufe als deutbare Prägung der unbelebten und belebten Umwelt im Sinne der sich ausbreitenden Individuation. Hieraus ergibt sich ohne weiteres eine allzeit bemerkte Eigentümlichkeit des geistigen Individuationsprinzips: das Übergreifen durch die Einbeziehung der schwächeren Individuation in den Bereich der stärkeren oder, allgemein gesagt, das Streben eines geistigen Prinzips, das Feld, in dem es sich ausspricht, zu erweitern, wenn ein gewisses geistiges Gefälle besteht, so als ob hier eine einfache Schwerkraft wirksam wäre. Die stärkere geistige Individuation überwindet die schwächere, indem sie deren Prägungen auslöscht und durch ihre eignen ersetzt. Die erliegende Individuation erlebt dann eine Krise. Der „Kampf ums Dasein“ in seiner primitiven biologischen Gestalt ist ebenso wie die biologische Vermehrung nur eine Phase in dem Kampf um die Ausprägung eines geistigen Individuationsprinzips im Materiellen. Über der schwankenden Zahl der materiellen Einzelnen steht die Einheit des diese Einzelnen gestaltenden Prinzips als das Mächtigere. Jeder von uns ist zunächst Mensch, sodann Glied eines bestimmten Kulturkreises und zuletzt einziges Individuum — auf das es zumeist wenig ankommt, wie die Menschheitsgeschichte zeigt. Da aber der Mensch sich selbst als eine geistige Einheit weiß, so widerstreitet seinem Aufgehen in der Allgemeinheit das auch in ihm als Einzelem wirksame geistige Prinzip: auch als Einzelner will er nicht nur materielle Erfüllung eines mächtigeren Geistes sein, sondern er will selbst Mittelpunkt sein und Ausgangspunkt zu übergreifender Gestaltung, das heißt er will selbst Individuation sein und nicht bloß Funktionär.

Die vollzogene Prägung durch die schöpferische Individuation ist als Ausdruck der Individuation nur intuitiv verstehbar, nicht rational begreifbar. Der verstehbare Ausdruck ist der immaterielle Anteil an der im übrigen materiellen Einwirkung der Individuation auf die Umwelt. Durch ihn allein haben wir Zugang zur Individuation und damit zum Geiste, der aus ihr spricht. Auf diesen immateriellen Anteil als den Sinn der Dinge kommt es letztlich immer an. Nur um seinetwillen lieben, hassen, kämpfen und töten wir, und nur um seinetwillen gehen wir selbst in den Tod. Denn jeder Kampf um ein Materielles ist in seinem tiefsten Grunde doch ein Kampf um ein Geistiges: um die Ausprägung eines Individuationsprinzips; wie auch die Propaganda für diese oder jene internationale Zivilisation nur ein Mittel ist im Streben nach übergreifendem Ausdruck dieser oder jener Individuation.

Die Einheit der Individuation ist eine qualitative und unser Verstehen ein Werten auf Grund unserer eignen qualitativen Bestimmtheit. Verstehen heißt werten durch unmittelbaren Zutritt zum Gegenstand, wobei wir selbst das Maß sind und das Tertium Comparationis fehlt. Ein Werten an Hand gewußter objektiver Normen, die als Dritte auftreten,

wäre messen. Nur unser Werten durch unmittelbare Zwiesprache mit dem Andern gibt uns die Wahrheit des Verstehens.

In zu primitiver Weise äußern wir uns über einen fremden Ausdruck mit positiven oder negativen Werturteilen ästhetischer oder moralischer Art. Hierbei verbergen wir uns hinter „allgemeingültigen“ Normen und meinen doch nur die Normen, die für die Individuation gelten, der wir selbst als materielles Glied angehören. Die Tötung eines Menschen ist für uns ein Verbrechen, das gestühnt werden muß — die tägliche Tötung zahlloser Tiere hingegen haben wir amtlich geregelt. Auch Moral ist Ausdruck. Sie entsteht im Widerstreit mehrerer Individuationen, die des objektiven Geistes fähig sind. Moralgesetze sind die Bindungen, welche die stärkere Individuation der schwächeren auferlegt; moralisch ist, was dieser stärkeren Individuation frommt. Kant hat den Widerstreit zwischen der Individuation des Einzelmenschen und derjenigen der Gesellschaft richtig als die Wurzel unserer Moral erkannt. Ohne diesen Widerstreit keine Moral.

Allzu plump sind unsere moralischen und ästhetischen Werturteile, irreführend, weil nur mittelbar unserer Individuation dienend, unser Kampf um Nahrung und Besitz. Nur in der schöpferischen Individuation, die ein Materielles zu ihrem Bild gestaltet, tritt — oft in sehr unzulänglicher Weise — ein transzendentes Prinzip in unsere Wirklichkeit, und nur auf diesem schmalen Wege haben wir Zugang zu dem, was wir Wert nennen. Wert ist eigentlich das Wesen der qualitativen Einheit Individuation. Im Ausdruck verwirklicht sie sich, wertend definiert sie sich.

Verstehend erfassen wir ein sinnvoll Gemäßes oder ein sinnvoll Feindliches. Immer aber erfassen wir durch unser Verstehen einen Sinn. Denn in ihm sehen wir den Widerschein, den „Gegenwurf“, unserer eignen Wertungsfähigkeit und somit unserer eignen lebendigen Individuation. In Sinn und Widersinn, in Gott und Teufel sehen wir uns selbst bestätigt. Nur mit der Fähigkeit zu werten, nur mit der Fähigkeit, Gott und Teufel zu sehen, bestehen wir als selbstgewisse Wertungs- und Willenseinheit, als Individuation. In der Zwiesprache mit einem verstandenen Gemäßen und im Kampf mit einem verstandenen Feindlichen vollziehen wir uns selbst.

Aus dem Verlust dieses Selbstvollzugs an Hand eines Anderen entsteht, was wir Krise nennen. Nicht also, daß sich uns Schwierigkeiten entgegenstellen, daß die Dinge durch eine schicksalhafte Einwirkung in Unordnung geraten, kennzeichnet die Krise, sondern das Erlebnis der Sinnleere des Geschehens um uns, welches das Erlebnis des Verlusts der eignen Individuation ist. Zeiten der Krise sind solche, da die weitere Individuation — die Nation, der Kulturkreis — der wir angehören, ihre individuelle Kraft verliert und als Individuation zerbricht. Krise ist die äußere Erscheinung des Seelenverlusts. Aus diesem Verlust ergibt sich die tiefe Ratlosigkeit, das Erlebnis der grauenvollen Ode in einer chaotischen Welt, in der alle Werte wanken — als natürliche Folge der Auflösung der wertbestimmenden Individuation. Eine solche Auflösung ist zumeist begleitet von dem Eindringen einer stärkeren Individuation

in den Bereich der sinkenden. Die als Symptom der Krise gerügte Ausartung des Kunst- und Lebensstils ist erst die Folge des Leerwerdens der eignen Ausdrucksformen, die dann von der eindringenden stärkeren Individuation durch ihren Ausdruck ersetzt werden.

Wer die Fähigkeit verliert zu entschlossener Wertung, wer nirgends mehr den Teufel zu sehen vermag, der sieht auch Gott nicht mehr. Man beachte in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Proletariats als Kampftruppe für aufsteigende Individuationen: der Proletarier steht — durch Definition — den Ausdrucksformen der jetzt noch herrschenden Individuation fremd oder feindlich gegenüber; er gibt sich schamlos in voller Natürlichkeit und Wahrheit, die seine Wahrheit ist; und er sieht in gröbster Vereinfachung hier den Teufel und dort den Engel. Für das Elend seines Daseins macht er die herrschende Individuation als gegenwärtigen Teufel verantwortlich. Als Engel steht ihm eine utopische Ordnung, die den gegenwärtigen Teufel überwinden soll. Seine Ungläubigkeit ist nur gegen die herrschende Individuation gerichtet. Seine Glaubensfähigkeit ist im Grunde größer als die des in einem Netz konventioneller Lügen befangenen Gliedes der leer werdenden Individuation. Die Lüge ist vielleicht das früheste Symptom der Krise: die Lüge der Ausdrucksfähigkeit und die Lüge des Ausdruckserlebnisses. Kultur- und Glaubensheuchelei der Gleichgültigen, Leeren, tiefe Ratlosigkeit der redlich Ringenden, proletarischer Hohn und proletarische Glaubensbereitschaft zeigen sich so als die natürlichen Krisenerscheinungen.

Daraus erst ergibt sich das Sinken der geltenden Autorität, das man als das wesentliche Merkmal der Krise bezeichnet hat. Die Autorität bestätigt sich in natürlicher Weise am Proletariat. Wie das Lachen vor dem Heiligen (Herder), wie der Teufel vor Gott, so steht in jeder Gesellschaft die unflätige Unbotmäßigkeit des Proletariats als notwendiges Korrelat vor der Autorität. Faßt man indessen Autorität als auctoritas im eigentlichen, engeren Sinne, als in sich ruhende Selbstgewißheit der schöpferischen Individuation — des auctors — so ist tatsächlich der Verlust dieser auctoritas nicht nur das Merkmal der Krise, sondern die Krise selbst, aus der alle Erscheinungen, an denen wir sie objektiv erkennen, hervorgehen. Es ist in diesem Zusammenhang beachtenswert, daß die Macht immer erst vor dem Ende der Individuation steht. Macht ist ein Gefüge von Dienstbereiten, ein Gefüge latenter Kräfte, die der Auflösung harren. Macht erhält ihren Sinn nur von dieser möglichen Auslösung her. Die Individuation, die in ein solches objektives Machtgefüge hinausgeht, fixiert sich in den möglichen Funktionen der Gehorchenden: sie ist aus sich herausgetreten in dieses Gefüge und erstarrt. Macht wäre also eine natürliche Alterserscheinung der erfolgreichen Individuation. Die Schwäche der Macht liegt darin, daß sie ihren spezifischen Teufel hat: ihr Teufel ist starr wie ihre eigne Seele; einen andern, den gefährlichsten vielleicht, vermag sie nicht zu sehen. Deshalb wird gerade die Macht so oft von innen her durch eine fremde Individuation überwunden.

Eine solche innere Überwindung wird heute begünstigt durch eine Erscheinung, die zunächst auch der Macht zugute kommt: die bewußt geübte Kunst und die technische Möglichkeit, die Menschen im Dienste des natürlichen Ausbreitungsdrangs der Individuation gleichzeitig in weitesten Räumen seelisch zu beeinflussen. Wort und Bild als Boten der mächtigen Individuation wandern heute um die Erde. Hierbei geht der Kampf dieser mächtigen Individuationen unmittelbar um das Eigentliche und Wesentliche: seelische Prägung der Menschen, während man früher in archaischer Weise — das Wesentliche nur ahnend — mit elementarer Gewaltsamkeit verfuhr. Die mächtige Individuation kann sich wegen der Masse ihrer Mittel und Mittler am leichtesten aussprechen und wird sich daher am raschesten ausgeben: sie wird sich im Nu ausbreiten und wird im Nu ihre Ausdrucksmöglichkeit erschöpft haben. Heute überwiegt die technische Fertigkeit des Aussprechens bei weitem die Fülle des Aussprechbaren. Wiederholungen und Leerlauf des Ausdrucksapparats ergeben aber dieselben Erscheinungen wie die innere Leere der Individuation. So führen Mitteilungstechnik und Propaganda zwangsläufig zur subjektiven Krise, am schnellsten da, wo ihre Kunst am höchsten ausgebildet ist.

Zur Krise führt weiterhin eine Erscheinung, die wir Sachhörigkeit nennen wollen. Wie die Individuation, die zur Macht wird, sich ganz in einem gegenständlichen Gefüge von Gehorchenden ausgibt, so gibt sich die sachhörig gewordene Individuation aus in dem gegenständlichen Gefüge Organisation, das nach Sachgesetzen und erdachten Regeln selbsttätig funktioniert. Die Einheit der Individuation sinkt hier in die Rolle des Funktionärs, der von einer sachlichen Ordnung getragen wird und sich nach gewußten Regeln an Hand dieses Sachlichen rein mechanisch betätigt. Zur Krise führt nicht die bloße Beherrschung des Gegenständlichen gemäß dessen Gesetzlichkeit, sondern zur Krise führt auch hier die Sünde wider den Geist, die geistige Haltung des Materialismus und des Technizismus, die Selbstaufgabe der wertbestimmenden Individuation, die sich jetzt in der Lust am bloß Funktionellen verzehrt. Die Macht führt die Individuation zur Seelenlosigkeit der Erstarrung; die Sachhörigkeit führt sie zur Seelenlosigkeit des maschinellen Funktionierens; sie führt zu einem Leerlauf des Ausdrucksapparats, zum Entfallen der persönlichen Auseinandersetzung mit dem Gegenüber Wirklichkeit und damit zur Wirklichkeitsentfremdung. Jede Sachgebundenheit bedeutet eine Beschränkung der an sich stets über dem Sachlichen stehenden Individuation. Die Sachhörigkeit entspringt derselben Wurzel wie die Ausdruckslüge: dort und hier fehlt die schöpferische Selbstgewißheit, die auctoritas. Der Mensch, dem die eigene Seele abhanden gekommen ist, nimmt ein Anderes, ein Gegenständliches, als Surrogat hin. Aber nur zu bald bedrängt ihn die Ode dieses Anderen, das er nicht mit einem Sinn zu erfüllen vermag. So greift er schließlich nach dem Ausdruck einer fremden Seele, die als die stärkere in den Bereich seiner eignen leer gewordenen Individuation einbricht. Damit vollendet sich auch hier die Selbstentäußerung, welche die Krise eingeleitet hatte.

Klage über den Verlust der Einsamkeit

Traktat gegen den Rundfunkhörer

I

Nichts ist anstrengender in unserer Zeit, als täglich den Verlust der Einsamkeit zu beklagen. Selbst unsere Gefühle sind kollektiv geworden, und wer sich, abseits der großen Vereinfachungen, die uns okkupierten, noch die Lust an der Stille erhielt, erscheint als Tor.

Gewisse Zeitgenossen schieben diesen Zustand dem Rundfunk zu. Das Kino als kollektiver Organisator erscheint noch stümperhaft, der Massenrausch bei den militanten Aufmärschen hat sich als zu billiges Narkotikum herausgestellt, und das Theater ist ein faible für Unentwegte geworden.

Aber der Rundfunk macht den Kollektivismus vollkommen.

II

Zwischen dem Erwachen in der Frühe und dem Einschlafen zur Nacht regiert das Radio den modernen Menschen. Die unmodernen Alten erwachen, während die rosenfingrige Eos das Land küßte. Sie wurde von der Morgengymnastik, aus der Anonymität des Äthers verbreitet, verdunkelt und endlich einfach übersehen. Der heraufdämmernde Tag wird nicht mehr als Sprungbrett für kommende Aktionen empfunden, sondern allein von der Tyrannis der monotonen Zeitansagen zwischen Schlagermusiken angekündigt. Das Frühstück, in vergangenen Zeiten von Majestäten und Bauernknechten zelebriert, schluckt sich schlecht, weil das Radio Frühkommentare zu irgendeiner „Lage“ verbreitet. Die Verdauung sei, so erklären Gelehrte, in Gefahr, weil die Unsitte, den Knopf des Rundfunkempfängers schon beim Essen zu bedienen, um sich griff. Der morgendliche Gang zur Straßenbahn wird von Musiken begleitet, die aus den nachbarlichen Fenstern dringen — die gesamte Straße hinauf.

III

Der tägliche Dienst, die Arbeit eines Handwerkers oder die des „Aktivisten“, das Zahlenenträtseln eines Buchhalters oder die mechanisierte Klopfarbeit einer Stenotypistin sind ohne Einsamkeit. Der Chef, das Büro, der Oberhenncke und die schläfrigen Gesellen sorgen für kollektive Ereignisse. Wer bei der Arbeit denkt, wird gepriesen, wer nach-

denkt, ist unproduktiv... In jenen acht Stunden, die sich der normale Zeitgenosse in diesen Jahren einer Behörde oder einem Chef verkauft, ist die Einsamkeit eine Sage geworden. Selbst Toilettengespräche sind kollektiv, auch wenn man in Einzelkabinen sich absentiert. Der Nachbar sorgt für rhetorisches Amusement.

Doch während des Arbeitstages pausiert für die meisten Menschen der Rundfunk; man sollte es ihm zugute halten. Dafür belegt er den Feierabend, das Gespräch am Teetisch oder die Abendunterhaltung mit heftigster Intensität.

IV

Es gibt heute namhafte Schriftsteller, die nur arbeiten können, wenn aus dem Radio irgendeine Musik tönt. Früher, als Dichter noch tuberkulös waren oder Opium rauchten, hatten ihre Werke ein Echo. Heute schluckt die Öffentlichkeit mit gleicher Intensität ein Hörspiel von einem tüchtigen Worte-Manager, Hofmannsthal's Jedermann und Bachs Hohe Messe, aber die Rundfunksendung hat kein Echo mehr. Hörerbriefe schreiben nur Toren, enttäuschte Gebührenzahler oder Redakteure von Funkzeitungen.

V

Ein abendlicher Ehestreit, begleitet von Beethovens Neunter, hat seine Meriten. Er macht auch den lässigsten Rundfunkhörer mit jenem Knopf wieder bekannt, der den Apparat zum Schweigen bringt. Gewitzte Zeitgenossen halten sich das Radio wie einen Haushund. Wenn beim Nachbar der Säugling schreit, schaltet sie sich in ein Opernkonzert aus der Londoner Albert-Hall ein, um den Säugling derartig verbellen zu lassen, daß er nicht mehr zu vernehmen ist. Es wäre allerdings praktischer, wenn die Architekten die Wände besser isolieren würden.

Das Abendbrot wird kaum mehr von einem Gebet eingeleitet, sondern mit den neusten Nachrichten von irgend einer Front des noch kalten Krieges. Während der Sprecher auf seiner Zunge ein Ragout aus der UN-Vollversammlung zerlegt, spießen wir den Käse aufs Messer. Der Nobelpreis für Benedetto Croce wird übermorgen verkündet, während wir die kalte Boulette aufteilen. Und die abendlichen Kommentatoren der Sendestationen würzen den Nachtschisch mit ihren Betrachtungen über die Entwicklung der Demokratie in Patagonien.

Gegen 22 Uhr fignern die Abendländer an den Drehscheiben der gefährdeten Kultur. Sie lassen sich aus Beromünster die Gefährdung mit Behaglichkeit, aus München durch von Cube mit Nonchalance und simpler Perfidie und aus Hamburg mit nüchterner Geschäftigkeit mitteilen. Genießer lieben es, auf den Wellen zwischen Moskau und BBC London zu schaukeln, um der menschlichen Sprache die Lust an der Verbreitung von sich widersprechenden Mitteilungen abzulauschen.

Die Verwirrung in den Köpfen unserer Zeitgenossen wäre von Seelenhygienikern in dieser Stunde am einfachsten zu registrieren. Ein Report — ähnlich dem Kinsey's über das Sexuelle — ist noch zu schreiben, der

sich mit der Flucht des Menschen zu einer Stimme befaßt, die aus dem Lautsprecher Macht gewinnt.

Denn der Mensch flüchtet vor der Einsamkeit, die er nicht mehr kennt, in die gespenstische Kameraderie des Rundfunks. Er weiß bald besser über die Vokalmulationen des Nachrichtensprechers im NWDR Bescheid, als über seine eigene Stimme.

Wer dann endlich, nachdem die Nachrichten und Kommentare ihre gefährlichen Klingen kreuzten, abschalten kann, ist ein Held unserer Zivilisation. Er kann auf die Sendungen „Zur Nacht“ oder „Damit niemand einsam ist“ oder auf die literarischen Nachtprogramme verzichten. Aber weiß er denn auch, auf was er verzichtet? Zur Nacht wird die abendländische Kultur analysiert und angeboten, verhöhnt und abgetan. Zur Nacht werden die Stimmen der Dichter laut — von T. S. Eliot bis zum jüngsten ostzonalen Nationalpreisträger — und die zeitgenössischen Komponisten zelebrieren ihre Kammermusiken. Zur Nacht wird die Kultur oder die Kultura beschworen. Es ist, als wenn erst zwischen 23 Uhr und 1 Uhr in den Sendestationen das Gewissen, das künstlerische Gewissen schlagen dürfte.

Liegt es daran, daß nur noch wenige ein künstlerisches Gewissen haben, weil sie zu dieser Zeit schlafen?

VI

Natürlich gibt es eine Möglichkeit, während des Tages und auch der Nacht noch einsam zu sein. Man kann abschalten. Aber das Phänomen des Abschaltens ist von Tragik umwittert. Wir leben in einer Zeit, die uns stündlich vorhält, was wir alles verpassen könnten. Diese Angst peinigt den Abschalter, und sein Wille wird schwach, er findet nicht den Mut, Schluß zu machen, und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als bei einem mitternächtlichen Gespräch über Sinn und Unsinn des Daseins oder des — Rundfunks einzuschlummern, im Ohre noch die Klage, daß der Mensch in unserer Zeit vor allem die Stille, jene Voraussetzung jeder menschlichen Weisheit, verloren habe ...

Wann berichtigen wir diese Fehlkonstruktion und stellen ein menschlicheres Verhältnis zum Radio her, bevor es zu spät ist, bevor auch noch das Fernsehen über uns hereinbricht?

RUNDSCHAU

Nordepirus Von den drei Irredenta-Anliegen Griechenlands: Dodekanes, Zypern und Nordepirus ist das erste erfüllt. Die beiden andern kehren in verschiedener Lautstärke immer wieder; sie sind aber nicht gleichwertig. Zypern ist ein Wunschtraum, Nordepirus ein auch offiziell immer neu erhobener Anspruch. Er gründet sich auf geschichtliche, geographische, ethnologische, kulturelle, wirtschaftliche und strategische Argumente und auch auf das Recht des Siegers (Eroberung beim Zusammenbruch der Türkenherrschaft auf dem Balkan 1912; erneute Besetzung im 1. Weltkrieg; Vorstoß beim Zurückwerfen des italienischen Angriffs 1940/41), daneben auf eine Reihe von internationalen Äußerungen. All das zusammen ergibt nach griechischer Meinung einen festen Rechtstitel. Aber er ist alles andere als unbestritten. Die türkische Provinz Epirus war eine Einheit insofern, als die Tatsache seiner gemischten Bevölkerung von Albanern und Griechen für den Norden wie für den Süden bestand, wenn auch nicht ganz gleichmäßig. Hier wie anderswo auf dem Balkan und — wir wissen es nur allzugut — nicht nur auf dem Balkan zeigte sich, daß eine friedliche Entscheidung, von Sachkennern unmaßgeblich beraten, von Politikern nach politischen und nicht bloß nach sachlichen Gesichtspunkten gefällt, auch keine haltbarere und allgemeiner anerkannte Lösung bringt, als es die Waffen tun können. Sobald sich im ersten Balkankrieg 1912 ein albanischer Wille überhaupt kundtun konnte, richtete er sich auf das ganze Gebiet von Epirus, einschließlich der Stadt Jania. Zwei Großmächte, die auf dem westlichen Balkan sehr großen Einfluß hatten, stützten damals diesen Anspruch. Ihm stand der griechische gegenüber, der durch die tatsächliche Besetzung und eine rein griechische „Autonome Regierung“ gestützt wurde: auch er richtete sich auf ganz Epirus. Die Botschafterkonferenz, das Organ der Großmächte, erzwang die Teilung des Landes, also die Zuweisung von Nordepirus an den neugebildeten Staat Albanien. Dem Zwang sich fügend, zog sich Griechenland, erst im April 1914, aus dem Gebiet zurück, um es gleich nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges wieder zu besetzen und im folgenden Jahre, gegen schwachen Widerstand der Entente, auch zu annektieren. Aber das war nicht von Dauer. Wieder griffen die Großen zu Ungunsten Athens ein, wieder war es eine Botschafterkonferenz, die, im November 1921, mit der Bestätigung der alten Teilungsgrenze den griechischen Anspruch verneinte. Dann ruhte die Frage lange Zeit, bis sie wieder auflebte, weil das griechische Schicksal gerade von Nordepirus her eine neue Wendung nahm. Von

hier aus erfolgte 1940 der italienische Angriff, der sich albanische Irredentawünsche auf Südepirus (die ad hoc erst belebt wurden!) zum Vorwand genommen hatte. Auf den Schlachtfeldern von Nordepirus, wohin der griechische Gegenstoß die Kämpfenden bald geführt hatte, begann, nach der zweckbestimmten und etwas summarischen griechischen Geschichtsauffassung, die Reihe der Niederlagen der Achse. Endlich war Nordepirus eines der unzugänglichen Nachbargebiete, von denen aus der jahrelange Bürgerkrieg von kommunistischer Seite aus genährt wurde. Kein Wunder, daß nach den letzten Siegen in den Gebirgsmassiven unweit der nordepirotischen Grenze über die Aufständischen der Gedanke aufkam, über die Grenze zu gehen, den kommunistischen Feind in seinen Nachschubplätzen zu packen und bei dieser Gelegenheit die alte nationale Forderung, die Gewinnung von Nordepirus, zu erfüllen. Aber dazu kam es nicht, sei es, daß die großen Helfer Griechenlands ihrem Schützling in den Arm fielen oder daß die Athener Regierung von selbst vor dem Abenteuer zurückschreckte. Auch heute denkt in Griechenland keiner an Versuche gewaltsamer Lösung. Was im Bereich des Erreichbaren scheint, ist viel bescheidener. Man strebt eine Erklärung der Westmächte ähnlich der an Italien 1948 in der Triestiner Frage gegebenen an, die wenigstens diese Westmächte zugunsten des griechischen Anspruchs festlegen würde. Der Gegner ist ein Moskau-Satellit, dies allein sichert dem griechischen Standpunkt eine gewisse Sympathie. Jedoch das reicht doch nicht ganz. Zwar sind die eingangs erwähnten internationalen Äußerungen recht beachtlich; sie laufen im Wesentlichen darauf hinaus, daß die Frage noch offen sei, während einige davon sich den griechischen Standpunkt ganz zu eigen machen, wie zwei vielzitierte Beschlüsse des amerikanischen Senats vom Mai 1920 und vom Juli 1946. Nun will aber die internationale Welt vor allem Befriedung. Hierzu würde gehören, daß sich die Beziehungen zwischen Albanien und Griechenland endlich normalisieren, und Hodscha hat schon im Dezember 1948 die Aufnahme diplomatische Beziehungen begreiflicherweise von einer Anerkennung seiner Südgrenze abhängig gemacht. Dazu kommt, daß auch die albanischen Emigranten nicht untätig sind, sondern in ihren westlichen Gastländern die Argumente zugunsten des albanischen Charakters von Nordepirus unterstreichen und damit gerade auch im Hinblick auf westliche Hoffnungen auf ein einstiges Ende der roten Herrschaft in Albanien Gehör finden. So geben wir den griechischen Hoffnungen keine sehr große Chance.

Neuseeland wählt Von den 80 Wahlkreisen, in denen am 1. September die Völker von Neuseeland zur Urne gingen, „gehören“ nur vier den Maoris, deren Häuptlinge im Jahr 1840 der britischen Krone die Souveränität über die Inseln übertrugen und die heute immerhin 120 000 Menschen unter den 2 Millionen Einwohnern stellen. Wer sie etwa 1941 auf Kreta als Gegner neben ihren weißen Inselbrüdern erlebte, wird verstehen, daß sie als Soldaten geschätzt sind. Aber nicht nur darum, sondern ganz im Einklang mit den Tendenzen der neuen britischen Politik in den Kronkolonien (Neuseeland selbst ist

Dominium schon seit 1907) achtet man peinlich ihre Rechte. Daher ist denn auch für die Reise des britischen Königspaares, die im Mai und Juni 1952 nach Neuseeland führen soll und für die schon jetzt das Programm erörtert wird, neben dem Besuch der Hauptplätze Wellington, Christchurch, Dunedin und Auckland auch einer in Rotorua vorgesehen, wo Vertreter des ganzen Maori-Volkes die Gastgeber sein werden. Doch zeigt schon die Anzahl der 76 „weißen“ Wahlkreise, wie völlig Neuseeland ein weißes Dominion ist. Und zwar ganz anders als Südafrika, das diese Rolle mit Gewalt aufrecht erhalten muß, vergleichbar vielmehr dem andern im Pazifik liegenden Reichsteil: Australien. Mit diesem hat es auch gemeinsam, daß es bei aller Treue und allem Opferwillen gegenüber dem Mutterland (hierher gehört auch die Buttersrationierung von 1943—50, um Lieferpflichten gegenüber Großbritannien erfüllen zu können) sich die Rückversicherung gegen ein erstarkendes Japan anderswo, nämlich in Amerika holen muß, und innerpolitisch, daß ein langes Regiment der Arbeiterpartei von einer konservativ-liberalen Regierung abgelöst ist. Das Arbeiterparadies, in dem seit 1945 durchweg, auch in der Landwirtschaft, die 40 Stundenwoche herrscht, in dem in zwei von fünf Wohnhäusern elektrisch gekocht wird, ist nicht zuletzt dank der Labourpolitik geschaffen, aber das Land hat schon 1949 gegen Labour entschieden. Darin glauben die selbstbewußten Insulaner, die sich auch den Australiern gegenüber als etwas Besseres vorkommen, dem Mutterland die innerpolitische Entwicklung vorgemacht zu haben: auch dort würde sich Labour zu Tode regieren. Diese Folgerung ist kühn, aber jedenfalls hat in Neuseeland selbst die Wählerschaft am 1. September ihr Votum von 1949 fast genau wiederholt. Die Nationalpartei zieht sogar leicht gestärkt, mit 47 gegen bisher 46 Mitgliedern, ins Parlament, obwohl sie nicht vielmehr als die Hälfte der Stimmen, nämlich 53 %, erhielt, und kann die sehr ausgeprägte Linie ihrer Politik fortführen. Unter den Wahlversprechungen ihres Führers, Mr. Holland, ist die einer Lockerung der festen Hand nicht gewesen. Was seine Gegner ihm als Tendenz zum Faschismus vorwerfen, ist nach seiner Meinung zur Bekämpfung des Kommunismus nötig, obschon die Mißerfolge der Kommunisten bei der Wahl (von vier Kandidaten war keiner erfolgreich) solche Sorge übertrieben erscheinen lassen könnten. Er aber hält diesen Feind für stärker, als er sich zeige, denn er verfüge über eine festgegründete Untergrundbewegung. Seine Macht hat er jedenfalls monatelang zu spüren bekommen, und mit ihm das ganze Land: im Streik „der Küste“, wie man zusammenfassend von den hieran beteiligten Organisationen der Seeleute, der Docker und mancher sympathisierenden weiteren Gruppe sagt. Nach altliberalen Grundsätzen durfte die Regierung in diesen Kampf um die Arbeitsbedingungen nicht eingreifen und nicht, wie sie es tat, die widerspenstigen Gewerkschaften auflösen und für die lebensnotwendigen Arbeiten Truppen einsetzen, die sich übrigens als willige und flinke Arbeiter erwiesen und damit den Streikenden die Preise doppelt verdarben. Für die Regierung aber ging es um anderes, und darum schob sie entschlossen jene Grundsätze beiseite. Für sie war maßgebend, daß die „Küstenleute“ sich an gewisse Spielregeln bei der Aus-

tragung von Arbeitskämpfen nicht hielten, daß das von seinem Seeverkehr und seiner Außenwirtschaft abhängige Land vom Ruin bedroht war und nicht zuletzt, daß die international bekannten kommunistischen Gewerkschaftsführer des pazifischen Raumes, Harry Bridges von der USA-Westküste und James Healy von Australien, ihre Hand im Spiel hatten. In diesem Kampf bezog die Arbeiterpartei nicht klar Stellung, und das ist wohl der Hauptgrund ihrer Niederlage. Die Stürme von der „Küste“ her mögen wiederkehren und Mr. Holland neue ernste Nöte bereiten. Gleichwohl: gemessen an den Sorgen anderer Welteile darf sich Neuseeland bis auf weiteres nicht beklagen.

Bodenreform im Orient?

Kein Zweifel herrscht darüber, daß alle Länder des Orients (hier können nur die selbständigen arabischen Länder, und auch diese nur summarisch, behandelt werden) Bodenreform brauchen. Das Fragezeichen bezieht sich darauf, ob sie im Gange ist, und auch ein wenig darauf, ob sie das Allheilmittel darstellt. Jedenfalls ist sie ein Schlüsselproblem. Will man diese „unterentwickelten“ Länder, wie der Fachausdruck lautet, fördern, ihre Produktivkräfte wecken, aber auch ihre Völker in ihrer Masse aus dem Elend zum Anteil an den Lebensgütern führen, dann genügt es nicht, Stau-becken zu errichten, die Bewässerung auf weite Gebiete zu erstrecken und andere großartige technische Pläne zu verfolgen. Man muß das Grundeigentum besser verteilen, leistungsfähiges Bauerntum schaffen. Anderes muß natürlich dazukommen, Genossenschaften, Kreditwesen, Schulung — aber all das ist sinnlos ohne die Erfüllung der Hauptforderung. Wir wissen, wie schwer in Ländern, die sich über die Passivität und die soziale Rückständigkeit des Orients erhaben dünken, jeder Schritt auf dem Wege praktischer Bodenreform ist, wenn sich diese nicht revolutionär durchsetzen und wirtschaftliche Rücksichten nicht mißachten soll. Kein Wunder darum, daß auch der Orient vielfach bisher nur Leitsätze hervorgebracht hat, daß die praktischen Maßnahmen sich fast einzeln aufzählen lassen. Aber die theoretisch-programmatische Vorarbeit sei nicht verachtet. In ihr erweist sich, daß die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der Lage allgemein wird. Was ist denn nun so unhaltbar? Daß vielfach der Staat die „Stiftungen“ und landfremde Großgrundbesitzer („absentee landlords“) das Land zu eigen haben, sich nicht um seine bestmögliche Nutzung kümmern und den tatsächlichen Bebauer des Bodens allzuhoch belasten. Denn so wird jede Hoffnung auf dessen Erhebung über das Fristen des nackten Daseins begraben, und die größten Reichtümer dieser Länder, und das sind Volk und Boden (und nicht das Öl!), bleiben unausgeschöpft. Überall da nämlich, wo Privateigentum in sozial gesunder Größe besteht, sehen wir diese Kräfte sich mit ausgezeichneter Wirkung entfalten. So ist es im Berggebiet des nördlichen Libanon, in Teilen von Jordanien, Syrien und dem nördlichen Irak, auch in kleinen Gebieten an der Westküste von Saudiarabien und in einigen Oasen im Innern (z. B. auch der Oasengruppe Hofuf, von wo aus die neue Eisenbahn das Frischgemüse zu den Amerikanern der Ölgesellschaften bringt). Sonst aber ist an den rechtlichen Grundlagen des Agrar-

wesens so gut wie alles unerfreulich. Obenan steht die Rechtsunsicherheit. Vielfach ist strittig, wem der Boden gehört: dem Staat, einem in der fernen Stadt lebenden Kapitalisten oder dem auf der Scholle werkenden Bauern. Ein Grundbuchwesen, wie wir es kennen, besteht fast nirgends. Die katastermäßige Landaufnahme, die der Irak von 1932—1947 auf einem Fünftel des Staatsgebietes durchführte, war eine große Tat und zeugt von hohen Qualitäten dieses jungen Staates. Fehlen diese, so wird nur Unheil angerichtet, wie durch jenes ottomanische Landgesetz von 1858, das von besten Absichten diktiert war, aber im Ergebnis nur altes und neues Unrecht sanktionieren half. Verwirrend und hemmend wirken die Sonderrechte, unter denen vielfach der Boden steht. So ist das „Waqf“, d. h. aus frommen Stiftungen stammende Tote-Hand-Land, zur Stagnation verdammt, weil es weder verkauft noch geteilt noch zweckentfremdet werden darf, ohne doch Fideikommiß im brauchbaren Sinn zu sein. So wirkt sich auch das einst segensvolle Institut des „Mascha“ genannten Gemeineigentums am Boden, wobei eine Familie im Turnus immer wieder ein anderes Stück bestellt, im technischen Zeitalter hemmend aus: keiner will investieren und meliorieren, wo ein anderer die Früchte erntet! Zersplitterung und Gemengelage fordern gebieterisch Flurbereinigung, zu deren Erzwingung und sinnvoller Durchführung aber Wille und Verständnis fehlen. Doch ist am schlimmsten der sozial ungesunde Großbesitz, bei dem der Eigentümer nicht leitend mitarbeitet, sondern nur die Grundrente verzehrt. Wo die Schicht der Großgrundbesitzer die politische Macht in Händen hält, ist hierin schwer Wandel zu schaffen, obwohl man das soziale Verständnis vieler Männer aus dieser Gruppe nicht unterschätzen soll. Ein Seminar für soziale Wohlfahrt, im November 1950 in Kairo abgehalten und von führenden Arabern besickt, erörterte freimütig diese Fragen. Vielfach aber würde Bodenreform Enteignung gar nicht voraussetzen und jedenfalls die Großwirtschaft, wo sie vernünftig betrieben wird, nicht antasten müssen. Dies gilt überall, wo genügend Staatsland bereit liegt, wie wiederum im Irak (58 % der Fläche). Der erbärmliche Tiefstand beim Landvolk ist dort, auf einem großen Teil des Gebiets, durch Landmangel verursacht und durch Landzuweisung zu beheben. Brauchbare Ansätze sind auf Grund eines Gesetzes von 1945 gemacht, womit 1947 im Bezirk Kut südlich Bagdad erfolgreich begonnen wurde, so daß das System 1950 auf Projekte in den Provinzen Hilla und Kerbela (Süden), Dijala (Mittelteil) und Suleimaniya (Norden) ausgedehnt wurde. Besonders hart stoßen sich die Dinge im Raum von Ägypten, besser gesagt: seiner Raumlosigkeit. Hier herrscht furchtbare Übervölkerung (543 Menschen pro qkm Kulturland), hier stehen sich Zwergbesitz (70 % aller Eigentümer hat nur 1 acre = 0,42 ha, während zum Existenzminimum ein Besitz von 3—5 acre angenommen wird), landlose Landarbeiter und an der Ernte schlechtbeteiligte Teilpächter einerseits und die Paschas (0,5 aller Eigentümer, denen 37 % allen Kulturbodens gehört) andererseits gegenüber, hier fehlt Staatsland, hier ist man über wohlmeinende Resolutionen nicht hinausgekommen. In Syrien datiert die Bodenreform vom Diktator Hüsnü Zaim und hat ihn überlebt. Mit dem Waqf-Problem, das er anpackte,

wurde er zwar nicht fertig, doch findet sich der Niederschlag seiner Gedanken in der Verfassung von 1950, wo der Artikel 22 die eigentlich überall im arabischen Orient passenden Leitsätze zur Bodenreform enthält: Verteilung von Staatsland an Landlose; Landwegnahme, wenn Land unbebaut gelassen wird; Höchstgrenze für Landneuerwerb; Schaffung von Klein- und Mittelbesitz. Ein praktischer Anfang wird auf Grund eines Landverteilungsplans vom Februar 1951 in der jetzt wegen ihrer Baumwollaussichten vielgenannten Dschezirah (östlich des Euphrat) gemacht. Zu Ähnlichem hat sich schon vor zwei Jahren Saudiarabien, bisher ohne erkennbare Folgen, bereit erklärt. Hierbei legt dies bekanntlich orthodox islamische Land koranische Gedanken zugrunde (anderwärts sind eher westliche Vorbilder maßgebend). Spricht doch der Koran dem das Land zu, der es wieder fruchtbar macht! Die uralte Verfassung nomadischer Weidewirtschaft gab jedem das Seine an Nutzungsrechten, bei Vorstellung eines Gemeinbesitzes. Auch unter Sesshaften steht am Anfang der Gedanke, daß das Land Gott gehört, der es allen zusammen gibt, damit es der Einzelne nutze. Landnahme, Landverleihungen infolge vieler Eroberungen, Mißbrauch der Macht, auch der wirtschaftlichen infolge des Systems der Landbesteuerung, führten zum heutigen Mißverhältnis, unter dem etwa auch der Scheich als Eigentum anspricht, was einst des ganzen Stammes war. Technisierung wirkt hier nur verschärfend, weil sie dem wirtschaftlich Starken, der sie zuerst anwendet, erst recht hilft und sein Übergewicht vermehrt, wo der Staat nicht eingreift. Er tut es immer mehr, muß es tun. Vielleicht könnte sich sonst, ohne die oft befürchtete gewaltsame Entladung, an die wir nicht glauben, der jetzige Zustand fortschleppen. Aber dann würden diese arabischen Staaten niemals wirklich lebensfähige, widerstandsfähige Gebilde werden.

Gefahren der Zeremonie

Man schreibt aus Argentinien: Vor einiger Zeit gingen deutsche Rennwagen — wahre Wunderwerke der Technik — zum ersten Male seit vielen Jahren wieder nach Südamerika, um an einigen Rennen gegen ausländische Wagen teilzunehmen. Das technische Personal und die Fahrer gehörten zu den Besten ihrer Art. Freund und Feind waren davon überzeugt, daß die bisher unbesiegten Deutschen die vorgesehenen Rennen leicht gewinnen würden; aber sie verloren: jedes Mal war irgend etwas versehen worden, trotz der erstaunlich minutiösen wissenschaftlichen Vorbereitungen. Man kann dem Deutschen, der wenig Verständnis für die Macht der Form hat, zeremonielles Verfahren im landläufigen Sinne nicht vorwerfen; und doch zeigt sich dem die geistige Situation und das Gebaren der Deutschen von außen Sehenden auch bei ihnen ein Absinken in die an sich sinnlose Zeremonie, von der man irgendwie eine Heilswirkung erwartet: man verfare so und nicht anders, und das Gewünschte wird sich „von selbst“, das heißt als Wunder, einstellen. Aber dieser Glaube erweist sich als ein Aberglaube. Früher hieß es: „Um Mitternacht... am Kreuzweg... dreimal...“, heute heißt es: „Dreimal täglich ein Eßlöffel voll.“ Auch dies ist eine Erscheinung der Krise, die unsere gesamte westliche Kultur erfaßt hat, und es ist bemerkenswert, daß vor dem Leer- und Sinnlos-

werden der Formen auch keine Hingabe an sachliche Gründlichkeit schützt, denn diese Gründlichkeit entartet dann zur Zeremonie des technischen Verfahrens.

Falsche Autorität

Mit der geistigen Krise, in der wir leben, hängt es zusammen, daß Fachleute, die auf einem bestimmten Gebiet Autorität gewonnen haben, von einem Dämon getrieben werden, diese Autorität auf ihnen fernliegenden Gebieten zu verwenden. Sie werden dazu auch dadurch verführt, daß der heutige Mensch aus eigener Kraft nicht mehr die Einzelheiten der ihn umgebenden Beziehungen und Abhängigkeiten übersieht und sich deshalb allzu willig einer Führung überläßt, die ihm irgendwie legitimiert scheint. So werden Feldherren Politiker, pathologische Demagogen stecken die Massen an und gelten als „Führer“. Irgend ein Prestige genügt, um Dilettanten weitesten Spielraum zu schaffen. Dieser Gefahr fallen auch wertvolle Begabungen zum Opfer, die, wenn sie auf ihrem Gebiete blieben, ein vollendetes Werk schaffen könnten.

Der Basler Theologe Karl Barth hatte durch seinen „Römerbrief“, durch den Stoß, den er von innen als Calvinist gegen den erstarrenden Calvinismus führte, frühen Ruhm erlangt, und seine Theologie hat sich dann in dem Kampf gegen den hitlerischen Totalitarismus bis zu einem hohen Grade bewährt, nachdem ein anfängliches Schwanken überwunden worden war. (Über die vorübergehende Bereitschaft Karl Barth's, mit Hitler zu paktieren, hat die Neue Zürcher Zeitung berichtet.) Aber schon im Kampfe gegen den Nationalsozialismus überschritt Barth die Grenzen seines eigentlichen Berufes und verirrte sich in Dilettantismen. Sein berühmter Brief an den tschechischen Nationalisten Hromádka, der heute dem Gottwald-Regime mit theologischen Argumenten dient, war nur eine von seinen vielen Entgleisungen. Er bedachte damals, als er schrieb: jeder tschechische Soldat streite für Jesus Christus, nicht, daß es kaum tschechische Streiter gab. Und wenn er, einem Herrn Wiener folgend, die berühmte Reihe: Luther — Friedrich II. — Bismarck — Hitler billigte (er hat dann später diese Stellen aus seinen Veröffentlichungen getilgt), so verführte ihn offensichtlich dazu ein Komplex. Und derselbe Komplex ist es, der den Streiter gegen den hitlerischen Totalitarismus hinderte, den stalinschen Totalitarismus zu erkennen.

Neben seiner vielbändigen Dogmatik erschienen in den Jahren seit 1945 mehrere flüchtig hingeschriebene Broschüren des weltberühmten Theologen, unter denen wohl die letzte über die Ungarische Reformierte Kirche einen Höhepunkt darstellt. In „Die Kirche zwischen Ost und West“ bescheinigte er dem roten Zaren sein Format und rechtfertigte seine Ratschläge, die er der Führung der Ungarischen Reformierten Kirche erteilt hatte. Mit dem Erfolg nämlich, daß die Ungarische Reformierte Kirche von oben her vollkommen gleichgeschaltet wurde, und daß der von ihm vorgeschlagene Führer tatsächlich an die Spitze gelangte: Bereczky. Derselbe Bereczky, der soeben auf der letzten Versammlung des Zentralkomitees des Weltrats der Kirchen einen geräuschvollen Austritt aus dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten inszenierte. Man sieht schon aus dieser

Entwicklungslinie, wie gefährlich politische Spielereien eines berühmten Theologen werden können. Seine nächsten Freunde verfolgen denn auch seit einiger Zeit die Taktik, zu behaupten: diese politischen Broschüren stünden nicht im Zusammenhang mit Barths Theologie, er selbst behaupte ja, er schreibe diese politischen Ausfälle nur, um die schweizer Bürger zu ärgern... Daß dies mit weit über die Schweiz hinausreichender Wirkung geschieht, entgeht ihm. Außerdem ist natürlich das Argument: der Theologe hänge nicht mit dem Politiker zusammen, eine schwere Herabsetzung des Theologen. Denn eine Theologie, die nicht den ganzen Menschen bestimmt, verliert jeden Wert.

Lange Zeit hatten diese politischen Nebenbeschäftigungen Karl Barths in der Welt, namentlich in Deutschland und in Dänemark stärkere Wirkung als in der Schweiz selbst. Nun beginnt man sich aber in der Schweiz darauf zu besinnen, daß Barth die Demokratie in gewissen Kreisen seiner Gefolgschaft entwertet hat. Der Berner Kirchendirektor Reg.-Rat Feldmann hat einen Briefwechsel mit Karl Barth in einer eben erschienenen Schrift zusammengefaßt,*) in der er dem Theologen klarzumachen versucht, welche politischen Konsequenzen seine Theologie habe. Er geht dabei besonders aus von Barths Schrift: „Christengemeinde und Bürgergemeinde“. Er weist überaus befremdende Widersprüche in dieser Schrift nach, von denen selbst die entschlossensten Verteidiger von Barths Theologie nicht behaupten können, daß sie mit dieser Theologie nicht zusammenhängen. Feldmann weist nach, daß Barth, der Bekämpfer des hitlerischen Totalitarismus, in dieser Schrift „gedankliche Spielereien mit der Diktatur“ betreibe — mit welcher Diktatur, braucht man bei der heutigen Lage nicht hinzuzufügen. „Mit Menschen, die sich jeden Tag von neuem ihre absolute Minderwertigkeit und Nichtswürdigkeit, ihre abgrundtiefe Verdorbenheit und hoffnungslose Verlorenheit bescheinigen lassen, baut und führt man keine Demokratie; die freiheitliche Staatsform ist darauf angewiesen, an gute Kräfte im Menschen zu appellieren: mit der prinzipiellen Geringschätzung des Menschen, mit der Negierung seines guten Willens, schafft man ‚Menschenmaterial‘ für die Diktatur und keine Träger einer Demokratie...“

So ruft Feldmann den Schweizer Bürger, Karl Barth, der sich in der Zeit des Kampfes gegen Hitler mit Berufung auf seine Heimat, gegen den Totalitarismus gewehrt hatte, zur Ordnung. Feldmann berührt dabei die tiefsten Gefahren der Barthschen Theologie und damit dieses schillernden Geistes überhaupt.

Barths Erfolg beruht nicht zuletzt darauf, daß er einen fesselnden Kampf mit sich selbst seit Jahren der Welt vorführt. Er ist im tiefsten Grunde Rationalist, sein Buch über die Theologie des XIX. Jahrhunderts, das für Rousseau schwärmt, verrät das. Das außerordentlich geistvoll geschriebene Buch zeigt eine ganz echte Vorliebe für das 18. Jahrhundert, und wenn er die Zeit von Rousseau bis zu Goethes Tod als die Goethezeit zusammenfaßt, so übersieht er nicht zufällig die kleine Zäsur der

*) „Kirche und Staat im Kanton Bern“. Hrsg. von der bernischen Staatskanzlei. Juli 1951. 75 Seiten.

französischen Revolution. Barth hat immer den Rationalismus mit rationalistischen Mitteln bekämpft und zwischen der reinen Ratio und den Tiefen einer heimlichen Schwärmerei fehlt bei ihm jene gesunde Welt der Mitte, in der das Luthertum zuhause ist. Aus diesem Mangel heraus haßt er ebenso wie die Katholische Kirche auch das Luthertum. Er war es, der in Amsterdam das Wort aussprach: man müsse froh sein, daß die Katholiken nicht nach Amsterdam gekommen seien. Er reißt die Abgründe zwischen den Konfessionen immer wieder auf.

Feldmanns Schrift entlarvt nichts Geringeres als das, was tiefer blickende Kritiker seit langem argwöhnen. Aus einer nicht ressentimentfreien Reaktion gegen den Liberalismus, der den Abstand zwischen Gott und Mensch allzusehr verringert hatte, macht er diesen Abstand zu einer hoffnungslosen Unendlichkeit und gelangt dabei in bedenkliche Nähe des Nihilismus.

**Deutsche Dichtung im Spiegel
des rumänischen
Staatsverlags**

Rumänien hat es vornehmlich der Abtrünnigkeit Jugoslawiens von Moskau zu verdanken, innerhalb des Ostblocks eine zentrale Stellung innezuhaben. Bekanntlich verstand es Anna Pauker, die Politik Titos dahingehend auszunützen, ihre eigene Position zu stärken, und damit jenes Vertrauen des Kremls zu erlangen, das die Verlegung des Kominform von Belgrad nach Bukarest zur Folge hatte. Damit ist Bukarest zur Metropole des sekundären kommunistischen Ideologiebodens — der sogenannten Volksrepubliken — geworden. Ein Umstand, der sich für die entsprechenden Institutionen der rumänischen Hauptstadt besonders im Rahmen der „Kulturpolitik“ des Ostblocks deutlich abzeichnet. So ist beispielsweise der rumänische Staatsverlag ein Zentrum der Vielsprachigkeit des osteuropäischen Staatenkomplexes geworden und kann als einer der Vollstrecker der vom Kominform lancierten kulturellen Interessen des Kommunismus angesehen werden. In dieser seiner Eigenschaft bringt der Verlag alljährlich Massenauflagen einschlägig genormten Schrifttums auf den Markt, wobei der Verbreitung deutschsprachiger Schriften besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Der Grund hierfür ist nicht zuletzt in der Existenz der in Rumänien immer noch ansässigen Deutschen zu suchen. Diese bilden nämlich mit ihrem hochqualifizierten Arbeitspotential nach wie vor einen festen Bestand in der Wirtschaftsstruktur des Landes. Eine Assimilierung auch der geistig-seelischen Belange dieser Gruppe im ideologischen Eintopf des Kommunismus zu bewirken, ist das offensichtliche Bestreben des Verlags. Dabei ergibt sich allerdings eine erhebliche Schwierigkeit. Einerseits — und um bei den Deutschen überhaupt Eingang zu finden — gilt es, auf die Kultur ihres Mutterlandes zurückzugreifen. Andererseits muß diese Kultur ihres nationalen Gewandes entkleidet, d. h. mit einem Gepräge des Übernationalen versehen werden. Und hierbei ist dann erst recht darauf zu achten, daß man nicht auf den Spuren des so verhaßten Kosmopolitismus wandelt. In der Tat ein Dilemma, aus dem die „Kultur“-Manager des Ostens wohl nur im Zuge einer simplifizierenden

Vergewaltigung der echten Werte der deutschen Dichtung herausfinden können.

Vor kurzem nun brachte der rumänische Staatsverlag eine Anthologie — „Morgenrufe, ein Jahrhundert deutscher Freiheitsdichtung“ — heraus. 73 Gedichte von 33 deutschen Autoren sollen — wie es heißt — ein Jahrhundert deutscher Geschichte lebendig widerspiegeln. Eine einschlägige Presserezension nennt es ein „schicksalsschweres Jahrhundert, das bei aller von Marx und Engels angeprangerten Misere, über den Verrat von 1848 und 1919, seine Krönung in der Gründung der DDR gefunden hat“. Daß die Kommunisten immer wieder versuchen, in die Historie ihrer Ideologie jenen roten Faden einzuweben, der gewissermaßen als direkte Gerade vom Gegenwartskommunismus bis zu Marx und Engels zurück — und darüber hinaus — die „immer wieder verdeckt und verfälscht gewesenen“ Markierungen der „proletarischen Tradition“ aufzeigen soll, wird auch hier deutlich. Wo die Anonymität dieses Steckenpferdes so offenbar wird, muß eine Persönlichkeit herhalten, deren Ausstrahlungen zweckentsprechend moduliert werden. Mit Vorliebe wird dabei bekanntlich auf Heine zurückgegriffen. Doch wird man den Eindruck nicht los, daß die Reflexionen genau im umgekehrten Verhältnis zur geschichtlichen Chronologie stehen und somit die vielgepriesene „proletarische Tradition“ nicht viel mehr als eine Fiktion ist. Als „Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus“ finden sich in den „Morgenrufen“ auch Weerth und Herwegh sowie der „erste proletarische Dichter“ Karl Heinrich Schnauffer. Damit ist man — von dem als Statisten mitwirkenden Freiligrath abgesehen — aber auch schon am Ende und wartet im weiteren mit SED-Größen, wie Becher, Brecht, Kuba und dem führenden österreichischen Kommunisten Ernst Fischer auf. Brechts „Adresse an den Genossen Dimitroff“ und sein „Aufbaulied der freien deutschen Jugend“ wie auch Zimmerings „Ernst Thälmann“ und Kubas „Gedicht vom Menschen“ sollen in der Sammlung die jüngere Phase des Kommunismus kennzeichnen. Es erübrigt sich, in dieser Betrachtung auf die noch ausstehenden Höhepunkte der „Morgenrufe“-Anthologie einzugehen. Sie sind die Ausgeburt einer haltlosen propagandistischen Überkompensierung dessen, was man dortzulande „sozialistischer Realismus“ nennt. Und was die deutsche Freiheitsdichtung als solche betrifft, so muß gesagt werden, daß sie als geschichtlicher Vorspann zu solchem Machwerk eine traurige Mission zu erfüllen hat, diese aber im Zeichen der erschütternden deutschen Passion auch voll erfüllt.

Eine sowjetische Literaturgeschichte

In der Sowjetunion hat schon die Generation der heute Vierzigjährigen keine Vorstellung mehr davon, was ein Leben in Freiheit mit der Möglichkeit freier Meinungsbildung bedeutet. Sie wissen nur, daß die Russen vom Fahrrad bis zum Radio, vom Auto und Zeppelin bis zur Atom-bombe schlechthin alles erfunden und die Kultur für sich gepachtet haben. Daß es große Dichter und Schriftsteller nur in Rußland gegeben hat, ist dabei schon fast selbstverständlich. Wenn man deshalb die

seltene Gelegenheit hat, sich eine neue russische Literaturgeschichte anzuschauen, sucht man interessiert nach den Namen, die für uns wirklich die große russische Literatur verkörpern — an erster Stelle natürlich nach Dostojewskij. Doch — im Inhaltsverzeichnis gibt es ihn nicht, und auch nicht im Verzeichnis der Abbildungen. Beim Durchblättern stellt man fest, daß stattdessen Autoren, die kein Mensch außerhalb der Sowjetunion kennt, sechs, sieben, ja zehn Seiten gewidmet sind. Bis man schließlich in einem kleingedruckten Abschnitt, unter der Überschrift „Die Reaktion der 70er Jahre“ und mit wenigen Zeilen abgetan, unter allerhand obskuren Namen Fjodor Dostojewskij entdeckt: ein reaktionärer Schriftsteller, der ein paar ganz unwichtige Romane verfaßt hat. Denn Dostojewskij entspricht der heutigen Linie des Sowjetregimes nicht. Also wird er, wie jeder Name, der den Machthabern nicht genehm ist, ausgelöscht, einfach aus dem Gedächtnis des Volkes gestrichen. Die Herren des Kreml stört es nicht, daß damit einer der wenigen totgeschwiegen wird, die wirklich Großes für die russische Kultur geleistet und weit über Rußland hinaus Bedeutung gewonnen haben, die dazu beitrugen, im Westen das Verständnis für Rußland zu wecken. Wer sollte es auch korrigieren? Die letzten, die es noch besser wissen, werden sich hüten, es zu tun. Und es gibt wirklich noch Menschen, auch im PEN-Club, die sich wünschen, daß diese Art von „kultura“ weiter um sich greift.

Der innerste Antrieb der meisten Menschen scheint der Hochmut zu sein, oder genauer gesagt, der brennende Wunsch nach stetigem Überlegenheitsgefühl. Das gesellige Leben erfordert es, daß die Menschen ihren Hochmut noch schamhafter verbergen als den Geschlechtstrieb. Um so verzehrender aber wütet er in ihrem Gemüt. Jeder Stand hat nun seine eigene Art und seinen eigenen Grad von Hochmut. Vielleicht übertrifft aber der Hochmut des Bürokraten, wenn er gereizt ist, noch den der anderen menschlichen Stände. Der Beamte ist ja in seinen Augen nicht nur ein x-beliebiger Funktionär der Staatsgewalt. Wenn er an seinem Schreibtisch sitzt, so fühlt er sich als diese Staatsgewalt selbst. Mag er auch nur Briefe stempeln, so ist er doch andern und höheren Wesens als das Publikum, wie etwa die Engel andern und höheren Wesens sind als die Sterblichen. Als Richter, Polizeichef, Zöllner, Steuertyrann wirft er die Lose der Menschen, weit offener als die Vorsehung selbst... Er weiß genau, daß er praktisch weniger ist und weniger kann als jeder Gelehrte, Arzt, Ingenieur, ja selbst als der Schmied und Schlosser, der sein Handwerk erlernt hat. Nimmt man ihm jenen Zauber, der aus der Gewalt strömt, so ist er nichts als ein klapprig deklasierter Schreiber. Je verwundbarer aber ein menschlicher Hochmut ist, um so erbitterter muß er verteidigt werden. Blamiert sich der Bürokrat, so blamiert sich das göttliche Prinzip der Macht in Person. Das kann nicht geduldet werden.

Franz Werfel „Das Lied von Bernadette“

Die Anderen

„Denn wie das Leben auch spielen mag, wohin auch immer es die Mütter verschlägt, in Wirklichkeit sind sie es, zu denen alles immer wieder zurückkehrt, weil es ja von ihnen auch kam.“

Thomas Westphal rannte die Anhöhe hinauf, auf der das Haus stand. Es war ihm, als ob er seit Empfang der schrecklichen Nachricht immer nur gelaufen sei, um dem Schicksal Einhalt zu gebieten oder gar, um es zu überholen und seine Mutter vor dem Schlimmsten zu bewahren. Elf Uhr war längst vorbei, als er am Bahnhof angekommen war. Er sprang dann auf die schon fahrende Straßenbahn, die sich, wie ihm schien, mit unheimlicher Langsamkeit zur Stadtmitte durchquälte. Um ihn herum redeten die Leute über ihre täglichen Sorgen, über die Fliegerangriffe, über die Lebensmittelrationierungen und dergleichen mehr. Thomas zählte die Sekunden. Es war ihm, als müsse er aussteigen und zu Fuß weitergehen, damit etwas geschehe, damit er fühlen könne, daß er sich bewege, um noch rechtzeitig das Ziel zu erreichen. Um zwölf Uhr sollte der Zug abfahren, der die Mutter wegbringen würde. Mindestens eine halbe Stunde vorher mußten sie zu Hause aufbrechen — wenn überhaupt noch ein Aufbruch notwendig war!

Thomas fror, obwohl sein Körper in Schweiß gebadet war. Welch eine Flut von Gedanken und Erwägungen hatte ihn auf dieser qualvollen Fahrt bewegt, an deren Ende er — was? — vorfinden würde! Einer Woge gleich brandeten Empörung, Ohnmacht, Haß — all dies jedesmal zu seinem Herzen, wenn er an Trägern der braunen und schwarzen Uniformen vorüberkam; abenteuerliche Pläne durchzuckten sein Hirn, von denen er aber zugleich wußte, daß sie nicht mehr durchführbar waren und daß auch seine Mutter sich gegen sie sträuben würde. Wie oft hatten sie früher über Flucht gesprochen, über die Möglichkeit, sich versteckt zu halten oder zu reisen und auf diese Art den Aufenthaltsort ständig zu wechseln. Nun war alles zu spät. Man hatte das Bleiben gewählt, während, der Buchstabe des Gesetzes könnte — müßte einge-

Das hier abgedruckte Kapitel stammt aus einem bisher unveröffentlichten Roman. „Die Anderen“ — so der Titel des Romans — sind jene, die während des Dritten Reiches anders waren als die große Masse. Hier wird eine Gruppe dieser Anderen herausgegriffen, Angehörige einer Familie jüdischer Herkunft. Der Roman spielt im Deutschland der Jahre 1944 und 1945.

Die Redaktion

halten werden; hatte gehofft, daß man, falls dennoch das Gegenteil einträfe, wenigstens so rechtzeitig ins Bild gesetzt würde, daß Gegenmaßnahmen noch zu treffen seien. Aber nun war alles fehlgeschlagen. Irgend ein Befehl kam, und schon setzten sich hunderttausend Häscher in Bewegung, um ihre Opfer zu stellen. Wohl denen, die das Glück hatten, gerade unauffindbar zu sein, auf Reisen vielleicht, sofern sie überhaupt noch ihren Wohnsitz verlassen durften! Sie entgingen für diesmal dem Kesseltreiben — aber beim nächsten Mal? Ach, Zeit gewonnen, hieß in diesem Falle viel gewonnen!

Thomas hatte den Aufstieg hinter sich gebracht. Er lief, er mußte es noch schaffen, er mußte...

Da erblickte er die Gruppe, die an der Haltestelle der Straßenbahn stand: Frau Schreiber, die sich mit dem Gepäck abmühte, und dort — dort seine Mutter! Seine Mutter, deren Nähe er seit Stunden suchte, als ob er es sei, der des Schutzes bedürfe; seine Mutter, die, als sie ihn so plötzlich vor sich sah, mit einem leisen Schmerzlaut bei ihrer Begleiterin Halt suchte, um gleich darauf die Arme auszubreiten.

„Mutter“, rief er, „Mutter! Mutter!“

„Mein Tom, bist du doch noch gekommen, mein Tom!“

Sie hielten sich umschlungen, so fest, so über alle Maßen fest, als gäbe es keine Trennung, kein Auseinandergerissensein — vielleicht für immer. Und nun flossen die bisher zurückgehaltenen Tränen über ihre Gesichter. Sie küßten sich, nicht achtend der Menschen um sie her, und sie spürten beide, daß dies der Augenblick der Prüfung war, in dem es sich erweisen mußte, ob sie standhalten würden oder nicht.

„Hätte ich es tun sollen?“ flüsterte die Mutter.

„Nein“, sagte der Sohn, „du mußt zurückkommen, für mich.“

„Ja“, sagte die Mutter. „Nur für dich.“

„Du wirst durchhalten“, sagte der Sohn. Er flog am ganzen Leibe. Woher nahm die Mutter die Kraft, diesen Augenblick zu überstehen?

„Der Beamte dort begleitet mich“, sagte sie und wies auf jenen hin, der sich unauffällig unter die anderen Wartenden gemischt hatte. Die Leute wurden bei dieser Geste aufmerksam; manche schauten mitleidig, die meisten aber neugierig, so wie man ein Schauspiel bestaunt oder einen Verkehrsunfall.

Thomas verschwendete keinen Blick in die Richtung, wo der Mann stand. Fliehen! — dachte er einen Augenblick lang. In den Straßen verschwinden! Dann blickte er zur Mutter hin. Ihre Tränen waren versiegt, aber in ihrem Herzen hatte sich der Schmerz zusammengeballt, seit Thomas erschienen war. Sie hätte es besser ertragen, wenn er nicht mehr gekommen wäre. Starr blickten ihre Augen. Man durfte der Menge kein weiteres Schauspiel geben.

Die Straßenbahn kam. Sie stiegen ein, genau so wie sonst auch, durchfuhren die bekannten Straßen, ja, grüßten sogar da und dort Bekannte. Manche schauten erstaunt auf die blassen Gesichter der beiden, auf das Gepäck. Die meisten merkten nichts...

Am Bahnhof wartete Henriette Wolf. Sie weinte nicht, nur ihr fest zusammengepreßter Mund verriet, was sie in den letzten Stunden durchgemacht hatte. Sie war in Begleitung eines Beamten, der hohe Stiefel und einen Ledermantel trug. Julie Niederreither hielt sich im Hintergrund. Einer von jenen lächerlichen Zufällen hatte bewirkt, daß man sie vergessen hatte. Sie wollte nun nichts mehr aufs Spiel setzen. Pflichten blieben ihr genug — Pflichten und stete Furcht!

Thomas schaffte das Gepäck in den Wagen. Er wollte bei den Frauen bleiben, solange es ging. Die Beamten stiegen ein, hielten sich aber abseits. Sie würden ihre Beute am Sammelplatz abliefern. Eine halbe Stunde Bahnfahrt, dann war ihre Arbeit getan.

Thomas legte den Arm um die Schultern seiner Mutter. Als der Zug anruckte, spürte Thomas, wie sie sich schwer an ihn lehnte, und er sah ihren verzweifelten Blick, der zurückschweifte auf die Stadt, die ihre Heimat gewesen war. Es würgte ihn im Halse, als er die Mutter so schweigend leiden sah. Sie blickten beide noch einmal zurück, und das letzte, was sie sahen, war die dunkle Gestalt Julies, die unbeweglich auf dem Bahnsteig stand.

„Komm!“ sagte Anna Westphal zu ihrer Schwester Henriette, die allein saß und an Nora dachte, ihre Tochter, die irgendwo in Berlin Unterschlupf gefunden hatte und von diesem ganzen Geschehen noch nichts wußte. Sie rückten zusammen, und fest aneinandergepreßt fuhren sie dahin. Noch spürte Anna Westphal die Nähe ihres Sohnes, noch konnte sie glauben, daß alles nur ein böser Traum war, daß ein Wunder geschehen könnte, um diese furchtbare Prüfung zu beenden. Aber der Anblick der beiden schweisgsam rauchenden Männer dort drüben, die sie bewachten, und der harte Schlag des eigenen Herzens vernichteten rasch diese Illusion. Sie fuhr ihrem Schicksal entgegen, dem unabweislichen Ende. In ihren Ohren gellten die Reden, welche die Vernichtung ihrer Rasse forderten. In ihrer Erinnerung tauchten unheimlich klar die Namen auf, von denen sie schauernd gehört hatte: Dachau, Buchenwald — sie konnte sich darunter nur vorstellen, was ihre Phantasie ihr eingab. In ihrer Redlichkeit war sie immer bemüht gewesen, Gerüchte darüber mit Mißtrauen aufzunehmen. Man hatte ihr geheimnisvolle Andeutungen gemacht, in diesen und vielen ähnlichen Lagern würden politische Häftlinge unter besonders grausamen Bedingungen festgehalten. Mehr wußte sie nicht. Sie hatte auch von den Ghettos im Osten gehört und sehr ungenau von grauenhaften Dingen, die sich dort abgespielt haben sollten. Aber gleich darauf hatte die schlagfertig arbeitende Propagandamaschinerie der Braunen über angebliche Greueltaten auf der anderen Seite mit so vielen Einzelheiten aufgewartet, daß selbst sie schließlich nicht mehr wußte, wo nun eigentlich Recht und wo Unrecht war. Als dann die Pranke in ihre eigenen Reihen griff, war zum ersten Male von Theresienstadt die Rede. Es mußte sich bei diesem Ort um ein Lager für bevorzugte Häftlinge handeln, aber wie man dort lebte und wie lange man es auszuhalten vermochte, das wußte sie freilich nicht.

Nun war sie selbst an der Reihe, eine nahezu Siebzigjährige. Nach ihr kamen vielleicht die Kinder. Dunkelheit lag über der Zukunft. Mochten

auch die Alliierten mit verstärkter Wucht anrücken, mochten sie schließlich die verderbliche Brut in Deutschland ausräuchern, für sie war es zu spät. Sie war nun ein Opfer, unter Millionen eins, sie durchlebte das Grauen in seiner ganzen Tiefe, und sie würde wahrscheinlich später nicht einmal mehr Zeuge sein können, wenn der Tag des Gerichts da war. Anna Westphal spürte plötzlich ihr Blut stärker kreisen. Je mehr sie mit dem Gedanken an das Ende rang, desto stärker entfachte sich in ihr der Wunsch, zu leben und zurückzukehren zu dem, was ihr Dasein bisher ausgemacht hatte!

Als der Zug hielt, spürten sie alle, daß nun die letzte, die härteste Bewährungsprobe bevorstand. Aus dem Strom der Reisenden heraus führte man sie die Treppen zur Unterführung hinunter und von da durch einen engen Stollen in einen langgezogenen, schmalen Luftschutzbunker. Sie fühlten: nun waren sie gefangen, nun gab es kein Entrinnen mehr! Stumm blickten sie einander an, und vor Kälte und Erregung zitternd, setzten sie sich auf eine der feuchten Holzbänke, die in dem nassen, ungeheizten Raum standen. Noch waren sie allein, nur in einem Verschlag beim Eingang saß ein Beamter in Zivil. Thomas war noch da, niemand hatte ihm Schwierigkeiten gemacht. So saßen sie zu dritt inmitten ihres Gepäcks. Wasser tropfte von den Wänden, oben rollten die Züge, sonst war es still. Sie senkten die Köpfe und warteten.

Thomas versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Während der letzten Stunden hatte sich ein Drama abgespielt, das mit ungeheurer Wucht sein und seiner Mutter Leben aus den Fugen hob. Elf Jahre lang war alles nur Vorbereitung auf diesen Tag gewesen, elf Jahre hatten sie ausgehalten, immer mehr in die Enge getrieben. Der Kreis der Freunde hatte sich gelichtet, da und dort war der Blitz niedergefahren, ohne sie selbst zu treffen. Immer stärker war die Hoffnung geworden, daß man es überstehen würde. Die Siegesfanfaren der Braunen waren leiser geworden, man hörte sie fast nicht mehr. Stattdessen begann der wohlabgewogene Plan der anderen Seite immer deutlicher ins Licht zu rücken. Thomas hatte in diesen letzten Jahren manches gesehen und gehört. Das Krampfhaftes der Anstrengungen, gerade in der Rüstungsindustrie, wo er arbeiten mußte, war ihm nicht verborgen geblieben. Die Mentalität seiner Landsleute schwankte, wie er sah, zwischen blindem Anhängertum und einer Art passiver Gefolgschaftstreue, die nicht auf wirklichen Impulsen beruhte, sondern auf der Trägheit, mit der man sich von der großen Masse schieben ließ — in einer bestimmten Richtung, so daß es ja sinnlos gewesen wäre, sich dem entgegenzustemmen, selbst wenn der Wunsch dazu bestand. Freilich, es gab offenbar Einzelne, vielleicht auch ganze Gruppen, die Widerstand leisteten — wenn dies auch nur ganz selten in einer Weise geschah, die nach außen hin sichtbar wurde. War das, was man darüber munkeln hörte, schon so stark, daß es zum Flammenzeichen werden konnte, welches die Kraft in sich trug, durch das ganze Reich zu zünden? Thomas wußte nicht, ob es Widerstandsgruppen gab, mit denen ernsthaft zu rechnen war. Fast mußte er es bezweifeln, denn obwohl er ja einen großen Kreis von befreundeten oder ihm bekannten Schicksalsgenossen hatte, war doch nie-

mals irgend jemand an ihn oder seine Freunde herangetreten, um ihnen auch nur andeutungsweise nahezulegen, sie sollten „mitmachen“. Wo war nun eigentlich die Quelle des Widerstands, von dem man heimlich sprach? Beim Militär? Bei der Diplomatie? Bei Kirche, Gewerkschaft oder Studentenschaft? Es war klar, daß eine Widerstandsgruppe, wenn sie bestand, ihre Tätigkeit mit einem Höchstmaß an Argwohn gegenüber jedermann erfüllen und tausend Sicherheiten einbauen mußte gegenüber der zweifellos einzigartigen Organisation, welcher der Kampf galt. Und doch! Wie konnte es geschehen, daß einer wie er, der so prall gefüllt war mit Bereitschaft, mehr zu tun, als ein Einzelner zu tun vermag, anscheinend übersehen wurde? Er hatte sich damals, als die braune Welle heranbrandete, seine Ansichten über das Zusammenleben von Menschen im Staat und in der Gesellschaft kaum erst erworben, aber die ihm innewohnende Achtung vor den Grundsätzen der Menschenrechte hatte bewirkt, daß er vom ersten Tage an in selbstverständliche Opposition zum Dritten Reich trat, und die Rassentheorien des neuen Regimes hatten dann nur noch den Beweis für die Richtigkeit dieser Einstellung geliefert. Thomas achtete jede Ansicht, die ihre Kraft aus der frei erworbenen Überzeugung schöpfte, aber er haßte ebenso allen Druck, der solche Überzeugungen erzwingen wollte. Er mußte dann erleben, daß sein Volk eben diesem Druck nachgab und damit zum Spielball jener Mächte wurde, die in der Verwendung agitatorischer Mittel laut und gewandt genug waren, um über den fiktiven Zukunftszielen, die sie zu verwirklichen versprochen, die bösen Handlungen vergessen zu machen, deren sie sich zur Erreichung dieser Ziele bedienten. Die Verfolgung der Juden war ein klares Beispiel dafür. Von Anfang an war sie ein öffentlich verkündetes Vorhaben, ja, die Rassenideologie war in dem sonst recht verworrenen Programm der Braunen ein sehr klarer Punkt, und wer für sie seine Stimme abgab, konnte damals schon, 1930, diesen Punkt weder mißverstehen noch gar übersehen. Was dies betraf, so gab es jetzt keinen Deutschen, der sich nicht hätte an die Brust klopfen müssen, um seine Schuld zu bekennen.

Thomas schreckte auf. Er warf einen raschen Blick auf seine Mutter. Sie saß stumm neben ihm, ihre Augen waren auf den Schoß gesenkt. Das Bild ergriff ihn zutiefst und führte ihn jäh zur Gegenwart zurück. Am Eingang des Bunkers wurde es jetzt lebendig. Mehrere Beamte kamen, nun war es schon eine ganze Gruppe. Und plötzlich strömte es dann herein: alte Frauen, gebückt, manche mit Gepäck, einige mit losen Kleidungsstücken über dem Arm, die offensichtlich in aller Eile zusammengepackt waren. Nun trug man eine Gelähmte herein. Die Bahre, auf der sie lag, hatte fast die Breite des Stollens. Die Träger fluchten. Die Gelähmte, eine alte Dame, trug einen kostbaren Pelz. Bettzeug häufte sich um sie, und Kissen waren hinter ihren Rücken geschoben. Sie kommandierte. Uneingeschüchtert musterte sie ihre Umgebung. Graue Haarsträhnen quollen unter ihrem altmodischen Hut hervor. Wie lange würde man diesen Ballast mitschleppen? Keiner war im Bunker, dem sich nicht dieser Gedanke aufdrängte. Hinter der Bahre kam eine schwarzhaarige Frau mit unnatürlich blasser Gesichtsfarbe aus dem Dunkel des Stollens.

Ein junges Mädchen stützte sie. Die Frau wankte, jemand sprang heran, um sie von der anderen Seite zu stützen. Sie sank auf eine der Holzbänke nieder. Man bat die Alte auf der Bahre um ein Kissen, und sie gewährte es mit königlicher Geste. Dann bettete man behutsam die blasse Frau auf die Bank. Die Beamten schauten herüber und berieten sich; dann betrat einer von ihnen den Verschlag, anscheinend, um nach einem Arzt zu telefonieren.

Die Minuten schlichen dahin, die Viertelstunden, die Stunden. Immer mehr füllte sich der Bunker. Sie quollen hervor aus dem Stollen, die alten Menschen, nur wenige Männer unter ihnen, wie todgeweihte Tiere, die man in einen Pferch treibt. Die Bänke reichten nicht aus, um allen einen Sitzplatz zu sichern. Viele standen und lehnten sich an die nassen Wände. Wenn man einen Zug einfahren hörte, so dauerte es noch ein paar Minuten, dann kamen neue. Manchmal ließ sich ein Beamter sehen und blickte prüfend über die Menschen hinweg.

Es mochte vier Uhr geworden sein oder fünf. Nichts war bekannt geworden über das Wann oder Wie der bevorstehenden Reise, geschweige denn über das Wohin. Gerüchte tauchten auf. Nach Polen gehe es, behaupteten einige. Sofort wurde von anderen widersprochen. Partner aus Mischehen schicke man ausschließlich nach Theresienstadt, meinten sie. Das Gespräch wurde allgemeiner. Eine Frau in Schwesterntracht erschien und verabreichte warmen Tee und Brot, Spenden aus den noch bestehenden christlich-jüdischen Haushaltungen der Stadt.

Thomas versorgte die widerstrebende Mutter. „Du mußt etwas zu dir nehmen“, bat er. Anna Westphal trank einen Schluck aus dem dargebotenen Becher, obwohl sie das Getränk kaum hinunterbrachte. Es wärmte. Dann bröckelte sie ein wenig von dem Brot ab; seit dem frühen Morgen hatte sie nichts mehr gegessen. Henriette folgte dem Beispiel der Schwester. Es wurde ein wenig wärmer im Raum, aber infolge der Anwesenheit so vieler Menschen breitete sich gleichzeitig ein dumpfer Geruch nach Kleidern und Feuchtigkeit aus.

„Ich halte es nicht aus!“ flüsterte Anna Westphal ihrem Sohne zu. Thomas erschrak tief. Kam nun doch noch der Augenblick, der ihn manchmal in Träumen gequält hatte? Er faßte die Mutter unterm Arm und schritt mit ihr auf und ab. Wohl ein Dutzendmal durchmaß sie das Gefängnis, und nach jedem Gang wurde Anna Westphals Widerstand gegen das Weiterleben schwächer.

„Ich brauche dich!“ sagte Thomas eindringlich. „Ich brauche dich so sehr. Wie soll ich leben können ohne die Hoffnung auf deine Wiederkehr?“ Er wußte nicht, ob es ein guter Kampf war, den er kämpfte. Hätte er die Mutter gewähren lassen sollen? Wünschte sie wohl im tiefsten Herzen, daß er sie darin bestärke, das Spiel aufzugeben, oder hoffte sie, daß er widerstrebe? Er war es ja gewesen, der vor Monaten einen befreundeten Arzt überredet hatte, ihm das Mittel zu geben, mit dessen Hilfe man die Schwelle überschreiten konnte. Er war es auch gewesen, der es der Mutter ausgehändigt hatte. Würde er sich einmal dafür verantworten müssen am letzten Tage?

„Tue es nicht, damit nicht auch ich es tun muß“, hörte Thomas sich sprechen. Alles war so unwirklich. Er schaute seine Mutter wieder an. „Ich hole dich zurück“, sagte er mit aller Überzeugungskraft, die er in dieser Stunde aufbringen konnte. „Versuche durchzuhalten!“

Sie kehrten an ihren Platz zurück. Zwei Männer betraten den Bunker. Einer, anscheinend der Arzt, wurde zu der bleichen Frau geführt, die nun auf zwei zusammengeschobenen Bänken ruhte. Ihr Körper schien leblos zu sein, nur ihre Augen flackerten dem Hinzutretenden entgegen. Das junge Mädchen stand kühl an ihrer Seite, als sei sie völlig uneteiligt. Feindselig blickte sie in den Raum.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Kollege“, flüsterte die Frau. „Ich bin Ärztin. Noch fünf Minuten. Besser von eigener Hand, als dort...“ Sie versuchte, den Arm zu heben, aber er sank kraftlos herab und hing neben der Bank zur Erde herunter. Das Mädchen hob ihn und legte ihn auf den Körper der Sterbenden. Der Arzt trat zurück. Einige Menschen kamen näher, und es bildete sich ein Kreis um das Lager der Frau, deren Gesichtsfarbe immer fahler wurde. Die Beamten schauten herüber, aber keiner sagte etwas. Plötzlich erhob die Alte im Pelzmantel ihre krächzende Stimme:

„Der Gott Zions kommt in seiner Pracht!“ schrie sie. Ihre Augen glänzten, die grauen Strähnen flogen ihr ums Haupt. „Erkennet den allmächtigen Gott, Kinder Israels, scharet Euch zusammen, der Herr führet Euch wohl!“ Sie stieß die Arme in die Luft, ihr Körper schwankte hin und her, und ihr Antlitz drückte selige Verzückung aus. Dann verfiel sie in eintönigen Gesang. In schrillen Tönen pries sie die Herrlichkeit des allgewaltigen Gottes.

Erschrocken zog Thomas die Mutter weg. Sie sollte die Sterbende nicht sehen. Noch immer schrie die Alte ihren Gesang in den Bunker hinein. Man versuchte, ihr den Mund zu schließen, aber es gelang nicht.

„Ruhe dort hinten!“ rief eine grobe Stimme vom Eingang her. Plötzlich wurde es ganz still. Der Kreis um die Sterbende kam in Bewegung, die Männer entblößten das Haupt. Das junge Mädchen stand neben den Holzbänken, kühl, starr, schweigsam. Sie wandte sich der Toten zu, deren Antlitz wächsern geworden war und schloß ihr die Augen. Die Alte auf der Bahre glotzte herüber, leise schwankte ihr Körper hin und her. Wenn sie wieder zu singen anfängt, dachte Thomas verstört, drehe ich ihr die Gurgel um. Seine Nerven drohten zu reißen. Er hielt die Mutter fest im Arm. In diesen Hexenkessel von Tod und Irrsinn sollte er sie gehen lassen, seine heitere, tapfere, alte Mutter?

Henriette Wolf sah, was in dem Neffen vorging. Wenn er jetzt schlapp macht, sagte sie sich, kommt Anna nicht durch. Sie blickte ihm fest in die Augen. „Du bist mir verantwortlich für Nora!“ flüsterte sie ihm zu. Er verstand. Jetzt galt mehr denn je, daß einer mit des anderen Leben oder Untergang unlöslich verknüpft war. In wieviel stärkerem Maße als er selbst mußte sich seine Mutter zu dieser Auffassung durchringen!

Man trug die Tote hinaus, draußen stand wohl ein Krankenwagen. „Nur kein Aufsehen!“ rief einer der Beamten den Trägern nach. Das

war die Leichenrede für die Unbekannte. Als letzte verschwand das junge Mädchen in dem dunklen Gang. Sie geleitete die Tote — ihre Mutter? — hinaus in die Freiheit. Wohl hundert Augenpaare folgten dumpf und neidisch der entschwindenden Gestalt.

Die Alte auf der Bahre murmelte allerlei vor sich hin. Speichel tropfte ihr aus dem Munde. Niemand achtete mehr auf sie, seit sie still geworden war.

Der Mann, der mit dem Arzt zusammen den Bunker betreten hatte, näherte sich Thomas und den Frauen. „Anna Sara Westphal, geborene Lachmann?“ fragte er geschäftsmäßig, indem er einige Papiere ordnete, die er aus einer Aktenmappe hervorzog. Anna fühlte ihr Herz stärker klopfen. Was kam nun? Sie nickte bejahend und stützte sich fest auf ihren Sohn.

„Ihr gesamtes Vermögen verfällt dem Staat“, sagte der Mann und reichte ihr ein Schriftstück mit Amtssiegel. Dann entfernte er sich ohne ein weiteres Wort der Erklärung.

Thomas, der irgendeine ernsthafte Bedrohung erwartet hatte, fühlte eine Entspannung in sich, die unecht war und bis an die Grenze der Hysterie reichte. Die Posse in der Tragödie! Die Legalisierung nach dem Raub! Wahrscheinlich würde man auch der Toten ein solches Schriftstück auf die Bahre legen. Er nahm den Wisch, den die Mutter ratlos in den Händen hielt. „Es ist nichts“, sagte er, „der Apparat muß eben ablaufen.“ Dann warteten sie weiter.

Es war sieben Uhr, als die Qualen sich ihrem Ende zuzuneigen schienen. Sechs Stunden lang hatten sie nun Abschied voneinander genommen. Über die Regelung jener Fragen, die sonst mit so vielem Aufwand umkleidet waren, war nicht mehr gesprochen worden. Nur noch das große Schicksal stand vor ihnen, das Dunkel, dem die Frauen entgegengingen.

Die Beamten formierten sich am Eingang. Namen wurden aufgerufen, nach der Reihenfolge des Alphabets. Endlich war es so weit.

„Westphal, Sara, Wolf, Sara.“

Die Schwestern schritten zusammen dem Ausgang zu, Thomas nahm das Gepäck.

„Wer sind Sie?“ fragte ihn ein Beamter.

„Der Sohn“, sagte Thomas.

Von draußen schrie in diesem Augenblick eine Stimme: „Alles fertig?“

Der Beamte sah Thomas überlegend an, dann zuckte er gleichgültig die Achseln.

„Fertig, die Letzten!“ schrie er zurück. Die Frauen verschwanden im Gang, Thomas schritt ihnen nach. Sie stiegen die Treppen zum Bahnsteig hinauf. Es war sehr belebt. Die letzte Gelegenheit — dachte Thomas schnell. Wer kann jetzt so genau kontrollieren? Aber die Frauen hatten den Wagen schon erreicht. Er hing am Ende des Zuges, dort, wo der Bahnsteig dunkel war. Auf einem beleuchteten Schild las Thomas im Vorbeigehen: D-Zug Dresden. Niemand achtete genauer auf das

dunkle Zugende. Was gab es dort auch schon zu sehen? Eine Gruppe Menschen mit viel Gepäck, Kranke darunter, offensichtlich irgendwelche Flüchtlinge von irgendwoher oder Rückwanderer nach irgendwohin. Arme Leute ohne Heimat. Wer sollte sich heutzutage noch auskennen in diesen Wanderungen von überallher nach überallhin? Wichtiger war, daß kein Fliegeralarm zu erwarten war.

Die Frauen hatten ihre Plätze gefunden. Beleuchtung besaß der Wagen nicht.

Anna Westphals Gesicht hob sich hinter der Fensterscheibe als blasses Oval ab. Über dem Kopf trug sie ein Wolltuch, das unter dem Kinn zusammengeknüpft war. Fast unwirklich war ihre Erscheinung, und der Dampf, der unter dem Wagen hervorquoll, verwischte zeitweise ihr Bild für die Augen des Sohnes, der draußen stand, ein Schatten in der Dunkelheit. Krampfhaft bewegten sich seine Hände in den Taschen des Mantels. Irgendein gutes Wort noch für sie, dachte er, irgend ein Stück von mir für sie!

Die Frauen versuchten das Fenster zu öffnen, aber es war fest verschlossen. Nun wurde die Strecke freigegeben, und die Lokomotive stieß einen gellenden Pfiff aus. Thomas stürzte zur Wagentüre vor. Jemand öffnete. Zitternd vor Schmerz stand drinnen die Mutter.

„Du frierst“, rief er, „du frierst ja!“ Er riß sich den Mantel vom Leib und warf ihn ihr zu. Der Zug setzte sich in Bewegung. Anna Westphal hielt den Mantel ihres Sohnes an sich gepreßt, sein verzweifelter Gesicht blickte zu ihr auf. Er hält es nicht aus, schrie es in ihr, Kind, Kind!

Plötzlich richtete sie sich auf, winkte ihm zu, und während er neben dem Zuge herlief, sah er, wie sie lächelte. Sie l ä c h e l t e !

„Ja, ja, ja!“ stammelte er wie von Sinnen, „ja, wir halten durch, ja, ja, wir halten durch. Denke an mich, denke an mich, immer an mich!“ Und während ihm die Tränen aus den Augen stürzten, während er krampfhaft versuchte zurückzulächeln, hörte er die Stimme seiner Mutter rufen:

„Nur an dich, nur an dich...“ Dann verschlang das Lärmen der Räder und das Zischen des Dampfes jeden weiteren Laut.

Der Sohn lauschte noch der Stimme seiner Mutter nach, als die roten Schlußlichter des Zuges fast nicht mehr zu erkennen waren.

Nun verschwanden sie ganz...

Draußen in der Finsternis brütete das Schicksal Anna Westphals, einer unter Millionen — einer Mutter.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Die japanische Friedenspartei

Dem Verfasser politischer Memoiren, der mehr als eine rein historische Darstellung vergangener Geschehnisse versucht, kann in unserer schnelllebigen Zeit allzu leicht einmal ein Malheur passieren. Das wird sich wahrscheinlich Toshikazu Kase sagen, dessen höchst interessante Darstellung des Wirkens der japanischen Friedenspartei vor Japans Kriegseintritt und während des letzten Krieges kürzlich in England erschien. (Toshikazu Kase „Eclipse of the Rising Sun“. Edited by David Nelson Rowe, Prof. of Political Science, Yale University, London, Jonathan Cape.) Kases Buch ist sicherlich mindestens ebenso sehr mit einem Auge auf Leser in USA und ganz allgemein im Westen wie für seine eigenen Landsleute geschrieben. So kann es nicht sehr überraschen, wenn darin General MacArthur als großer Staatsmann und als „Mann des Friedens“ gefeiert wird. Nur schade, daß sich zwischen Abfassung und Veröffentlichung der englischen Ausgabe allerlei Ereignisse abgespielt haben, die das letzt-erwähnte Attribut für MacArthur immerhin für manchen Leser etwas dubiös erscheinen lassen.

Aber abgesehen davon ist Kases Darstellung voll von Interesse, denn es ist eine der ersten authentischen Darstellungen aus japanischer Feder. Der Verfasser war eines der tätigsten Mitglieder der verhältnismäßig kleinen Gruppe von Männern, deren unermüdlichem Bemühen es gelang, Japan, wenn auch erst in letzter Stunde, vom Abgrund totaler nationaler Vernichtung zurückzureißen. Kase schreibt fast durchweg aus eigener Anschauung, und das macht seine äußerst lebendige Darstellung besonders ansprechend.

Auf den Seiten dieses Buches wird die japanische Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre mit dem Untergang der scheindemokratischen Formen und dem Aufbau einer auf Mord und Terror auf-

gebauten Militärherrschaft lebendig, und vor dem Hintergrunde dieses dramatischen Geschehens haben sich die Figuren der Hauptakteure, die auch für den unterrichteten und politisch interessierten Europäer meist ziemlich schemenhaft geblieben waren, plastisch und scharf profiliert ab. Mit offenkundiger Sympathie schildert Kase die Hamletgestalt des wohl-intentionierten aber unentschlossenen Fürsten Konoye, er wendet sich mit überzeugenden Argumenten gegen die Auffassung, daß Matsuoka den Krieg angestrebt habe, er läßt uns mindestens ahnen, was Geistes Kind die im Hintergrunde Fäden spinnenden Männer aus der persönlichen Umgebung des Kaisers waren, aber sein eigentlicher Held ist Mamoru Shigemitsu, ehemaliger Außenminister und Seele des zivilen Widerstandes gegen die Militäroligarchen, der als Hauptdelegierter die Kapitulationsurkunde an Bord des US-Schlachtschiffes „Missouri“ unterschrieb in dem klaren Bewußtsein, damit seinem Volke und Vaterlande einen großen Dienst zu leisten.

Es liegt nahe, Parallelen zwischen der Friedenspartei in Japan und der deutschen Fronde gegen Hitler zu ziehen. Die Unterschiede aber sind bedeutender als die Ähnlichkeiten. Die japanische Friedensgruppe war zahlenmäßig klein, sie bestand fast ausschließlich aus hohen Staats- und Hofbeamten. Nur vereinzelte Offiziere von Armee und Marine standen mit ihr in lockerer Verbindung. Angelsächsische Kritiker haben mit etwas pharisäisch anmutender Ueberheblichkeit zu Kases Darstellung bemerkt, diese Männer seien „gute Japaner“ gewesen, die den Frieden nur deshalb gesucht hätten, weil sie mit Recht der Ueberzeugung gewesen seien, daß sie damit am besten den Interessen ihres Vaterlandes dienten. In der Tat waren diese Männer in erster Linie japanische Patrioten. Schon die enge Verbindung, die von ihnen zum Staatsoberhaupt bestand, und die Stellung, die sie in der staat-

lichen Hierarchie einnehmen (nicht weniger als vier ehemalige Premierminister sind der Gruppe zuzurechnen), sollte sie vor dem Vorwurf des Verrates schützen. Trotzdem scheuten sie sich nicht, die Verbindung mit den Kriegsgegnern zu suchen, wenn auch nicht mit viel Erfolg, außer in einer allerdings entscheidenden Hinsicht: Die auch noch nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit dem längere Zeit in Tokio internierten amerikanischen Botschafter Grew aufrecht erhaltene Verbindung dürfte dazu beigetragen haben, daß dieser in den kritischen Wochen des Sommers 1945 gegenüber anderen Einflüssen durchsetzte, daß die japanische Forderung auf Wahrung der Prärogative des Kaisers als souveräner Herrscher nicht rundweg abgelehnt wurde, so daß den Friedensfreunden in Japan die Vollendung ihrer selbstgestellten Aufgabe ermöglicht war.

Kases Buch trägt Wesentliches bei zur Aufhellung einer Reihe von Tatbeständen in der Geschichte des letzten Krieges, so zu der Wirkung der Note Hulls vom 26. 11. 1941, die nach von Kase zitierter Auffassung des Marquis Kido eine Intervention des Tenno zugunsten des Friedens unmöglich machte, und zu der strittigen Frage, ob die sowjetische Intervention oder die Atom-bombe den ausschlaggebenden Einfluß auf die japanische Kapitulation ausgeübt habe. Vor allem aber gibt es ein faszinierendes Gesamtbild der dramatischen Entwicklung in einer Welt, die unserem Verständnis fremd und fern, die uns trotzdem aber in Wirkung und Gegenwirkung eng verbunden ist.

KHA.

Geschichtswissenschaft

Welchen Wert die Geschichte für den modernen Menschen hat und ob man aus ihr für Gegenwart und Zukunft lernen kann, ist von jeher sehr umstritten gewesen. Man muß nicht allein in den Augen Andersdenkender ein Optimist sein, um die zweite Frage bejahend zu beantworten, sondern außerdem noch ein ganz besonderes Verhältnis zur Geschichte haben. Noch immer fehlt von dieser Seite her ein Buch, etwa des Titels: „Du und die Geschichte“, in welchem diese Frage einmal von der soziologischen, politischen, konfessionellen und mancher anderen Seite her angepackt würde. Von einem besonderen, dem im engeren Sinne wissenschaftlichen Aspekt her, ist Fritz Wagner an das

Thema herangegangen: „Wie kam Geschichtswissenschaft zustande und was sagt sie über ihr eigenes Wesen aus? — Das ist das Thema seines Buches: „Geschichtswissenschaft“ (Freiburg/München, Verlag Karl Alber, 468 S. DM 12,—). Über antike und mittelalterliche „Voraussetzungen“, über die „Vorstufen“ der „Selbstentfaltung der Vernunft“ und des „neuen Persönlichkeitsideals“ führt er seine Leser zu „Deutschlands klassischem Beitrag“ (mit Savigny, Niebuhr, Mommsen, Hegel, Ranke und Droysen), zu einem weiteren Teil über die „Herrschaft des naturwissenschaftlichen Weltbildes“ und schließlich zu vorzüglichen Kapiteln über das „Ringens um den Kulturbegriff“ und den „Historismus als Wissenschaftsprinzip“. Manchem Leser mag die eine oder andere Formulierung dieser Überschriften allzu „wissenschaftlich“ erscheinen — der Inhalt der Kapitel wird ihn schnell überzeugen, daß hier, wie der Verfasser sagt, „im Dienste der allgemeinen Besinnung auf Grundlage und Ablauf unserer Kultur“ vieles klar und einleuchtend dargestellt worden ist, was uns alle angeht — in unserer durchrüttelten und alte Werte überprüfenden, neue suchenden Zeit mehr als je zuvor.

W. Treue

W. Somerset Maugham

Wenn ein Schriftsteller einmal einer bestimmten Kategorie zugeteilt wurde, ist es schwer, dieser Einordnung zu widersprechen. W. Somerset Maugham, der jetzt 77jährige Bühnen- und Kurzgeschichten-Autor, wird vielfach geringschätzig als reiner Unterhaltungsschriftsteller bezeichnet, den man nicht der „ernsthaften Literatur“ zurechnen dürfe. Doch dieses Urteil ist gefährlich wie jede Verallgemeinerung, und W. S. Maugham gehört zu den wenigen Autoren, die mit jedem neuen Buch beweisen, daß eine interessante, ja spannende oder auch amüsante Handlung die Qualität der Erzählung keineswegs auszuschließen braucht. Der schmale Band „Weltbürger“ (Zürich, Rascher Verlag, 238 S. DM 11,50) bringt 16 kurze Geschichten, von denen jede ein kleines Meisterwerk ist — aus einer tiefen Kenntnis der Menschen heraus entstanden und mit pointiertem Humor und so brillanter Beherrschung der schriftstellerischen Technik geschrieben (meist mit den für ihn typischen „surprise endings“), daß die Lektüre ein reiner Genuß ist. Jede von W.

S. Maughams Erzählungen hat einen leicht philosophischen Unterton, ohne daß der Autor jemals ins Moralisieren abgleitet. — Von anderen Seiten als in seinen sonstigen Werken und doch noch viel mehr als „er selbst“ zeigt sich W. Somerset Maugham in seinem „Rückblick auf mein Leben“ (Zürich, Rascher Verlag, 304 S. DM 15,80), einem Buch, das leider durch die ungewöhnlich schlechte Uebersetzung stark beeinträchtigt wird. Es ist keine Autobiographie, denn von den äußeren Stationen in seinem Leben berichtet er nur wenig, desto mehr dafür von den inneren. Der Schriftsteller aus Leidenschaft, der er ist, spricht hier seine Lebenserfahrungen und seine Lebensüberzeugungen aus, seine Ansichten zu Kunst, Literatur, Schriftstellerei und allem, was ihn im Laufe seines langen und bunten Lebens bewegt hat — eines Lebens, das ihn dem Kleinkram des Alltags gegenüber weise und überlegen gemacht hat, das ihm aber seinen ursprünglichen Humor und seine Lebensfreude nicht nehmen konnte. Die Feststellungen sind oft selbstbewußt getroffen, fast apodiktisch, die Ansichten in ihrer Unbestechlichkeit nicht immer erquicklich, aber aus jeder Zeile persönlich ansprechend. Man fühlt darin, daß Somerset Maugham mehr ist als ein erfolgreicher Unterhaltungsschriftsteller: er ist ein Mensch. k. h.

Vorposten und Grenzgänger

Es ist ein gar nicht abzuschätzender Gewinn für das binnendeutsche Geistesleben, daß wir einen so vielseitigen, ideenerfüllten und vitalen Kopf wie Eugen Rosenstock-Huussy wieder — in Grenzen — zu uns zählen können. Leider hat bisher keine Universität die Chance genutzt und Rosenstock, der in Amerika kaum seiner wirklichen Bedeutung gemäß „untergebracht“ ist, sondern immer noch gewissermaßen in einem rasch gezimmerten Exilhäuschen lebt und wirkt, an sich zu ziehen versucht. Sein neuestes Buch „Der Atem des Geistes“ (Frankfurt a. M. Verlage der Frankfurter Hefte, 296 S. Ln. DM 8,50) kann auch den Leser, der den kurvenreichen Weg des Schriftstellers, Philosophen, Soziologen und Theologen Rosenstock nicht näher verfolgt hat, sehr rasch in den Bann eines außerordentlichen geistigen Erlebnisses ziehen. Jedes Buch Rosenstocks ist gleichsam ein neues literarisches Debut. Er hätte nicht einen „Namen“, sondern ein halbes Dutzend, wenn er seine

Schriften jeweils anonym oder pseudonym herausgegeben hätte. Das neue Werk ist zwar insofern ein „Nebenwerk“, als es keine Arbeit aus einem Guß, sondern eine Zusammenstellung verschiedener und zu verschiedenen Zeiten entstandener Essays darstellt, die sich jedoch von einer inneren Dynamik her zu einem literarischen Organismus, nicht nur zu einem Konglomerat, zusammengefügt haben. Atem des Geistes? Es ist jener Geist gemeint, der in Joh. 3, im Nikodemusgespräch als „wehend, von wannen er will“ bestimmt wird. Rosenstock ist Christ und christlicher Denker in so hochgradig selbständiger, von Theologien unabhängiger Art, wie sie erst durch den existentialistischen Impuls des modernen Denkens möglich geworden ist. Er vereinigt das nach Kierkegaard einander wesenhaft Widersprechende: Genialität und Christentum, „natürlichen“ und „heiligen“ Geist in beiderseits gesteigerten Potenzen. So kommt es, daß seine Gedanken nicht nur im säkularen, sondern auch im kirchlichen und theologischen Bezirk einigermaßen neu, überraschend, auch ärgerniserregend wirken können. Es handelt sich bei Rosenstock wieder einmal um eine „kopernikanische“ Umwechslung unserer geläufigen Aspekte und Denkgewohnheiten. Rosenstock polemisiert gegen das Denken mit den Mitteln des Denkens, gegen die Wissenschaften mit einer „neuen Wissenschaft“, gegen die Theologie mit neuartigen Theologumena. Er zeigt auf mittelbare Weise, wie wenig die zentralen Wahrheiten des Glaubens an die jeweiligen Theorien und Theologien, an die gesamten eingespielten Denkgewohnheiten eines Zeitalters gebunden sind. Vielleicht ist das Kernstück seiner Lehre eine Umkehrung unserer bisherigen bewußten und unbewußten Sprachphilosophie, wie sie durch den Platonismus des abendländischen Denkens bestimmt wird. Wir sehen das Wesen des Logos im Begriff, nicht im „Wort“. Wir folgen hierin den Griechen, statt, wenigstens im Raum der Theologie und der Kirche, an die hebräische Tradition anzuschließen, die jene Unterscheidung von Wort und Begriff, von Laut und Wesen nicht kennt, sondern umgekehrt das „Denken“ als eine Unterform des Sprechens auffaßt. Rosenstock macht mit dieser Umkehrung ernst und unterzieht von ihr her die gesamte abendländische Wissenschaft, die Theologie eingeschlossen, einer Grundlagenkritik, die darauf hinzielt, dem fundamentalen christlichen Glaubenssatz, daß das „Wort Fleisch geworden“ ist, zu einer zentralen Bedeu-

tung für unser Denken und Sein zu ver-
helfen. Nicht was wir denken und speku-
lieren, sondern was wir bekennen und
sprechen, ist für die existentiellen Leit-
linien unseres Daseins entscheidend. Von
hier aus ergibt sich für Rosenstock eine
neue Sinndeutung des Gebets und der Li-
turgie. Die Liturgie wird geradezu zum
entscheidenden Modus geistiger Existenz.
Er entwirft eine in ihren Elementen neu
geordnete Grammatik, die von der zweiten
Person statt von der ersten oder der dritten
ausgeht und die Zeiten und Modi umgrup-
piert, so daß eine wechselseitige Zuordnung
der Modi zu den drei Hauptzeiten statt-
findet. Das Futurum geht mit dem Impera-
tiv, das Präsens mit dem Optativ und
Konjunktiv, das Perfekt und Imperfekt mit
dem Indikativ zusammen. „Eine wirklich
lebendige Persönlichkeit kommt der Zu-
kunft durch Befehle entgegen, trifft die
Gegenwart in Ausrufen und begegnet der
Vergangenheit in Erzählungen.“ In einer
sehr subtilen, an Augustinus und seiner
wenig bekannten Schrift „de magistro“
demonstrierten Untersuchung der Zeit
kommt Rosenstock zu neuen Gesichtspun-
kten über „Sein und Zeit“, die mit Heideg-
ger sehr wenig, dafür aber sehr viel mit
einer Neuordnung unseres Geschichtsver-
ständnisses, einer Klärung des Begriffs der
Gleichzeitigkeit und einer Analyse aller
pädagogischen Lehr- und Lernverhältnisse
zu tun haben. Noch vieles ließe sich so aus
diesem einem Karpfenteich ähnlichen, von
Leben und Ideen wimmelnden Buch heraus-
fischen. Es ist ein Werk, das trotz seiner
Kleinheit Stoff zu vielen anderen Werken,
Impulse zu ganzen neuen Aspekten der
Wissenschaft abgibt und auch entsprechend
spannungsreich und liquid zunächst im
Sprech-Duktus formuliert und dann erst
niedergeschrieben ist.

Der Stuttgarter Professor der Philosophie
Max Bense ist ein sehr andersartiger
und doch in mancher Hinsicht ähnlicher
Kopf. Auch Benses Stärke ist nicht das
„Ausführen“, das Entwickeln einer be-
stimmten wissenschaftlichen Idee, die ruhige
fleißige Arbeit im Weinberg der Forschung,
sondern das Anregen, Aufreizen, Voraus-
springen, die Vermittlungstätigkeit zwischen
den einzelnen Zonen des Geistes, das en-
vedette und auf-Draht-Sein, wo etwas „ge-
schieht“, wo sich der Geist und die Pro-
bleme der Zeit zu neuen Konklusionen vor-
bereiten und zusammenspitzen, so daß
einer hinspringen und die Schleife eines
Problems aufziehen muß. Bense ist trotz
seiner relativen Jugend einer unserer publi-

kationsfreudigsten philosophischen Schrift-
steller. Es vergeht kein Jahr, daß nicht eine
oder mehrere Schriften von ihm erscheinen,
auch wenn er es andererseits bisher noch
nicht zu einem eigentlichen, allseitig durch-
gereiften wissenschaftlichen Werk gebracht
hat. Seine neueste Schrift ist der „Littera-
turmetaphysik“ gewidmet (Stutt-
gart, Deutsche Verlagsanstalt. 98 S. DM
3,60). Man muß Benses Schreibweise etwas
kennen oder sich durch mehrmaliges Lesen
in sie hineindenken, um nicht im ersten
Augenblick durch den hochgradigen, an
eine Maschinenhalle erinnernden „Lärm“
vom Metall der Fremdworte und Fachworte
gestört und verärgert zu werden. Er dauert
meistens einige Zeit, ehe man an die nahr-
haften Passagen und an die genußbringen-
den Ideen und Formulierungen dieses
Autors herankommt. Das Büchlein „Littera-
turmetaphysik“ ist der Frage nach der
Seinsbedeutung der Literatur in der moder-
nen „technologischen“ Welt gewidmet.
Bense sucht hinter den vordergründigen
Auffassungen, die die Kunst, Dichtung und
Philosophie rein ästhetisch oder auch sozio-
logisch zu deuten suchen, hinter „Literatur-
ästhetik“ und „Literaturkritik“ eine „Littera-
turmetaphysik“. Er ordnet die Wahr-
heitstendenz des menschlichen Geistes einer
Schönheitstendenz, das Erkennen dem Dar-
stellen, die Wissenschaft der „Literatur“
(als zusammenfassendem Begriff für Poesie
und Prosa) gleich und sieht in den großen
neuzeitlichen Literaturwerken insbesondere
der erzählenden Dichtung eine ontologisch
gleichwertige Bemühung des Geistes wie
die in den großen Systematiken der Philo-
sophie und Wissenschaft. Das Sein, das in
den Wissenschaften durch „Zeichen“ trans-
parent gemacht wird, drückt sich in der
Literatur in „Chiffren“ aus. Bense bringt
zur Verdeutlichung und Konkretisierung
seiner Thesen aufschlußreiche Betrachtun-
gen über Poe und Melville, Kafka und
die Existentialisten der Literatur, ebenso
wie er andererseits die jüngsten Entwick-
lungen der mathematischen und logistischen
Forschungen oder das bis Pascal und
Kierkegaard zurückreichende Geflecht des
existentiellen Denkens zu durchleuchten
versteht. Wirklich „lernen“ kann man die
jeweiligen Dinge bei Bense zwar nicht, weil
er es immer sehr eilig hat, sehr viel vor-
aussetzt und auch eine pädagogisch nicht
sehr bemühte Denk- und Sprechweise hat;
dennoch ist er ein mächtiger Anreger und
Tauwind und (wenn auch ohne rechtes Or-
gan für die eigentliche Transzendenz, ge-
schweige denn für irgend ein strengeres Be-

kenntnisdenken) ein Kopf, durch den ebenfalls „der Atem des Geistes“ weht.

Joachim Günther

Romane und Erzählungen

Unablässig strömt die Flut der Romane aus den Verlagshäusern auf die Tische der Buchhändler und von hier in die Hände der Leser, denn noch immer stellt der Roman die Gattung unseres Schrifttums dar, die auf den stärksten Widerhall bei dem, was man Publikum nennt, hoffen darf.

I

Ottfried Graf Finckenstein zeichnet in seinem neuen Roman „Schwanengesang. Roman einer versunkenen Heimat“ (München, Nymphenburger Verlagshandlung, 600 S.) das Leben auf den großen Gütern seiner ostpreussischen Heimat. Die Aristokratie, die bis zum Ende des ersten Weltkriegs die Geschicke des Landes bestimmte, erscheint hier in ihrer Größe, aber auch in ihrer bereits fühlbar zutage tretenden Brüchigkeit. Wir erleben die letzte Epoche dieser „großen Herren“ und gewahren die ersten Verfallserscheinungen, die zum Untergang führten. Finckenstein sucht der Welt und den Menschen, die er gestaltet, gerecht zu werden. Manche Gestalten und Szenen heben das Buch in den Bereich des Dichterischen. Einwände ließen sich gegen die Gesamtkomposition erheben, die mitunter locker und in den sehr knappen Kapiteln eher filmisch als dichterisch anmutet.

Georg von der Vring zeichnet in dem Roman „Und wenn du willst, vergiß.“ (München, R. Piper & Co., 410 S.) das Schicksal zweier Menschen, des Deutschen Christian Remberti und der englischen Pianistin Frances Hepter. Die Handlung, die sich vom ersten Weltkrieg bis in die Nachkriegszeit spannt, ist reich an Verwicklungen und Verwirrungen. Der Dichter aber vertieft das Geschehen, indem er die innere Handlung, das Schicksal der Menschen, in das Zeitgeschick so verflacht, daß ein lebendiges, fast bruchloses Ganzes entsteht.

Eine enttäuschende Begegnung bereitet uns die Lektüre des letzten Romanes von René Schickele „Die Flaschenpost“ (Hamburg, Claassen-Verlag, 220 S.), dies um so mehr, als wir in Schickele einen Autor von hohem Rang ehrten. Das letzte Buch, das die Schicksale Richard Wolkes erzählt, ist eher der Ent-

wurf zu einem Buche als ein gestaltetes Werk, die Sprache ist von einer seltsamen Brüchigkeit und Zerrissenheit, und die geistige Haltung, die es erfüllt, entspricht dieser äußeren Brüchigkeit. Unverständlich bleibt es, daß der Verlag auf den Umschlag dieses Buches den Satz schreiben konnte: „Was Hofmannsthal für das alte Österreich, ist Schickele für unseren Südwesten.“

II

Aus dem nordischen Schrifttum legen zwei bekannte Dichter neue Bücher vor. Kristman Gudmundson erzählt in dem Roman „Helle Nächte“ (München, R. Piper & Co. 159 S.), wie ein elternloser, begabter isländischer Junge, der auf dem Kontinent aufgewachsen ist und aus eigener Kraft seinen Weg gemacht hat, als bekannter Gelehrter in die Heimat zurückkehrt und das Geheimnis der isländischen Landschaft neu erlebt. Er begegnet aber auch der inzwischen verheirateten Jugendgeliebten, und daraus erwachsen Spannungen, die der Autor mit der ihm eigenen psychologischen Feinheit darstellt. Dominierend ist hier wie auch in dem Roman von Johan Bojer: „Die Schuld des Kristen Fjelken“ (München, Biederstein-Verlag, 292 S., DM 9,50) die dichterische Darstellung der Landschaft mit ihren vielfältig wechselnden Stimmungen und Zaubern. Bojers Roman führt in die Welt der Seen und Fjorde, Waldberge und Wiesenhänge. Die Menschen sind Verwandte der Gestalten seiner früheren Romane. Da ist Kristen Fjelken, der die Treue nicht kennt, da ist seine sehr liebevoll gezeichnete Frau, die viel zu früh wegstirbt, da sind die Frauen, die er liebt, und vor allem die Kinder, die in dieser Welt der Schuld aufwachsen, einer Schuld, die Kristen Fjelken viel zu spät zu sühnen bereit ist.

Paul Willems, ein jüngerer belgischer Dichter, schildert in dem Buche „Die Schwanenchronik“ (München, Biederstein-Verlag, 330 S. DM 8,80) auf eine bezaubernde Weise den Kampf der „Gärtner“ und der „Händler“, das will sagen: den Kampf der letzten Träger einer aussterbenden Kultur mit den heraufkommenden Mächten einer neuen Epoche, eben der Händler, die wurzellos in den Städten hausen. Auf eine graziose und oft gewagte Weise Wirklichkeit und Märchenwelt miteinander verbindend, schildert der Verfasser die Atmosphäre der Gartenwelt, in der sich

das Leben junger Menschen abspielt. Wir begrüßen in diesem Buche die echte Dichtung eines jungen Autors und eine Übersetzung, die unser Schrifttum wahrhaft bereichert.

III

Ein Werk besonderer Art stellt Josef Martin Bauers Buch „Kaukasisches Abenteuer“ dar (Eßlingen, Bechtle-Verlag, 270 S. DM 6,80). Als am 21. August 1942 neunzehn Männer der deutschen Wehrmacht den Elbrus besteigen, befindet sich unter ihnen der Dichter Josef Martin Bauer. Er berichtet uns in seinem Tagebuch von diesem großen „Abenteuer“. Es ist kein Kriegsbuch und kein Buch der billigen Sensationen, viel eher eines, in dem der mit dem Menschlichen tief vertraute Dichter von den stillen Erlebnissen, die ihm bei der Bergbesteigung widerfahren, berichtet. In einer sinnlich erfüllten, frischen und unverbrauchten Sprache hält er seine Erlebnisse mit der Landschaft, den Kameraden, den Elementen und dem Tode fest. Gewaltig sind die Gegensätze: der schwere, erschöpfende Aufstieg im Kampf mit den Elementen und der Abstieg und Rückzug im Kampf mit dem nachdringenden Feind. Mitten aus dem Kriegswirbel heraus führt uns das Buch in die Welt der großen Natur, und weil es ein Dichter schrieb, ist es zu einem menschlichen Buch geworden.

IV

Der Schweizer Dichter Emanuel Stickelberger hat in einer Reihe historischer Romane das Erbe Conrad Ferdinand Meyers bewahrt und erweitert. Zwei dieser Romane liegen in neuer Auflage vor: „Der graue Bischof“ (Stuttgart, I. F. Steinkopf-Verlag, 256 S. DM 8,50) und „Der Reiter auf dem fahlen Pferd“ (ebenda, 416 S. DM 9,50). In Stickelberger vereint sich in schöpferischer Weise der Dichter mit dem Geschichtsforscher. Er besitzt die Fähigkeit lebendiger Menschengestaltung und verfügt über einen wachen Instinkt für die große Szene. Ist es im „Reiter auf dem fahlen Pferd“ die Gestalt Dschingis-Khans, der mit seinen Mongolen bis nach Schlesien vordringt und von Herzog Heinrich von Liegnitz aufgehalten und nach Osten zurückgedrängt wird, so ist es im „Grauen Bischof“ das Isnyer Hexenkind Heinrich, das zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz und zum Kanzler König Rudolfs von Habsburg aufsteigt, das er lebensnah schildert. Hier wie dort lassen sich un-

schwer die Bezüge zur Gegenwart herstellen, und das eben verleiht diesen historischen Romanen ihre aktuelle Bedeutung.

Martin Gumpert, Arzt und Dichter, legt ein Buch vor, das den Menschen der Gegenwart gar nicht nachhaltig genug empfohlen werden kann: „Dunant. Der Roman des Roten Kreuzes“ (Konstanz, Südverlag, 332 S. DM 4,80). Es ist zwar nicht richtig, von einem Roman zu sprechen, denn was Gumpert gibt, ist die lebendig und eindringlich erzählte Geschichte des Lebens und Wirkens Henri Dunants, jenes Pariser Bankiers, der 1859 auf das Schlachtfeld von Solferino in Italien kommt und im Anblick des entsetzlichen Elends der Verwundeten den Entschluß faßt, hinfort nicht zu ruhen, bis eine Möglichkeit gefunden ist, durch die das Los der vom Krieg Heimgesuchten gelindert werden kann. Es ist ein weiter Weg, bis endlich im Jahre 1884 die Genfer Konvention zustande kommt. Das Leben dieses großen Menschenfreundes aber gleicht hinfort einem Martyrium, bis ihm 1901 der erste Friedens-Nobel-Preis verliehen wird, den er wohlthätigen Organisationen weiterschenkt. Er lebt und stirbt in einem Armen-Asyl als Menschenfeind, der er aus Furcht vor den Menschen geworden war. Curt Emmrich hat dem Buch ein Nachwort über das zeitgemäße Thema „Macht und Humanität“ beigegeben, das aus der tiefen Problematik des letzten Krieges herausgeschrieben wurde.

V

Willy Kramp, zu den großen Hoffnungen der jungen deutschen Erzählergeneration gehörend, hat eine neue Erzählung: „Die Prophezeiung“ (Göttingen, Deuerlich'sche Verlagsbuchhandlung, 103 S. DM 3,80) in strenger dichterischer Gestaltung und zuchtvoller Sprache geschaffen. Es werden darin die Schicksale eines Kriegsgefangenen in Rußland ohne Ressentiment, aber immer in der Verantwortung vor Gott dargestellt. Die ernste Spannung, die sich zwischen dem Glauben an eine Prophezeiung, der in Wahrheit ein Aberglaube ist, und dem echten Glauben, der sich als Frucht des Leides offenbart, entwickelt, bildet den Gehalt dieser kleinen, aber göltigen Erzählung, in der wir eine echte christliche Dichtung erkennen dürfen.

Ruth von Ostau, bisher vor allem als Lyrikerin hervorgetreten, weist sich mit der Erzählung „Der Hengstreiter“ (Detmold, Verlag Albert Nauck & Co., 152 S. DM 3,70) als fast männ-

liche, aber echt dichterische Gestalterin einer in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege spielenden Familientragödie aus. Dunkle Leidenschaften und Untergangsstimmung bilden die Atmosphäre, in die sie ein paar Menschen hineinstellt: Dajo von Zornbrand, den Vater, und die einzige Tochter Anna Sibylla, die fähig wird, über Not und Verzweiflung, über Haß und Wildheit im eigenen Blut hinweg zu einem neuen Leben in Liebe zu finden. Als lichtvolle Gestalt im dunklen Rahmen taucht der Hengstreiter auf und rundet das Bild zu einem lebensvollen Ganzen.

In stillere, aber keineswegs leidenschaftslosere Bezirke führt die Erzählung „Die Blumen des Magiers“ (Nürnberg, Hans-Carl-Verlag, 104 S. DM 2.80) des Lyrikers Alexander von Bernus. Der Dichter erzählt die Begegnung einer Frau mit der geheimnisumwitterten Welt des Magiers, der über die Kräfte verfügt, Pflanzen aus ihrer Asche wieder zu erwecken und mit der Kraft der Blumen Menschen in seinen Bann zu ziehen. Alexander von Bernus ist es gegeben, mit behutsamer Sprache und in konsequenter Handlungsführung den Leser in die magisch-romantische Sphäre der Geheimwissenschaft zu lenken und ihn an den erregenden und bewegenden Erlebnissen in dieser Zwischenwelt teilhaben zu lassen, ohne daß er dieses Teilhaben als einen grundlosen Sturz in die Romantik empfindet.

Dem Verlag Claassen in Hamburg muß man Dank sagen, daß er eine Auswahl aus dem außerordentlichen Werk von Regina Ullmann vorgelegt hat. Unter dem Titel „Von einem alten Wirtshausschild“ (117 S. DM 7.80) gab er acht dieser sehr eigentümlichen, dichterischen, formstarken Erzählungen heraus. Hier schreibt eine Frau mit schöner Behutsamkeit Geschichten, in denen sowohl die Sphäre des Dinglichen wie auch des Menschlichen so gestaltet ist, daß die Dinge und die Menschen dem Leser auf eine unvergeßliche Weise nahe kommen.

In eine ganz andere Welt führt Anton Graf Knyphausen seine Leser mit seiner jüngsten Erzählung „Benedikt und Berenice“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 228 S. DM 7.80), einer einfachen Liebesgeschichte, in die viele Histörchen eingeschachtelt sind und die so zu einem arbeskenreichen, anmutigen Spiel wird. Knyphausen erzählt leicht und schwerelos, für unser Gefühl mitunter zu leicht und verspielt, so daß das Ganze an Gewicht mehr verliert, als der Verfasser be-

absichtigt hat. Auch die Sprache löst sich an manchen Stellen ins Journalistische und Spielerische auf. Willy Widmann hat das Buch mit Federzeichnungen geschmückt, die einen Widerklang des Erzählten darstellen.

Otto Heuschele

„Die Strudlhofstiege“

Es sind in der Literatur unzählige Versuche unternommen worden, das Phänomen einer Stadt in einem Roman einzufangen — von Upton Sinclair etwa oder von Dos Passos, von Wilhelm Raabe über Fontane bis zu Döblin — aber die Reihe der Autoren ließe sich beliebig erweitern. Die meisten von ihnen haben versucht, „ihre“ Stadt an einem oder an nur wenigen Menschen zu exemplifizieren, deren Handeln typisch für ihre Umgebung und typisch für ihre Generation ist. Die Stadt selbst — ob es nun New York oder Berlin oder Paris war — trat dabei meist nur in reportagehaften Strichzeichnungen, in Randfiguren auf. Daß das Phänomen Wien einen besonderen Reiz ausübt, ist verständlich, denn hier gilt es, gleichzeitig eine Stadt zu deuten und eine Gesellschaft und eine Kultur aufzuzeichnen, die mit dieser Stadt und ihrer Atmosphäre so eng verbunden sind — oder vielmehr waren — wie in keiner anderen Großstadt der Welt. Diese Verbindung macht eine Abkehr von der Reportage erforderlich und erzwingt die Hinwendung zur echten epischen Dichtung. Zum ersten Mal seit langer Zeit liegt jetzt ein Roman vor, der mit Recht den Anspruch erheben darf, eine Chronik Wiens und der österreichischen Gesellschaft zu sein. (Heimito von Doderer: „Die Strudlhofstiege“. München 1951, Biederstein-Verlag, 910 S. DM 22.50) Doderer verzichtet auf den klassischen Romanhelden, wenn sein Buch auch eine Zentralfigur hat: den in manchem Musils „Mann ohne Eigenschaften“ verwandten Major a. D. und jetzigen Amtsrat Melzer. (Beim ihm begann ein Zivil-Verstand erst rudimentär aufzutreten, als der Militärdienst schon sieben Jahre hinter ihm lag. So nimmt das den Menschen mit.) Der unheldische Held Melzer ist jedoch bestenfalls der Angelpunkt für die unzähligen verschiedenen und verschiedenartigen Schicksale, die hier in gelegentlich verwirrenden Vor- und Rückblendungen in die Jahre 1911 und 1925 und die Zwischenzeit gleichzeitig und gleichwertig nebeneinander ausgeführt werden und die in ihrer Vielfalt und Gegensätzlichkeit ein vollendetes und abge-

rundetes Bild des vergangenen Wien und seiner Gesellschaft geben — zu der der Strommeister Schachl genauso gehört wie der Konsul Grauermann, die diversen Tabak-Trafikanten oder der Werkmeister Alois Pichler („der ganz das war, was man einen ‚lieben Kerl‘ nennt, im Volk von Wien einst der beinahe häufigste Typus.“) Es geschieht nicht viel in diesem Buch. Was die einzelnen erleben, wie ihre Schicksale sich kreuzen, aneinander vorbei oder auch gelegentlich gegeneinander laufen — all das wird nicht ohne Humor, gleichsam nebenbei unter weitgehendem Verzicht auf romanhafte Spannung erzählt, chronistenmäßig registriert. Wichtiger ist, was sie empfinden, denken (oder auch nicht denken), wie sie dem Leben gegenüberstehen — und das wird hier auf eine höchst reizvolle Weise anschaulich gemacht. Die Lebenshaltung ist bei allen Personen gleich, „weil man gänzlich verdienstlos auf dem ungeheuren Resonanzkasten und Geigenbauch einer zwei Jahrtausende tiefen Kultur stand“: etwas dekadent und müde, etwas grüblerisch und passiv — mit einem Wort: österreichisch.

Nicht minder kühn und nicht minder überzeugend als die breite Anlage des Buches (das nur den „Auftakt“ zu einem großen Romanwerk bilden soll) ist die Diktion Doderers. Er scheut sich nicht vor echten Austriazismen, vor gewagten, ja grammatisch falschen Konstruktionen und dem Gebrauch unzähliger ungewohnter Fremdwörter — und er schafft damit die atmosphärische Dichte, die sein Buch über den Wert der Chronik hinaus zu epischem Kunstwerk macht. In einem kleinen, früher entstandenen Roman, den der Biederstein Verlag gleichzeitig vorlegt, „Die erleuchteten Fenster oder die Menschwerdung des Amtsrates Zihal“ (190 S. DM 7,50), gelingt Doderer der selbe Versuch nicht restlos. Es ist eine kleine Nebenarbeit zur „Strudlhofstiege“, über deren Inhalt schon der Titel alles erforderliche aussagt, sprachlich schon ebenso vollendet, inhaltlich aber von weitaus geringeren Ambitionen. Während die „Strudlhofstiege“ eine Dichtung ist, bleibt dies eine Plauderei, die als solche aber auch hübsch zu lesen ist. Klaus Hoche

An eine Geliebte

Mit sehr großen Erwartungen greift man nach einem nachgelassenen Werk von Rudolf G. Binding. Es handelt sich dabei um Briefe, die er seiner nahen und

stets fernen, stets begehrten und nie besessenen Freundin Joie, der wir schon im „Opfergang“ begegnet sind, geschrieben hat. Es sind nur des Dichters Briefe an die Freundin, ohne deren Antworten. Ueberall begegnen wir wieder der vornehmen, stilvollen Art des Dichters. Wir bewundern erneut seine Zucht der Sprache wie seiner Gefühle. Wir beneiden und bedauern ihn um die fast nicht endenwollende Spannung, in der er mit Joie lebt. Dabei drängt sich uns die Frage auf, ob der Dichter selbst wohl diese Veröffentlichung gutgeheißen hätte. Neben sehr schönen allgemeingültigen Gedanken und Bildern, neben wirklich ergreifenden Liebesbezeugungen finden wir auch eine Reihe von Bekenntnissen aus der allerprivatesten Sphäre, deren Publizierung uns ein wenig peinlich berührt. Daß mit dieser Einschränkung das preiswerte Büchlein doch eine Kostbarkeit ist, wird niemand bestreiten. Man würde, wenn es nicht eine Preisfrage wäre, diesen Briefen eine schönere, in größeren Lettern gedruckte Ausgabe wünschen, die neben den immer ganz vorzüglich gedruckten früheren Werken des Dichters auch typographisch bestehen könnte. (Rudolf G. Binding: „An eine Geliebte“. München, Paul List Verlag, 216 S. DM 7,80.) h. e. h.

Drei neue Gedichtbände

Alfred Hoffmann: „Frühlingsblüten und Herbstmond“ (Köln 1951, Greven Verlag, 108 S. DM 6,20). Dieser mit reizvollen Holzschnitten und Faksimile-Wiedergaben ausgestattete Band enthält zwanzig vollkommene Gedichte aus der Zeit des klassischen chinesischen Liedes (11. u. 12. Jahrhundert). Der besondere Wert der Sammlung, der es mehr auf wörtliches als „poetisches“ Übertragen ankommt, liegt in den umfangreichen, gelehrtten, einfühlsamen Erläuterungen und Deutungen.

Siegfried Freiberg: „Sage des Herzens“. Gesammelte Gedichte. (Wien/Stuttgart 1951, Paul Neff Verlag, 95 S. DM 5,—) Der Autor hat — unter den Überschriften „Mit der Seele Flügeln“, „Neuer Frühling“, „Voll sommerlicher Schwermut“ — seine verstreuten Erlebnisse einer Form der lyrischen Aussage genähert, welche dem geistigen und sprachlichen Niveau zufolge keinen besonderen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt.

Walter Mehring: „Arche Noah SOS.“ (Hamburg 1951, Rowohlt Verlag,

163 S. DM 9,80.) Mehring, Kabarettist und Satiriker noch aus der Zeit von Huelssenbecks Dadaismus her, hat hier Lieder und Chansons der Jahre 1920 bis 1946 zusammengestellt. Die gesellschaftskritische Geste hat der Autor des „Kaufmann von Berlin“ bewahrt; aber sie ist durchblutet von bitteren Erlebnissen in Lagerhaft und Emigration. Ein ergreifendes Dokument sind die „Briefe aus der Mitternacht“. Der Ekel an der Zeit, den das Amerika-Erlebnis nur verstärkt hat, weist eschatologische Züge auf. Ein Lyriker, der seine Gedichte wie der frühe Benn zynisch und gefühlvoll montiert, einer der wenigen Expressionisten, die übriggeblieben sind!

Franz Norbert Mennemeier

Ein großer politischer Journalist

Wenn der jetzt 81jährige Bernhard Guttman, den so viele noch aus seiner politisch so wesentlichen Arbeit an der „Frankfurter Zeitung“ kennen, das Wort nimmt, so werden nicht nur die Kollegen, sondern viele andere aufhören. Mit einem bescheidenen Titel nennt Guttman sein Buch „Schattenriß einer Generation“ (Stuttgart, K. F. Köhler Verlag). Vor diesem Buche erschien sein Werk „Ende der Zeit“, das wesentlich religionsphilosophischen Charakter hatte. Bernhard Guttman, dessen journalistische Arbeit am Ende der Bismarckzeit begann und der das Heraufnagen des ersten Weltkriegs mit seinem unbestechlichen politischen Flair ebenso wie den Weg in die Katastrophe vorausgesehen hatte, gehört der Generation der großen deutschen politischen Journalisten an. Auf ihn zu hören und von ihm zu lernen, erscheint um so notwendiger bei dem katastrophalen Mangel an Journalisten seines Ranges in der gegenwärtigen Zeit. Er ist einer der Journalisten, die trotz des äußeren Glanzes des letzten Kaiserreiches den Wurm an der Wurzel klar erkannten. Es war für ihn keine innere Überwindung, sich dem Kreis der „Frankfurter Zeitung“ anzuschließen. Guttman brachte alle Voraussetzungen für eine journalistische Arbeit im Weltmaßstab mit und wurde durch seinen jahrelangen Aufenthalt in anderen Ländern vor jeder Enge des Urteils bewahrt. Er arbeitete in der Türkei, kannte alle Balkanländer, vor allem Griechenland, und war in einer der kritischsten Periode deutscher Geschichte in London sechs Jahre hindurch tätig. Dort hat er mit dem deutschen Botschafter Fürst Lichnowsky versucht, nach Möglichkeit die Beziehungen zwischen England und Deutsch-

land zu verbessern und die dank der Flottenpolitik Wilhelms II., der wachsenden nationalistischen Überheblichkeiten und des Treibens nationalistischer Verbände immer stärker werdende Spannung zu verringern. Über dieser Arbeit stand das Wort „vergebens“. In der Zeit, als Guttman das Berliner Büro der „Frankfurter Zeitung“ leitete, gewann er tiefe Einblicke in die deutsche vom Auswärtigen Amt mitbestimmte Politik. Guttman war nicht nur ausgezeichnet durch sein politisches Flair, sondern auch durch seine profunde Menschenkenntnis und durch ein Ethos, das seine politische Arbeit bestimmte und ihn vor jeder Dienstbarkeit gegenüber einer einseitigen Parteipolitik bewahrte. Sein blendender Stil macht neben seinen andern Vorzügen sein Buch nicht nur zu einem Lehrbuch für saubere Journalistik, sondern auch zu einem Genuß, es zu lesen. R. P.

Das Buch vom Papier

Im Jahre 1934 erschien die erste Auflage des Buches mit dem obigen Titel von Armin Renker im Insel Verlag. Nach 16 Jahren ist nun die dritte Auflage herausgekommen (Wiesbaden, Insel Verlag. DM 22,—). Dieses Buch geht wahrlich nicht nur die Menschen an, die sich von Berufswegen als Papierhersteller, Papierhändler, Verleger, Schriftsteller und Journalisten mit ihm zu beschäftigen haben, da ohne diesen Stoff es ja ihre Arbeit nicht gäbe, sondern ist in Wahrheit eine Kulturgeschichte, dargestellt am Wesen und Werden des Papiers. Es ist keine „papierne“ Arbeit, sondern der innere Schwung und die Gestaltungskraft, über die Renker verfügt, haben ein ungewöhnlich lebendiges Werk geschaffen. An seiner kundigen Hand werden wir von den ersten Anfängen der Schrift, die in Stein oder Erz eingeritzt wurde, bis zur letzten Vollendung der heutigen Buchproduktion geführt. Ein ganzer Anhang von Bildern aus der Geschichte des Papiers und von Papierproben der verschiedensten Sorten vom Papyrus bis zum Dünndruckpapier läßt uns das Werden des Stoffes bis zu seiner heutigen Vollendung erleben. Außergewöhnlich instruktiv ist die beigegegebene Karte, aus welcher der Weg der hundertjährigen Wanderung der Papiermacherei von China nach dem Abendlande und nach Uebersee, nach Amerika, geführt hat. Das Buch hat wissenschaftlichen Rang, und abgesehen von der

Lektüre ist es ein Genuß, ein so in der Herstellung vorbildliches Buch in die Hand nehmen zu dürfen. R. P.

Um einen Almanach

Mit dem Almanach verbindet sich für uns leicht etwas Altväterisches. Daran haben selbst die Jahrbücher großer Verlage, etwa der Insel oder von S. Fischer, nichts ändern können. Zweck dieser Veröffentlichungen ist heute meistens die Vorstellung der Verlagsautoren, während im 18. und 19. Jahrhundert die Almanache durchaus ein eigenes Leben geführt und häufig beträchtlichen Einfluß auf die geistige und literarische Entwicklung geübt haben. Heute hingegen erscheint ein Verlagsalmanach fast als eine Art Abfallprodukt, das keiner besonderen Würdigung bedarf.

Der Friedrich-Wittig-Verlag in Hamburg, auf dessen Wirken hier schon öfters hingewiesen worden ist, hat für 1951 einen Almanach herausgebracht, der vielleicht dazu angetan ist, dem Almanach eine neue, oder vielmehr seine alte Stellung zurückzugeben. Das Büchlein hat mich nun schon weit ins zweite Halbjahr hinein begleitet, aber nichts von seinem Wert verloren.

Das äußere Gewand ist richtig: broschiert — denn nach einem Jahr wandert der Almanach aufs Regal oder gar ins Antiquariat. Im übrigen aber sorgfältig gedruckt. Bemerkenswert die Vielfalt lateinischer und deutscher Schriften, die stets in tiefem Zusammenhang mit dem Text verwendet worden sind. Eindrucksvoll der Bilderzyklus „Der Gottesbund“ von Christian Rietschel, der von den angekündigten Holzschnitten Bedeutsames erwarten läßt.

Die Autoren von Friedrich Wittig sind vornehmlich August Winnig (dessen Werk der Verlag als Ganzes herausbringen will; die heuer vorgelegte Erzählung „In der Höhle“ ist nicht das Stärkste, was Winnig bisher geschrieben hat), Hans Jürgen Baden, der zum Almanach einen nachdenklichen Essay über „Begegnung und Inspiration“ beisteuert, Ethelbert Stauffer (sein Aufsatz über „Die Versöhnungspolitik Julius Cäsars“ ist nur als Bereicherung einer Neuauflage des glänzenden Buches „Christus und die Cäsaren“ gedacht; es legt jedoch den Wunsch nahe, der Verfasser möge eine Biographie Cäsars schreiben, da es uns bisher an einer geschichtstheologischen Schau des großen Römers fehlt), Albrecht Goes (seine Meditation über „Unsere letzte Stunde“ ist soeben in dem

neuerdings auch von Friedrich Wittig geleiteten Furche-Verlag erschienen und gehört für schlaflose Stunden auf den Nachtschisch; im Almanach steht ein herrliches Gedicht über den Weihnachtsbaum) und Karl Kindt, dessen „Vorschule christlicher Philosophie“ auch von denen gelesen werden kann, die hinter philosophischen Werken unverständliche Grübeleien befürchten. Der Almanach tut jedoch mehr. Vor allem der vorzügliche Aufsatz von Franz Schriewer über „Die Spekulation à la baisse in der gegenwärtigen Literatur“ liefert einen Beitrag zu unserem Hier und Heute, wie man sie in gleicher Gründlichkeit und Klarheit nur selten findet. Hier wird an die Almanachtradition früherer Jahrhunderte angeknüpft.

Auch soweit der Leser den Friedrich-Wittig-Verlag oder den Furche-Verlag noch nicht kennt, wird er hieraus gesehen haben, daß es sich um christliche Verlage handelt. Allerdings gehören Bücher wie die dankenswerte „Biblische Geschichte, den Kindern erzählt“ von Karl Witte (leider nicht befriedigend illustriert von Willi-Harwerth) zu den selteneren Veröffentlichungen. In der Hauptsache geht es Wittig um Beiträge zu dem Versuch, die Einheit von christlichem Leben und Denken wiederherzustellen. Diesem Zweck dient auch der Almanach. Wer sich ein Jahr hindurch von ihm anregen läßt, wird mit ansehnlichem Gewinn zurück- und mit Spannung vorausblicken auf den neuen Jahrgang. h. I.

In notgedrungenen Kürze

II

Buchreihen

In der „Deutschen Reihe“ des Verlages Eugen Diederichs, Düsseldorf, ist die meisterhafte Erzählung Victor Meyer-Eckhardts „Die Geschichte von den zwei Gürteln oder die Abenteuer des Johannes Meier von Soest“ erschienen, die erregenden Erlebnisse eines deutschen Kreuzfahrers mit tragischem Einschlag. Weiter in Neuauflage Erzählungen von Helene Voigt-Diederichs, vereinigt unter dem Titel „Die Bernsteinkette“ und die drei sehr nachdenklichen Erzählungen von Stefan Andres „Das Wirtshaus zur weiten Welt“. — Richard Benz schreibt unter dem Titel „Die ewigen Meister“ kurze, treffende Charakteristiken von Mozart, Händel, Bach, Beethoven, Haydn, Gluck, Weber, Schubert, während Richard Wilhelms „Weisheit des Ostens“, die Quintessenz seiner Erkenntnisse in

China, die Erinnerung an sein reiches Lebenswerk erneuert. (Jedes Bändchen DM 1,60). — In dem Autoren-Verzeichnis der Reihe ist neben Agnes Miegel auch Hans Friedrich Blunck vertreten. — Jeremias Gotthelfs keine Erzählung „Das Erdbeeri-Mareili“ ist in der „Schweizerischen Bibliothek“. (Zürich, Rascher Verlag) mit 8 Illustrationen von Albert Anker herausgekommen. Diese Buchreihe weist keine Schönheitsfehler auf.

„Pipers Buchreihe“ zeigt auch in ihren neuen Bänden die sorgfältige Auswahl, die wir von dieser Reihe gewohnt sind. Es liegen vor: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, herausgegeben von Albrecht Knaus; Arthur Schopenhauer, Vom Wesen der Welt, ausgewählt von Arthur Hübscher, ein gutes Schopenhauer-Brevier; Platon, Phaidros oder Vom Schönen, gleichfalls herausgegeben mit Erläuterungen von Arthur Hübscher; Gustave Flaubert, Die Legende von St. Julian dem Gastfreundlichen, mit einprägsamen Goldschnitten von Max Unold; Ernst Barlach, Aus seinen Briefen, herausgegeben von Friedrich Droß; „Gott ist gegenwärtig“, eine Auswahl von dem Gebet im deutschen Gedicht, besorgt von Herbert Günther vom Wessobrunner Gebet bis zur Gegenwart; 50 Lithographien von Honoré Daumier, „Götter und Helden“, mit einer Einführung von Ernst Penzoldt — eine Auswahl, die wesentlich zur Zerstörung der Legende vom falschen Heldenentum beitragen kann (München, R. Piper & Co. Preis jedes Bändchens DM 1,50, jedes Kunstbändchens DM 2,—).

In der „Sammlung Götschen“ (Berlin, Walter de Gruyter) sind erschienen die Schrift „Paulus“ von Martin Dibelius, des Professors an der Universität Heidelberg, die nach seinem Tode von Werner Georg Kümmel vollendet und herausgegeben ist (DM 2,40), ferner zwei philosophische Bücher: „Philosophisches Wörterbuch“ von Dr. Max Apel und Georg Simmel „Hauptprobleme der Philosophie“, die nun endlich wieder zugänglich sind in der 7. Auflage (DM 2,40). — Eine neue Reihe „In Medias Res“ (Zürich, Origo-Verlag) rührt sich gut ein mit den Schriften: Rudolf Pannwitz „Das Weltalter und die Politik“, Hans Dombois „Menschenrechte und moderner Staat“ und Hans Peters „Problematik der deutschen De-

mokratie“ (je Bändchen DM 2,50). — In „Reclams Universalbibliothek“ ist Thomas Manns Novelle „Tristan“ erschienen mit einem Nachwort von Rudolf K. Goldschmidt-Jentner.

Willkommene Kleinigkeiten

Da nehmen wir zuerst den „100-jährigen Kalender auf das Saturnjahr 1951/52“ nach dem wieder aufgefundenen eigenhändigen Concept des Abtes Mauritius Knauer von 1652, zum erstenmal vollständig herausgegeben und verdeutscht und erläutert von Dr. Ernst Heimeran (München, Ernst Heimeran Verlag. Mit 11 historischen Abbildungen, DM 1,90). Man weiß schon, daß der 100jährige Kalender, dessen Voraussetzungen öfter zutreffen, als manchem lieb ist, seine Treffsicherheit auch für unser Jahr gezeigt hat, in dem uns noch allerhand bevorzusehen scheint. Die Auffindung des alten Originals ist wiederum eine der angenehmen Ueberraschungen, die uns Ernst Heimeran bereitet. — Die Sammlung von Gedanken und Aussprüchen aus drei Jahrtausenden: „Perlen“, die Gerhard Peters traf und mit einem Vorwort versah, ist ein Schatzkästlein der Lebensweisheit (Frankfurt/M., Joachim Henrich-Verlag. DM 2,90). — Die „Rätselküche“, die aus der Feder des Münchner Archäologen Ernst Buschor stammt, mit ihrer Auswahl von mehr als 100 gereimten Rätseln ist eine gute Eskaladierwand zur Uebung des Verstandes, vor allem wenn man die prächtige Einleitung des Verfassers in sich aufgenommen hat. Es braucht auch niemand zu verzagen, die Lösung zu finden, weil die letzte Seite in umgekehrtem Druck sie bringt (München, Biederstein-Verlag. DM 2,50). — Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört auch die eindringende und verständnisvolle Biographie der Annette v. Droste-Hülshoff von Theodor Steinbüchel, die ihr Bild zur Erinnerung an ihren 100. Todestag im Jahre 1948 mit Erfolg wieder lebendig macht (Frankfurt/M., Verlag Jos. Knecht, DM 2,80).

Literaturgeschichte

Heinrich Spiero, dessen fundierte, kenntnisreiche Arbeiten in Deutschland nicht vergessen sind, hat vor seinem 1947 erfolgten Tode seine „Geschichte des deutschen Romans“ vollendet (Berlin, Walter de

Gruyter. DM 24,—). Die Aufgabe, eine Geschichte des deutschen Romans zu schreiben von den ersten Anfängen bis ungefähr zum Beginn des Zweiten Weltkrieges, ließ zwar ein eingehendes Verweilen bei den Romanen früherer Zeiten zu, mußte aber unvermeidlich am Schluß zu einer Aneinanderreihung von Namen und Titeln führen. Vielleicht hätte Spiero einige seiner Urteile noch revidiert, wenn er alle Werke der von ihm gewürdigten Schriftsteller auch in der Nazizeit hätte verfolgen können. Als Nachschlagwerk aber ist es dank der sauberen und gründlichen Art Spieros unentbehrlich.

Neuauflagen

Die „Germanische Altertumskunde“, von Hermann Schneider herausgegeben, liegt in einem verbesserten Nachdruck der 1938 erschienenen ersten Auflage vor (München, C. H. Beck. 72 Abbildungen auf 18 Tafeln und 3 mehrfarbige Karten. DM 22,—). Mitarbeiter sind Siegfried Gutenbrunner, Wolfgang Mohr, Hans Kuhn, Felix Genzmer, Helmut de Boor, Konstantin Reichardt, Wilhelm von Jenny. Hermann Schneider schrieb das Vorwort und den Beitrag „Glaube“. In seiner neuen Fassung wird man dieses Buch als einen sicheren Führer zum besseren und vorurteilslosen Verständnis der germanischen Vergangenheit ansprechen dürfen.

Eines der wertvollsten Bücher, das s. Z. zu einer Umwälzung in der deutschen Literaturgeschichte geführt hat, das Meisterwerk von Wilhelm Dilthey „Das Erlebnis und die Dichtung“ (Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. 12. Auflage, Halbl. DM 13,80) ist nun wieder zugänglich. Die ersten drei Auflagen überwachte Dilthey selber, die andern erschienen von treuen Händen besorgt. Das Buch gliedert sich bekanntlich in die Abschnitte: Gang der neuen europäischen Literatur; Gottfried Ephraim Lessing, Goethe und die dichterische Phantasie; Novalis; Friedrich Hölderlin. Anmerkungen und ein Namensregister bilden den Abschluß dieses unschätzbaren Buches.

Veit Valentins „Geschichte der Deutschen“ ist bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland, zuerst herausgekommen in englischer Sprache während der Emigration des deutschen Gelehrten in USA, in der „Deutschen

Rundschau“ eingehend gewürdigt worden. Wir begrüßen es, daß jetzt die beiden Bände in zweiter Auflage vorliegen (Berlin-Stuttgart, Pontes-Verlag), weil Valentins Arbeit eine echte Revision der deutschen Legende bedeutet.

Geschichte und Biographien

Erdmann Hanisch hat seiner „Geschichte Rußlands“, die in zwei Bänden von den Anfängen bis zum Jahre 1917 durchgeführt war, nun eine wichtige Ergänzung hinzugefügt: „Geschichte Sowjetrußlands 1917—1941“ (Freiburg, Herder. Mit einer Landkarte. DM 14,50). Hanisch ist ein genauer Kenner Rußlands und war bis 1945 Professor für Slawistik an der Universität Breslau. Es ist bewundernswert, daß Hanisch eine wirklich objektive Darstellung der Vorgänge, welche die ganze Welt seit dem Jahre 1917 verändert haben, zu geben imstande war. Das Buch ist in jeder Weise geeignet, dem Leser die aller menschlichen Vernunft und Sittlichkeit widersprechende Entwicklung in der Sowjetunion verständlich zu machen.

Friedrich Dessauer hat eine Newton-Biographie unter dem Titel „Weltfahrt der Erkenntnis. Leben und Werk Isaac Newtons“ in der Schweiz erscheinen lassen (Zürich, Rascher Verlag, DM 17,50). In durchdringender Analyse läßt Dessauer uns in seinem lebendigen Stil den Weg Newtons zu seinen letzten Erkenntnissen miterleben und läßt uns auch teilhaben an dem äußeren Lebensschicksal des großen Engländers. Er steht ihm mit größerer Objektivität gegenüber, als Goethe es vermochte wegen seiner Gegnerschaft in der Farbenlehre. Der Leitsatz für Dessauer ist, daß das Geschick der Menschen vom Geiste her bestimmt wird, und er weiß auch darum, daß in jeder Erkenntnis Glück und Gefahr nebeneinander stehen, weil bisher nicht immer von den großen Forschern bedacht ist, welche letzten Konsequenzen die Ergebnisse ihrer Erkenntnisse für die künftige Menschheit haben können. Das Buch ist ausgestattet mit 8 Tafeln und 23 Textfiguren.

Von der meisterhaften Biographie Jacob Burckhardts, die Werner Kaegi schrieb, liegt nun der zweite Band vor, mit dem Untertitel „Das Erlebnis der geschichtlichen Welt“ (Basel, Benno Schwabe & Co. 32 Tafeln. sfr. 29,—). Das erste Kapitel behandelt

Berlin und Burckhardts Lehrer, das zweite die deutschen Freunde und die Bonner Zeiten und Berlin 1841—1843; das dritte Weimar, Bonn, Paris 1843, das vierte: Dozent der Geschichte und Redaktor der Basler Zeitung 1843—1846, das letzte Kapitel: Dozent der Kunstgeschichte und Kritiker der Zeit 1843—1846. Auch dieser Band erschließt neue Quellen und rückt ebenso wie der erste Kaegis Arbeit an die erste Stelle im Schrifttum über Jacob Burckhardt.

Eine prachtvolle Ergänzung zu der großen Biographie bilden Jacob Burckhardts Briefe, vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses von Max Burckhardt (Wiesbaden, Insel Verlag. 16 Tafeln. DM 17,—). Bisher erschien der erste Band, der die Briefe aus der Jugend und der Schulzeit, von seinen ersten Reisen nach Italien, während seines Studiums in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn bringt, umfassend die Zeit von 1818 bis zum Mai 1843. Man möchte immer wieder aus diesen Briefen abdrucken und wartet mit Spannung auf die angekündigten Bände II und III. Max Burckhardt schrieb das Vorwort und fügte einen ausgezeichneten Apparat mit Anmerkungen, ein alphabetisches Register der Adressaten und ein chronologisches Verzeichnis der Briefe hinzu. 16 Abbildungen sind beigegeben. Diese Briefe sind nicht nur Zeugnisse eines umfassenden Geistes, sondern auch Dokumente der Zeit.

Von Johannes Bühlers „Deutscher Geschichte“ liegt der IV. Band vor, behandelnd „Das Barockzeitalter“ (Berlin, Walter de Gruyter. 16 Tafeln, DM 16,—). Der Band beginnt mit dem Augsburger Religionsfrieden und endet mit der Darstellung des Jahrhunderts nach dem Westfälischen Frieden. Im zweiten Teil werden die Wirtschaft, die Kulturgestaltung und die Stände, die Kunst und das Seelen- und Geistesleben behandelt. Ein Rückblick faßt die Ergebnisse der Forschungen Bühlers für diese Zeit zusammen. Wer Bühlers „Deutsche Geschichte“ jemals in der Hand hatte, weiß, daß er hier einen zuverlässigen Führer mit erschöpfender Kenntnis auch jeder Einzelheit sowohl wie der großen Zusammenhänge erhält.

Zum 70. Geburtstage von Konrad Kardinal v. Preysing, Bischof

von Berlin, wurde vom Bischöflichen Ordinariat in Berlin eine Festschrift herausgegeben (Berlin, Morus-Verlag. Viele Abbildungen). In dieser jetzt zum Gedenkbuch gewordenen Veröffentlichung wird der Lebensgang des großen Kirchenfürsten von seiner Jugend bis zu seinem 70. Geburtstag mit Wärme und innerem Beteiligtsein von vielen ungenannten Mitarbeitern geschildert. Das kurze Geleitwort ist unterzeichnet von Generalvikar Prange und Domprobst Piossek. Jeder, der das Glück hatte, dem Bischof von Berlin in der Zeit des Kampfes der Kirche gegen Hitler und in den Jahren nach dem Zusammenbruch zu begegnen, wird diese Biographie mit Dankbarkeit begrüßen.

Ein sicherer Führer zum Verständnis früherer Zeiten ist das Buch von Max Wegner „Altertumskunde“, erschienen im „Orbis Academicus“, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, Probleme der Wissenschaft in Dokumenten und Darstellungen zu erörtern. Wegner behandelt in der Einleitung das Mittelalter, dann folgen die Abschnitte: Protorenaissance; Renaissance; Barock; Klassisch-romantisches Zeitalter und ein Nachwort sowie Zeittafeln, Bibliographie und ein Namens- und Sachregister (Freiburg, Verlag Karl Alber).

Michael Prawdin, dessen „Tschingis Chan“ unvergessen ist, gibt nun in einer geschichtlichen Darstellung „Rußland“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 4 Karten, DM 12,80) die Entwicklung Rußlands von der Gründung des russischen Reiches durch Rurik bis in die Gegenwart, die allerdings nur in dem Abschnitt „Das Erbe der Geschichte“ behandelt wird. Seine Absicht, das russische Volk aus seiner bewegten Geschichte verstehen zu lernen, ist erfüllt, wenn die eigentliche Darstellung auch mit dem Reiche Peters des Großen endet. Prawdin versteht es, die dämonischen geschichtlichen Kräfte, die das russische Volk in seiner Entwicklung formten, so anschaulich zu machen, daß manche Abschnitte nahezu die sowjetische Gegenwart spiegeln, besonders in der Darstellung der Zeit Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen.

Eine italienische Anthologie deutscher Lyrik

Es ist ein hoffnungsträchtiges und höchst erfreuliches Zeichen, daß gleich nach Kriegsende in Italien L. Traverno

und G. Zamboni begonnen haben, deutsche Lyrik für eine Anthologie zu sammeln zu einer Zeit, als deutsche Texte schwer zugänglich und nicht überall in Italien beliebt waren. Diese „Anthologie der deutschen Lyrik“ (Florenz, Sansoni) bringt, beginnend mit Volksdichtung unbekannter Autoren, von Martin Luther und Ulrich von Hutten bis zu Carossa, Werfel, Benn und sonderbarerweise als Schlußpunkt einem Gedicht von Bert Brecht eine Auswahl deutscher Lyrik, die aus tiefstem Verständnis der deutschen Literatur geschaffen ist.

Romane in Neuauflagen

Der große und mit Recht berühmte Roman — denn so müssen wir diese geschichtliche Darstellung ihrem innersten Wesen nach bezeichnen — „Die Kaiserin Galla Placidia“ von Henry Benrath liegt nun im 37.—43. Tausend vor (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Auch André Gides „ironischer“ Roman „Die Verliese des Vatikan“, in der deutschen Uebersetzung von Ferdinand Hardekopf (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, DM 10,80), ist nun wieder zugänglich. Er ist bekannt genug, so daß der Hinweis auf sein Neuerscheinen im 107.—111. Tausend genügt. — Eine besondere Freude bedeutet die Neuauflage von Jochen Kleppers „Der Kahn der fröhlichen Leute“, eine Geschichte aus dem täglichen Leben der Oderschiffer, wie es einst war, ehe die Oder zu einer widernatürlichen Grenze gestempelt wurde. Alle Figuren sind klar und dichterisch profiliert, und man scheidet beim Abschluß der Lektüre von ihnen wie von guten Freunden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 28.—30. Tausend). — Die Neuherausgabe von Christian Morgensterns „Grotesken und Parodien“ unter dem Titel „Egon und Emilie“ („Kein Familiendrama“), das im Eingang steht, wird den zahlreichen Verehrern Morgensterns hochwillkommen sein. Ein Vorwort schrieb Margareta Morgenstern (München, R. Piper & Co.).

Staatsbürgerkunde

Ein höchst brauchbares Buch ist das Handbuch des deutschen Bundestages „Die Volksvertretung“, herausgegeben von Fritz Sängner (Stuttgart, J. C. Cotta'sche Buchhandlung, 409 Bilder, DM 11,50). Niemand war wohl berufener als der Chefredakteur von dpa

mit seiner anständigen journalistischen Vergangenheit, ein Handbuch, also doch ein Nachschlagewerk, so zu gestalten, daß man auch in ihm liest. Das bewirkt sowohl die Einführung durch unsern Bundespräsidenten wie die klare Gliederung des Buches, die außer den Bildern und Lebensläufen der Abgeordneten das Grundgesetz, das Besatzungsstatut, die Geschäftsordnung für den Bundestag und eine Kurzbiographie von Theodor Heuß bringt. An das Verzeichnis der Mitglieder des Bundestages mit eigenen Angaben, die oft recht aufschlußreich sind, schließt sich eine Liste der Fraktionen mit ihrer Mitgliederzahl und eine Uebersicht der Abgeordneten nach ihren Wahlkreisen. Dann kommt der Bundesrat heran mit einem Mitgliederverzeichnis und seiner Gliederung nach Ländern. Man sollte einmal einen Charakterologen, wie es der verstorbene Kotthaus gewesen ist, heranziehen, um eine physiognomische Analyse unserer gewählten Vertreter zu machen. Es steht aber zu befürchten, daß eine solche Analyse zum Verbot des Buches führen würde. — Die fundierte Untersuchung nach staatsrechtlichen und politischen Gesichtspunkten, die Friedrich Glum in seinem Buche „Das parlamentarische Regierungssystem in Deutschland, Großbritannien und Frankreich“ niedergelegt hat (München, C. H. Beck, DM 20,—), bedeutet eine gute Einführung in das Wesen des Parlamentarismus. Die lehrreichen Darlegungen über die geschichtliche Entwicklung der „Mutter der Parlamente“, des britischen Parlamentes, sowie die Geschichte des französischen und deutschen Parlamentes werden ergänzt durch die kritische Betrachtung der Theorien der verschiedenen parlamentarischen Regierungssysteme in den drei Ländern. Daran schließen sich Betrachtungen über die Verfassungspraxis in Deutschland, eine Uebersicht über die Kritik und die Vorschläge zur Ueberwindung der Krise des parlamentarischen Systems in Deutschland während der Weimarer Zeit, eine Abhandlung über das Verhältniswahlrecht und das parlamentarische Regierungssystem und endlich ein Abschnitt über das Bonner System und seine voraussichtlichen Wirkungen mit einer Stellungnahme zu der Bedeutung dieses Regierungssystems für das politische Leben unserer Zeit. Ein ausführlicher Apparat mit Personenver-

zeichnis ist beigelegt. Das Buch bringt ein gründliches Material zur eigenen Urteilsbildung. — Eine gute Ergänzung hierzu bilden die beiden Bücher H. R. Greaves „Die britische Verfassung“ (Frankfurt, Wolfgang Metzner Verlag, DM 9,80) und das Buch von Dr. Konrad Buon „Erziehung zur Demokratie in der schweizerischen Volksschule“ (Zürich, Rascher Verlag, DM 6,80). — Wir weisen auch noch einmal auf die bedeutende Arbeit von Adolf Gasser hin „Von den Grundlagen des Staates“ (Stuttgart, Verlag für Wissenschaft und Praxis). Die Arbeit des Basler Historikers Adolf Gasser ist in einem eigenen Aufsatz in Heft 7, 1951 der „Deutschen Rundschau“ durch Bernhard Knauf gewürdigt worden.

Tiergeschichten

Eine erfreuliche Gabe, getragen von echter Tierliebe, ist das Buch „Große Liebe zu kleinen Pferden“ von Alfred und Lotte Brauchle (Saulgau, Karl F. Haug Verlag, 57 Abbildungen, DM 6,80). Brauchle wollte keineswegs ein Lehrbuch der Kleinpferdezucht schreiben, aber in nuce könnte auch der Züchter von der so überaus lebendigen Darstellung der kleinen Pferde vieles lernen und jeder Mensch die Liebe zu diesen munteren Gottesgeschöpfen. — Bücher von Paul Eipper bedürfen der Empfehlung nicht. So bringt dieses neue Büchlein vom „Freund aller Tiere“, ein Ehrentitel, der ihm mit Recht zu-

teil wurde, unter dem Titel „Paul Eipper erzählt...“, allen den Freunden der „Gelben Dogge Senta“ ein schönes Geschenk (München, R. Piper & Co. Textillustrationen von E. H. Igl, DM 2,80). — Die „Tiergeschichten aus dem alten Rußland“, die Johannes von Guenther herausgibt, liegen in zweiter Auflage vor (Speyer, Der Pilger-Verlag, 8 ganzseitige Federzeichnungen von Wolfgang Felten, DM 5,90). Aufgenommen sind Tiergeschichten von Turgenjew, Dostojewskij, Tolstoi, Leßkow, Tschechow und Rischwin. Ein Nachwort des Herausgebers weist mit Recht darauf hin, daß man die Seele eines Volkes am besten kennenlernt durch sein Verhältnis zum Kind oder durch seine Beziehungen zum Tier. — Eine helle Freude sind die beiden Bücher von Mechtilde Lichnowsky „An der Leine“ und „Das Rendezvous im Zoo“ (Eßlingen, Bechtel-Verlag, DM 5,80), das letztgenannte mit 38 Zeichnungen von Fritz Fischer. Das funkelt nur so in diesen Büchern von Geist und feinsten Sprachkunst und Lebensweisheit. Was Mechtilde Lichnowsky von der Hierarchie ihrer Teckel zu sagen weiß, ist schlechthin überwältigend. Um ihren Standpunkt zu umreißen, sei ein Satz aus dem Buch „An der Leine“ zitiert: „Meine Heimat ist die deutsche Sprache und eine Phantasie von blühenden Kastanien und Lindensäumen, von Pilzen im Wald, Rosen, Rittersporn, Lavendel und Reseda im Garten.“ D. R.

Der Kulturkampf der Schriftsteller

Aus einer Rede zur Eröffnung der Woche des Buches
in Hamburg am 13. Oktober 1951

Die Eröffnung der Deutschen Buchwoche bietet wahrlich genügenden Anlaß, daß alle an der Herstellung des deutschen Buches beteiligten Gewerbe und Kreise mit Befriedigung und einem gewissen Stolz auf die geleistete Arbeit zurückblicken können, die von ihnen in den sechs Jahren nach dem völligen Zusammenbruch des deutschen Reiches mit unermüdlichem Fleiß und unter Überwindung so vieler ernster, einem Wiederaufbau entgegenstehender Schwierigkeiten vollbracht worden ist.

Zu den beteiligten Gewerben und Kreisen gehört die Papier-Industrie, die den Rohstoff liefert, gehört das Druckereigewerbe vom Besitzer bis zu den Setzern, die ich in meiner langjährigen Praxis als Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ immer mit zu meinen liebsten Mitarbeitern gezählt habe, gehört der deutsche Buch- und Zeitungsverlag, der deutsche Buchhandel, die Buchbinderei, die graphischen Künstler — und gehören die deutschen Schriftsteller.

Ein kurzer Rückblick möge uns daran erinnern, in welcher nahezu hoffnungsloser und verzweifelter Lage alle am deutschen Buch beteiligten Kreise sich befanden beim völligen Zusammenbruch unserer staatlichen Existenz. Es gab nur wenige Verleger, die ihre Buchbestände, ihre Archive und alles das, was zu einem geordneten Betriebe notwendig ist, hatten retten können. Es gab nur wenige Druckereien, die über intakte Maschinen verfügten, es gab auch nur wenige Papierfabriken, die — ohne Berücksichtigung des Mangels am notwendigen Rohstoff — noch leistungsfähig waren. Die Vernichtung durch Bombenschäden, aber auch durch willkürliche Eingriffe der Hitler-Regierung, durch Beschlagnahme und Demontage seitens der Besatzungsmächte hatten die übergroße Mehrzahl der beteiligten Gewerbe auf das schwerste betroffen.

Als besonders schmerzliche Tatsache kam hinzu, daß das große moralische Kapital, auf das der deutsche Verlag früher mit Recht stolz sein

konnte, nahezu völlig verwirtschaftet war — ausgenommen nur wenige rühmlich bekannte Verlage — und daß das Ansehen des deutschen Verlages in der Welt und die Achtung der anderen Völker vor ihm durch eigenes Verschulden verloren gegangen waren.

Wir können auch nicht verschweigen, daß die Praxis der Besatzungsmächte durch das eingeführte Lizenzwesen wahrlich nicht immer ein Segen für die Wiederaufbau-Arbeit gewesen ist. Ich stehe sicherlich nicht in dem Verdacht, daß ich es begrüßt haben würde, wenn Menschen, die dem Nationalsozialismus gedient haben, nur wegen ihrer Sachkenntnis gleich wieder mit einer verantwortungsvollen Aufgabe betraut worden wären. Aber es muß gesagt werden, daß die Auswahl auch der Nicht-„Belasteten“ keineswegs immer eine glückliche war. Es hätte wohl auch unter denen, die Gegner des Systems gewesen waren, eine ganze Reihe von Menschen gegeben, die auch Sachkunde mitgebracht hätten und nicht nur den Vorzug hatten, nicht „belastet“ zu sein.

Es ist schon verschiedentlich von der sogenannten „Generation 1945“ die Rede gewesen, in dem Sinne, daß die Tatsache des Nichtbelastetseins allein nicht genügt hätte, um diese Menschen bei den mehr als schwierigen Verhältnissen in die Verantwortung zu bringen. Es gab eine Zeit, als man nicht ohne Grund — freilich in übertriebener Form — sagte, daß manche zu einer Lizenz gekommen wären, weil sie zufällig an dem Hause vorbeigingen, in dem Lizenzen verteilt wurden, und keinen anderen Vorzug hatten, als gerade anwesend und in den Augen der Besatzungsmächte Gegner des Systems zu sein. Solche Fälle sind vorgekommen. Sie dürfen aber gerechterweise keineswegs verallgemeinert werden. Denn wir wissen auch von sachkundigen und verständnisvollen Bemühungen, die richtigen Männer auszuwählen und zu finden.

Die Tatsache aber bleibt bestehen, daß trotz aller nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten auf allen Gebieten der Publizistik, des Buch-, Zeitungs-, Zeitschriften- und Nachrichtenwesens eine Leistung vollbracht ist in den vergangenen sechs Jahren, die weder wir noch die Besatzungsmächte für möglich gehalten hätten. Manche der alten, mit Recht angesehenen und geachteten Verlage, aber auch viele der Neugründungen oder der in andere Hand übergegangenen früheren Verlage haben es verstanden, ihrem Unternehmen wieder ein Gesicht zu geben, das sich sehen lassen kann — obwohl auch hier die Bevormundung durch nicht durchaus sachkundige und objektiv urteilende Instanzen der Besatzungsmächte nicht stets eine glückhafte gewesen ist und Fehlentscheidungen getroffen worden sind.

Trotz alledem aber ist es heute so, daß deutsche Bücher, deutsche Zeitungen und Zeitschriften wieder erschienen sind und erscheinen, die etwas von dem alten Ansehen zurückgewonnen haben. Wir haben auch auf dem deutschen Büchermarkt wieder Bücher, die in Konkurrenz mit den hochwertigen Produkten anderer Länder treten können.

Ich möchte glauben, daß hier ein Umstand mitgewirkt hat, der von dem rein rationalen Denken nicht immer richtig erkannt und gewürdigt wird. Das ist die Tatsache, daß sich wieder so etwas herauskristallisiert hat, wie es in glücklicheren Zeiten eine Selbstverständlichkeit gewesen ist: daß nämlich alle Kreise und Gewerbe, die der schwarzen Kunst direkt und indirekt verpflichtet sind, von eh und je eine geheime Gemeinschaft gebildet haben, die wegen ihrer Verbindung mit der schwarzen Kunst durch eine gewisse Magie zusammengehalten wurde. Und ich glaube, daß, vom Papierfabrikanten angefangen, die Drucker, die Verleger und die Buchhändler, ebenso aber auch die Schriftsteller es als ihre vornehmste Aufgabe betrachten sollten, diese magische Gemeinschaft wieder zu einer echten organischen Verbindung zu machen. Zur Erreichung dieses Zieles ist von allen Beteiligten sehr viel guter Wille und eine große Opferbereitschaft erforderlich. Die Paßhöhe ist noch nicht erreicht, und eine gewisse Scheinblüte unsrer Wirtschaft darf uns nicht darüber täuschen, daß bisher für keinen der beteiligten Kreise die festen Fundamente schon wieder gelegt sind, auf denen allein eine gesicherte und stetige Arbeit möglich ist.

Noch bestehende Schönheitsfehler in personeller Hinsicht ließen sich am besten durch eine behördenfreie, unabhängige, zielbewußte Selbstkontrolle der einzelnen Berufsorganisationen beseitigen. Auch die sehr ernste Frage der Heranbildung eines qualifizierten Nachwuchses in den Druckereien, in den Redaktionen, in den Buchhandlungen kann nur allein durch die Berufsorganisationen gelöst werden. Gerade der qualifizierte Buchhändler war einmal der beste Berater der Buchkäufer, und es darf nicht vorkommen, daß einem Käufer, der nach Büchern unsrer Ricarda Huch fragte, geantwortet wird: „Ricarda Huch — die kenne ich nicht!“

Wir können heute ohne Vorbehalt die Arbeit vieler der Beteiligten anerkennen und stolz auf sie sein. Wir müssen aber auch betonen, daß wir wahrscheinlich in unserer gemeinsamen Arbeit schon weiter gekommen wären, wenn nicht durch bürokratische Instanzen bis in unsere Tage hinein immer neue Hemmungen entstünden, die nicht nur die freie Entwicklung des deutschen Buchhandels, sondern auch den freien Austausch der Erzeugnisse des Geistes mit allen Völkern empfindlich

hindern. Wenn überhaupt auf einem Gebiete, so ist die totale Liberalisierung des Austausches von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften mit allen Ländern eine Vorbedingung wirklichen Gedeihens. Wer ernsthaft um die Wiederherstellung der deutschen Geisteskultur und um die Verbesserung der Beziehungen im Austausch geistiger Werte mit allen Völkern bemüht ist, der müßte endlich mit der Vorstellung brechen, daß gedruckte Geisteserzeugnisse überhaupt eine Handelsware bilden können, deren Verkehr man durch handels- und devisenpolitische Bestimmungen hemmen dürfe. Das gilt in erster Linie gerade für unsere Beziehungen zu Österreich und der Schweiz, also zu den Ländern, in denen in der gleichen Sprache wie bei uns Schriftsteller schreiben.

*

Ich sprach von der magischen Gemeinschaft der durch die schwarze Kunst verbundenen Kreise. Wir hoffen, daß wir auf dem Wege dahin sind, daß diese Gemeinschaft das erfüllt, was Werner Bergengruen in seiner prachtvollen Gedichtsammlung „Die heile Welt“ mit folgenden Versen gekennzeichnet hat:

Gleich wie unten, also oben!

Golde Kette allen Seins!

Alles ist in eins verwoben.

Nicht verwoben: es ist Eins.

Aber wenn diese Gemeinschaft, die uns in Arbeits- und Opferwillen einte, auch erreicht wäre, so fehlt doch in diesem Kreise noch ein höchst wesentlicher, ja vielleicht der wesentlichste Faktor: seine Majestät der Leser.

Es muß — und es wird — wieder dazu kommen, daß das deutsche Buch in jedem deutschen Hause wieder seine Heimstatt findet als ein unentbehrlicher, geliebter Gefährte jedes Einzelnen in Freud und Leid. Wenn unser Kulturspiegel noch weiter absinken sollte, was sich an der Verbreitung des guten Buches sehr deutlich ablesen läßt, dann wird die Hoffnung auf eine geistige und seelische Gesundung unseres Volkes verringert.

*

Es würde nicht der Bedeutung und der Würde des deutschen Verlages und nicht der deutschen Wirklichkeit entsprechen, wenn wir nach dem üblen Brauch früherer Zeiten eine Selbstbeweihräucherung treiben wollten, derzufolge man immer das von sich selber sagt mit staunenswerter Unbescheidenheit und Überheblichkeit, was nur Sinn hat, wenn andere es von uns sagen, sondern es ist notwendig, daß wir gerade in einer solchen öffentlichen Kundgebung auch von dem sprechen, was noch der Besserung bedarf.

Und da müssen wir auch das Verhältnis zwischen den deutschen Verlegern und den deutschen Schriftstellern erwähnen, das heute noch nicht in Ordnung ist, wobei wir immer diejenigen Verlage ausnehmen, die sich ihrer großen kulturellen Verpflichtung und ihrer Verantwortung gegenüber dem echten Geiste bewußt sind. Wir Schriftsteller wissen sehr wohl um die Schwierigkeiten, mit denen die meisten deutschen Verleger heute zu kämpfen haben, und ich glaube, die meisten der deutschen Schriftsteller und ihre Verbände haben bewiesen, daß sie bereit sind, solchen Schwierigkeiten auch ihrerseits Rechnung zu tragen. Es ist ja nicht jedem Verleger gegeben, ein teures Buch voll der Weisheit Salomonis zu einem Bestseller zu machen, und es findet auch wohl nicht jeder Verleger gerade daran Geschmack. Bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, unter denen der deutsche Verlag leidet, müssen wir aber dringend davor warnen, die schweren Lasten, die auf ihm liegen, auf die Schultern derer abzuwälzen, die sich in der schwächsten Position befinden: der deutschen Schriftsteller. Es wissen anscheinend noch viele Instanzen, staatliche wie städtische, industrielle wie gewerkschaftliche, nicht, wie bittergroß die Not, ja das Elend der Schriftsteller, auch derer mit von der Weltöffentlichkeit anerkannter Leistung, heute ist.

Es wird dem auch nicht genügend Rechnung getragen, daß von der Haltung und dem Schaffen der deutschen Schriftsteller die geistige und seelische Entwicklung des gesamten Volkes entscheidend abhängig ist. Was heute ein Schriftsteller aus seiner schöpferischen Phantasie heraus sagt, kann morgen oder übermorgen Bewußtseinsbestandteil einer tragenden Schicht unseres Volkes sein. Der Zustand muß aufhören, daß der deutsche Geist dadurch herabgewürdigt wird, daß die Fürsorge für notleidende Schriftsteller als eine Frage der Caritas angesehen wird und daß man glaubt, ihr mit *Almosen* wirksam steuern zu können.

Man darf den deutschen Schriftsteller nicht dazu bringen, daß er aus Sorge um seine hungernden Kinder und um die Aufrechterhaltung seiner nackten Existenz der Pflicht nicht mehr genügen kann, die gerade dem Träger des Geistes auferlegt ist: am Leben seines Volkes aufs engste teilzunehmen und weiter die Stimme des Gewissens für das eigene Volk zu sein. Es gibt keine elfenbeinernen Türme, in die sich der Schriftsteller vor den Problemen des eigenen Volkes zurückziehen kann. Bedenken wir einmal doch, wie Hans Carossa es so eindringlich in seinem Buch „Ungleiche Welten“ unterstrichen hat, was die Legitimierung des Unrechts durch die höchste weltliche Macht in einem großen Reiche für die kommenden Jahrhunderte bedeutet, und dann wird niemand mehr behaupten, sie gehe den Mann der Sprache und der Schrift

nichts an. Auch der Leser muß sich darüber klar sein, daß er an der Erhaltung eines gesunden deutschen Schrifttums mitverantwortlich ist und deshalb nicht nur ein Leser, sondern auch ein Käufer der Bücher sein muß.

Was für die Hitler-Zeit galt, gilt für uns bei der ungeheuren Bedrohung durch den neuen Totalitarismus auch heute. Die Veränderungen der äußeren Welt rufen — ich zitiere wiederum Carossa — den Träger des deutschen Schrifttums mit gleicher Eindringlichkeit zu: *tua res agitur* — es geht um deine Sache! Der Dichter, dem in solcher Zeit gewisse Erfahrungen nicht zum Erlebnis werden, der mag wohl sein Tagwerk weiter treiben, als wäre nichts geschehen, aber eine wirkliche Leistung werden wir von ihm nicht mehr erwarten können. Er muß sich getragen fühlen vom gesamten deutschen Volke, vor allem heute, da er vor der Entscheidung zwischen der Freiheit und der totalen Knechtschaft steht. Wahrer Geist kann nur gedeihen, wenn er in einem Klima lebt, das ihm nicht das Atmen erschwert und die feinsten und zartesten Schwingungen lähmt.

Die größere Verantwortung, als sie dem Leser zufällt, liegt dem deutschen Schriftsteller gegenüber auf dem deutschen Verleger. Die Zeiten sind ja wohl gottlob vorbei, in denen einmal ein sehr gescheiter deutscher Professor äußerte: „Verleger, das sind doch die Menschen, die aus den Hirnschalen ihrer Autoren Sekt trinken.“ Aber die Erlebnisse mancher deutschen Schriftsteller beweisen, daß es immer noch Verleger gibt, die ihre Autoren lediglich als Lieferanten erfolgreicher Bücher betrachten — ohne das Gefühl der Verpflichtung, auch mit eigenen Opfern, gegenüber dem echten Geist.

Alle anderen Berufe haben teils durch gütliche Vereinbarung, teils durch Streik wegen der stetig wachsenden Teuerung eine Erhöhung ihrer Bezüge erreicht. Von einer Erhöhung der Schriftsteller-Honorare ist keine Rede — im Gegenteil. Wir können nicht streiken — und verschmähen auch dieses Mittel. Wir sind auf das Verständnis und den guten Willen der Verleger angewiesen.

Es darf als Maßstab angesehen werden, wie weit der Verleger es fertig bringt, wiederum zu einer echten Gemeinschaft, die heute eine Notgemeinschaft ist, mit seinen Autoren zu gelangen. Je näher er diesem Ziele kommt, umsomehr wird er dazu beitragen, das verlorene moralische Kapital wieder anzureichern. Auch er muß wissen, daß er wie der Schriftsteller vor der Entscheidung zwischen einem klaren Ja und Nein steht. Zur Vermehrung des moralischen Kapitals allerdings trägt der Umstand nicht gerade bei, daß einige Verleger das dringende

Anliegen zu haben scheinen, den geistigen Lakaien und Zuhältern des Nationalsozialismus wiederum eine Stätte in der deutschen Öffentlichkeit zu bereiten. Ihnen wird der deutsche Leser hoffentlich die richtige Antwort geben.

Die beteiligten Kreise können mit Recht auf die in den letzten sechs Jahren vollbrachten Leistungen stolz sein. Der Weg kann aber nur dann zum erstrebten Erfolg führen, wenn es gelingt, daß alle beteiligten Kreise sich wieder als eine echte organische Gemeinschaft empfinden und wenn in die Magie ihres Zusammenhaltens auch der Leser sich einfügt.

Es ist ja nicht genug, jüdische Menschen von hohem Rang, einen Martin Buber, einen Max Liebermann, einen Ludwig Strauß, einen Franz Werfel, eine Regina Ullmann anzuerkennen und zu verehren; wir müssen auch für die nicht berühmten, die nicht besonders liebenswerten, sogar für die verbitterten und verblendeten eine Form finden, die es ihnen und uns möglich macht, miteinander in Frieden zu leben. Es könnte sein, daß irgendwann einmal in einem anderen Volk der Judenhaß emporflammt; dann werden es die Deutschen sein müssen, die den Verfolgten Schutz gewähren.

Hans Carossa, „Ungleiche Welten“

Europa nach den englischen Wahlen

Schon vor dem 25. Oktober 1951 hatte kein aufmerksamer Beobachter der internationalen Szene daran zweifeln können, daß die Neuwahl des britischen Unterhauses ein Ereignis sein würde, dessen Folgen weit über die Grenzen des Inselreiches hinausreichen müßten. Zum erstenmal in der europäischen Geschichte sollte eine große Nation, die sechs Jahre lang von einer rein sozialistischen Regierung geführt worden war, ihr Urteil fällen. Würde dieses eine Wiederholung des wenig schlüssigen Zwischenbescheides vom Februar 1950 bringen? Oder würde, wie noch vor wenigen Wochen die übereifrigen gewerbsmäßigen Volksbefrager verkündet hatten, die Wahl ein nachdrückliches Mandat für die konservative Partei erbringen?

Das Ergebnis hat die früheren Erwartungen nicht nur gerechtfertigt, sondern noch übertroffen. So wenig es heute einleuchten mag, so sicher wird sich im Lauf der Zeit erweisen, daß das Ergebnis der diesjährigen britischen Unterhauswahl eines der wichtigsten Ereignisse für die europäische Politik dieser Jahre gewesen ist. Sie wird das freilich in einem andern Sinne sein, als manche Leute unter dem ersten Eindruck des Regierungswechsels angenommen haben.

Ehe auf die europäischen Wirkungen des Wahlergebnisses näher eingegangen wird, empfiehlt es sich, dessen Einzelheiten und die Umstände, unter denen es zustandegekommen ist, ins Gedächtnis zurückzurufen. Kaum je zuvor ist eine große Nation unter so schwarz verhangenem Himmel zur Wahl gegangen. Der persische Oelstreit hatte soeben dem britischen Ansehen in der Welt einen schweren Schlag versetzt. Die Krise am Suezkanal strebte einer Zuspitzung entgegen, die möglicherweise zu kriegesischen Verwicklungen mit der ganzen arabischen Welt führen würde. Auch an andern Stellen des trotz der gewaltigen Einbußen immer noch ansehnlichen Kolonialreiches machten sich beunruhigende Bestrebungen der eingeborenen Bevölkerung bemerkbar. Schlimmer aber als alles andere war die täglich sich verbreiternde Dollarlücke im britischen Staatshaushalt, dessen nach mühe- und entbehnungsreichen Jahren gerade erst wieder hergestelltes Gleichgewicht unter der Last des neuen Rüstungsprogramms hoffnungslos zerstört erschien, so daß dem britischen Volk ein Winter bevorsteht, wie es ihn vermutlich weder im Kriege noch in der schlimmsten Zeit der Austerität nach 1945 bisher erlebt hat. Kaum ein anderes Volk diesseits oder jen-

seits des Atlantiks wäre unter solchen Umständen mit gleicher Ruhe und Disziplin zur Wahl geschritten und hätte mit gleichem Nachdruck ein Bekenntnis zu den Ordnungskräften einer freiheitlichen und sozialen Demokratie abgelegt.

Wer unter diesen Umständen vor der Wahl das Ergebnis prophezeien wollte — nicht mit dem umständlichen Apparat der Herren Gallup und Companie, sondern allein auf Grund einiger Kenntnis britischer Verhältnisse und mittels des gesunden Menschenverstandes — hätte beinahe mit gleichem Recht einen überzeugenden Sieg der Konservativen wie auch eine Wiederkehr der Sozialisten voraussagen können. Für den Sieg der Konservativen sprach die Ueberlegung, daß angesichts der unerhörten Schwierigkeiten der kommenden Monate nur eine neue Mannschaft unter der bewährten Führung des „Grand Old Man“ Aussicht auf Rettung böte. Für eine Wiederkehr der Labourregierung sprach die Sorge, daß eine allzu nachdrückliche Einrichtung der britischen Politik auf die weltpolitischen Gefahren die eben erst gewonnene soziale Sicherheit zerstören und damit den inneren Frieden der äußeren Sicherheit zum Opfer bringen, damit aber auch diese in Frage stellen müßte.

Das Ergebnis des 25. Oktobers beweist, daß beide Ueberlegungen etwa in gleicher Stärke die britische Wählerschaft bewegt haben. Das Resultat ist, daß wirklich Winston Churchill zwar das Ruder des Staatsschiffes übernimmt, daß ihm aber im Parlament nur eine bescheidene Mehrheit zur Verfügung steht, mit der er einen grundlegenden Kurswechsel nicht vornehmen kann. Das störende Gleichgewicht, das schon nach der Wahl von 1950 die britische Innenpolitik zu lähmen drohte*), ist auch durch die jüngste Wahl nicht beseitigt, sondern nur insoweit umgekehrt worden, als jetzt die Konservativen die Führung übernommen haben. Daß Churchill in mancher Hinsicht, vor allem in der Außenpolitik, anders auftreten wird als Attlee, bedarf bei der Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten keiner besonderen Erwähnung; daß er und seine Partei aber mehr tun können, als einige Auswüchse des sozialistischen Staatsgefüges zu beseitigen, sollte niemand erwarten.

Das eigentliche Interesse sollte sich daher weniger der vermutlichen Entwicklung der britischen Politik zuwenden als den Folgen, die das Wahlergebnis für die Politik der westeuropäischen Staaten im einzelnen wie in ihrer Gesamtheit haben kann und wird. Der französische Außenminister Robert Schuman hat in einer Rede in Metz bereits wenige Tage nach dem Regierungswechsel in England an Churchill die Aufforderung gerichtet, Großbritannien möge sich nunmehr tatkräftig an einem politischen Zusammenschluß der europäischen Staaten beteiligen. Der britische Premierminister hat es bisher vermieden, darauf Antwort zu geben. Es würde auch eine große Ueberraschung bedeuten, wenn eine solche Antwort in den nächsten Wochen gegeben würde. Wer die Voraussetzungen der britischen Politik kennt, wußte schon lange vor der Wahl, daß auch eine konservative Regierung sich grundsätzlich nicht

*) Vgl. meinen Aufsatz „England im störenden Gleichgewicht“ in Nr. 4/1950 der Deutschen Rundschau.

anders zur europäischen Einigung verhalten würde als das Kabinett Attlee. Zweifellos wird die neue Regierung in der Form weniger unliebenswürdig sein als ihre Vorgängerin, aber die etwas verspätete Herbst-session des Europarates, die im Gange ist, wenn diese Zeilen erscheinen, müßte schon überaus sensationell verlaufen, wenn sie mehr als ein Lippenbekenntnis der Konservativen zur europäischen Einigung bringen sollte. Der politische Zusammenschluß Europas, der immer gebieterischer sich aufdrängt, wird auch nach dem Regierungswechsel in England mindestens vorläufig eine Aufgabe allein der kontinentalen Nationen bleiben.

Viel bedeutsamer sind daher die Schlußfolgerungen, die von den einzelnen europäischen Staaten aus dem englischen Wahlergebnis gezogen werden — oder wahrscheinlich leider nicht gezogen werden. Wer die westeuropäische Presse in den Tagen nach Bekanntwerden des Regierungswechsels in England gelesen hat, muß einen seltsamen Eindruck von der mehr oder minder unverhohlenen Erleichterung erhalten haben, mit der die regierenden Parteien und Politiker von Brüssel bis Rom das zur Kenntnis nahmen, was eine Bonner Zeitung mit bemerkenswerter Naivität die „Beendigung des sozialistischen Experiments“ genannt hat. Es sollte inzwischen eigentlich auch dem doktrinärsten Ideologen klar geworden sein, daß das, was sich seit 1945 in England abgespielt hat, nicht ein sozialistisches Experiment gewesen ist, sondern eine Sozialrevolution, deren wahrhaft grundstürzende Wirkung nur deshalb nicht überall sofort erkannt worden ist, weil sie mit einer Ruhe und Gelassenheit vollzogen wurde, die man jedenfalls außerhalb des Inselreiches mit Revolutionen nicht zu verbinden pflegt. Durch diese Revolution sind soziologische Tatsachen geschaffen worden, die keine Macht der Welt mehr rückgängig machen kann. Von einer Beendigung dieses „Experiments“ zu sprechen, erscheint aber vollends widersinnig, wenn man bedenkt, daß mehr Wähler als je zuvor sich für den Sozialismus entschieden haben, und daß Labour als die (an der Stimmenzahl gemessen) stärkste Partei aus der Wahl hervorgegangen ist.

Die Tatsache also, daß eine große europäische Nation sich nach sechs Jahren sozialistischer Herrschaft mit der Hälfte ihrer Wähler zu den Erfahrungen und Einrichtungen dieser Zeit bekennt, darf von den übrigen Völkern Europas nicht übersehen werden. Sie darf es um so weniger, als gleichzeitig das britische Volk bei dieser Wahl dem Kommunismus seine bisher vernichtendste Niederlage zugefügt hat. Zahlenmäßig kommt jetzt dem Kommunismus in England genau so wenig eine ernsthafte Bedeutung zu wie etwa den Anhängern des kuriosen Faschistenführers Mosley. Welcher andere Staat in Europa — mit Ausnahme der ebenfalls seit vielen Jahren sozialistisch regierten Länder Schweden und Norwegen — kann solches heute von sich behaupten? Insoweit bestätigt das britische Wahlergebnis nachdrücklich die These, daß die soziale Gerechtigkeit die sicherste Abwehr des Kommunismus im Innern und damit zugleich die Voraussetzung für den Schutz vor kommunistischer Bedrohung von außen bietet. Eine These, die übrigens durch die Ver-

leihung des Friedens-Nobelpreises an den französischen Gewerkschaftsführer Léon Jouhaux nochmals unterstrichen worden ist.

Angesichts dieser Tatsachen kann es nicht beruhigend wirken, daß heute in den meisten Ländern des europäischen Kontinents diejenigen Parteien, welche überwiegend oder ausschließlich die Arbeiterschaft vertreten, nicht an den Regierungen beteiligt sind, sondern meistens in mehr oder minder scharfer Opposition stehen. Das mag in den einzelnen Ländern verschiedene Gründe haben, muß aber als Gesamtphänomen doch Besorgnis auslösen. Diese Besorgnis steigert sich zu ernster Befürchtung, wenn man sieht, daß der Ausgang der britischen Wahl von den Regierungen auf dem Kontinent geradezu als Bestätigung ihrer bisherigen Politik empfunden wird, zumal wenn es sich dabei um Regierungen handelt, die in ihren Parlamenten mit einer kommunistischen Opposition zu rechnen haben, die immer noch ein Fünftel bis ein Viertel der Wählerschaft repräsentiert. Es läßt sich nicht leugnen, daß es sich heute allzu viele europäische Politiker zu leicht machen, wenn sie die kommunistischen Parteien in ihrem Lande allein als Ausgeburt und Werkzeug einer finsternen Macht im Kreml ansehen. In erster Linie ist der heimische Kommunismus ein Ausdruck der sozialen Unzufriedenheit und der Ueberzeugung großer Teile der Arbeiterschaft, daß bisher nichts geschehen sei, was wirklich dazu dienen würde, eine gerechte Gesellschaftsordnung zu errichten. Wären in England nach 1945 die Konservativen am Ruder geblieben, so würde mit größter Wahrscheinlichkeit schon 1950 eine stattliche Zahl kommunistischer Abgeordneter im Unterhaus erschienen sein.

Wenn also die europäischen Nationen aus dem britischen Wahlergebnis nützliche Lehren ziehen wollen, so sollten sie vor allem begreifen, daß die Schaffung einer neuen, gerechten Sozialordnung nicht länger aufgeschoben werden darf. Damit ist ihnen sowohl eine nationale wie eine europäische Aufgabe gestellt. Es ist in dieser Zeitschrift schon mehrmals darauf hingewiesen worden, daß die gerechte Sozialordnung heute überhaupt nur noch im europäischen Rahmen geschaffen werden kann. Einem solchen Unternehmen muß aber eine Neubesinnung der einzelnen Völker vorausgehen. Das bedeutet keineswegs, daß etwa alle europäischen Staaten sozialistische Regierungen erhalten müßten. Es würde durchaus genügen, wenn sich überall die Erkenntnis durchsetzte, daß die Freiheit — nach innen und nach außen — auf die Dauer nur behauptet werden kann, wenn sie auf der Gerechtigkeit ruht; und daß die politische Demokratie, die in vielen Ländern Westeuropas auf eine lange Tradition zurückblickt, durch die soziale Demokratie gesichert werden muß, deren Verwirklichung bisher in Skandinavien und vor allem in Großbritannien am weitesten gediehen ist.

Wie trügerisch der naive Glaube an die Beendigung des sozialistischen Experiments ist, wird der weitere Verlauf der Entwicklung in England sehr bald beweisen. Zunächst hat Churchill seine Regierung so zusammengesetzt, daß alles auf eine Bewahrung und organische Weiterentwicklung dessen deutet, was heute mit einem Schlagwort als Wohl-

fahrtsstaat bezeichnet wird. Selbst wenn nach der Ueberwindung der jetzt fast unlösbar erscheinenden Schwierigkeiten der rechte Flügel der Konservativen sich stärker zur Geltung zu bringen versuchen sollte, würde die Regierung sehr schnell auf den unerbittlichen Widerstand der Gewerkschaften stoßen, die heute — ob man es nun wahrhaben will oder nicht, ob man darin einen Verstoß gegen die Regeln der parlamentarischen Demokratie erblickt oder nicht — de facto die größte Macht im Staate besitzen. Außerdem würde ein ernsthafter Angriff der Konservativen auf die Errungenschaften der Sozialrevolution mit hoher Wahrscheinlichkeit bei den nächsten Wahlen die Wiederkehr der Labourpartei an die Macht bedeuten. Dort würde dann Aneurin Bevan, welcher von vielen Engländern als der eigentliche Gewinner der letzten Wahl betrachtet wird, als verantwortlicher Führer der britischen Regierung das Werk vollenden, das seine Partei 1945 begonnen hat.

Europa wird also gut tun, im Ergebnis der jüngsten britischen Unterhauswahl nicht etwa eine Bestätigung der restaurativen Tendenzen zu sehen, die heute überall auf dem Kontinent so üppig ins Kraut schießen. Auf der Insel hat sich nichts als ein Mannschaftswechsel vollzogen. Die neue Mannschaft hat die Chance, an der Sozialrevolution diejenigen Korrekturen vorzunehmen, deren sie bedarf, damit nicht über der Gerechtigkeit die Freiheit verkürzt werde. Die Nationen des Kontinents hingegen müssen auf lange Zeit ihre Sorge vor allem der Gerechtigkeit zuwenden.

Der gesamten imperialistischen Bewegung der abendländischen Völker muß man heute nachsagen, daß sie die Voraussetzungen des kommenden politischen wie kulturellen Unheils für das Abendland schuf. Mag man auch zugleich die Unent rinnbarkeit des Imperialismus und seine Sorge für die wirtschaftliche Zukunft des eigenen Volkes anerkennen. Aber jede derartige Notwendigkeit birgt auch neue Unheilskeime, und die Größe des Unheils hängt wesentlich mit ab von dem Maße der Einsicht und Besonnenheit, von der geistig-sittlichen Verfassung der leitenden Schichten im Volke.

Friedrich Meinecke, „Die deutsche Katastrophe“

Russe und Sowjetmensch

Ebenso wie die Kriege des 20. Jahrhunderts sich von denen früherer Epochen dadurch abheben, daß sie aus politischen Zweckmäßigkeitsunternehmungen mit begrenzten Zielen zu Ausrottungskriegen — zoologischen Kriegen, wie sie schon Renan prophetisch lange vor ihrem tatsächlichen Auftreten nannte — geworden sind, haben auch die Revolutionen dieses beängstigenden Jahrhunderts ihren Charakter durchaus verändert: sie beschränken sich nicht mehr auf die Ablösung einer bisher herrschenden Schicht durch eine andere, wie das die beiden großen Revolutionen der letzten Jahrhunderte, die englische und die französische, taten, sondern sie übertragen das außenpolitische Ausrottungsprinzip auf das Innere des Staates, indem sie bestimmte soziale Gruppen des Volkes ausrotten und zugleich einen neuen Menschentypus als den alleingültigen proklamieren und züchten. Das gilt von der deutschen wie von der italienischen Revolution, deren Veranstalter beide unglücklicherweise Nietzsche gelesen und sich aus dessen blonder Bestie einen neuen Menschentypus mit einer belustigenden Mischung aristokratischer und proletarischer Züge zusammengebraut hatten. Es gilt von der russischen Revolution in erhöhtem Maße, nur daß hier von vornherein das proletarische Element in den Vordergrund gestellt und nach sorgfältiger Vernichtung der aristokratischen Oberschicht ein neuer menschlicher Typus, der „Sowjetmensch“, proklamiert wurde. Bei der hermetischen Abschließung der Sowjetunion von Europa haben die europäischen Völker bisher wenig Gelegenheit gehabt, diesen Typus kennenzulernen. In größerer Anzahl ist er erst in den besetzten Teilen Mittel- und Ostdeutschlands aufgetreten, wodurch nicht nur uns Deutschen, sondern auch den Angehörigen der Siegermächte Gelegenheit geboten worden ist, das Versäumte nachzuholen. Da, wie man erwarten darf, die Sowjetregierung möglichst vollkommene Exemplare dieser Gattung in das besetzte Deutschland entsendet und zu Verhandlungen mit den anderen Siegermächten delegiert, da im übrigen in der sowjetischen Presse und Literatur dieser Typus mit einer erheiternden Unbefangenheit als schlechthin vollendet, für die gesamte Menschheit vorbildlich hingestellt und bis ins Einzelne genau umrissen wird, dürfen wir immerhin versuchen, ihn etwas näher zu analysieren, nachdem wir ihn in der Praxis kennengelernt haben.

Wie jede Revolution, so mußte auch die bolschewistische mit dem nationalen Menschentypus, des Typus des russischen Menschen rechnen, als sie im Jahre 1917 ein Experiment unternahm, das sie als in der Weltgeschichte einzig dastehend bezeichnete. Man versteht die Psychologie der russischen Revolution und ihrer Anhänger nur, wenn man sie als eine der religiösen Sekten betrachtet, die seit Jahrhunderten das geistige Gesicht des Landes so wesentlich bestimmt haben. Die russische Revolution hat der marxistischen Doktrin weniger nationalökonomische Theorien entnommen als den religiösen Glauben, daß sich die kapitalistische Welt im Stande der Sünde und lediglich die vom Kapitalismus ausgebeutete Schicht, das Proletariat, im Stande der Gnade befinde — diese Begriffe im streng christlichen Sinne, etwa in dem der Prädestination genommen. Dieser religiöse Enthusiasmus kam einer weitverbreiteten Stimmung des russischen Volkes in allen seinen Schichten entgegen. Das Gefühl der absoluten Vermorschtheit aller gesellschaftlichen Zustände und der leidenschaftliche Drang nach Erlösung beherrschten weite Kreise des Volkes. Die herrschenden Schichten hatten längst den aristokratischen Glauben an ihr Herrscherrecht eingebüßt und gingen entweder als reuige Edelleute, wie der Fachausspruch dafür lautete, ins Volk oder betäubten sich in zynischem Nihilismus und dumpfer Genußsucht. Ihnen gegenüber stand das Intelligentsium, das lange vor der Revolution sich der Vernichtung alles Bestehenden mit einer wahrhaft religiösen Hingebung verschrieben hatte und im Bolschewismus den folgerichtigen Ausdruck seines eigenen Wesens fand. Der russische Intellektuelle und Nihilist hatte genau den geistigen Werdegang wie Karl Marx durchgemacht, über Hegel, Feuerbach zu Comte und dem Materialismus. Nur daß die Vorbildung und damit die Aufnahme aller dieser Geisteselemente eine durchaus verschiedene war: bei Marx wesentlich verstandesmäßig, beim Russen wesentlich religiös.

Es sind diese Gefühlsmomente in der Seele des russischen Menschen, welche die Ergreifung der Macht durch den zahlenmäßig schwachen Bolschewismus verständlich machen — eine Art perverser religiöser Ekstase, wie sie in Leben und Lehre der russischen Sekten so deutlich zutage tritt, durchflutet in den Anfängen der Revolution das ganze Land, und vielleicht kann man die Haltung der Aristokratie und des Bürgertums gegenüber dem aufsteigenden Bolschewismus ebenso als Masochismus, wie die des Bolschewismus selbst als einen mit religiösen Faktoren durchsetzten Sadismus bezeichnen. Wir haben hier eine ähnliche Erscheinung vor uns wie bei den anderen Revolutionen des 20. Jahrhunderts. Sie stellen keineswegs, wie das so oft behauptet wird, einen völlig adäquaten Ausdruck des Volkscharakters dar: sie knüpfen mit mehr oder minder Geschick an einzelne Züge der nationalen Psyche an und wissen sie für ihre Zwecke zu überzüchten. So war der Bolschewismus gewiß nur bei einem so tief religiös veranlagten Volke wie dem russischen möglich, nur

in einem Volke mit einer starken messianischen Tradition konnte er einen extrem messianischen Charakter annehmen und eine außenpolitische Stoßkraft ähnlich der des Islam erlangen, während der Marxismus in europäischen Ländern im wesentlichen eine wirtschaftliche Doktrin mit politischen Zielen blieb und in den meisten Ländern durch seine Entwicklung zum Revisionismus seinen ursprünglichen Elan einbüßte.

Der religiöse Fanatismus der ersten Revolutionäre war natürlich nicht in der Lage, ein geordnetes Staatswesen in Rußland aufzubauen, und so trat sehr bald, wie das bei allen großen Umwälzungen der Geschichte zu geschehen pflegt, der Enthusiasmus hinter den nüchternen Aufgaben der Ordnung der Macht und der Verwaltung eines in völliger Auflösung befindlichen Landes zurück. Hatte noch Karl Marx die These vertreten, daß es das höchste Ziel der Menschheit sei, den Staat abzuschaffen und eine klassenlose Gesellschaft zu begründen, so erwies sich, daß die Diktatur des Proletariats nicht von diesem selbst, sondern nur von einer kleinen Schicht von Funktionären ausgeübt werden konnte und daß eine Erlösung des Proletariats von kapitalistischer Ausbeutung auch bei einer Verstaatlichung der Produktionsmittel nicht möglich war. Denn diese hat nicht den mindesten Einfluß auf das Schicksal des Arbeiters, da, wie das Emery Reves in seinem berühmten Buch „Die Anatomie des Friedens“ ausführt, „sowohl unter dem Kapitalismus wie auch unter dem Sozialismus das Eigentum die Tendenz hat, unpersönlich zu werden: in beiden Systemen ist eine gegen Gehalt angestellte Direktion der wahre Herr der wirtschaftlichen Maschinerie, und Sozialismus hebt an sich nicht den nationalen Standard des Arbeiters, sichert ihm auch keinen höheren Grad politischer und wirtschaftlicher Freiheit“. Im Gegenteil: der Kampf gegen die einzelnen Kapitalisten ist für den Arbeiter infolge der überall bestehenden gewerkschaftlichen Organisation auf der Basis demokratischer Freiheit wesentlich leichter als der Kampf gegen den einzigen Kapitalisten, den allmächtigen Staat, der dem Arbeiter gegenüber Zwangsmittel anwenden kann, die dem Unternehmer in den „kapitalistischen“ Staaten nicht zu Gebote stehen. Wenn Lenin einmal gesagt hat, das zaristische Rußland sei von einer kleinen Schar von 3 x hunderttausend Gutsbesitzern und Kapitalisten beherrscht worden und es sei nicht einzusehen, weshalb diese Herrschaft nicht von einer gleichen Anzahl von Kommunisten ausgeübt werden könnte, so hat er damit Recht behalten. Denn diese 3 x hunderttausend neuen Herrscher Rußlands verstehen ihre Herrschaft keineswegs als eine Etappe zur Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft, sondern betrachten sie in robuster Weise als Selbstzweck, wobei ihr persönliches Interesse mit dem der Aufrechterhaltung des bestehenden politischen Systems zusammenfällt. So hat sich eine herrschende Schicht staatlicher Funktionäre herausgebildet, die über der völlig entrechteten Masse der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiter (Bauern im europäischen Sinne gibt es in der kollekti-

vierten sowjetischen Wirtschaft nicht) in souveräner Machtfülle thront und sich einer Lebenshaltung erfreut, die im Vergleiche zu der Tiefe des sonstigen russischen Lebensstandards unwahrscheinlich hoch ist. Nach sehr interessanten Feststellungen der amerikanischen Wochenschrift „Time“ ist die Kaufkraft der russischen Arbeiterlöhne so gering, daß z. B. ein durchschnittlicher russischer Arbeiter sein gesamtes Jahreseinkommen aufwenden muß, um einen minderwertigen Anzug zu erwerben, während der amerikanische Arbeiter für einen einzigen Wochenlohn einen vollwertigen Anzug kaufen kann. Auch in der Armee sind die Unterschiede zwischen der Lebenshaltung der Offiziere und der Mannschaften weit größer als in jedem anderen Lande der Welt. Im besetzten Gebiete Deutschlands bemerkt man mit Erstaunen, daß es — ganz abgesehen von der außerordentlichen Verschiedenheit der Entlohnung und Beköstigung — Spezialeinkaufshäuser für Offiziere gibt und daß auch hier wiederum zwischen den einzelnen Chargen vom General bis zum Leutnant herunter die schroffsten Scheidungen bestehen. Diese neue Herrenklasse in der Sowjetunion, die sich aus den hohen Funktionären des Staates und des staatlichen Wirtschaftsapparates zusammensetzt, herrscht weit unbeschränkter als die Bürokratie des Zarentums, welche nicht entfernt über die technischen Mittel der Massenlenkung durch Radio, Presse, Film und einen kunstvollen Regierungsapparat verfügte. In der Tat bedarf die Sowjetregierung, um ihre weitgespannten außenpolitischen Ziele zu erreichen, unbedingt dieses riesenhaften, zuverlässigen Beamtenapparates, und es ist bei ihrer grundsätzlichen Stellung den Menschen gegenüber selbstverständlich, daß sie den Einzelnen genau nach seiner Wichtigkeit für das Funktionieren des Staatsapparates „einstuft“. Wer nichts nützt, erhält nichts zu essen, wer viel nützt, reichlich. So erreichen die Gehälter und Tantiemen der leitenden Beamten und Spezialisten in Rußland eine in anderen Ländern unbekannte Höhe, und witziger Weise bildet sich in der angeblich sozialistischen Sowjetunion eine behäbige Plutokratenschicht heraus, die auch das besondere Privileg genießt, das erworbene Vermögen auf ihre Kinder zu vererben, wobei die Erbschaftssteuer im Gegensatz zu der fast einer Vermögenskonfiskation gleichkommenden englisch-amerikanischen nur 4% beträgt.

Der Typus des religiösen Fanatikers, der im Anfang der bolschewistischen Epoche im Vordergrund stand, ist so allmählich dem des wohlbestallten Funktionärs gewichen, und dieser ist es wohl in erster Linie, der unter dem Sowjetmenschen verstanden wird, da in allen totalitären Regimen der Mensch nur in dem Maße gilt, in dem er dem Staate seine Dienste widmet und ihm Nutzen bringt. Vergleicht man diesen höchst einfachen und wenig komplizierten Typus, den wir in Deutschland aus der hinter uns liegenden Zeit der Diktatur genügend kennen, mit der außerordentlichen Vielfältigkeit des russischen Menschen in der Zaren-

zeit, so darf man annehmen, daß es der Sowjetregierung ebensowenig wie allen früheren Revolutionen und Umwälzungen gelungen ist, den von ihr gezüchteten Typus des Sowjetmenschen zum allgemein herrschenden zu machen, und daß hinter dem das Auge zunächst auf sich ziehenden Sowjetmenschen noch jene Abgründe der russischen Seele verborgen sind, die wir von früher und nicht zuletzt aus der großen russischen Literatur kennen. Gewiß müssen die Diktatoren, um mit ihren zoologischen Züchtungsversuchen Erfolg zu haben, an bestimmte Einzelzüge des Volkscharakters anknüpfen. Der Bolschewismus bediente sich, wie wir sahen, in seinen Anfängen der religiösen wie der nihilistischen Instinkte des Russen, er bediente sich bei der weiteren Ausgestaltung seiner staatlichen Organisationen nicht ohne Glück der seit Jahrhunderten eingewurzelten Gewohnheit des Russen, die Autorität des Staates als gottgewollte Schickung hinzunehmen. Die Bereitschaft zur völligen Unterwerfung unter den Staat ist bei einem Volke natürlich, das den Begriff der Freiheit im europäischen Sinne niemals gekannt hat. Den überaus komplizierten Typus des russischen Menschen, der, ein klassisches Beispiel der *coincidentia oppositorum*, zwischen Fieberglut und Eiseskälte, zwischen Verbrechen und Heiligkeit, zwischen trägem Dahindämmern und plötzlicher Aufwallung, zwischen Mystik und Rationalismus hin- und herschwankt, durch den des Sowjetmenschen, des linientreuen Kommunisten, des braven Staatsbeamten zu ersetzen, wird selbst der totalitären Diktatur nicht möglich sein. Wie intensiv indessen die Bemühungen der Sowjetregierung sind, diesen neuen Menschentypus zu propagieren, kann auch der deutsche Leser aus einer gar nicht genug zu empfehlenden Broschüre des Genossen Tscharny „Sowjetische Literatur“ ersehen, die von der SMA zurzeit in Deutschland verbreitet wird. Der Verfasser analysiert die gesamte russische Literatur bis zur bolschewistischen Revolution und glaubt als ihr wesentliches Merkmal feststellen zu können, daß sie sich in der Suche nach „der positiven Gestalt des russischen Menschen“ erschöpft habe, daß Gogol, Dostojewski und Tolstoi bei dieser Suche „einen gewaltigen Mißerfolg erlitten“ hätten, während es erst den sowjetischen Schriftstellern gelungen sei, „den positiv-prächtigen Menschen“ zu erfassen und dichterisch darzustellen. Das russische Gottsuchertum, das der früheren Literatur ihren wesentlichen Gehalt und eine seltsame Großartigkeit verlieh, hat nun nach der bolschewistischen Theorie sein Ziel erreicht: das Kollektiv, der Staat, hat sich als der bisher vergeblich gesuchte Gott erwiesen, und nicht das tausendjährige, sondern das zehntausendjährige Reich ist gegründet, das bald von Rußland aus die ganze Welt umfassen soll.

Das Bild des Sowjetmenschen wäre nicht vollständig, wollte man nicht dem eben skizzierten Typus des herrschenden Menschen, der bei der Verstaatlichung des gesamten Lebens in Millionen Exemplaren vertreten ist, auch den des dienenden hinzufügen. Natürlich wird dieser Typus

ebenso sorgfältig sekretiert wie der des herrschenden plakatiert, indem dem Einzelnen das Bewußtsein seiner Dienstbarkeit möglichst hinweg- und das einer weitgehenden Selbständigkeit einsuggeriert wird. Der Kolchosbauer unterscheidet sich von dem Sklaven der Antike nur dadurch, daß sein Herr nicht ein einzelnes, unter Umständen humaner Regungen fähiges Individuum, sondern das abstrakte, gegen solche Regungen gefeite Kollektiv ist. Aber durch mannigfaltige Mittel wird vermutlich nicht immer ohne Erfolg ihm ebenso wie dem zu immer höheren Leistungen angetriebenen Industriearbeiter die Illusion der Freiheit vorgespiegelt. Völlig auf diese Propaganda verzichtet der Sowjetstaat eigentlich nur bei den Insassen der Zwangslager, in denen mit einer sehr konsequenten Systematik der Mensch als Arbeitstier und sozusagen als ein neuer Typus des willenlosen und völlig mechanisierten Staatsklaven herangezüchtet wird. Eugen Kogon berichtet in seinem Buche über den „SS-Staat“ einmal über ein Gespräch, das er mit einem intelligenten höheren SS-Funktionär führte, der ihm die These entwickelte, das Ideal des Nationalsozialismus sei das des antiken Stadt-Staates, in dem nur etwa zehn Prozent der Bewohner freie Bürger waren, während neunzig Prozent als Sklaven dienten und dadurch das aristokratisch-geistige Leben der herrschenden Schicht ermöglichten. Abgesehen von dem Nietzscheschen Aristokratismus dürfte sich diese Konzeption im wesentlichen mit der des sowjetischen Klassenstaates decken.

Es ist für jeden Kenner des alten Rußland überaus interessant, den Typus des Sowjetmenschen, den es natürlich gibt, wenn er auch keineswegs im Sinne der Regierung der allgemeine russische Typus geworden ist, mit dem des früheren russischen Menschen zu vergleichen. Er kennzeichnet sich zunächst dadurch, daß er den Staat und das öffentliche Leben beherrscht und also etwa die Stellung der bereits erwähnten Gutsbesitzer und Kapitalisten einnimmt, die nach Lenins Meinung vor 1917 Rußland beherrschten. Man kann dem Regime den Erfolg nicht bestreiten, einen wirklichen Typus ausgeprägter Art zu züchten, der in einem in die Augen fallenden Gegensatz zu der früheren Herrscherschicht Rußlands steht. Wies diese von den Angehörigen des Zarenhauses und der hohen Aristokratie herunter bis zum kleinen Adel ausgesprochene aristokratische Züge auf, so sind in dem Sowjetmenschen, entsprechend dem proletarischen Regierungsideal die plebejischen Züge bis zur Vollendung herangezüchtet und für jeden Psychologen an der Vergröberung der Physiognomien sowie an der Veränderung nicht nur der gesellschaftlichen Gebräuche, sondern sogar an einer auffallenden Veränderung der Sprache unschwer zu erkennen. Das wohlklingende Russisch früherer Zeiten hat einem Jargon Platz gemacht, von dem wir Deutschen uns einen Begriff machen können, wenn wir uns vorstellen, daß der Sprachkünstler aus Braunau mit seinem pöbelhaften Anhang 32 Jahre lang die deutsch Sprache reguliert hätte. Die physische Ausmerzung der gesamten Aristo-

kratie, eines großen Teiles der Intelligenz, des Bürgertums, der Geistlichkeit, des bodenständigen und in rassischer Beziehung zum Teil besonders wertvollen Bauerntums, die systematische Förderung des minderwertigen revolutionären Typus ist für das gesamte russische Volk insofern nicht ohne Folgen geblieben, als der Typus des Sowjetmenschen die Typen des alten Rußland stark in den Hintergrund und sich selbst in den Vordergrund gedrängt hat.

In dieser biologischen Minderwertigkeit der herrschenden Schicht liegt nun freilich eine der großen Gefahren des Sowjet-Regimes. Von jeher nämlich ist Rußland das Land der zwei Nationen gewesen, einer befehlenden Ober- und einer gehorchenden Unterschicht, deren Gegensätze nur durch die Weitmaschigkeit der staatlichen Apparatur und eine lebenswürdige Korruption gemildert waren. Das Zarentum entnahm seine Legitimation zu herrschen einer jahrhundertealten, religiös untermauerten Tradition. Es verlor seine Herrschaft in dem Augenblick, als diese Tradition erschöpft und verbraucht war und es selbst, gleich der russischen Aristokratie, den Glauben an sich verloren hatte. Die aus Sowjetmenschen bestehende herrschende Schicht von heute verfügt fraglos über eine gewisse technische Schulung in der Handhabung des gewaltigen, alle Lebensbereiche umfassenden Apparates, aber jeder Psychologe wird beim Anblick ihrer Gesichter fühlen, daß ihr die eigentlichen herrscherlichen Qualitäten etwa in demselben Maße abgehen wie den verschwundenen Machthabern des „Dritten Reiches“. Während sich die großen Demokratien bemühen, durch ein durchdachtes System der Auslese die Besten zur Herrschaft gelangen zu lassen, wobei der Erfolg vielfach hinter der Absicht zurückbleibt, gilt in der Sowjetunion in erster Linie Gesinnungstreue dem Regime gegenüber als Befähigungsnachweis, wodurch Heuchelei und Liebedienerei gezüchtet und eine Atmosphäre innerhalb der herrschenden Clique erzeugt wird, von welcher uns Krawtschenkos „Ich wählte die Freiheit“ ein wahrscheinlich im wesentlichen zutreffendes Bild vermittelt. Das Volk steht dieser Klique, die über unbegrenzte Machtvollkommenheiten verfügt und ohne jede Rücksichten auf bürgerliche Freiheiten schalten und walten kann, vermutlich noch fremder gegenüber als seiner Zeit der zarischen Aristokratie und Hierarchie, die zum mindesten im Bauerntum relativ stark verwurzelt war und zum Teil mit mystisch-religiöser Verehrung betrachtet wurde.

Als das wesentlichste Merkmal dieses Sowjetmenschen dürfte, entsprechend dem plebejischen Ideal, der ausgeprägte Nationalismus gelten, der durchweg in einen fast belustigenden Chauvinismus und Größenwahn ausartet. Der Nationalismus trägt, was nicht immer klar erkannt wird, einen ausgesprochen plebejischen Charakter: je nationaler der Mensch, desto weniger ist er Individualist, desto mehr schöpft er seine Bedeutung nicht aus seiner eigenen Persönlichkeit, sondern erborgt sie von der großen sozialen Einheit, welcher er angehört. Weshalb denn auch Johnson

einmal, vielleicht in etwas zu harter Weise, den Patriotismus als die letzte Zuflucht der Lumpen bezeichnet. Der Aristokrat fühlt sich in erster Linie als Glied einer internationalen Gemeinschaft, wie das z. B. im mittelalterlichen Rittertum und seinen späteren Methamorphosen besonders deutlich in die Erscheinung trat — er steht dem Aristokraten einer anderen Nation unwillkürlich näher als dem Plebejer der eigenen, und eben deshalb ist von allen nationalistischen Revolutionen (es gibt kaum andere) von der französischen bis zur russischen der Aristokrat als Landesverräter behandelt und ausgemerzt worden. Es ist kein Zufall, daß sich nach dem Vorbilde der Sowjetunion alle totalitären, von einer plebejischen Klique beherrschten Staaten einem fanatischen Nationalismus ergeben haben und daß überall gerade die Kommunisten Bannerträger eines Nationalismus geworden sind, der zu der Entwicklung und den Notwendigkeiten Europas im schroffsten Widerspruche steht. Nun ist gewiß kein Volk vom Nationalismus frei gewesen, und das russische schon gar nicht, aber bis zur bolschewistischen Revolution war er teils durch ethisch-religiöse Vorstellungen von einer geistigen Weltherrschaft Rußlands, teils durch die europäisch gebildete Oberschicht gebändigt, bis er im Bolschewismus unter Abwerfung aller dieser Schranken zu einer totalen Vergötterung des nationalen Prinzips und zu einer bedenkenlosen Proklamierung des *sacro egoismo* geführt hat, welche die Welt mit Recht als eine ernste Bedrohung empfindet.

Inzwischen ist für uns Europäer der russische Mensch, den wir in der Vielfältigkeit seines Wesens oft mit Liebe, nicht selten mit Furcht, aber immer mit Interesse betrachtet haben, hinter dem Sowjetmenschen verschwunden. Seine „breite Natur“, seine üppige Lebensfreude, seine Abneigung gegen die Arbeit, wie sie in so vielen Sprichwörtern zum Ausdruck kam, seine warmherzige Menschlichkeit, die selbst dem Verbrecher gegenüber nicht versagte, das alles scheint von dem normalisierten Typus des Sowjetmenschen aufgesogen zu sein. Es gehört zu den erlesensten Paradoxien der Geschichte, daß der zur Anarchie neigende russische Mensch der vollständigste Staats-Sklave geworden ist, den die moderne Welt kennt, daß sich der religiöse Enthusiasmus eines Volkes, welches sich selbst „das Gott tragende“ nannte, zur Diesseitsreligion des Kommunismus pervertiert hat und daß seine breite Natur in die Zwangsjacke einer allumfassenden staatlichen Arbeitspflicht hineingepreßt werden konnte. Aber die Weltgeschichte ist an solchen Paradoxien nicht arm, sie lehrt jedoch zugleich, daß selbst die gewaltsamsten Veränderungen der Regierungs- und Lebensweise eines Volkes auf die Dauer einen durch die Jahrhunderte geprägten nationalen Charakter nicht zu ändern vermögen. Das alte Sprichwort „Kratze den Russen ab, so findest du den Tataren“ kann heute wahrscheinlich sinngemäß dahin abgeändert werden, daß man nach dem Abkratzen des Sowjetmenschen den alten russischen Menschen wiederfinden wird, dessen Problematik ebenso

wenig wie die irgend eines anderen durch behördliche Leitung und Züchtung einzelner Menschheitstypen gelöst werden kann. Der Sowjetmensch steht und fällt mit dem Regime, und man könnte in Anlehnung an ein bei uns bekannt gewordenes sowjetisches Spruchband sagen, daß die Stalins kommen und gehen, das russische Volk aber bleibt.

Die gesamte Zweckwirtschaft der sogenannt zivilisierten Völker, die ganze Arbeiter- und Kaufmannschaft, zu der auch die Arbeiter und Kaufleute des „Geistes“ gehören, ist insgeheim längst darüber klar: Kommen Revolutionen, so spielen wir eben das Spiel: „Alle Bäumchen wechseln sich.“ Alle Ungerechtigkeiten und Unrechtmäßigkeiten der wirtschaftlichen Unterschiede bleiben! Aber es findet eine große Umschichtung der Machtmittel statt, auf welche die alleskönnende und alles-ausnützende „praktische Intelligenz“, das heißt sämtliche Gewinnmacher, Glücksritter, Praktiker und Rechner der Erde im Nu und auf der Stelle sich einrichten werden. Dabei rufen sie: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Aber was besagt das, solange man unter „tüchtig“ und „Tüchtigkeit“ nichts versteht als den Besitz derjenigen Tugenden, welche in einer Welt allgemeiner Gesinnungslumperei zum Erfolge, zum Anerkanntwerden und Sichdurchsetzen verhelfen. Ach! die Erde hat schon zahllose politisch-historische Umwälzungen erlebt, alle unter dem Drucke der Not, des Hungers oder der Bajonette. Wann erlebt sie die große Revolution unter dem Druck der verwandelten menschlichen Herzen?

Theodor Lessing

Gefangenentransport im Schneesturm

Der nachstehende Abschnitt ist den Erinnerungen von Susanne Leonhard entnommen, die hoffentlich demnächst in Buchform erscheinen werden. Auszüge aus diesen Erinnerungen hat die Deutsche Rundschau bereits in Heft 1/2, 1950, S. 38ff und in Heft 5, 1950, S. 343ff veröffentlicht. Die Verfasserin floh 1935 vor der Gestapo über Schweden nach Moskau, wurde dort als angebliche „Trotzkistin“ verhaftet und bis 1948 in verschiedenen Zwangsarbeitslagern festgehalten. Die Redaktion

Nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in die Sowjetunion wurden alle in sowjetischen Zwangsarbeitslagern befindlichen Deutschen zu Gefangenen zweiter Klasse erklärt, alle Deutschen ohne Ausnahme, auch die politischen Emigranten, die vor der Gestapo geflüchtet waren. Deutsche Lagerhäftlinge, die im Kontor oder in der Küche oder als Sanitätspersonal gearbeitet hatten, wurden ihrer Ämter enthoben und nur noch auf Schwerarbeit geschickt. Ich bekleidete im Sommer 1941 — damals war ich schon fast fünf Jahre im Zwangsarbeitslager — den Posten eines Speicherverwalters auf der „Ziegelei“ am Flusse Ussa*. Bald nach Kriegsbeginn wurde ich abgesetzt und zum Heizer in der Lehmgrube degradiert. Doch damit nicht genug! Die Gerüchte, daß alle Deutschen in einem Straflager konzentriert werden sollten, kamen nicht zum Verstummen. Tatsächlich, Anfang März 1942, wurden wir von der „Ziegelei“ in die vier Kilometer entfernte Hauptkommandirowka Adak gebracht. Wir erfuhren dort, daß wir in das gefürchtete Kotschmess, ein an der Ussa gelegenes Staatsgut, kommen würden.

Und schon ging es los. Als wir einzeln zwischen dem Torhüter und einem Strelök durchs Tor gingen, mußten wir die üblichen Angaben machen: Name, Urteil, Strafzeit. Einer vor mir — ich glaube, es war Paul Franken — antwortete ungenau oder unverständlich. Da schrie der Soldat ihn an: „Immer laut und deutlich, Spion! Geniert euch mal nicht, Gesindel, alles Spione, Faschisten und Trotzkisten!“ Bei einer Kälte von 46 Grad mußten wir hinter dem Zonentor unsere Sachen zur Untersuchung vorzeigen. Kaum gelang es, die steifgefrorenen Stricke zu lösen und mit den ungeschickten Fingern die Kofferschlösser zu öffnen. Bei arktischer Kälte darf man niemals mit bloßen Händen Eisen berühren, da die Haut sofort anfriert. Mit den dicken Handschuhen aber ist es wieder kaum möglich, einen kleinen Kofferschlüssel zu halten und in die

*) Nebenfluß der Petschora

Schloßöffnung zu dirigieren. Die Durchsuchung ging so grob vor sich, wie ich es schon lange nicht mehr erlebt hatte. Alle Sachen flogen rücksichtslos auf den Schnee. Jedes Stückchen mußte man einzeln unter den Späh-Augen zweier NKWD-Soldaten in den Koffer zurücklegen. Es wurde viel konfisziert. Mir selbst wurden nur ein Konfitürenglas und einige Bleistiftskizzen weggenommen, aber andere hatten eine Menge Sachen, die der Beschlagnahme verfielen. Schade um das Glas! Ich hatte es einmal um zwei Kilogramm Brot gekauft, denn Gläser sind eine große Seltenheit im Lager, und Wassergläser gibt es überhaupt nicht. Die Briefe wurden bei allen kontrolliert, und nur, wenn sie den Zensurstempel aufwiesen — „N 5“ in Sechseckumrandung — durfte man sie behalten. Ich war nur froh, daß ich alle wirklich verdächtigen Dinge bei meinem Freunde Pawel Dimitrowitsch L. auf der „Ziegelei“ gelassen hatte, denn alle diese Sachen hätte ich keinesfalls durch die strenge Kontrolle schmuggeln können. Zwar fand keine Leibesvisitation statt — wie wäre das auch möglich gewesen bei einer solchen Kälte im Freien! — aber wir wurden von erfahrenen Händen derart genau abgetastet, daß knisterndes Papier oder ein harter Gegenstand wie ein Messer unbedingt hätte entdeckt werden müssen. Übrigens eine widerliche, jedem Anstandsgefühl Hohn sprechende Prozedur, dieses Abtasten!

Der „Obysk“ (Durchsuchung) dauerte ziemlich lange, denn wir waren 23 Personen, 15 Männer und 8 Frauen. Auf einmal hörte ich ein jämmerliches „Susi“ rufen, und wieder, kläglich-langgezogen: „Susi! Susi!“ Hinter der Zonenumzäunung, die sich aus dicht nebeneinanderstehenden dünnen Baumstämmen zusammensetzte, stand Mira Koslowa. Wie sie sich mit den Händen an den Birkenstämmchen festklammerte und durch die schmalen Zwischenräume hindurchspähte, erinnerte sie an einen Affen hinter den Gitterstäben des Käfigs im Zoologischen Garten. Ich kannte Mira schon seit 1938. Wir waren seinerzeit zusammen von Kotschmess nach Adak geschickt worden. Sie hatte den Verstand verloren, die arme Mira. Manchmal zwar schien sie wochenlang ganz normal, aber dann war ihr Geist wieder monatelang völlig umnachtet. Ich hatte immer tiefes Mitleid mit Mira empfunden. Und als sie mich jetzt weinend rief, zögerte ich nicht, zu ihr zu gehen. Meine Sachen waren ja schon durchsucht, und es kam mir gar nicht in den Kopf, daß ich etwas Verbotenes tat, als ich die paar Schritte hinüberlief, um mich am Zaun von Mira zu verabschieden. „Oh, Susi, you won't leave me alone here, will you?“ jammerte sie. Ich sagte ihr, sie müsse doch verstehen, daß es nicht von mir abhängt. . . . Sie nestelte eine Sicherheitsnadel los und reichte sie mir „zum Andenken“. Um Mira zu beruhigen, nahm ich die halbverrostete Nadel und steckte den Kragen meines Buschlats* damit zu.

Mira freute sich und lachte. Aber gleich darauf fing sie wieder zu weinen und zu schimpfen an. Sie sprach das vulgäre Matrosenenglisch, das sie im Hafen von Shanghai aufgeschnappt hatte, und es hagelte nur so von „bloody searching“, „rotten business“, „damned fools“ und anderen schönen Ausdrücken, die sie an die Adresse der Ochrana-Soldaten hinüberschrie. „Don't cry, Mirotschka, there's a good girl“, versuchte ich,

*) Gesteppete wattierte Jacke

ihr gut zuzureden. Plötzlich riß sie erschreckt die Augen auf und richtete den Blick starr in die Weite. Gleichzeitig ertönte hinter mir ein vielstimmiges, gellendes: „Ah — — ah!“ Ich wandte erschrocken den Kopf und blickte direkt in die Mündung eines Gewehrs. Ein Strelok hatte auf mich angelegt. Wollte er tatsächlich schießen? Mir wurden die Knie wachsw weich. „Son of a bitch! Son of a beech!“ schrie Mira. „Oh — — ooh!“ kreischten die andern. Ich konnte kein Wort hervorbringen und ging langsam auf die Gruppe der andern Gefangenen zu, den Blick starr auf das Gewehr gerichtet, dessen Mündung mir folgte . . . „Wie können Sie die Frau so erschrecken! Sie sollten sich schämen, solche grausamen Scherze zu inszenieren!“ wandte sich ein Mitgefangener aufgebracht an den Soldaten. „Maul halten!“ entgegnete der frech. „Wieso Scherz? Es ist euch verboten, an den Zaun zu gehen und mit andern Gefangenen in Berührung zu kommen. Das war euch ausdrücklich gesagt worden. Ich hätte das Recht gehabt, die Frau glatt niederzuknallen.“ Gesagt oder nicht gesagt — mir war nicht danach, mit ihm zu diskutieren. Noch immer zitterten mir die Knie. Aber ich lebte. Was wollte ich mehr?

Schließlich waren alle Gepäckstücke untersucht und wurden auf drei Schlitten verladen. Es war schon gegen sieben Uhr, als sich unsere Etappe* endlich in Marsch setzte. Vier Ochрана-Soldaten begleiteten uns. Wir gingen ans Ufer und lenkten auf den schmalen Fahrweg, der auf der Eisdecke der Ussa stromaufwärts über Weschkurja nach Kotschmess führte.

Wir gingen an der Kalkbrennerei vorüber, an den bizarr geformten Kreidefelsen, die ich nun wohl zum letzten Male sah. Bald würde die „Ziegelei“ auftauchen. Verglichen mit dem, was uns bevorstand, schien sie mir wie eine Heimat. Ob es wohl dort bekannt war, daß wir heute früh vorbeikamen? Der Fluß macht eine Kurve dicht vor der Kommandirowka. Wir bogen um die Ecke — und schon lag die „Ziegelei“ im Glanz der Märzsonne vor uns. Ich schaute mir die Augen aus. Niemand war zu sehen. Endlich entdeckte ich auf der höchsten Anhöhe des Steilufers zwei kleine schwarze Gestalten. Sie winkten, und wir winkten. „Ob das wohl Pascha L. ist dort oben?“ fragte ich Berg und Franken. „Ja, Pawel Dimitrowitsch und Nikolaj Wladimirowitsch“, bestätigte Berg. Seine scharfen Augen hatten die beiden deutlich erkannt. Das war unser endgültiger Abschied von der „Ziegelei“.

Zwei von den Frauen hatten ärztliche Atteste und durften fahren. Beide trugen über Telogreeka** und Buschlat noch einen Pelzmantel, außerdem verhüllte eine Wolldecke Kopf und Schultern, und mit einer zweiten Wolldecke waren die Beine eingepackt. So gut ver mummt konnte man es selbst bei einer mörderischen Kälte von 46 Grad aushalten, Schlitten zu fahren. Ich selbst besaß nur die Lagerkleidung und hätte es keinesfalls wagen dürfen, bewegungslos auf einem Schlitten zu sitzen. Besonders die Beine, dachte ich, muß man sich trotz der Filzstiefel un-

*) Gefangenentransport

**) Enganliegende Wattejacke

weigerlich erfrieren. Bis Weschkurja waren es etwa 27 km, hieß es. Ich hoffte, daß ich durchhalten würde.

So marschierten wir denn tanfer immer weiter, immer weiter durch die monotone Schnee-Einöde dahin. Es ging sich sehr schwer. Noch vor wenigen Tagen war sehr viel Schnee gefallen. Die Schlittenkufen hatten die weiche Schneedecke aufgewühlt, und bei dem neuerlichen Temperatursturz hatten die Furchen und Rinnen eisharte Krusten bekommen. Eine jüngere Frau aus Adak versuchte wieder und wieder, mit mir ins Gespräch zu kommen. Ich ließ sie erzählen, aber selbst schwieg ich den ganzen Weg. Ich bemühte mich, ganz gleichmäßig und tief zu atmen. Nur so, wußte ich, konnte ich durchhalten auf dem beschwerlichen Wege. Wir gingen und gingen — und schienen doch kaum vorwärts zu kommen. Stundenlang marschierten wir, ohne daß auch nur das geringste zu sehen gewesen wäre. Gleich nach der „Ziegelei“ waren die Ufer flach geworden, und so zogen sich rechts und links vom Fluß eintönige, trostlose Schnee-Ebenen hin.

Stundenlang wateten wir durch den Schnee. Wir wateten und stolperten, wateten und stolperten. Der eisige Wind zwickte an der Nase. Ich bewegte unaufhörlich die Hände rhytmisch auf und zu, einmal die Fingerspitzen, einmal die Daumen im Handinnern verbergend. Wie blankes Eis lag der Wind auf dem Gesicht. Wir fingen an, hinter den anderen zurückzubleiben. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht, mit den Pferden und den scharf ausschreitenden Männern Schritt zu halten. Aber die Soldaten waren unerbittlich. „Dawaitie! Dawaitje!“ scholl es, und der eine der beiden Ochruna-Soldaten, die den traurigen Zug beschlossen, legte sogar das Gewehr auf uns an, wenn er glaubte, wir wollten schlapp machen.

„Bürger Natschalnik, wie weit ist es denn noch bis Weschkurja?“ wandte sich meine Nachbarin an den Strelök. „Ein Stündchen noch. Aber wenn ihr weiter die Füße so langsam durch den Schnee zieht, kann es noch zwei Stunden dauern.“ — „Und wie spät ist es jetzt?“ fragte sie wieder. „Marsch, mach, daß du voran kommst!“ antwortete der Strelök grob. „Zwischen zwei und drei Uhr muß es sein“, sagte der andere mit einem Blick auf die Sonne. Ich fühlte neue Energie durch meine Adern strömen. Die Muskeln belebten sich. Wir gingen wieder rascher vorwärts. Wenn nur noch eine Stunde Weges vor uns liegt, da schaffen wir es gut. Und wie ein Pferd, das den Stall wittert, laufe ich mit Anspannung aller Kräfte wieder schneller durch den harschen Schnee. Wir haben durchschnittlich nur drei Kilometer in der Stunde zurückgelegt, rechnete ich mir aus. Kein Wunder, bei der Kälte, der schweren Kleidung und dem holperigen Weg. „Hoffentlich bleiben wir über Nacht in Weschkurja“, seufzte es neben mir. „Wo denn sonst?“ entgegnete ich. „Natürlich in Weschkurja, das ist ja der einzige besiedelte Punkt zwischen Adak und Kotschmess an der Ussa.“ — „Nun ja, das weiß ich, aber es war so ein Gerede, daß wir vielleicht gleich direkt bis Kotschmess . . .“ — „Bis Kotschmess?? Unsinn! Wir können doch nicht 45 km am Tag machen. Schon jetzt sind wir ja am Ende unserer Kräfte und sind noch nicht einmal in Weschkurja.“

„Ich habe auch gehört“, sagte jetzt eine andere, „daß in Weschkurja nur kurz Station gemacht und dann gleich bis Kotschmess weitermarschiert werden soll.“ Ich schüttelte nur unwillig den Kopf. Das Sprechen fiel mir schwer beim Gehen, und ich ließ die beiden allein weiterdiskutieren, war aber überzeugt, daß sie Unsinn redeten. Wir hatten Proviant für zwei Tage bekommen, also war es nur logisch anzunehmen, daß in Weschkurja übernachtet wird. Was für eine hirnverbrannte Idee zu denken, wir könnten an einem Tage bis Kotschmess gehen bei diesem beschwerlichen Weg durch den hohen Schnee! Diese dummen Frauen glauben auch jeden Blödsinn, den man ihnen verzapft!

„Weschkurja! Weschkurja!“ ruft es plötzlich vor uns. Ich blicke nach vorn und sehe, wie unsere maroden Pferde mit gesenkten Köpfen die Schlitten die steile Böschung hinaufziehen. Wir schütteln schnell alle Müdigkeit von uns ab, unsere schleppenden Schritte werden wieder elastisch, und bald klettern auch wir die Uferböschung hinauf. Wir wurden auf zwei Hütten verteilt.

Es war warm in der Stube, und obwohl jeder weiß, daß es gefährlich ist, aus der großen Kälte gleich ans Feuer zu gehen, stürzten doch alle sofort an den warmen eisernen Ofen. Viele legten ihr Brot auf die Herdplatte, um es auftauen zu lassen, denn so hartgefroren, wie es war, konnte man es nicht essen. Der Samowar wurde aufgestellt. Mich überfiel eine bleierne Müdigkeit. Unterwegs hatte ich starkes Hungergefühl gehabt, jetzt spürte ich kein Verlangen mehr zu essen. Ich war zu müde. Ich streckte mich auf den Fußboden aus und beschloß erst etwas auszuruhen und dann später zu essen. Im Einschlafen hörte ich noch etwas von anderthalb Stunden Ruhepause oder so, mir war längst alles egal. Ein Protest klang noch an mein Ohr, wir könnten nicht mehr weiter . . ., aber ehe ich mir noch klar darüber wurde, ob ich träumte oder nicht, war ich fest eingeschlafen.

„Abmarsch in zehn Minuten!“ Ich fuhr hoch. Abmarsch? Wohin denn schon wieder Abmarsch? Die Adaker Frauen hatten recht gehabt. Nur etwas über eine Stunde hatten wir uns gewärmt und ausgeruht, und nun sollte es weitergehen nach Kotschmess. Der Samowar brannte. Ich legte meinen Klecks Butter und den Zucker in meinen Emailbecher und ließ mir kochendes Wasser einschenken. Das Getränk schmeckte ziemlich scheußlich, aber ich nahm es wie eine Medizin zu mir, denn mein Brot war hartgefroren, und es war unmöglich, davon zu essen.

Gegen 1½ Uhr brachen wir auf. Die Dämmerung senkte sich schon auf das unendliche Schneefeld. Wie wir heute noch Kotschmess erreichen wollten, war mir ein Rätsel. Eine unverantwortliche Eigenmächtigkeit der OCHR-Soldaten, uns weiterzuhetzen! Sie hatten Proviant und Reisegelder für zwei Tage erhalten, wollten aber den Marsch in der halben Zeit forcieren, um sich in Kotschmess bei ihren Freunden einen guten Tag machen zu können.

Mir kam es vor, als ob ich nach der Ruhepause noch schlechter gehen könnte als vorher. Hüft- und Kniegelenke schmerzten. Es fröstelte mich. Schwer wie Blei waren die Füße in den klobigen Filzstiefeln. Wie

sinnlos war das doch alles! Da war ich nun schon fünf Jahre und vier Monate Gefangene der NKWD, wußte nicht, wie lange ich noch würde sitzen müssen, jedenfalls aber mindestens bis zum Ende des Krieges. Und der Krieg konnte ja noch jahrelang dauern. Ich hatte also, schien es mir, noch unbegrenzt viel Zeit vor mir. Aber plötzlich, an diesem 5. März 1942, presstierte es offenbar kolossal, mich in e i n e m Tag 45 km weiter zu transportieren. Wenn das nicht heller Wahnsinn war! Als ob wir nicht am folgenden Tage auch noch zurecht gekommen wären! Als ob wir nicht überhaupt günstigere Wetterverhältnisse für diese Etappe* hätten abwarten können!

Achtzehn Kilometer waren es noch bis Kotschmess! Ich hatte längst aufgehört, auf meine Nachbarinnen zu achten und mich überhaupt als Glied einer Gemeinschaft zu fühlen. Ganz allein war ich, weit und breit allein im Raum, und nur darauf bedacht, mich irgendwie vorwärtszubringen. Alle meine Kräfte konzentrierte ich darauf, meine Beine mechanisch fortzubewegen. Sie wurden immer schwerer. Es schien mir nicht nur so, sondern tatsächlich trug ich schon dicke Eisklumpen unter den Füßen, und nun ballte sich der Schnee unter den warmgewordenen Filzsohlen. Aber es war mir während des Marsches unmöglich, mich von den Bleigewichten der vereisten Klumpen zu befreien. Immer mühseliger wurde es, die Füße aus den Schneewehen zu ziehen und voneinander zu setzen. Dazu verdunkelte sich der Himmel mehr und mehr. Schneetreiben setzte ein, eisiger Wind blies und blies immer stärker. Schließlich wurde es vorzeitig Nacht, und wir hatten den schönsten Schneesturm. Jetzt war es lebensgefährlich, sich auch nur um wenige Schritte von der Gruppe der stumpf voranmarschierenden Menschen zu entfernen. „Dawaitje! Dawaitje!“ drängten die beiden Soldaten der Nachhut uns weiter. Ich hatte schon nicht mehr die Empfindung, daß ich es selbst sei, die sich fortschleppte. Es war mir, als sei ich an ein fremdes, fluchbeladenes, schreckliches Geschöpf gekettet, das mich nun erbarmungslos durch den hohen Schnee hinter sich herzerzte. Nicht ich war es, die meine Beine fortbewegte. Ein fremdes Wesen kämpfte sich vorwärts und schleifte mich geduldiges, hilfloses Bündel mit sich fort.

Ich fing an zu stolpern und zu fallen. Vornüber plumpste ich in den Schnee und habe keine Kraft, mich wieder herauszurappeln. Einfach liegen bleiben? Erfrieren? Der Gedanke hat nichts Schreckliches mehr an sich. „Dawaj! Aufstehen!“ Der Strelok stößt mich mit dem Gewehr in den Rücken, und so geht es wieder weiter. Immer fühle ich die Mündung des Karabiners hinter mir. Wenn er mich doch lieber erschießen wollte, dieser Barbar! Dann wäre alles vorbei. Erschießen, nicht vorwärtstreiben, nur endlich erschießen!

„Was ist Ihnen? Sie weinen ja!“ sagt auf einmal eine Stimme neben mir. Ich weine? Es war mir selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß ich schon die ganze Zeit vor mir hingeweint hatte, einfach ins Leere, ins Nichts hinein. Aber wieder ist es mir, als ob ich das gar

*) Gefangenentransport

nicht selbst bin. „Ich weine nicht“, schluchze ich, „es weint ganz von alleine.“ Wieder bleibe ich zurück. Wieder fühle ich das Eisen im Rücken. Der Kerl stößt mich vorwärts mit dem Gewehr. Ich bin so schwach, daß ich den Urin nicht mehr halten kann. Meine wattierten Hosen sind durchnäßt. Sie gefrieren zu Röhren aus Eis. Das Gehen schmerzt immer mehr. Die Tränen, die ich weine, gefrieren sofort zu Eisperlen. Meine Augen sind verdunkelt.

Ich sehe nichts mehr. Ich kann nicht weiter. Der Schnee hält mich fest. „Eh! Eh! ruft es durch die Polarnacht. Ein paar Arme ergreifen mich. Wie einen Sack werfen sie mich auf den Schlitten.

Erst nach geraumer Weile kam ich zu mir. Eine verummte Gestalt auf dem Schlitten redete auf mich ein. „Sie werden erfrieren, Genossin, haben Sie nichts, womit Sie sich zudecken können?“ fragte der alte Mann besorgt. „Ziehen Sie wenigstens die Füße hoch!“ rät er. Aber ich habe keine Kraft. Meine Beine hängen herunter, aber es sind gar nicht meine Beine. Ich fühle sie nicht, sie gehören mir nicht. Es ist mir, als ob mein ganzer Körper sich in einzelne Teile auflöse, die sich immer weiter von mir entfernen. Die Gliedmaßen sind schon ganz weit weg, ganz weit.

Ich weiß nicht, wie lange wir noch gefahren sind. Eine Stunde? Zwei Stunden? Es ist längst finstere Nacht. Schnee hängt schwer in der Luft. Kein Stern ist am Himmel zu sehen. Ich erinnere mich dumpf an den Transport in den hohen Norden im Herbst 1937, an die schaurige Fahrt auf der „Schnjaga“.* Achtzehn Tage und Nächte in strömendem Regen, auf unserm ungedeckten Lastkahn die Ishma** hinunter. Und doch hatten diese achtzehn Tage einmal ein Ende gehabt. Sollte denn dieser Tag, dieser eine einzige Tag, der schlimmer war als alles, was ich bisher physisch durchgemacht hatte, nie ein Ende nehmen?

Plötzlich gab es einen Ruck. Fast wäre ich hinabgeglitten. „Festhalten! Festhalten!“ brummte es neben mir. Aber meine Hände gehorchten mir nicht mehr. Sie gehörten auch einem andern Wesen. Meine Hände waren es nicht, sonst hätten sie doch reagieren müssen auf das, was meine Gehirnzellen ihnen befahlen. Steif und fremd hingen sie aus meinen Buschlatärmeln hinunter.

Es ging eine Böschung hinauf. Oben waren Lichter, sechs, sieben, acht elektrische Lampen. Noch ein paar hundert Meter. Wir waren angekommen. Das war der Ssowchos Kotschmess.

Es wurde gerufen und geschrien. Leute mit Laternen kam. Jemand zertrte mich vom Schlitten. Ich sank in den Schnee. Um mich herum begann ein lebhaftes Treiben. Alle rannten zu den Schlitten, jeder holte sein Gepäck. Dicht vor mir tauchten plötzlich die beiden bekannten Gesichter von Berg und Franken auf. Ich erinnerte mich an Pawel Dimitrowitschs Bitten, daß sie mich nicht im Stich lassen sollten, an die Versprechungen der beiden.

*) Lastkahn, Zille

**) Nebenfluß der Petschora

„Franken!“ sagte ich. „Ich kann nicht auf die Füße kommen. Mein Koffer . . .“

„Ich weiß selbst nicht, wie ich meine Sachen schleppen soll“, sagte Franken verzweifelt. Sie nahmen ihre Säcke auf die Schulter und trabten davon. Es wurde stiller um mich. Die meisten gingen jetzt über die große Brücke zum Zonentor. Die Fuhrleute führten die Pferde fort. Ein Strelok fand mich, trat mich mit dem Filzstiefel in die Seite. „Na, du hier, was soll denn das? Nimm deine Klamotten und mach, daß du in die Zone kommst! Alle sind schon durch.“ — „Ich kann die Sachen nicht tragen, und ich glaube, ich kann nicht mehr gehen.“ — „Nu aber marsch! Sonst mach ich dir Beine!“ Und er stieß mich mit dem Gewehr in den Rücken. „Gepäckträger gibt's hier nicht. Wenn du deine Sachen nicht tragen kannst, mußt du sie liegen lassen.“ Ich wollte mich aufrichten, aber die Beine gehorchten mir nicht. Die Füße waren wie abgestorben. Schließlich kroch ich auf allen Vieren über die Brücke. „Heh! Was kommt denn da?“ Rohes Männerlachen scholl mir entgegen. Ich mußte Namen, Verurteilung, Strafmaß angeben, wie üblich. Man leierte das wie im Schlaf herunter. Ein junger Strelok — dem Typ nach ein eingeborener Syriäne — wollte mir aufstehen helfen, aber ich fiel wieder um. Die Füße waren leblos und trugen mich nicht. „Meine Sachen habe ich drüben gelassen, jenseits der Brücke, ich konnte das Gepäck nicht tragen“, raunte ich ihm zu. „Schon gut. Geht in Ordnung“, sagte er. Ich wußte nicht, was er damit meinte, es war mir auch einerlei. „Baracke N 30“, rief mir einer zu, als ich durchs Zonentor kroch.

Kotschmess hatte sich im Laufe der vergangenen vier Jahre so verändert, daß ich es nicht wiedererkannte. Die Brücke war neu, mehrere Gebäude standen da. Eine Baracke N 30 hatte es damals nicht gegeben und auch elektrisches Licht nicht. Fremd und leer lag der Platz vor mir, um den herum ein paar Häuser standen. Kein Mensch war zu sehen. Alle waren schon in den Baracken. Ich kroch weiter. Zwei Männer in Unterhosen kamen aus einer Tür. Sie hatten wohl austreten wollen. „Wo ist Baracke N 30?“ — „Dort hinten, die letzte rechts“, und sie zeigten auf ein Gebäude, das noch ziemlich weit entfernt war. Ich kroch weiter und kam endlich hin. „Mein Gott! Was ist denn mit Ihnen? Wie sehen Sie denn aus?“ fragte mich jemand. Zwei Frauen faßten mich unter und führten mich in ein Zimmer. Dort standen zwei von meinen Reisegefährtinnen. Die andern Frauen, die schon geschlafen hatten, denn es war bereits gegen Mitternacht, hoben die Köpfe und unterhielten sich mit den Neuankömmlingen. Eine Blonde stand auf, zog sich Filzstiefel und Mantel über und sagte, sie wolle hinüber ins Stazionar (Krankenhaus) gehen, der Arzt werde mich vielleicht gleich aufnehmen. Sie war Dnewalnaja* der Baracke, eine Deutsche. Die Frauen bemühten sich, mir die Filzstiefel abzustreifen. Es war nicht möglich. Hände und Gesicht waren bis zur Unförmigkeit angeschwollen. Endlich kam der Arzt, ein junger Mensch. Auch er zerrte an den Filzstiefeln, daß ich hätte schreien können. „Aufschneiden!“ ordnete er an. Lilli, die

*) Ordnerin

Deutsche, schnitt die Stiefel auf. Dick angeschwollene, dunkel verfärbte Füße kamen zum Vorschein. Wie Klumpen rohen Fleisches sahen sie aus. Der Arzt befühlte alles: Gesicht, Hände und Füße. Er schrieb ein Rezept und sagte: „Morgen holen Sie das in der Apotheke, es ist eine Salbe zum Einreiben. Sie sind doch Deutsche?“ — „Ja, Genosse Doktor, Deutsche!“ — „Hm!“ machte er. — „Nehmen Sie sie denn nicht ins Krankenhaus, Doktor?“ fragte eine Frau den Arzt. — „Vorläufig nicht. Man kann abwarten. Man braucht es schließlich nicht Erfrierung zweiten Grades zu nennen, obwohl es — hm — etwas schlimmer als 1. Grades . . .“ Lilli und ich wechselten Blicke. Wir verstanden, daß für Deutsche im Krankenhaus kein Platz ist. Auch nicht für solche, die ihrer illegalen antifaschistischen Tätigkeit wegen von der Gestapo verfolgt worden waren und gehofft hatten, im „Vaterland aller Werktätigen“ ein Asyl zu finden.

Meiner kommunistischen Weltanschauung wegen war ich von denen, die sich fälschlicherweise „Kommunisten“ nennen, als angebliche Konterrevolutionärin zu Zwangsarbeitslager verurteilt worden. Daß ich zwei Jahre lang in Deutschland gegen Hitler gekämpft hatte, gab mir nun, da die Nazis in die Sowjetunion eingefallen waren, in den Augen der NKWD kein Anrecht darauf, nicht als feindlicher Ausländer behandelt zu werden.

Nebel hinter Gittern

Nebel . . . wir suchen gemeinsam
Und können die Wege nicht sehen.
Zu Tausenden suchen wir einsam
Und finden uns nicht zum Verstehen.

Oft streifen sich unsere Hände
Wie Zweige für kurze Zeit.
Dann trennen uns wieder Wände
Und einsam wird's weit und breit.

Nebel . . . und Glocken klingen . . .
Ein Glaube steht seltsam im Land. —
Hinter den Gittern zerspringen
Herzen in Nebel gebannt.

Entstanden in Halle im Zuchthaus „Roter Ochse“ 1951.

Ursula Adam

Der Nationalbolschewismus

Nationalbolschewismus ist zum großen Modewort geworden, ganz gleich, ob es sich um eine Warnung oder Verführung handelt. Der Begriff schillert, so daß es von Nutzen sein mag, ihn in seinen Variationen zu durchforschen.

Der Begriff tauchte zuerst nach dem ersten Weltkriege auf, als sich eine Gruppe unter Führung von Lauffenberg und Wolfheim in Hamburg von der Kommunistischen Partei löste und einen Bund der Kommunisten gründete, der die Losung des nationalen Widerstandes gegen die Franzosen als eine revolutionäre Aktion gegen den Weltkapitalismus ausgab und ein Zusammenwirken der Roten Armee und der deutschen Armee am Rhein, als Etappe auf dem Wege zur Weltrevolution, forderte. Prof. S. Eltzbacher, Verfasser eines Standardwerkes über den Anarchismus, widmete dieser neuen Ideenkombination eine besondere Schrift „Der Nationalbolschewismus“. Damals war der Bolschewismus im Kern noch internationalistisch. Die neue Kombination stieß deshalb auf Unglauben oder Gelächter, andere hielten sie für einen Trick, die meisten aber erfuhren gar nichts davon. Es handelte sich um eine kleine Sekte, die bald in Vergessenheit geriet. Lauffenberg war schließlich völlig isoliert und ist nach einem vergeblichen Versuch, in einer Zeitschrift „Harpune“ seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, buchstäblich verhungert, Wolfheim soll später Anschluß an die Nazis gesucht haben. Waren sie Vorläufer der Nazis? Nahmen sie die Kombination aus nationalistisch und sozialistisch vorweg, die kurz danach, noch vor den Nazi, auch in anderen Landesteilen, wie in Sachsen, versucht wurde (Deutsch-Soziale)? Dort waren die Akzente anders gesetzt. Kunze von den Deutsch-Sozialen oder Hitlers direkter Vorläufer Drexler wollten die Arbeiter für den nationalen Gedanken gewinnen und das Bürgertum zu einem Zusammengehen mit der Arbeiterschaft zwingen. Lauffenberg und Wolfheim waren nicht primär an einer Volksgemeinschaft interessiert, sie gingen auch nicht primär von einer nationalen Konzeption aus, sondern von der Arbeiterschaft und dem revolutionären Ziel, das ihnen nationalen Widerstand zu gebieten schien. Ihnen schwebte das vor, was später auf der anderen Seite Graf Reventlow, der von den Völkischen zu den Nationalsozialisten ging, dort aber mit seiner Ostorientierung allein blieb, in die Worte vom „Klassenkampf der proletarischen gegen die kapitalistischen Mächte“ kleidete und was auch

bei dem Theoretiker des italienischen Faschismus, Corradini, in seinem Schlagwort von „Italien, der Proletarierin unter den Großmächten“ anklang. Nur die Reihenfolge war umgekehrt. Die beiden übertrugen den Klassenkampf auf das Leben der Völker, während Reventlow dem Nationalismus einen Klassenkampfmantel umhing, um ihn zu popularisieren. Natürlich hätten Lauffenberg und Wolfheim nicht dieser Vision folgen können, wenn nicht bei ihnen ein starker, bisher unterdrückter nationaler Impuls lebendig gewesen wäre, der jetzt sein soziales Gewissen bei der Vorstellung vom französischen Kapitalismus beruhigte; außerdem hatten sie von der Kommunistischen Partei gelernt. Sie waren lediglich von ihr graduell verschieden und zu weit vorgeprellt.

Auch die Kommunistische Partei selbst war nämlich bereits nach und nach nationalbolschewistisch geworden. Das stand völlig im Gegensatz zu der Politik des Spartakusbundes während des Krieges. Es zeigt, wie stark schon in diesem frühen Stadium die KPD von Moskau abhängig war und sich nach dessen außenpolitischer Konzeption richtete, die deutschfreundlich und anti-westlich war. Der Westen galt als der Träger der Intervention. In der Terminologie der Weltrevolution hieß es, daß der geschlagene (deutsche) Kapitalismus geschwächt und ungefährlich sei und daher gegen den siegreichen und gefährlichen (westlichen) eingesetzt werden könne. Darum hatte die KPD — cum grano salis genommen — eine nationale und anti-französische, die französische KPD dagegen eine gegen die eigene Regierung gerichtete, ‚internationale‘ und im Effekt prodeutsche Politik zu machen, die dann Doriot, die Traditionen von 1923 noch unter veränderten Umständen fortsetzend, auch beibehielt, nachdem er die KPF verließ, und die er bis zum Ende, bis zur Collaboration, durchführte. Die KPD mußte ihre Haltung mit dem Klassenkampfprogramm dadurch in Einklang bringen, daß sie das deutsche Bürgertum des nationalen Verrats und des Paktierens mit dem ausländischen Kapital, zur Erlangung der Position eines Junior-Partners, bezichtigte. Wenn die KPD damit operierte, daß sie gerade wegen des internationalen Charakters der Bourgeoisie national sein müsse, so war das nicht nur ein partieller Bruch mit dem Marxismus, sondern nahm sogar die Argumentation der Nazi, bzw. ihres antibürgerlichen Sektors, vorweg. Die prodeutsche Linie der Sowjetunion stammte von Lenin, der deswegen von den linken Sozialrevolutionären bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Brest-Litowsk heftig angegriffen und als ‚deutscher Agent‘ bezeichnet wurde. Die KPD folgte dem Gebot: sie war gegen den Friedensvertrag von Versailles, gegen Frankreich und gegen Polen. Sie tat das mit einer Verve, die erkennen ließ, daß hier ebenfalls latente nationale Energien nach Betätigung suchten. Dieser Nationalismus führte zur Abspaltung der Kommunistischen Arbeiterpartei, die also in der nationalen Frage das entgegengesetzte Extrem zu Lauffenberg und Wolfheim darstellte und gleich den Unabhängigen Sozialdemokraten von manchen des „nationalen Nihilismus“ geziehen wurde. Aber selbst Lenin, der ja die Kommunistische Arbeiterpartei verurteilte und sie der „Kinderkrankheit des Radikalismus“ beschuldigte, fand, daß die Kommunisten zu weit gingen und nicht das vorgeschriebene Maß einhielten.

Noch war ja der Vertrag von Rapallo nicht geschlossen, noch war trotz des Widerstandes gegen Versailles die Ostorientierung nicht gesichert, noch war keine Gewähr gegeben, daß man bei einem solchen Bündnis eine Gegenleistung erhielt. Kommunisten, die einen bestimmten Weg aus Übereifer bis zu Ende gingen, sahen sich der Ketzerei beschuldigt. Immer wieder mußten Kommunisten, die diese Tendenzen, zuweilen sogar mit einem völkischen Vorzeichen, zu weit trieben, wie Thomas und Graf in München, zur Ordnung gerufen werden.

Jedenfalls war die nationalbolschewistische Rolle auf die KPD übergegangen. Das wurde nach dem Abschluß des Rapallovertrages, angesichts der Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee (Freundschaft zwischen General v. Seeckt und Marschall Tuchatschewski, Fliegerlager in Woronesch, Giftgasfabrik in Beresniki), ganz offenbar. Es bestimmte die Politik der KPD während der Ruhrbesetzung, der Separatistenwirren, im Kampf gegen den Dawes- und Young-Plan. Gegenüber v. Seeckt, der 1923 die KPD verbot, wurde eine Art Burgfrieden gewahrt. Darum bezeichnete die KPD die linke Sozialdemokratie, die pazifistisch und westorientiert war, als Feind Nr. 1, obwohl sie ihr doch in sozialer Hinsicht am nächsten hätte stehen müssen. Eine Unterbrechung erfuhr diese Linie immer dann, wenn eine Verständigung mit Frankreich „drohte“, also das Werk von Rapallo gefährdet erschien (Stresemann-Ära). Dann wurde der „Deutsche Imperialismus“ entdeckt, während sonst keine Einwände gegen die illegale Aufrüstung erhoben wurden. Bei dem Panzerkreuzer, dessen Bau als eine antisowjetische Geste aufgefaßt wurde, traten die Kommunisten auf den Plan. In den 30er Jahren stand der Nationalbolschewismus der KPD erneut in voller Blüte. Das zeigten, im Wettlauf mit den Nazi, das „Programm für nationale und soziale Befreiung“, das Liebeswerben um nationale Kreise, Reichswehroffiziere (Scheringer), Polizeioffiziere (Giesecke), Nazi-Außenseiter (Reventlow, v. Leers, Franzen), um Niekischs Widerstandskreis, Claus Heims Landvolkbewegung, Jugendorganisationen (Werner Lass' Schilljugend), Bund Oberland, Ludendorffs Tannenbergbund, Tatkreis. Der „Aufbruchskreis“, der in seinem Organ „Aufbruch“ ausdrücklich auf Scheringer Bezug nahm und in dem Hauptmann Römer, der Sieger vom Annaberg in Oberschlesien, die Hauptrolle spielte, verkörperte diese nationalbolschewistischen Tendenzen, die von der Kommunistischen Opposition, den Trotzlisten und der Sozialistischen Arbeiterpartei als Ausdruck der Abhängigkeit von Moskau und Abkehr vom Internationalismus gebrandmarkt wurden. In diesem Sinne war zur Linken der Nationalbolschewismus eine Tendenz innerhalb der KPD, die von Moskau aufgezwungen, von vielen aus Gehorsam, von manchen mit Widerwillen, von nicht wenigen aber auch aus nationalen Gründen akzeptiert wurde.

Andererseits ist diese Bezeichnung auch für den von der Rechten her kommenden Partner der Kommunisten verwendet worden, der pro-bolschewistische Züge aufwies, d. h. mehr als nur prorussisch war, ohne aber prokommunistisch im weiteren Sinne zu sein. Es handelt sich um Sympathien für den russischen Kommunismus als die für Rußland als gemäß erachtete und als russisches Eigengewächs betrachtete Form; als bei die-

sen Kreisen zum Nationalismus das soziale Element hinzukam, so wie bei den Kommunisten zum sozialen Element das nationalistische, ergab sich auch hier eine Annäherung. Aber da diese Nationalbolschewisten nicht vom Klassenmoment und schon gar nicht vom Marxismus ausgingen und die Arbeiter lediglich in die Volksgemeinschaft einbeziehen wollten (nur Ernst Jünger machte sie in seiner nationalbolschewistischen Phase zu der führenden — da antibürgerlichen — Schicht der Zukunft und zur neuen Aristokratie), trennte sie doch einiges von der KPD: 1. Das nationale Moment war für sie primär. Sie durchschauten durchaus, daß die nationale Haltung der KPD auf sowjetische Weisung erfolgte, im Widerspruch zur theoretischen Grundlage stand, mehr taktisch als prinzipiell war. Dass sie auch widerrufen werden konnte, störte sie weniger, denn sie glaubten, daß zunächst keine Änderung zu erwarten sei, daß eine solche Haltung aber ihre Wirkung auf die Gesinnung haben müsse und eine tragfähige Grundlage für ein Zusammengehen sei. Als Schüler Bismarcks waren sie der Ansicht, daß man ja über Motive nicht abstimme. Sie empfanden aber die proletarische Wurzel der KPD als ein Hemmnis für eine uneingeschränkte Haltung. 2. Sie wollten eine Erfassung der ganzen Nation; kritisierten also die Mißachtung der nicht-proletarischen Schichten nicht weniger als die einstige Mißachtung des Arbeiters. 3. Sie verwarfen den Marxismus und den historischen Materialismus. 4. Sie wollten Moskau nur als Partner, nicht als übergeordnete Instanz. Die russischen Kommunisten konnten nach ihrer Meinung Partner sein, während die deutschen Kommunisten diese Möglichkeit durch Servilität zerstörten. Sie nannten sie zwar nicht nationale Verräter, denn sie kämpften ja mit ihnen gegen Versailles und Young-Plan, aber sie vermisten bei ihnen das nationale Rückgrat.

Worin lag dann andererseits der Unterschied zu den Nazi, die ja auch mit der Kombination von nationalistisch und sozialistisch operierten? 1. Bei den Nazi nahm ja nur eine bestimmte Gruppe diese Kombination ernst, aber die Partei umfaßte ja auch die Kräfte, die den Sozialismus bekämpften, welche die Losung zynisch als Mittel zum Massenfang auffaßten oder darunter lediglich die Allmacht eines klassenmäßig „neutralen“ Staates verstanden. Die Nationalbolschewisten haßten die Uneinheitlichkeit der NSDAP und erst recht ihr Bündnis mit der Schwerindustrie, ihre anfängliche Koalition mit den Deutschnationalen. Sie hörten nie auf, einen Flügel in der NSDAP zu beeinflussen. Sie übten auch Einfluß auf die Schwarze Front aus, wenn sie auch Otto Strasser selbst wegen seines Flirtens mit Brüning und Otto Braun sowie wegen seiner antirussischen Haltung verwarfen und seine Versuche, sich selbst als Nationalbolschewisten zu deklarieren, zurückwiesen (daher auch heute noch die Losung mancher Kreise: Schwarze Front ohne Otto Strasser). Der Einfluß wurde ebenso 1934 wie 1944 sichtbar, und wenn Ribbentrop von dem Kampf gegen die Plutokratien sprach, wenn Goebbels seine Losungen gegen City und Wallstreet ausgab, so war das eine Rücksichtnahme auf diese Stimmungen. 2. Sie verlachten ihr Spießertum, ihren demagogischen Appell an die Massen, ihren philiströsen Materialismus, der nicht sehr von dem der Kommunisten verschieden

sei. Der ‚Anti-Materialismus‘ der Nazi hatte ja nur zwei Aufgaben: das Aufhören von Lohnkämpfen im Interesse der Schwerindustrie und die Erzeugung von Opferbereitschaft für den Kriegsfall. Niekisch erklärte, daß eine imperialistische Zielsetzung sich von idealistischen Motiven (Weltmission) statt von materialistischen Beweggründen (Ausplünderung) leiten lassen müsse. Das dritte Trennungsmoment war natürlich die Ostorientierung, die in der NSDAP nicht zum Zuge kam (in den 20er Jahren war sie zwar auch von Otto Strasser, Goebbels, Erich Koch, Stöhr vertreten worden, aber das war nur vorübergehend, und schließlich blieb nur Reventlow übrig, der nicht ernst genommen wurde).

Man kann also zusammenfassend für die Zeit vor 1933 sagen: Nationalbolschewismus war 1. eine Tendenz neben der KPD, 2. in gewissen Phasen eine solche der KPD selbst, 3. eine Bewegung der extremen Rechten, welche die antibürgerlichen Losungen ernst nahm und viel weiter trieb, 4. eine winzige Gruppe in der NSDAP selbst. Dagegen darf man nicht jene Konservativen dazu rechnen, die in Fortführung alter preußischer, nicht nur auf Bismarck, sondern bis auf York, ja auf Friedrich den Großen zurückgehender Traditionen pro-russisch, ausschließlich von außenpolitischen Motiven geleitet waren, aber nicht von sozialen Beweggründen (von Seeckt, Hammerstein und Schleicher bis zu Professor Hoetzsch), für die also die Bezeichnung nationalbolschewistisch absurd wäre.

Wie entwickelte sich der Nationalbolschewismus von 1933—1945? Er tauchte zur Linken außerhalb der KPD auf. Wir meinen nicht die ständigen Rufe nach Unabhängigkeit von Moskau, bei Trotzlisten und Kommunistischer Opposition, die von Moskau als „Nationalismus“ bezeichnet wurden, während Folgsamkeit gegenüber Moskau den wahren „Internationalismus“ kennzeichnen sollte. Denn in Wahrheit entsprangen sie dem Wunsch, zum echten Internationalismus zurückzukehren. Es handelte sich vielmehr um Linkssozialisten, die, einerseits mit dem Austromarxismus liebäugelnd und stark am Leninismus orientiert, dem Nationalismus eine marxistische, anti-imperialistische Motivierung gaben und, darin von der linken Sozialdemokratie und der Sozialistischen Arbeiterpartei stark unterschieden, den Nationalbolschewismus neu belebten. Sie hatten Sympathien für die deutsche Generalität, deren Konflikte mit den Nazi sie ebenso wie die Opposition im deutschen Volk maßlos übertrieben. Sie sprachen davon, daß in einem sozialistischen Europa die Führung von Sowjetrußland an Deutschland übergehen müsse. Dieser Nationalkommunismus nahm sogar fast gewisse titoistische Züge vorweg.

Die Kommunistische Partei machte Schwankungen durch. Auf eine im Effekt nationalistische Phase, in der die Opposition in Deutschland übertrieben dargestellt und die Revolution als bevorstehend bezeichnet wurde, folgte der „Ehrenburg-Kurs“, der eine Pauschal-Anklage gegen das ganze deutsche Volk bedeutete und bestimmte politische Enttäuschungen widerspiegelte. Aber dann wurde die kommunistische Politik zweigleisig. Denn die Tätigkeit der Freien Deutschen Komitees ließ einen neuen Nationalbolschewismus vorausahnen, der freilich gegen frü-

her abgewandelt war: denn nun wurden die Deutschen aus einem Partner zu einem Trabanten, sofern sie ihre Wandlung durch Ostorientierung bekundeten. Wer das nicht mitmachte, fiel weiter unter das Verdikt.

Und die Nationalbolschewisten von rechts? Manche kamen um, wie Hauptmann Römer, manche kapitulierten, manche traten später zur KPD über, wie Ernst Niekisch.

Wie ist es heute? Moskau braucht den Nationalbolschewismus stets, wenn seine Beziehungen zum Westen schlecht waren. Daraus ergibt sich alles weitere von selbst. Der Nationalismus wird bei der SED und der KPD nur soweit geduldet, als er den Russen aus außenpolitischen Gründen genehm ist, und er darf sich natürlich nur nach der anti-westlichen Seite entladen. Da der Nationalbolschewismus immer pro-östlich war, läge darin noch nichts Neues. Aber, wie schon angedeutet, hat sich einstige Freundschaft in Abhängigkeit verwandelt. Es handelt sich also um einen amputierten Nationalismus, der eine doppelte Moral anwenden, d. h. sich in der Saarfrage entrüsten, aber über die Oder-Neiße-Linie schweigen muß. Dafür wird er mit der Losung der Einheit entschädigt. Trotzdem hat diese Art Nationalbolschewismus, wie er in den Westzonen insbesondere von jüngeren Kommunisten wie Ledwohn und Ewald Kaiser propagiert wird, gewisse Chancen, auch wenn der Schein dagegen spricht.

Was die Nationalbolschewisten außerhalb der Reihen des Kommunismus anbelangt, so wird diese Strömung durch Sympathien für sie östliche Dynamik, ein Solidaritätsgefühl der Habenichtse und gewisse Minderwertigkeitskomplexe gegenüber dem Westen gefördert. Im Osten werden diese Kräfte absorbiert, wachsen sie im Rahmen des Blocks mit der SED zusammen. Dabei ergänzen sich Unterwürfigkeit, Opportunismus und Überzeugung, bis die Unterschiede nivelliert sind. Abneigung gegen die Kommunisten ist keineswegs ein Gegenargument. Wie viele sagen, daß man sich mit den Russen weit besser verständigen könne, wenn man die Kommunisten ausschalte, die nur eine Art „Schmutzkonzurrenz“ trieben! Das gibt es aber in den westlichen Zonen auch. Von den Oppositionsgruppen der Schwarzen Front, der „Sammlung zur Tat“, den Christlichen Sozialisten bis zur Nationalen Front gibt es einen ganzen Regenbogen von Organisationen, deren Ostorientierung, gespeist aus den verschiedensten Quellen, wie anti-westlichem Ressentiment, Nihilismus, Friedenswille, Einheitswille, Fehlspekulationen über die Wiedererlangung alter Weltgeltung, Rückversicherung, bei der heutigen Pauperisierung sehr rasch eine sozialradikale Färbung annimmt (sie ist dann wieder attraktiv für solche Nazigruppen, die seit 1934 nicht mehr zum Zuge gekommen waren, sich aber 1944 wieder bemerkbar machten). Das hat mit der Unpopularität der Kommunisten nicht viel zu tun, obwohl diese dann sofort ihre Infiltrierung beginnen.

Es könnte daneben aber noch einen zweiten Nationalbolschewismus — oder sagen wir besser: Nationalkommunismus — geben, der mit dem ersteren konkurriert. Es ist das Vorbild des Titoismus, das wir im Auge

haben. Es geht da um mehr als um die Unabhängigkeit von Moskau, es geht um die Ersetzung des einen durch den anderen Nationalismus (das ist der Hauptunterschied zum ursprünglichen Trotzismus). Zum ersten Male wurde das Moskauer Monopol durchbrochen. Nun hat man in Deutschland natürlich kein Interesse an einem jugoslawischen Nationalismus. Aber das Beispiel kann Nachahmung finden. Aus der Losung „Kommunismus auf deutsche Art“ kann dann sehr leicht unter dem Druck der für Nationalismus Anfälligen die weitere Losung: „Ein kommunistisches Deutschland wird in Europa führen“ werden, die dann über den Titoismus noch weit hinausginge.

Wir denken hier nicht an die Unabhängige Arbeiterpartei, deren Dogmatismus sie daran hindert, eine Dynamik zu entfalten. Wir denken auch nicht an diejenigen (übrigens inzwischen aus der UAPD entfernten) Trotzisten, die im Auflösungsprozeß dieser Bewegung (von der sich die Witwe Trotzis jetzt selbst lossagte) auf linken, anti-imperialistischen Umwegen einem wilden, sich gegen alle wendenden Nationalismus verfallen. Wir sprechen von einer Zukunftsperspektive, wenn Unzufriedenheit und Radikalisierung das heutige Parteiengefüge, von Phantasielosen, wie einst, als eine Gründung für die Ewigkeit angesehen, zum Einsturz gebracht haben. Bei der Neigung zu Nationalismus, Extremismus, Dynamik, bei der Abneigung gegen Demokratie könnte eine solche Bewegung Anziehungskraft auch auf die Jüngeren, die Abseitsstehenden, ebenso wie auf den radikalen Teil der früheren Nazi ausüben. Freilich wäre dieser Nationalkommunismus ein Konkurrent des Nationalbolschewismus. Er hätte nicht dessen Schwächen, die Abhängigkeit von Moskau, den Ballast alter Erinnerungen, den Zwang zu einem widerspruchsvollen Zickzackkurs. Er wäre attraktiv unter der Losung: Kommunismus — Ja, Moskau — Nein. Außenpolitisch gesehen, könnte er momentan sogar im heutigen Ringen eine Entlastung bringen. Aber innenpolitisch gesehen würde auch er Terror, Diktatur und Unfreiheit bedeuten. Darüber muß man sich im klaren sein. Jedenfalls darf man diese potentielle Möglichkeit, auch wenn sie noch nicht greifbare Gestalt annahm und daher jedem Spießbürger als „phantastisch“ erscheinen wird, bei einer Erörterung der verschiedenen Erscheinungsformen des Nationalbolschewismus nicht außer Acht lassen.

Die zerrissene Tradition

Nicht jeder Trauerfall bedeutet eine Tragödie. Trauer ist allein ein Vorgang des Gemüts; während im Tragischen allemal auch ein Element des Geistigen steckt. Wacht ein Fünfundneunzigjähriger, der sein Werk getan, eines Morgens nicht mehr aus dem Schläfe auf, so kann dies, ein je edlerer Mensch er war, für seine Familie, die engere oder weitere, ein desto traurigeres Ereignis sein; da es im Einklang mit dem Naturgesetze steht und keinem geistigen widerspricht, fehlt der tragische Akzent — jener, der uns sticht und stachelt, wenn ein junger Mensch es ist, der schuldlos vor getaner Arbeit, in geplanter und sich eben zu vollenden beginnender vielleicht, dahingerafft wird, sei es durch eine Seuche, durch einen Unfall oder die Bösartigkeit einer Tyrannei, die aus den Angeln zu heben sein sittliches Ziel war. Wir wissen von der Aesthetik des Dramas her, daß um so mehr Tragik vorliegt, je unheimlicher sich mit der aktiven Bosheit der Außenwelt, des teuflischen Typus, des negativen Helden, die „Schuld“ des positiven Helden verstrickt. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, sagt Illo zu Wallenstein.

Ich schickte dies voraus, um ja nicht mißverstanden zu werden, wenn ich an jenem entsetzlichen Jahrzwölft, das erst um die Hälfte seiner eignen Dauer hinter uns liegt, tragischer noch als die Vernichtung unzähliger Menschenleben, blühender Städte, des Wohlstands und der Größe einer ganzen Nation den Umstand finde, daß durch den fluchwürdigen Willen des damaligen Regimes eine kulturelle, das heißt geistige Ueberlieferung zerschnitten worden ist, die mindestens 150 Jahre lang ungestört webte, wuchs und wirkte. Unschätzbare, heilige (wiewohl weltliche) Werte, die bis dahin jede Jugend in Deutschland aufnahm in ihr Bewußtsein, sind von 1933 bis 1945 der Jugend mit Fleiß vorenthalten worden. Noch heute und gerade heute macht sich beim jüngeren Manne die Lücke in der Bildung des Knaben von damals und Jünglings von damals empfindlich bemerkbar. Sehr wenigen, naturgemäß, konnte und kann gelingen nachzuholen. Sorgen die Universitäten, die höheren Lehranstalten, die Volksschulen dafür? Man verarge mir meine kräftige Skepsis nicht! Ich will wahrhaftig die rühmlichen Ausnahmen nicht treffen; doch über die Regel dessen, was sich, ohne Kontrolle, im philosophischen, im Geschichts- und im literarischen Unterricht hinter schwer durchdringlichen Schleiern zuträgt, scheint mir jede Illusion der Ethiker, der Fortschrittler, der Humanisten unangebracht! Auf oberster Stufe agieren zuviele Irrlehrer des gestrigen

Barbarentums heute weiter, und allzu wenige Vertreter des Geistes sind eingesetzt. Wie mag es erst, nach unten hin, auf den breiteren Querschnitten der Pyramide des Unterrichts aussehen — trotz redlichen Bemühens einiger heroischer Außenseiter!

Sprach ich vorhin von anderthalb Jahrhunderten Tradition, so ist die Ansetzung solcher Spanne gewiß nicht ohne Willkür. Kein Zweifel: die Ueberlieferung, die ich meine, reicht um Jahrhunderte tiefer in die Vergangenheit Europas und besonders der deutschen Nation zurück — über die Geistigkeit des Rokoko, des Barock, der Reformation und Renaissance, der Scholastik, des Gotischen Zeitalters, des Romanischen bis in die dunkle Aera der Ueberwindung Wotans und seiner Götterfamilie durch den dreifältigen Gott des Südostens.

So tief ins Vergangene hinunter will ich den Faden der Tradition, hoher Werte nicht verfolgen. Ich habe das Jahr 1781 als Quelljahr gewählt, also ein von heute 170, vom Ausbruch der Hitlerherrschaft 152 Jahre entferntes Jahr, — weil in ihm, zufällig oder nicht zufällig, nebeneinander zwei für die Geistesgeschichte Deutschlands überaus wichtige Werke zuerst erschienen sind: Schiller's ‚Räuber‘ und Kant's ‚Kritik der reinen Vernunft‘. Schiller war damals 22 Jahre alt, Kant 57. Es gab zwischen beiden keinen soziologischen Kontakt (Schiller hat nicht etwa in Königsberg studiert), aber einen um so stärkeren atmosphärisch-spiritualen Zusammenhang. Zwar war Schiller kein „Kantianer“ im pedantischen Schul-Sinne, so wenig, wie etwa Stefan George „Nietzscheaner“ war; doch so, wie Nietzsche der Philosoph Georges, so ist Kant der Philosoph Schillers gewesen — jeder Literaturhistoriker weist das spielend nach. ‚Die Räuber‘, in ihrem jünglingisch-tumultuarischen Rebellentum stilistisch-temperamentuell ganz unkantisch, sind es ihrer Gesinnung nach mitnichten, nämlich als Ausdruck des feurigen Protestes eines Visionärs des Seinsollenden, gegen das Seiende; gegen Ungerechtes, Ethoswidriges, Unerträgliches; gegen das Gemeine der Empirie. Es kann keine engere Verwandtschaft im Geistigen existieren als jene zwischen allem sozialen Rebellentum und dem dualistischen Kerngedanken der Kantischen Philosophie. Betraf dieser in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘, inner-ontologisch, den Urgegensatz von „Apriori“ und „Aposteriori“, von Erkenntnis und Kenntnissen, von Vernunft und Erfahrung, so erklohm er in den um vier und sieben Jahre später erschienenen Werken ‚Grundlegung zur Metaphysik der Sitten‘ und ‚Kritik der praktischen Vernunft‘ den noch bedeutsameren Gegensatz zwischen Ontologie überhaupt und Deontologie (wie der Brite Bentham alle Lehre vom Seinsollenden einige Jahrzehnte später genannt hat). Ist der dichterisch flammende Idealismus Schillers nicht vag-schwärmerhaft, sondern kritisch, so ist der scheinbar ans Begriffliche verklammerte Kritizismus Kants nicht wissenschaftlich-kalt, sondern vom Feuer der Idee durchglüht. Die Auflehnung gegen die gesellschaftliche Welt, die sie vorfinden, die Ueberzeugung vom Primat allen Willens der sittlichen Vernunft vereint beide Geister; obendrein, mehr formal, die intellektuelle Redlichkeit, die Entschlossenheit zu äußerster Sauberkeit in der Methode, sich dieser Welt zu bemächtigen, um sie — und sei es zunächst nur „der Idee nach“, ein-

zig im raumlosen Raum des reinen Geistes -- umzugestalten. Von 1781 führt eine gerade Linie zum humanitären Aktivismus der Epoche 1910 bis 1933.

Eine gerade, wenn auch mehrfach unterbrochene Linie. Die antithetischen Unterbrechungen bedeuteten aber kein Durchschneiden der Tradition. Denn es fehlten Zwang und Terror. „Räuber“ und „Kritik der reinen Vernunft“ blieben Ausgangspunkte, Ausstrahlungspunkte neuerer deutscher Geistesentwicklung. Eine Generation später trat dann der „Faust“ dazu... auch er, nach Abgründen der Metaphysik und Gipfeln der Erotik, in sozialen Aktivismus mündend (was von Aestheten und Nihilisten noch immer verkannt wird).

Zu alledem die gemeinsame Antithese war: das verschwommen-unkritisch-süßliche Hinnehmen des Gegebenen, der Konservatismus, besonders der hochtrabende, mit Mythen und Mystik, der seinen elenden Mangel an Verantwortungssinn für Volk und Menschheit unter einem Wolken- und Nebelmantel von Gefühlen, Erleuchtungen, Erlebnissen, Offenbarungen und sonstigen Irrationalitäten tarnt, das Unklar-Schwüldämonische arrogant und impotent über die heiter-kühle Klarheit der Vernunft setzt, sie selber (die Vernunft) zu einem außermenschlichen Prinzip umfälscht, sie damit diffamiert, sie als schöpfungsunfähig verleumdet, sie aus ihrer Kompetenz stößt, damit nur ja alles beim alten bleibe —: die Romantik, Hegel und die Historische Schule machten sich anheischig, das durch Kant, Lessing, Lichtenberg, Herder, Goethe, Schiller geformte Zeitalter höchster geistiger Glorie abzulösen. Die Romantik, ein in der Wurzel fauler Baum, der nur ein paar süße lyrische Früchte abwarf; Hegel, der zynisch lehrte, das Wirkliche sei das Vernünftige, der Krieg das Stahlbad der Völker; die Historische Schule, die der Gegenwart die Befugnis zur Gesetzgebung absprach und die Kritik geltenden Rechts, die Frage nach dem richtigen Rechte eindeutig verwarf. Die „Ablösung“ gelang nicht; dies ganze Scheingeister- und Barbaren-Unwesen, so anspruchs- und teilweise machtvoll es auch auftrat, erzeugte rasch die geistgetriebene Gegenaktion: auf der literarischen Ebene das „Junge Deutschland“ (zu dem wir auch Erscheinungen wie Börne und Heine rechnen müssen); auf der philosophischen Arthur Schopenhauer, von Kant kommend, ihm nicht untertan, tausendfach dessen Reinheit und Meisterschaft gegen den schmierigen Scharlatan Hegel verteidigend, vor allem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt leidenschaftlicher und diamantener den Kampf des Rationalismus gegen den Illuminismus führend; auf der politischen Ebene der revolutionäre bürgerliche Liberalismus, mit stark demokratischen Ideen, und, sich aus ihm abdifferenzierend, der Sozialismus, unter Marx-Engels, unter Lassalle, unter Schweitzer, Wilhelm Liebknecht und Jüngeren. Es darf in diesem Zusammenhange erwähnt werden: Wie die Kraft Schillers nicht zuletzt darauf beruht hat, daß ihm die Philosophie selber in Gestalt Kants begegnet war, so beruht sicherlich die heute endlich breithin, auch unter Proletarpolitikern erkannte Schwäche des Marxismus zu hehlichem Grade darauf, daß dem jungen Marx die Philosophie unglücklicherweise in Gestalt Hegels entgegentrat.

Nicht hiervon will ich aber heute sprechen. Sondern davon, wie die Quintessenz der klassischen Zeit unsrer Geistesgeschichte alle Entwicklungsrückschläge überstand; wie sie unversehrt jeweils in die neue Phase gerettet wurde. Um 1860, nach dem Ende des ‚Jungen Deutschland‘, dem Tode Schopenhauers, der völligen Liquidierung aller Reste der versuchten und verlorenen Revolution von 1848 begann jene fürchterliche Periode des geistigen Stillstands, des immer nur imitierenden Kitsches, der lauen Aufgüsse, der Beinahe-Totheit; alles Leben jener Epoche kam von den Triumphen Bismarcks her. Doch auch sie schuf aus sich wieder die Reaktion gegen sich; als Bismarck durch einen Monarchen, der sittlich und geistig tief unter ihm stand, 1890 fortgejagt wurde, finden wir die zweite hohe Blüte unsres Schrifttums schon in praller Knospe. Der Naturalismus war da; Nietzsche, selbst zwar in Nacht, begann zu wirken; vom Naturalismus fing bereits jene neue Idealität und Formenstrenge sich abzuzweigen an (funktionell fast so, wie vierzig Jahre zuvor der Sozialismus vom bürgerlichen Demokratismus), die einen an die Goethezeit gemahnenden Hochstand der Dichtung einleiten sollte, im Drama, im Roman, namentlich in der Lyrik, übrigens auch in der Kritik. Die deutsche Literatur im ersten Drittel unsres Jahrhunderts — sie war eine große Literatur. Die nachhitlerische Jugend weiß nahezu nichts von ihr, knapp die Namen der Autoren. Siebzehntes Jahrhundert wird ihr eingebläut, aus dem achtzehnten die Hamänner, die Novalisse, dann Hegel, aus der Zeit nach 1900 vor allem Spengler, Rilke und der noch immer schreibende Freundeskreis der Mörder Rathenaus. Von den Philosophen insonderheit die den aktiven Geist madig machenden, tief scheinenden, schaurig schreibenden Hegelinge von heute, deren „existentielles“ „Anliegen“ noch keineswegs als die Platitude erkannt wird, die es ist.

Kehren wir zum Naturalismus von 1890 zurück. Zusammen mit ihm trat Häckels Monismus kühn in den Vordergrund, bald war auch die kantisch-kritische Antwort auf ihn da. Ihr wiederum replizierten Psychologismus und Relativismus — diesen eine bisweilen äußerst reizvolle konsequente Skepsis, deren eine Erscheinungsform der Aesthetizismus war. Als am Ende des Wilhelminischen Zeitalters die Klatschrose des intellektuellen Lebens pomphaft in unerhörter Blätterüberfülle, nur leider selbstgenügsam jenseits der politischen Realität, gleichsam gespenstisch-üppig blühte, kam reißend der Aktivismus, der rationale, der humanistische, verfluchte den Selbstzweckgeist und forderte Verwirklichung der ethischen Ideen im gesellschaftlichen Raum. Was damals Kerr, Helene Stöcker, Landauer, Heinrich Mann, Rubiner, Leonard Nelson, Tucholsky, Toller und wir andern dachten, sagten, drucken ließen und durchzusetzen suchten, knüpfte nicht bewußt, aber faktisch sowohl ans ‚Junge Deutschland‘ an wie an Tendenzen, die dem Zeitalter um 1800 seinen Glanz und seine Größe gegeben hatten. Die Gesindelherrschaft von 1933—45 zerriß den Faden. Wurde unter ihr die konfessionelle Religiosität zwar nicht offen und amtlich, aber sozusagen inoffiziell und halbwegs unterdrückt, so war die humanistische Rationalität damals strikt untersagt, mit Wut ausgeschaltet, von SS-Stiefeln in die Gosse

getreten. Sich heute darüber aufzuregen, mag einigermaßen verspätet sein. Gar nicht verspätet ist, aufs heftigste zu beklagen, daß beinahe jeder Versuch fehlt, den zerrissenen Faden aus dem Kot zu ziehen und seine Enden neuzuknüpfen.

Ausnahmen bestätigen die Regel. Wen holte nach 1945 die typische Hochschule, der typische Verlag, die typische Redaktion sich heran? Die Nachfahren Kants und Schillers, des ‚Jungen Deutschland‘, der führenden Köpfe von 1910? Die Leute der Ratio, die humanitären Aktivisten, die überlebenden Träger der besten Tradition, die Europa kennt? Das genaue Gegenteil geschah. Die konservativ-mystagogischen Mitschuldigen am Nazismus und langjährigen Mitläufer des Nazismus (falls sie nicht allzusehr aufgefallen waren) holte man sich, Vernunftbemäcker, Illuministen, Neu-, Spät- und Afterromantiker, die ganze Hegelbrut, sämtliche Ueberbleibsel der Historischen Schule. Heran holte man sich die Feinde der Klarheit und der Freiheit, der Heiterkeit und des weltändernden Trotzes, der schöpferischen Zersetzung, des lachend-zornigen Geistes. Sie sind es, die das intellektuelle Leben Deutschlands heute beherrschen. Man knüpft an Traditionen an? Ja, an die falschen. Ich finde in unsern Feuilletons Hegel hundertmal zitiert, Kant, Schopenhauer oder Kerr nicht einmal. Ignoranz, Haß, Rache-Instinkt der Inferioren behandeln diese und die ihnen verwandten Geister, als hätten sie nie gelebt. Aber jeder Clown, der tief tut, wird gefeiert; und jeder Dichterich, wenn er nur seinen Mangel an Ideen auf unprägnante, doch frömmelnde Art einschläfernd zum Ausdruck bringt. Selbst Juden werden zugelassen — in der Literatur, falls sie statt Witz „Mythos“, statt Analyse „Ekstase“ machen; in der Rechtstheorie und Politik, falls sie das Völkerrecht, statt es zu lehren, verspotten.

Meint Tradition (in einem verständigen Sinne) das Edle, das überliefert wird, so meint Restauration die Wiederherstellung des Unwerten und Widerwärtigen. Ich fürchte, wir sind dabei, in die volle Restauration zu schlittern. Alles in der Geistesgeschichte Deutschlands, was zur Niederlage von 1918, zum Krach der Republik, zu Hitler und zum Zusammenbruch von 1945 geführt hat, wird restauriert und gepflegt, jener unerhörte Schatz deutscher geistiger Vergangenheit jedoch, dessen Wesen mit Logos, mit Humanität, mit kritisch-aktiver Ethik bezeichnet werden kann, weiter vergraben gehalten. Man verleumdet die Vernunft; Snobs der Verantwortungslosigkeit servieren die bequeme Lüge, der Vernunft haß sei das fortschrittlichere Prinzip; alle kontemplativ-konservative Mystik sei „jünger“ als alle aktive, auf Aenderung der Sozialwelt abzielende Ratio. Die Barbaresken und feineren Hitlerhelfer von gestern irren aber; jünger als wir paar Ueberlebende der Ratio ist tatsächlich niemand in Deutschland.

Himmlische und irdische Liebe

Passionen und Passion der Benvenuto Cellini

Im Großen Jubeljahr der Kirche 1500, als Karl V. geboren wurde, Spinetti sein Instrument erfand, Kolumbus in Ketten nach Spanien zurückgebracht wurde und bereits tausend Buchdruckereien antike und christliche Bildung zugleich verbreiten halfen, schenkte in Florenz Mona Elisabeta dem Meister Giovanni einen willkommenen Sohn, den späteren Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini. Zu dieser Zeit ist Leonardo da Vinci achtundvierzig, Michelangelo fünfundzwanzig, Rafael siebzehn Jahre alt. Ihre und vieler anderer Namen überstrahlen die dunklen, oft schmutzigen Flecken im Bilde einer zwielichtigen Epoche. Von ihrer alltäglichen Wirklichkeit würden wir eine noch einseitigere und darum falschere Vorstellung haben, wenn es nicht dem alternden Cellini in den Sinn gekommen wäre, die Bahn seines erregten und erregenden Lebens mit leidenschaftlichem Freimut naturalistisch nachzuzeichnen und in der Abgeschlossenheit des Hausarrests seine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Selten in der Geschichte zeigt sich das europäische, das antikisch-christliche Individuum so deutlich als eine ungeklärte Mixtur aus atavistischen Instinkten und hoher Zivilisation, und selten war ein individueller Typus so exemplarisch für eine Weltstunde. Dieser Künstlermensch hohen Ranges, dem es nicht darauf ankommt, immer noch einen weiteren Nächsten zur Hölle fahren zu lassen, wenn der den Empfindlichen reizt, dieser Christ, der sich Päpsten und Allerchristlichsten Majestäten nicht fügen will, dieser antike Heide, der sich Gott demütig unterwirft, wenn ihn die Faust des Schicksals trifft, dieser Benvenuto Cellini ist ein vollblütiges Kind der Renaissance. Mit dem Wiedererwachen griechischer Bewußtseinsinhalte und Schönheitsbegriffe strahlte die Freude am wohlgebildeten Körper von neuem im hellen Licht des Südens auf, alle Sinne traten schöpfend und genießend in Aktion, und unter den mannigfach vitalen Verhaltensweisen Cellinis ist die gegenüber den Frauen besonders charakteristisch, weil sie zwischen Gut und Böse, zwischen Barbarischem und Hochgezüchtetem eine weite Skala durchmißt. Sie umfaßt und ergreift alle Möglichkeiten, mit alleiniger Ausnahme des Verzichts.

Als dem Benvenuto in Rom eine erste eigene Arbeit das erste gute Geld bringt, von dem er sogleich einen guten Teil dem geliebten Vater

nach Florenz schickt, ist das Selbstgefühl des Neunzehnjährigen voll entwickelt und bestätigt. Er, der nicht weiß, „was Furcht für eine Farbe hat“, spart nicht mit Faustschlägen, sobald ihm eine Miene mißfällt, und als die Behörde ihn straft, „lief ich in die Werkstatt, ergriff einen Dolch und rannte nach dem Haus meiner Gegner“. Auf Pietro Torrigiano aber, den rauflustigen Bildhauer, der seine martialische Figur protzend vor ihm aufbaut, wirft er seinen Haß, als der sich rühmt, Michelangelo die Nase eingeschlagen zu haben. Denn der wilde Benvenuto ist der hingeegebensten Verehrung fähig, und ein lobendes Wort aus Buonarottis Mund macht ihn reich.

Seine erste Begegnung mit einer echten Frau, einer anmutigen und vornehmen Römerin, verläuft wie eine romantische Idylle. Eines Morgens betritt Mona Porzia die Werkstatt, betrachtet alles voll beglückter Neugier und lobt Benvenuto's Arbeit mit schmeichelnden Worten, wie sie eine Dame der Renaissance zu setzen weiß. „Ich ward rot“, berichtet Cellini, „und Porzia errötete auch ein wenig.“ Sie gibt ihm den Auftrag, eine goldene Lilie mit Diamanten zu besetzen — „und ich machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich umso besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und wohlthuenden Frau zu unterhalten.“ Nach Jahrzehnten noch hat Cellini den Klang der Stimme im Ohr, die zu ihm sagt: „Lebe wohl, Benvenuto!“ Im Alter notiert er: „Ich fuhr fort, für die edle Frau zu arbeiten, und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.“ Wenige Jahre vorher war Tizians unter der Bezeichnung „Die himmlische und die irdische Liebe“ berühmtes Bild entstanden. Wenn Porzia dem Benvenuto das Sinnbild der einen bedeutete, so verkörperte Pantasilea, liebevolle Tochter des Volks, die andere. So sehr die ganz andere, daß er sie, die Liebende, bei einem Künstlerfest dem Freund Bacchiacca ausleiht, der seinerseits in sie verliebt ist. Da noch niemand die Psychoanalyse erfunden hatte, findet es Benvenuto empörend, als das gekränkte Mädchen ihm die Herzlosigkeit entsprechend vergilt, „und es entstand daraus ein böser Handel“. Plötzlich soll Pantasileas Liebe falsch und beschwerlich gewesen sein, weil sie jetzt einem gewissen Lodovico schöntut, dessen Gesang so angenehm war, daß der göttliche Michelangelo immer ihn hören ging. Bei sinkender Nacht umschleicht Cellini Pantasileas Haus, „beiden etwas Unangenehmes zu erzeugen.“ Einen Freund, der sich ins Mittel legen will, fährt er so grimmig an, daß der nicht weit gehen konnte, „ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen“. Endlich kommen die jungen Leute in Begleitung von Standespersonen, Hauptleuten und Soldaten herangeritten, Lodovico neigt sich im Sattel vor, küßt Pantasilea, und Benvenuto, der, in einem Hagebuttenstrauch versteckt, ohnehin von den Dornen zu leiden hatte, springt vor, haut mit dem Degen auf den Liebhaber ein, verletzt Pantasilea im Gesicht — die Pferde werden wild, in der Dunkelheit schlägt jeder auf jeden ein, und Cellini behauptet allein das Schlachtfeld, als die andern ihr Heil in der Flucht suchen.

Beim Sacco di Roma 1527, als die Frundsperger mit den Spaniern um die Wette Rom plündern und verheeren, ist Cellini in seinem Element.

Mit Feuereifer und Geschick bedient er die Geschütze auf der Engelsburg, wo Papst Clemens sich verteidigt, und während die Kanoniere abseits bleiben, weil sie die eigenen Leute in den Nachbarhäusern nicht gefährden wollen, erlegt er viele Feinde, darüber ihn einige Kardinäle von Herzen segneten. So trieb er das teuflische Handwerk, tat alle Tage „etwas Bedeutendes mit seinen Stücken“ und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papstes. Dieser berserkernde Bombardier, der mit den gleichen Händen einen Diamanten subtiler zu fassen weiß als jeder andere in seiner Kunst, verliert bald danach in rührender Weise sein Herz an das artige Töchterlein eines Handwerkers, dessen Werkstatt er gemietet hat, und gedenkt, sie zu seiner Frau zu machen. Als dem Mädchen das Ungemach widerfährt, sich an Mittel- und Ringfinger zwei zarte Knöchelchen zu brechen, verschreibt er spontan einen trefflichen Chirurgus von der Universität Siena, und da der Doktor mit der Operation nicht wohl zurechtkommt, weil seine Instrumente zu grob sind, läuft Benvenuto eilig in die Werkstatt und macht vom feinsten Stahl ein zierliches Eisen, womit der Medikus hernach leicht arbeitete, daß sie kaum einen Schmerz fühlte und er in kurzer Zeit fertig war. Wie es so geht, mischen sich bald Freunde und Neunmalklugen in eine Sache, die sie nichts angeht, reden dem Vater vor, ein Cellini, Schützling des Papstes und großmächtiger Herren, stehe unerreichbar hoch und könne unmöglich ehrbare Absichten gegenüber der filia hospitalis hegen, und sie bewirken, daß die Familie dem Freier ein böses Gesicht macht. Voll Ärger zieht er aus. Erst nach Monaten erfährt er, daß man seine kleine Braut Hals über Kopf mit einem anderen verheiratet hat.

Der Mann, der das zierliche Instrument fertigte, betäubte seinen Kummer mit schweren Raufhändeln, und als dabei sein Bruder um das junge Leben kommt, schwört er sich zu, den Schuldigen „wie ein geliebtes Mädchen“ nicht aus den Augen zu lassen. Das ist der Südländer, dem Rache und Eifersucht im Blut stecken; Vendetta und gelosia machen ihn allen andern Erwägungen gegenüber blind und taub, und die Folgen füllen noch heute die italienischen Gefängnisse und die Lokalspalten der Zeitungen. Der hartnäckige Rächer Cellini bekommt seinen Mann zu fassen; so tief stößt er ihm den Dolch zwischen die Wirbelknochen des Genicks, daß die Waffe sich nicht mehr herausziehen läßt. Bei der nächsten Audienz, erzählt er, „sah mich der Papst mit einem grimmen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszustehen hatte“. Bald tröstet sich der Neunundzwanzigjährige über das gescheiterte Projekt ehelichen Glückes: eine hübsche Magd diente ihm als Modell — „und ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu“.

Rom wird von der Pest heimgesucht, dann vom Tiber überschwemmt, Luther schreibt seinen Katechismus, die spanische Mode mit den großen Halskragen kommt auf, die Türken lagern vor Wien, und in Venedig streicht Tizian friedlich und befriedigt den ergraunden Bart, als er jetzt eben von der Staffelei zurücktritt: die „Pesaro-Madonna“ ist vollendet. Zu dieser Zeit fürchtet Cellini ernsthaft zu erblinden. Verantwortlich dafür ist Kardinal Salviati, der ihn im Auftrag des Papstes getadelt hat. „Die Gewalt seiner niederträchtigen Worte“, erklärt er Clemens VII.,

„war so groß, daß mir auf einmal vor heftiger Erregung das ganze Gesicht brannte, ich sah fast nichts und mußte die Arbeit stehen lassen.“ Aber als sich nach ein paar Monaten der Körper mit Blasen bedeckt, kommt ihm die Erleuchtung, daß weniger der Kardinal, als die hübsche Magd an seiner Krankheit schuld ist. Während der Kur mit dem Destillat aus exotischem Holz entstehen unter seinen formenden Händen schönere Dinge denn je. Kaum geheilt, verliebt er sich in eine Sizilianerin von größter Schönheit. Angelicas Mutter, gleichfalls Kurtisane, ist mit dem Galan ihrer Tochter nicht einverstanden und ordnet die Abreise an. Cellini rast: „Ich beging unglaubliche Torheiten und war im Begriff, toll zu werden oder zu sterben.“ Nach zwei Monaten schickt Angelica, unzufrieden mit der neuen Umgebung, herzliche Grüße aus Sizilien. „Indessen“, bekennt Benvenuto, „hatte ich mich allen erdenklichen Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene loszuwerden.“ Leider nützt das nichts, die unerfüllte passione brennt, und ein Kumpan seiner Ausschweifungen, „ein Priester von erhabenem Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren“, veranstaltet im Kolosseum eine mit viel Rauch und Gestank inaugurierte Beschwörung. Der riesige Rundbau erfüllt sich mit Legionen von Geistern, die notgedrungen verkünden, Benvenuto werde seine Angelica binnen Monatsfrist wiedersehen. Kurz darauf wirft Cellini irgendeinem Widersacher einen gewichtigen Stein an den Schädel, daß er für tot hinfällt. Die Macht seiner Feinde bedenkend, läßt der Meister die Pferde satteln, „und singend ritten wir auf Monte Cassino“.

Bei Neapel lotst ein Gastwirt, der den Kundenfang beritten betreibt, Cellini in sein Albergo. Am Vortage, berichtet der redselige Mann, hat eine Kurtisane mit ihrer wohlgebauten Tochter Angelica im Hause nebenan Wohnung genommen. Benvenuto bekreuzigt sich: es ist s e i n e Angelica. Die Geister haben recht behalten. Groß ist das Glück, und als dringende Briefe von Ippolito de' Medici ihn zurückrufen, möchte er die Schöne samt ihren „unmäßigen Liebkosungen“ mitnehmen. Die Mutter erbittet fünfzehn Scudi, damit sie niederkommen kann; dann ein Seidenkleid für die Tochter; dann eines für sich; dann Kleider für die Söhne; dann fordert sie weitere Barzahlungen. Da reißt der Passionsfaden, und Benvenuto nimmt Abschied von Angelica. „Sie weinte, und ich lachte, und ich kehrte nach Rom zurück“. Unterwegs findet sich Gesellschaft, neapolitanische Edelleute, ein schönes Frauenzimmer darunter. Cellini und die Dame halten ihre Pferde immer weiter hinter der Kavalkade zurück und sprechen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt. Ein Intermezzo löst das andere ab.

In Rom gibt es gleich wieder blutige Raufereien, weil ein gewisser Pompeo ungefähr zwei Ave Maria lang verächtlich gegen ihn gelacht hat. „Beim zweiten Stich fiel er mir tot in die Hände.“ Man sollte meinen, Cellini sei noch sehr jung, ein gärender Brausekopf. Aber er ist fünfunddreißig, und viele reife Arbeiten sind bereits aus seinen Meisterhänden hervorgegangen. Soeben, wollen wir bedenken, hat Rabelais „Gargantua und Pantagruel“ beendet. Nur in einer Zeit solcher Figuren ist ein Cellini denkbar.

Nachdem Cellini 1537 in Rom die Bekanntschaft seines Altersgenossen Kaiser Karls V., gemacht hat, zieht er über Genf und Lyon nach Paris, um Karls großem Gegner, König Franz I., seine Dienste anzubieten. Die Majestät empfängt ihn huldvoll, aber als Benvenuto erkrankt, packt ihn das Heimweh mit einer Gewalt, wie vielleicht nur Italiener sie kennen. Paris, der Hof, die Franzosen sind ihm plötzlich kollektiv zuwider, und eilends kehrt er zur heimatlichen Erde zurück, um nicht in der Fremde sterben zu müssen. Doch nicht der Tod erwartet ihn, sondern eine bittere, grausame Haft in den Kasematten des Castello San Angelo, das er einst so wacker verteidigt hatte. Eine böse Anklage wegen Kirchenraubs ist wider ihn erhoben. Er rechtfertigt sich glänzend, aber Papst Paul, eifersüchtig auf Franz I., der den Künstler wiederhaben möchte, spricht ihn nicht frei. Cellini gelingt eine abenteuerliche, höchst waghalsige Flucht, er gerät aber wieder in die Hände der Sbirren und macht eine entsetzliche Leidenszeit durch, an deren Ende eine wunderbare Vision steht: im Dunkel des stickigen Verließes erscheint ihm die Sonne als goldene Scheibe, aus der wie unter eines Goldschmieds treibender Hand nacheinander der Gekreuzigte und die Madonna erhaben hervortreten.

Kurz danach sitzt Ippolito d'Este, Kardinal von Ferrara, Beauftragter des Königs Franz, mit dem Papst bei Tisch. Ippolito, ein großer Causeur, gefiel dem Papst außerordentlich, der sich bei dieser Gelegenheit, wie er nach Cellinis Versicherung jede Woche einmal tat, betrank und schließlich mit großem Lachen sagte: „Nun sollt Ihr den Benvenuto gleich mit Euch nach Hause führen.“ Cellini reitet wieder über die Alpen, zu den Landsleuten von Gargantua und Pantagruel, und 1543 entsteht das berühmte goldene Salzfaß für König Franz. Ehe er es abliefert, lädt er Freunde zum Mahl, man speist in großer Fröhlichkeit, das herrliche Gefäß leuchtet mitten auf dem Tisch: „Und wir bedienten uns dessen zuerst.“

Er modelliert einen Frauenkopf nach einem außerordentlich wohlgebildeten Mädchen, das er, wie er sagt, zu seiner Lust bei sich hatte. Die Kunst war eben noch nicht abstrakt. Kunst ohne Welt wäre der Renaissance unvorstellbar gewesen. Catherine, das Pariser Modell, war offenbar so charmant, daß er darüber vergaß, Madame d'Estampes zu hofieren, die maitresse en titre. Aber selbst bei Catherine wäre mehr Geschmeidigkeit am Platze gewesen. Eifersüchtig und mißtrauisch stellt er sie unter die Aufsicht des jungen Mitarbeiters Paolo Miccéri. Jedoch, wie Goethe in der Inhaltsangabe des entsprechenden Kapitels sagt: „Der heuchlerische Geselle betrügt den Meister und hält's mit Catherinen.“ Und Cellini: „Ich ertappte Paolo und die Catherine fast auf frischer Tat.“ Besinnungslos vor „bestialischer Passion“ setzt er Paolo die Degenspitze auf die Gurgel, doch als der winselnde Bursche sich jämmerlich feige zeigt, vergeht Cellini die halbe Mordlust. Ohne die Waffe abzusetzen, läßt er Notare und Zeugen herbeiholen, in Gegenwart der Mutter des Mädchens wird ein gültiger Ehekontrakt aufgesetzt, und ehe Paolo und Catherine etwas begriffen haben, sind sie verheiratet. Benvenuto nimmt nun ein armes Mädchen zu sich, von etwa fünfzehn Jahren, von Körper

sehr schön und ein wenig bräunlich. Er berichtet: „Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den 15. Juni 1544 eine Tochter, und also in meinem vierundvierzigsten Jahr; dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, soviel ich weiß“. Die Mutter bekommt eine Mitgift ausbezahlt — „und ich hatte nachher kein weiteres Verhältnis mit ihr.“

Inzwischen spielt er mit einer Reihe wüster Skandale der verärgerten Madame d'Estampes viel Material in die Hände; und als wieder einmal zwischen König Franz und Kaiser Karl Krieg ausbricht, zieht Cellini vor, nach Florenz zurückzugehen, wo er seine eben verwitwete Schwester mit ihren sechs unversorgten Töchtern in der großzügigsten Art unterstützt. Cosimo de' Medici empfängt ihn freundlich und gibt ihm Aufträge. Seitdem Cellini in Paris große Figuren arbeiten durfte, erfüllt ihn der Ehrgeiz, auch als Bildhauer Ruhm zu erwerben. So begibt er sich, mit fünfzig Jahren, an das Werk, das Florenz begeistert und Benvenuto Cellinis Namen durch die Zeiten lebendig erhält. Die Perseusgruppe, eine dreieinhalb Meter hohe Bronzestatue, wird zu Ende geformt, der ungeheuer schwierige Guß in einem beispiellos heroischen Ringen mit der Materie gemeistert. Unter inniger Anteilnahme von ganz Florenz wird die Skulptur in der Loggia dei Lanzi aufgestellt, wo sie bis heute den Betrachter entzückt. Aber nun scheint seine Kraft gebrochen. Bei zunehmenden Jahren wird er immer ruheloser und cholerischer, höchst unrühmliche Taten bringen den Mann, der seit der Sonnenvision einen Nimbus um das Haupt zu tragen behauptet, wieder ins Gefängnis; anschließend bleibt er jahrelang im eigenen Hause inhaftiert, wo er seine Erinnerungen verfaßt, doch in der Kunst leistet er nur noch wenig. Nicht von ihm selbst erfahren wir, daß er 1553 einen weiteren Sohn bekommt und anerkennt, der ebenfalls bald stirbt. Fünf Jahre später faßt er den Entschluß, der Welt zu entsagen. Und wahrhaftig: Benvenuto empfängt die niederen Weihen, der imaginäre Nimbus strahlt jetzt hinter einer Tonsur. Das Gelübde der Armut war ihm recht, denn es setzte mutatis mutandis die Gläubiger matt; das Gelübde der Keuschheit jedoch kann der Sechziger nicht einmal zum Schein befolgen. 1560, also bereits nach zwei Jahren, tritt er aus dem geistlichen Stande wieder aus. Eine Piera de' Parigi, von der man nichts weiter weiß, schenkt ihm 1561 einen Sohn, 1562 eine Tochter. Beide sterben. Der alte Mann will nicht ohne legitime Nachkommen bleiben; er heiratet die Piera. 1563 kommt Liperata zur Welt, 1566 Maddalena, und 1568 — wie herrlich! — ein gesunden Sohn: Andrea Simone, der Erbe. Längst plagt Benvenuto die Gicht, eine Rippenfellentzündung kommt hinzu, und an einem kalten Februarabend des Jahres 1571 setzen ihn Volk und Künstler von Florenz beim flackernden Schein großer Wachsfackeln in der Gruft der Academia del Disegno bei.

Ein Mensch war aus seiner Welt gegangen, ein ganzer Mann mit seinen polarisierenden Widersprüchen, ein anderer als wir Heutigen, die wir, gespaltene Atome, gleichsam neben uns selbst hertrotten, zwei lahrende Hälften, von denen die eine das Böse nur in der Masse wagt, die andere das Gute nicht realisiert. Ein Cellini nivelliert sich nie, er liebt und haßt aus aller Kraft, immer steht er für sich ein; und auch des höchsten Mutes ist er fähig: des pater peccavi und der Demut vor Gott.

Was Natur, Umwelt und Schicksal an ihn herantragen, begreift er als Aufruf, ja, als Herausforderung. Er packt zu, und jeder Triumph bestätigt sein männliches, aber auch sein außerordentliches Recht als einer tragenden Figur in dem großen Schauspiel der Renaissance: der Wiedererweckung eines Schönheitsgefühls, das im vollendeten Körper den Geist der sinnlichen Schöpfung erblickt und bis in die Tiefen der aufgewühlten Seele erkennt.

Während Cellinis Lebenszeit hatte sich vieles geändert. Die Erde wurde rund und riesengroß, an die Stelle des ptolemäischen Weltbildes trat das des Kopernikus, die Einheit der Kirche ging verloren, im Norden stürmte man Bilder, und Ulrich von Hutten schrieb an Willibald Pirckheimer: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben!“ Nur eines blieb sich gleich: das Menschenherz, das im Süden gar so leicht beweglich ist — ein elend Gut auf der schwankenden Erde . . .

Gar oft haben wir bei ihm, seiner Umgebung und seinem Bestreben, an Cellini denken müssen, um so mehr, als beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Konfessionen beider, wie man sie wohl nennen kann, treffen darin zusammen, daß die Verfasser, obschon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen und in ihre Reue sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmischte.

Goethe (Besprechung über Hieronymus Cardanus)

Die Bedeutung der „Generation 98“

„Gegen dies und jenes“, das war das Leitmotiv einer Gruppe, die sich gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in Spanien in der Weißglut des Zusammenbruchs bildete und deren Bedeutung für die moderne geistige Entwicklung arg umstritten ist. Sie setzte sich aus den heterogensten Elementen zusammen, so daß heute sowohl die Republikaner wie die Falangisten die Gruppe für sich in Anspruch nehmen. Zu ihnen gehörte der lyrische Azorin neben dem aggressiven Pio Baroja, der religiöse Pessimist Unamuno und der freigeistige Ortega y Gasset. Valle Inclan, Perez de Ayala, Ramiru de Maeztu, der den Begriff der Hispanität prägte, Benavente, Gabriel Miro, Rubén Dario und die beiden Dichter Antonio und Manolo Machado, alle einte, soweit sie auch weltanschaulich oder literarisch von einander getrennt waren, die tiefpessimistische Kritik der spanischen geistigen Situation. Nun entsteht ja keine Bewegung, so unerwartet sie auch auftauchen mag, aus dem Nichts heraus. Jede hat ihr Präludium und ihren Keim in der Vergangenheit. Es ist ein Samenkorn, das langsam reift, um zu gegebener Stunde an die Oberfläche zu treten. Die Generation von 98 wurde in der Stunde der Niederlage geboren, doch ihr Keim reicht in die Epoche der Restauration zurück, und einzelne Ansatzpunkte finden sich schon bei sozialen Kritikern der Vergangenheit. Azorin sagt:

„Es besteht eine gewisse Täuschung über die moderne spanische sozialkritische und politische Literatur. Man ist allgemein der Ansicht, daß diese reiche Bibliographie der ‚Regeneration‘, daß all diese Arbeiten, die das Problem Spanien zum Thema haben, auf Grund der kolonialen Niederlage und als deren Folge entstanden sind. Nichts falscher als dies. Die Literatur der Erneuerung ist nur eine Verlängerung, eine logische Folge politischer und sozialkritischer Arbeiten, die lange vor den Kolonialkriegen einsetzten. Die Niederlage belebte sicherlich die Bewegung, doch die Tendenz war bereits alt. Seit dem 17. Jahrhundert schon bestand bei uns eine rekonstruktive Bewegung, die sich einer mehr oder weniger herben Kritik unsrer Zustände hingab. Ich erinnere nur an Namen wie Saavedra, Gracian, Cadalso, Jovellanos, Larra . . .“

Azorin geht sicher zu weit, diese kritischen Stimmen der Vergangenheit insgesamt für die Generation von 98 in Anspruch zu nehmen. Das Werk der Generation von 98 ist nur in weitestem Sinne mit diesen Namen zu

verbinden. Sie sind aber doch Keime einer Bewegung, die mit starkem Pessimismus eine soziale Kritik an den Zuständen des Landes übte. Neben den von Azorin angeführten Personen übten auch Ganivet, Silverio Lanza und Leopoldo Alas (Clarín) einen beträchtlichen geistigen Einfluß auf die Gruppe aus und stärkten sie in ihrer pessimistischen Haltung und der realen Betrachtung der Dinge.

Geburtsstunde der Bewegung ist wohl jener Augenblick, da nach der Niederlage ein Geist erstand, das spanische Gewissen wachzurufen. Das ist das einzige Band, das die ganze Gruppe umschließt und das Recht gibt, von der „Generation von 98“ zu sprechen.

Die Generation von 98 dachte antitraditionell aus System. Doch kann man im tiefsten Sinne eigentlich nie von der Gruppe sprechen, sondern nur von der einzelnen Persönlichkeit und dem Wert, den ihr Werk hatte. Die Bedeutung der Gruppe auf die spanische Geisteshaltung liegt darin, daß sie in Cafés, in Büchern, in Konferenzen und im Parlament stets und immer ihrem Mißfallen mit der Situation Ausdruck gab und so im Volk den Wunsch nach einer Änderung erweckte.

Die Romane Valle Incláns oder Pío Barojas, so entgegengesetzt sie auch in ihrer Ausdrucksform sind, lassen mit ihrer Phantasie ein abstraktes spanisches Volk erstehen, um dadurch die Nation wachzurütteln und zu erziehen. Das Volk wird in den Werken zu einem dichterischen Objekt. Unamuno verwischt mit seinem unruhigen Geist alle Realitäten. Ortega y Gasset philosophiert über das Volk. Die Generation von 98 war eine Generation des Buches. Wenn auch ihre Aktivität antibürgerlich war, bezeichnete dies keineswegs ihre politische Position. Unamuno lehnte scharf jede linke Tendenz ab. Ortega y Gasset war ein erbitterter Gegner jedweden Totalitarismus. Die Masse schätzte er schon seit der Zeit der Publizierung seines Buches „España invertebrada“ und „Aufstand der Massen“ sehr gering und nahm gegenüber der materialistischen Geschichtsauffassung und dem marxistischen System stets eine ablehnende Haltung ein. Die mehr lyrische Art Azoríns hat der Form der Regierung nie irgendeine Bedeutung zugewiesen.

Bei einer eingehenden Betrachtung der wichtigsten Züge dieser Generation von 98 fällt das starke Interesse für das nationale Problem ins Auge. Der Spanier jener Zeit fühlte am eigenen Leib, was es bedeutet, ein Imperium zu verlieren. Kuba, Puerto Rico und die Philippinen gingen in jenen Jahren als letzte Reste des gewaltigen Reiches verloren.

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick zeigt die ganze Größe des Verfalls. Isabel II. hatte 1868 die französische Grenze überschritten und eine provisorische Regierung mit Serrano an der Spitze gebildet. Die Cortes von 1869 begünstigten den monarchischen Gedanken, da die Monarchie ja jetzt demokratisch sein würde. Die persönlichen Gegensätze aber ließen die Cortes zu keiner ruhigen Arbeit kommen. Ein Ministerium folgte dem andern. In Kuba blieb trotz aller Zugeständnisse, die Madrid machte, der separatistische Gedanke lebendig. Man setzte den offenen Kampf um die Unabhängigkeit fort. In Spanien selbst wünschten die Karlisten Don Carlos als König und erhoben sich gegen die Regierung. Die extremen

Republikaner aber suchten ebenfalls aus der allgemeinen Unzufriedenheit Kapital zu schlagen. Figueras wurde Präsident von Spanien. Doch die Hindernisse nahmen überhand und zerrissen die Einheit der republikanischen Bewegung. Martinez Campos und Canovas waren inzwischen für die monarchistische Restauration tätig, die zuletzt mit der Einsetzung von Alfons XII. triumphierte. Der König starb 1885. Ihm folgte Alfons XIII. Trotz aller Liberalität der Monarchie waren die machtpolitischen Kämpfe in den Cortes nicht zu überwinden. Es kam das Jahr 1886. Auf den Philippinen zeigten sich die ersten Flammen der Empörung.

Das ist die Stunde kurz vor dem Auftauchen der Generation von 98, so daß es nicht abwegig ist, zu sagen, sie wurde „in der Weißglut der Niederlage“ geboren. Die innerpolitischen Kämpfe nehmen schärfste Formen an. Es kommt zur Ermordung des Ministers Canovas. Auf den Philippinen und auf Kuba entbrennt der Aufstand. Die Völker sind nicht mehr mit einer Autonomie zu befriedigen, sie wollen die Unabhängigkeit, gut geschürt von den Vereinigten Staaten, die an selbständigen Staaten ein Interesse haben und deren Kampf unterstützen. Die Ereignisse überstürzten sich. Am 8. April 1899 erklärten die U. S. A. an Spanien den Krieg, und die spanischen Schiffe, die ahnungslos waren, wurden eine rasche Beute des gut vorbereiteten amerikanischen Angriffes. Es kam der Zusammenbruch. Spanien verlor am 2. Mai die Philippinen und am 3. Mai Kuba. Am 10. Dezember 1899 gab der Vertrag von Paris Spanien den Gnadenstoß und beraubte es seiner letzten kolonialen Besitzungen.

An den Ruinen des großen spanischen Imperiums begann die Kampagne der Generation von 98. Eine Gruppe von Schriftstellern und Künstlern leitete ihren Angriff „gegen dies und gegen jenes“ ein. Aus dieser Lage heraus ist der Geist der nationalen Kritik zu verstehen, der in der Literatur der Generation von 98 vorherrscht. Alle beschäftigte das Problem Spanien. Man suchte die spanische Situation ganz nüchtern und sachlich zu betrachten. Die Romane Pio Barojas wie auch „Andalucia Tragica“ von Azorin griffen das Arbeitsproblem auf, doch gelangten sie nur zu oberflächlichen Lösungen oder zu einem einfach kalten Gemälde der gegenwärtigen Lage, so formvollendet auch die Ausführung sein mochte. Immerhin gingen die Schriftsteller von 98 ins Volk und suchten Bindung mit ihm. Man erlebte seine Klagen und nahm teil an seinen Wünschen. Es entstanden Bande gegenseitiger Sympatie. Azorin schrieb „Ruta del Quijote“, um den Geist des Cervantes in den Rittern der Dörfer zu finden und die Geschichte des Hidalgo aus der Mancha nachzuerleben. Azorin besuchte die Märkte, die Kirchen und Museen. Er beschrieb die Dörfer, er philosophierte über sie. Er gab eine direkte Vision der Realität, denn er kannte sie aus eigener Schau. Doch all die Autoren der Generation von 98 liebten das Volk nur aus der Distanz, und so beeindruckten uns ihre Werke nur äußerlich. Bei Azorin blieben die Bilder, die er gibt, so fein sie auch geschildert sind, doch nur Bilder. Die Dörfer leben nicht wirklich. Die Schriftsteller sahen die „Dörfler“ eben als „Masse“, die man letzstens doch nur gering schätzte. Man analysierte alles in seiner Art und meinte, eine neue Form, die Dinge zu sehen, exi-

stiere nicht. In den Romanen Unamunos oder Pio Barojas finden wir nicht die gewöhnlichen Typen des spanischen Alltags, es sind gesuchte Typen, aus denen die Unruhe und die Leidenschaft des Dichters spricht. Für die Generation von 98 war das Volk im tiefsten Grund doch nur artistisches Material. Ein Gegenstand, um darüber zu philosophieren.

Es ist ein furchtbarer Widerspruchsgeist, der in all diesen Künstlern lebt. Es ist letzstens keine gesunde Reaktion, die aufbaut, sondern nur ein Mißtrauen und ein Hohn auf die verschüttete Kraft des Volkes. Herb und überlegt der Oppositionsgeist in Unamuno, elegant und geschliffen bei Ortega y Gasset. Sie alle, die nach der Freiheit rufen und sich als Feinde jeglichen Dogmas erklären, fallen dem Dogmatismus einer rebellischen Opposition zum Opfer. Welch bezeichnender Titel jenes Buch von Unamuno: „Gegen dies und jenes“.

Natürlich hat dies Hineingehen ins Volk seine positiven Eigenschaften gezeugt. Es ist die grandiose Offenbarung der spanischen Landschaft. Niemand war früher mit diesem Wunsch, sie zu erleben und zu erkennen, in die Landschaft gegangen. Sicher hatte auch Pereda die Landschaft geschildert und hatten Schriftsteller und Maler in ihr einen starken Quell der Inspiration gefunden. Doch die „Landschaft an sich“, als einziger Protagonist des Romans, der Erzählung oder des Gedichts, ist neu. Hätte man einem Klassiker gesagt, die Landschaft könne das literarische Werk zusammensetzen, so wäre ihm dies unverständlich gewesen. Letzte Beispiele dieser Form ist der „Camino de perfeccion“ von Pio Baroja oder die Dichtung Antonio Machados. Dieser große Dichter empfindet und liebt die spanische Landschaft in reinen und unerreichbaren Versen:

„Bist du es, Guadarrama, alter Freund,
graue und weiße Sierra,
Sierra meiner Madrider Abende,
die ich sah in Azul gemalt?
Durch deine tiefen Schluchten,
über deine scharfen Grate,
tausend Guadarramas und tausend Sonnen kommen,
reitend mit mir, in meinem Herzen.“

In herrlicher Weise hat die Generation von 98 auch die Begeisterung für die Klassiker geweckt. Sie zeigten unsrer Generation, sie zu verstehen und selbst an den Unverständlichsten noch uns zu erfreuen. Azorin bringt uns Fray Luis de Granada nahe, ihm hat er einen seiner besten Essays gewidmet: „Los dos Luises y otros ensayos“. Künstler wie Greco wurden von ihnen entdeckt. In seinen eindrucksvollen Bildern ist ja Greco eine erste Ankündigung des modernen Impressionismus. In den Linien seiner Gestalten leuchtet die Angst des Menscheingestes auf.

Vielfältig ist also die Wirkung der Generation von 98 auf unsre Zeit durch ihre einzelnen Persönlichkeiten. Noch aber stehen wie der Epoche zu nahe, um ein unparteiliches Urteil über die Gesamtwirkung der Gruppe von 98 in literarischer wie politischer Richtung fällen zu können.

Eine Generation später

Freundliches Gedenken an Carl Hauptmann

Dreißig Jahre sind vergangen, seitdem Carl Hauptmann die Augen schloß. Man nannte ihn einst den „schlesischen Seher“. In vielen Einzelbetrachtungen ist seitdem die dichterische, insbesondere die dramatische Leistungsfähigkeit dieser einzigartigen Persönlichkeit behandelt und nachgeprüft worden, und nicht immer kamen dabei Ergebnisse uneingeschränkter Bejahung heraus. Meistens war es mehr ein aus Achtung und oftmals sogar aus einem gewissen Mitgefühl erzeugtes, etwas zögerndes Zustimmen, wenn es galt, eines seiner Werke zu beurteilen oder kritisch abzuschätzen. Achtung, weil er „der Bruder“ des unbestrittenen, erfolgreichsten Bühnendichters der Epoche war, der Bruder des vier Jahre jüngeren Gerhart, dem dieser, wie man wußte, viel an Wissen und Förderung auf geistigem Gebiete in seinen jüngeren Jahren verdankte. Mitgefühl — weil man den heißen Atem eines immer ringenden, um die höchsten Probleme bemühten, brennenden und sich selbst verzehrenden Temperaments fühlte, dem — an den Erfolgen des jüngeren der beiden Brüder gemessen — trotz aller schöpferischen Vielfalt, wie man sich ausdrückte, „das letzte versagt blieb“.

Carl Hauptmann, wie Gerhart Hauptmann in Salzbrunn im Waldenburger Bergland als Sohn eines Bade-Hoteliere geboren, besaß im Gegensatz zu seinem Bruder eine abgeschlossene, vertiefte akademische Bildung. Er war Naturwissenschaftler, Philosoph, Privatgelehrter und stand, so lange er lebte, in stetem Kampfe mit dem Schatten, der durch den erfolgreichen Vollender des deutschen Gesellschaftsdramas und späteren Nobelpreisempfänger auf ihn fiel und seine eigene Wesensart, sein ausgeprägtes dichterisches und gedankliches Selbstschaffen verdunkelte. Dieser intime Streit, der zu Zeiten zwischen den Brüdern noch durch ehrgeizige Frauen verschärft wurde und auch vor dem Erbe des Vaterhauses nicht Halt machte, erzeugte in dem Erstgeborenen, auf dessen Seite auch die Schwester getreten war, die mit ihm wohnen blieb, im Laufe der Zeit eine große, ungelöste Bitterkeit. Sie ging so weit, daß beispielsweise die bloße zum Vergleich getane Erwähnung zweier auf ähnlichen oder gemeinsamen Jugenderlebnissen aufgebauten Werke der beiden Dichter (wie etwa der „Rebhühner“ von Carl gegenüber den „Jungfern vom Bischofsberg“ von Gerhart, wie der mit dem Schillerpreis

gekrönten „Bergschmiede“ gegenüber der „Versunkenen Glocke“ oder der „Langen Jule“ gegenüber dem „Roten Hahn“, die stofflich einen solchen Vergleich lohnend machen) den Älteren offensichtlich scharf verletzte und ihn in den Augen des unbeteiligten Zuhörers in übertriebenem Maße in Harnisch brachte. Nicht, daß hier ein ursprünglicher Zwiespalt vorlag. Sie waren früher die besten Freunde und Carl so etwas wie der Mentor und Erzieher des jüngeren Bruders gewesen. Aber später, noch kurz vor seinem Tode, so wurde mir berichtet, hat Gerhart bei Erwähnung des 25 Jahre vor ihm Verstorbenen, über Carl geäußert: „Erinnert mich nicht an den Wald- und Wiesenpoeten, der meinen Namen trug.“

Heute, da die Akten lange geschlossen sind, ist es an der Zeit, Carl Hauptmann einmal unabhängig von dieser Relation zum Bruder zu betrachten, um seiner fortwirkenden Hinterlassenschaft gewahr zu werden. Aus eigenen Gesprächen und Eindrücken habe ich in Carl Hauptmann eine der von den Zeitproblemen während des ersten Weltkrieges und der jungen Weimarer Republik am meisten erfüllten Persönlichkeiten kennengelernt. Er besaß eine besondere Art, die Dinge zu sehen, Nahes mit Entferntem zu verbinden, Alltägliches mit Zeitüberdauerndem in Beziehung zu setzen. Seine Versuche zu neuer Gestaltbildung galten dem Ziel, den dem inneren Gleichgewicht entglittenen modernen Menschen wieder zu Sinn und Schau seiner selbst zurückzuführen.

Die Persönlichkeit des bei seinem Tode noch nicht Vollendeten zu erfassen, der sich in einer apokalyptischen Schau der heraufdämmern- den chaotischen Entwicklungen früh verzehrte, gelingt nur dem, der hinter der Erscheinung des rauschhaft formenden und verwegen schöpferischen Dichters die einsame, ruhelos brennende Ekstase des Erkennenden sieht. Eines Erkennenden freilich, der nicht zufrieden ist mit dem Gedanken und mit dessen Formulierung in neuen, notgedrungen einseitigen Theorien, sondern der mehr will als Formen und Schlagworte, mehr als bloß begrifflich gefaßtes Erkennen: der lebendige Ideen im höchsten Sinne seelisch umgestaltender anschaulicher Erfüllung sucht, entsprechend seinem eigenen, sein Schaffen kennzeichnenden Wort: „Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten.“ Sein Geist schaut den Zusammenhang in bildhaftem Glanze, er ringt sich in erlebenden Gesichtern hindurch zur völligen Klarheit. Gedankliche Formulierungen sind ihm auf diesem Wege nur Mittel, nicht Zweck. „Denn aller Glanz liegt“, so meinte er, „in dem Sinnlich-Faßbaren draußen. Und an jeder Zufälligkeit muß man freudig anpacken und das tiefe Gefühl darin entschleiern. Der Stoff“, fährt er fort, „ist nur der Köder, daß der notdürftige, eingeschränkte Mensch an die irrationalen Sonnenwerte anbeißt und sich so den Weg zum Unbegreiflichen vorwärts ziehen lasse. Er ist das Vehikel, in dem wie auch in allem Fleische das Unfaßbare einherfährt . . .“

Die stoffliche Buntheit, der sinnlich-naturalistische Reiz wird ihm zur „Kutsche“, in welcher der „Sonnenprinz“, das Geistige, sitzt. In dem „Grab des Lichtes“, in dem „Grab der Seele“, dem Stoff, wird

letztlich doch immer nur „der offenbare Geist“ im Innersten wirklich werden. Carl Hauptmanns tiefste Menschlichkeit lebte in diesem sinnlich-faßbaren Erdreiche, welches das Erdreich der Seele, der inneren Schau und des Schöpferisch-Persönlichen ist, und das er so gern als die „Heimat“ und den „Mutterboden“ der Persönlichkeit bezeichnete. Der Persönlichkeit, die ihm charakteristischerweise „Naturwesen“ ist, die ein Ganzes ist, eine „aus lebendigen Quellen gespeiste Wirklichkeit“ — die einzige wahrhafte Wirklichkeit, die es gibt. Man spürt hier die zukunftsweise Verbindung, die zu Franz Werfels These von der Innerlichkeit führt. Carl Hauptmann ist der Gestalter dieser inneren, von innen her „wirkenden“ Wirklichkeit: dies trennt ihn weit vom Naturalismus, mit dessen Maßen er oft fälschlicherweise gemessen wurde. Er ist vielmehr der seherische Verkünder einer neuen, individuellen Persönlichkeits-Wirklichkeit: das rückte ihn zeitweise, wie wir schon am Beispiel Werfels sahen, den Vertretern der nach ihm kommenden Generation nahe. Carl Hauptmann schafft aber jener tieferen Wirklichkeit der Person durch realistische Mittel der Alltagswirklichkeit Form und Ausdruck: das kennzeichnet ihn als Schlesier. Denn schlesisch, von Angelus Silesius' und Jacob Böhmes Tagen war es, das Über-tägliche in den Formen des Täglichen und durch die Gestalten des Alltags zu deuten. So erscheint im naturalistischen Alltags-Milieu die symbolische Spannung: das Magische. Und alle jene typischen Gestalten Carl Hauptmannscher Prägung, wie der Händler Lipps in „Austreibung“, der Vater Jonathan in „Die lange Jule“, die irre Prinzessin in „Die armseligen Besenbinder“, wie der Erfinder in „Tobias Buntschuh“, wie Mander in „Gaukler, Tod und Juwelier“, der Domorganist in „Musik“, der Berghäuer Petrus Heissler im „Tedeum Krieg“, Gestalten wie „Einhart der Lächler“, der Vagabund und Johannes in „Schicksale“ — sie alle zeigen diese Richtung an. Das ursprünglich alltäglich Wirkliche verwandelt sich in einen von tieferen, gestaltenden Kräften gesteuerten Wirbel von naturalistischen Geschehnissen, Vorgängen, Augenblicks-Absichten und Zufälligkeiten, in welchen der „Schaumensch“ befangen und gefangen ist, eingekettet und eingebettet, bedrückt und bestürmt, niedergehalten und erliegend, und die doch eben infolge ihrer Zufälligkeit nicht die Welt sind, die eigentliche Realität, jene Wirklichkeit der schauenden, in sich schöpferischen Persönlichkeit, die allein die wahre Wirklichkeit aus sich heraus schafft. Den Widerspruch von Persönlichkeit und Umwelt, von Naturwesen und historischem Kulturwesen, wie Hauptmann es einmal formuliert („Unsere Wirklichkeit“, München 1902, Seite 27 ff), gestaltet er in immer neuer Schau. Dazu dient ihm seine Dichtung und sein Denken, wie er es im „Tagebuch“, in der „Uralten Sphinx“, im „Mythos von der Seele“, im „Geheimnis der Gestalt“ niedergelegt hat.

Dieses „Geheimnis der Gestalt“, das uns Carl Hauptmann sichtbar zu machen versuchte, das ist es, was seine geistige Hinterlassenschaft bedeutet, die nicht als totes Inventar in das Museum der Literatur-Denk-mäler gehört, sondern zum Keim fortbildender Wirkung für die an einem Scheidewege angelangte Menschheit werden kann. Die Erkennt-

nis der Trennungslinie von ewiger Ordnung und Alltagsordnung, von Kosmos und Akosmia, von Gestalt und Unbildung, von Tat und Untat, von vernünftig geformter Wirklichkeit und bösem Traum wird immer mehr zur schicksalhaften Aufgabe unserer Epoche. Wenn nach einem Worte Kasimir Edschmids der deutsche Stil nicht zwischen Iphigenie und Hedda Gabler, sondern zwischen Wozzek und Hidalla, zwischen Büchner und Wedekind liegt, so gehört auch Carl Hauptmann in diese Reihenfolge: sein Hinabsteigen in die schöpferischen Tiefen des Ichs, des Charakters, der Persönlichkeit ist ein Neubeginn. Es ist eine Erneuerung unserer Gegenwart und eine Verkündigung für den Wiederaufbau „unserer Wirklichkeit.“

„Die Schauensseele“, so sagte er einmal, an seine alte Gartenlinde gelehnt, während seine Augen geruhig auf mich blickten, „die Schauensseele, die innerste Gelassenheit in uns zu erwecken — das ist meine Arbeit. Denn diese geistige Kraft ist der tiefste Kern unseres Seins und all unserer Existenz. Vor ihr sind alle Dinge ewig, gehaltvoll und voll Halt; vor ihr sind alle Erscheinungen groß und wesenhaft. Sie ist das Göttliche in uns, welches darum heilig ist, weil es wie die Natur keine Zwecke kennt. Es ist das Einsame in uns, das uns gehört, uns allein. Große Volksmengen schweißt der Zweck zusammen, daß sie Taten vollbringen, die das Vermögen des Einzelnen überragen. Aber dem wahrhaft Einsamen, der in der Ruhe und dem Halt der Schauensseele lebt, ihm öffnen sich die Rätsel der Welt, der Existenz, des Schicksals und der Wirklichkeit von selbst wie auf ein Zauberwort, ohne daß er das Rüstzeug der Schlagworte braucht. Dem Dichter, dem Seher und dem großen Wissenschaftler gehört die Schauensseele. Denn wenn ich Sinnliches abbilde oder wenn der große Physiker neue, allgemeinverständliche Begriffs-Sinnbilder formuliert, so tue ich und tut er es nicht, um ‚real‘ zu scheinen, sondern um konkret zu sein. An die Konkretheit der Erscheinung glaube ich, nicht an ihre sogenannte Realität. Ihre wahre Realität liegt tiefer, jenseits des Konkreten, das nur ihre ‚Erscheinung‘ ist . . .“

In den Gestalten Carl Hauptmannscher Prägung suchte er jener schicksalslösenden, existential-gerichteten, Lebensphänomenologie-treibenden Schauensseele nahezukommen, die nichts anderes als die reale Persönlichkeit in ihrer von Zwecken, von Zeit und von begrifflichen Einteilungen unbefleckten schöpferischen Innerlichkeit ist. Aber des älteren Hauptmann Schicksal war es, daß seine zeitgenössische Welt nicht in der Konkretheit, sondern in der Realität der Erscheinung den eigentlichen Sinn seiner Gestaltung und seines literarischen Werkes suchte.

Karl August Meißinger zum Gedächtnis

Am 14. November vorigen Jahres starb in seiner Wahlheimat Gauting bei München der hervorragende Gelehrte und Schriftsteller Lic. theol. Dr. phil. Karl August Meißinger an den Folgen eines Unfalls. Aus einer intensiven Schaffensperiode, mitten aus seinem heißumkämpften Lutherwerk, der Arbeit an einer Weltgeschichte und dem feierlichen Auftakt eines eben begonnenen Romans (Pilatus) wurde er herausgerissen. Dem Unermüdlichen, der kategorisch von sich sagte: „Ein redlicher Arbeiter habe ich zu sein wie Lessing“, war es nicht vergönnt, sein Lebenswerk so zu runden, wie es in seinem Arbeitsvorhaben geplant war. Vieles mußte Fragment bleiben. Aber das vielschichtige Werk, das der Siebenundsechzigjährige nach zwanzigjähriger Schriftstellerlaufbahn hinterließ, diese im ersten Anblick verwirrende Fülle von Biographien, historischen Darstellungen, philosophischer Geistesgeschichte, historischen Romanen und die reiche Ernte seiner Reformationsforschungen, reiht ihn — auch ohne das, was wir noch an Bedeutsamem von ihm erwarten durften — in die vorderste Linie der Schaffenden ein. Unser verworrenes und heilloses Zeitalter hat mit ihm einen wundervollen Deuter seiner dunklen Urgründe und rätselhaften Zusammenhänge und einen Bewahrer großen Menschentums verloren.

Das literarische Schaffen Meißingers, der als Lutherforscher unbestritten einmalige Verdienste hat, liegt im Schatten des wissenschaftlichen. Und doch ist sein Romanwerk, an dem die große Heerstraße der Leser vorbeizieht, mindestens ebenso bedeutungsvoll wie das philosophische und biographische — vielleicht auch bedeutender, weil es aufschlußreicher, umfassender und — was könnte entscheidender sein in unsrer Not — weil es tröstlicher ist. Wen die Höhe seiner kristallinen Hellsichtigkeit und der tiefe Ernst dieses Denkers nicht schreckt, den belohnt es mit der erhabenen Ruhe einsamer Gipfelstunden und mit der tröstenden Gewißheit, daß es einen Ausweg gibt aus irdischer Not, auch aus der grenzenlosen Ungewißheit unserer Zeit. Wer freilich Hemingwaysche breite Sinnenhaftigkeit erregender Geschehnisse erwartet, wird nicht auf seine Kosten kommen. Auch die Bewunderer der zahllosen Untergangspropheten, die der geniale Kafka so verheißungsvoll anführt, werden Karl August Meißinger enttäuscht — vielleicht sogar leicht fröstelnd ob solcher Sicherheit und Klarheit — zur Seite legen. Meißingers Anliegen — Deutung der „Weltwolke“, des Lebensrätsels — ist nicht

das Anliegen des großen Leserpublikums. Es will nichts anderes als unterhalten sein. Aber Meißinger will nicht oder doch nur zu allerletzt unterhalten, er will aufrütteln, er will erschüttern, er will die Wurzeln und den verschütteten Urgrund unseres Seins aufzeigen. „Heilung für die Seele“ hat Selma Lagerlöf seinen ersten großen Roman „Der Abenteurer Gottes“ genannt, und hellhöriger konnte niemand die Absicht des Dichters präzisieren. Sie hoffte, „daß aus einem Buch . . . das mit einer solchen Erhebung über den schlechten Alltag, mit einer solchen Ergriffenheit von den großen Zusammenhängen, mit einem solchen Gefühl für die Gemeinschaft der Geistigen geschrieben ist, . . . auf den Leser gerade diese ernststen und feierlichen Stimmungen übergehen werden, welche das Ewige in uns zu seiner Nahrung und seinem Aufbau braucht“. Meißinger mutet seinen Lesern etwas zu, ohne Umschweife, er mutet ihnen etwas viel zu. Erhebung über den schlechten Alltag und Ergriffensein von den großen Zusammenhängen, das ist nicht jedermanns Sache. Er schreibt, sagt die große Schwedin, aus dem „Gefühl für die Gemeinschaft der Geistigen“. Und so war es zunächst denn auch Sache der Geistigen, den hinreißenden Erzähler historischer Ereignisse und großgearteter Lebensgeschichten als erste zu erkennen. In diesem Lager wurde seine beschwörende Stimme mit Enthusiasmus vernommen, und während der großen Not war sie vielen Erhebung und Ergriffensein, Heilung für die Seele. Schon zu seinen Lebzeiten wuchs sein Werk aber über die Gemeinschaft der Geistigen hinaus und begann in allen Schichten des Volkes Wurzel zu schlagen.



Man hat gesagt, Meißingers Romane seien die Sprachrohre seiner Philosophie. Dieser „Vorwurf“ braucht nicht widerlegt zu werden, es sei denn, man wolle Schillers Helden nicht gelten lassen, weil sie Sprachrohre der Kant-Schillerschen Philosophie seien. Wie Schiller im Anhauch der Philosophie zum Moralisten wurde, so wurde Meißinger aus innerster Verpflichtung heraus Künder abendländisch-christlicher Geisteshaltung. Seine Romangestalten stehen unter dem Gesetz auserwählten Menschentums, das sich wie der abgezielte Bogen einer Riesenbrücke über die Handlung spannt. Ihr unerschütterlicher Charakter vibriert wohl unter den harten Stößen des Schicksals, aber so leidenschaftlich sind sie diesem Gesetz des Auserwähltseins verfallen, daß sie unbeirrbar hinwegschreiten über die Erbärmlichkeiten des schlechten Alltags, daß sie den jäh abstürzenden Katarakt der Leidenschaften scheinbar mühelos überspringen und sicher ans Ziel kommen. Das Pendel ihrer Handlungsweisen weicht nur unmerklich von der sicheren Mitte ihrer Lebensganzheit ab, durch welche ihre Persönlichkeitslinie hindurchläuft. Sie sind ein Spiegelbild der letztlich unerschütterlichen Lebenssicherheit des bedingungslosen Christen Meißinger, der keinen Sinn hatte für experimentelle Charakterstudien der Nachkriegsliteratur. Die erhabene Gestalt des Deuterosajah (Abenteurer Gottes) ist geradezu die Inkarnation dieses unabdingbaren Gesetzes charakterlicher Homogenität, schon darum, weil er erhaben ist und das Erhabene ohne Stetigkeit nicht gedacht werden

kann. Meißingers Menschen sind alle auf eine schmale Mitte ausgewogen. Sie schwingen wie ein stählerner Mast, der nicht zusammenstürzt, eben weil er bis zu einem gewissen Grade — aber nicht darüber hinaus — zu schwingen imstande ist. Diese Schwingungsmittel — Schöpfungsgeheimnis in besonderem Maße des letzten Romanwerks „Angelika Wingerath“ — heißt bei ihm: Sicherheit des Glaubens.

Über allem Geschehen waltet die erhebende Festlichkeit großer schicksalhafter Ereignisse. Romanhafte Effekte und herkömmliche Spannungsmomente sind bewußt ausgeschaltet. Es geschieht nichts von dem Mode gewordenen Vergrübelt-Hintersinnigen, keine existentialistischen Unheimlichkeiten verdüstern den klaren von Anfang an überschaubaren Akt der Handlung. Die Bösewichte — diese uralten, ansonsten unvermeidlichen Vorwärtspeitscher der Fabel — fehlen völlig. Das Böse ist wohl da, aber es liegt gebändigt. Demzufolge ist alles ein Stockwerk höher gerückt, aus der klärenden, höheren Einsicht des Künstlers heraus über die Unzulänglichkeiten hinausgestellt, da die Bösewichte ja auch in der Wirklichkeit des Lebens nur scheinbar eine entscheidende Rolle spielen und nur eine lächerlich verzerrte Abart wirklichen Schicksals sind. Meißingers „Helden“ leben und leiden in einer charakterlichen Überwirklichkeit, in der alles großes Schicksal ist — nicht aber das blindwütende Schicksal des Nihilismus, sondern Gottes Schicksal, das demütig angenommen werden muß. Eine über dem Nebel der Zeiten aufleuchtende, schicksalgeschwängerte Hochlandschaft erlesenen Menschentums! Aber hinter dieser glasklaren, fast objektiven Ferne dieser übermenschlichen Entrücktheit vollzieht sich das Wunder einer mitreißenden Handlung. Hier zeigt sich Meißingers ureigene Meisterschaft als großer Erzähler, der ohne Pathos die erregende Feierlichkeit besonderen Daseins gestaltet. Seine Romane sind Schicksalstragödien im christlichen Sinne. Großartig, geradezu klassisch sind seine Charaktere. Man könnte sagen, sie leiden an Großartigkeit — wenn diese Großartigkeit nicht ihr Charakteristikum wäre. Und dennoch sind sie Menschen wie du und ich — nämlich in den großen Sternstunden unseres Daseins, wenn die Sonne der Gnade im Zenit steht.

Eine wunderbare Klarheit und Ruhe geht von diesen Gestalten aus — freilich auch eine gewisse Kühle, aber es ist die erregende Kühle vollendeter Schönheit, die unsrer Gebrechlichkeit mit einem unbegreiflichen Lächeln zu Hilfe kommt. Es ist das wunderwirkende Beispiel der Größe, das uns entflammt. Diese Menschen sind letztlich alle Entrückte, denen ein Stern — und sei er auch streckenweise verborgen — voranleuchtet, sie haben alle etwas von dem großen Propheten Sirah, der den Bereichen des Göttlichen nahte und doch ein Mensch war. Der eisumblitzte Hochgrat ihrer Größe blendet und lockt uns in einem. Groß und unnahbar sind sie wie die Vergangenheit.



Die Vergangenheit aber ist nahe, ja sie wird gegenwärtig in der Darstellung des Historikers Meißinger, der Romancier und Geschichts-

forscher in einer nahezu vollkommenen Synthese ist. Geschichte ist ihm nichts Totes und längst Vergangenes, sie ist heute, jetzt erlebt, wirklich und gegenwärtig. Wie einem Hamann und Herder offenbart sich ihm Gott im geschichtlichen Ablauf — so wie ihm auch die Technik Fortsetzung der Gottesschöpfung bedeutete (Befreiung der Technik, gemeinsam mit Friedrich Dessauer). Darum gilt es, ihr in Demut zu nahen und in fanatischer Wahrheitsliebe ein historisches Faktum von den verheerenden Überlagerungen geschichtlicher Irrtümer und vom Flugsand der Anekdotenbildung zu befreien — etwa wie der Archäologe mit behutsamer Hand einen versunkenen Tempel freilegt — und es im Augenblick seiner Gegenwärtigkeit zu zeigen. Wieder geschieht es aus dem Glauben heraus, daß ein Mensch sich mit solcher Inbrunst die Aufgabe stellt, die verschütteten Zusammenhänge weltgeschichtlicher Ereignisse, die Schicksalsstunden der Menschheit, aufzudecken. Aus dieser Ehrfurcht vor der Wahrheit resultiert die Leuchtkraft seiner großen geschichtlichen Gestalten, der echte Glanz ihrer Originalität, die Überzeugungskraft ihrer Wirklichkeit. Es ist die Lessingsche Klarheit seines ordnenden Geistes, der Entdeckerrausch der Logik, die in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit das übertünchte Bild Luthers gereinigt und in seiner erschütternden Menschlichkeit und Größe unserer Zeit vor Augen gestellt hat. (Der erste Band seiner Lutherbiographie, „Der katholische Luther“, erscheint demnächst in der Schweiz.) Wie notwendig die Lutherforschung ist und welch entscheidenden Beitrag Meißinger geleistet hat, zeigt die Tatsache, daß er in der 90 Foliobände umfassenden Weimarer Lutherausgabe, die bislang der Forschung als sichere Quelle diente, mehrere tausend Textfehler, darunter über 1400 sinnentstellende, entdeckte. Welch ungeheure Perspektiven ergeben sich aus der Korrektur unsrer Luthervorstellung; denn aus dieser großartigen, widerspruchsvollen Lebenseinheit strömt ein Großteil des deutschen Schicksals. Die Lutherforschung, sein Lebenswerk, fand ihre praktische Ausgestaltung in dem von ihm ins Leben gerufenen „Institut für Reformationsforschung“ in München, dessen Präsident er war. Ziel dieser protestantisch-katholischen Forschungsanstalt ist die klare begriffliche Abgrenzung der beiden christlichen Lehren im gläubigen Suchen nach der einen Wahrheit mit dem fernen und kühnen Gedanken, wissenschaftliche Vorarbeit zu leisten für eine „spätkünftige Wiedervereinigung“ der beiden Kirchen.

Meißingers Geschichtswerk zeichnet sich dadurch aus, daß es mit glühendem Herzen geschrieben ist. Er hat der toten und in der Sprache der Fachwelt so spröden Materie strotzendes Leben eingehaucht. Der Gelehrte ist an seiner Geschichtsleidenschaft auch in der Wissenschaft zum Dichter geworden. Seine Betrachtungsweise fasziniert durch eine geradezu phantastische Zusammenschau weiträumiger Ereignisse (der Reiz seiner Phantasie ist — ihre Nüchternheit); er sieht die Weltgeschichte in atemberaubenden Zusammenhängen. Als ob er sie mit einem Zauberstab berühre, so werden vergangene Zeiten und Menschen lebendig und damit begreifbar unter der Glut seiner sprachschöpferischen Nachgestaltung — so zerreißt das Dunkel fernzeitlicher Anonymität vor

den taghellen Blitzen seiner jähren und zündenden Erkenntnisse. Während seiner Lehrtätigkeit im Höheren Schuldienst (er mußte 1933 als notorischer Antifaschist den Dienst quittieren) ist ihm das seltene Kunststück gelungen, die Gesamtheit seiner Schüler zu atemloser Begeisterung mitzureißen, wenn er kraft seiner in tausend Anspielungen blitzenden, oft so drastischen Dichtersprache die großen Gestalten und Epochen der Vergangenheit — einen Kolumbus auf schwankender Karavelle, das ungeheure Werk Gutenbergs, die weltstürzende Tat des Kopernikus — lebhaftig beschwor.

Diese geniale Gabe, Geschichte als etwas Erlebbares darzustellen, erreicht ihren Gipfelpunkt in dem Werk mit dem programmatischen Titel „Roman des Abendlandes“. Es ist gleichsam die Nahtstelle im Schaffen des Gelehrten und Epikers — der Geschichte erzählte wie einen Roman.

Die vielseitige Persönlichkeit Karl August Meißingers, die durchdringende Klarheit dieses umfassenden Geistes, die unserer Zeit so tröstliche Glaubenssicherheit des ernsten Gottesgelehrten (er war einer der wenigen, der diesen „altmodischen“, aber anspruchsvollsten Titel in seiner weitesten Bedeutung verdiente), die Einheit in der Mannigfaltigkeit seines künstlerischen und wissenschaftlichen Werkes — dies alles konnte nur flüchtig angedeutet werden in dieser gedrängten Darstellung, die nur eine Dankespflicht sein soll dem Menschen gegenüber, der dies nicht zuletzt war — ein großer Mensch. Die Würdigung seiner Gesamtleistung muß noch geschrieben werden. Aber nur ein Künstler und Gelehrter zugleich, eine Persönlichkeit also von den hohen Graden Meißingers, kann sich dieser ehrenvollen Arbeit unterziehen. Unsere Zeit ist ihm, vor allem der herben Schönheit seiner Romane, bisher nicht vollauf gerecht geworden, ein Zeichen dafür, daß sie an der literarischen Wirklichkeit vorbeigeht. Die abendländische Geistesgeschichte jedoch wird diesen kühnen Entdecker weltgeschichtlicher Zusammenhänge als einen ihrer großen und klärenden Geister im Gedächtnis behalten, und so oft der schicksalsschwere Name Martin Luther genannt wird, wird man sich Karl August Meißingers rühmend erinnern.

Sind die Katholiken keine Christen? . . . — Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten. Ich dünke, wie nur das gegen das Christentum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christentum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist.

Gotthold Ephraim Lessing

RUNDSCHAU

Das Problem Sudan

Die Engländer besetzten 1898 den Sudan, nachdem bis dahin die Mahdi, eine religiöse Sekte, die von obskuren, zu blutigen Exzessen neigenden Ideen geleitet wurde, 16 Jahre hindurch eine Schreckensherrschaft ausübten. Vorher gehörte der Sudan zu Ägypten. Noch im Jahre 1899 sahen die kolonial benachbarten Franzosen eine Chance, den Briten ihren „Raub“ vor der Nase wegzuschnappen, aber Lord Kitchener gebot den Invasoren, von ihm ebenfalls als „Räuber“ bezeichnet, bei Faschoda Halt, und seitdem begann für die langsam auf 10 Millionen Menschen anwachsenden Senegalneger eine kontinuierliche Entwicklung, bei der sie durchgehend keinen geringen Nutzen aus der englischen Schutzherrschaft zogen. Ägypten hat diesen Landentzug nie verschmerzen können. Schließlich handelte es sich dabei um ein Gebiet, das fünfmal so groß wie das Deutsche Kaiserreich ist. Die Folgezeit zeigte ganz klar, daß der Sudan ungeahnte Möglichkeiten der Aufschließung aufweist, die bis zu dieser Stunde nur zu einem ganz geringen Bruchteil ausgenutzt werden konnten. Das phantastische Stauwerk Makwar, für 270 Millionen Mark aus landeseigenen Mitteln erbaut, sammelte 636 Millionen Kubikmeter Nutzwasser und verwandelte das öde Geshire-Dreieck zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil in eine geradezu paradiesische Landschaft. Freilich, darin liegt zugleich auch der große Kummer Ägyptens, zuzeiten ist das Nilwasser eine ausgesprochen rare Gottesgabe, und wenn dann Großbritannien Ägypten mehr oder weniger schmerzhaftes Mißernten beschert, schließt das nicht nur materielle Verluste, sondern auch Hungersnöte mit all ihren Folgerungen ein. Ganz davon abgesehen bewährte sich das Nilwasser auch als ein eminent wirksames politisches Druckmittel gegen einen ja sehr häufig nicht willfährigen Untertanen . . .

Ägypten sieht jetzt endlich den lang ersehnten Augenblick für gekommen, den nie als Freund, sondern als hochfahrenden Zwingherrn empfundenen Engländer abzuschütteln. Ob es freilich dazu kommen wird, das muß dahingestellt bleiben, denn England hat den Sudan zum drittgrößten Baumwollproduzenten entwickelt, es kontrolliert militärisch von modern ausgebauten Rollfeldern aus Nahost und Mittelost, und neuerdings wird gar — Uran gefunden. So bleibt in jeder Weise abzuwarten, was die Sudanesen zu diesem gewissermaßen hauseigenen Problem sagen werden, inwieweit die Amerikaner, die beträchtliche Mittel im Sudan investiert haben sollen, mit einer ägyptischen Oberhoheit einverstanden sind — und was schließlich längst unter den be-

teiligten Mächten verhandelt wurde, nun aber in der öffentlich diskutierten Weltmeinung zum Tragen kommen muß. Das Problem Sudan wird nicht von heute auf morgen gelöst werden können, 53 Jahre einer zielstrebigen Koloniarbeit sorgen dafür.

Das liberische Paradoxon Schon der Anfang ist eine Parodie. „Jesus von Lübeck“ hieß das englische Schiff, das im Jahre 1563 die erste Fracht „human chattel“, Menschenvieh, nach Amerika brachte. Die Fortsetzung ist es nicht minder, als einige Philanthropen dafür zu wirken begannen, die schwarzen Millionenmassen Amerikas an die Pfefferküste Westafrikas zu repatriieren. Statt ihrer kamen 1821 zunächst 30 Negerfamilien. Sie legten — zu Ehren des fünften USA-Präsidenten James Monroe — den Siedelplatz Monrovia an. Er wurde zur Hauptstadt des „Landes der Freiheit“, Liberia, das 1847 aus amerikanischem Schutz entlassen und unabhängig wurde. Bis dahin hatte man, meist durch Kauf, einen Küstenstreifen von 600 km Länge beschafft und mit sporadischen Siedlungen besetzen können. Von etwa 10 Millionen USA-Negern wurden 19 000 nach Afrika zurückgeschafft. Sie verminderten sich inzwischen auf 12 000 Köpfe. Aber sie stellen etwas dar: sie sind die Aristokratie des Landes. Einige wenige Tropfen weißes Blut und die Herkunft aus den USA sind ihr Adelsbrief, Zylinder, Gehrock und Orden die Attribute ihrer gesellschaftlichen Stellung in einem Staate, der die nordamerikanischen Vorbilder teilweise bis zur Lächerlichkeit nachahmte und im übrigen die Parodie eines demokratischen Gemeinwesens ist. Bis vor wenigen Jahren hatten sich die Liberer — so nennen sich die Nachfahren der Freigelassenen — das Wahlrecht vorbehalten, die übrigen 2 Millionen Landeseinwohner blieben ausgeschlossen. Inzwischen wurde es denjenigen, die sich durch Besuch einer Missionsschule als „zivilisiert“ ausweisen, zuerkannt. Trotzdem sind die „Zivilisierten“ kein Bindeglied zwischen den Liberern und den Eingeborenen. Sie streben danach, in die Klasse der Herrschenden einzudringen und an ihren Vorrechten teilzuhaben. Und auch die Wahlen selbst sind, weil manipuliert, nicht geeignet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu schaffen. Einer der letzten Präsidenten (King) erhielt, obwohl die Zahl der Stimmberechtigten im Lande nur 6000 betrug, eine Mehrheit von 125 000 Stimmen. Das mochte, weil es in Liberia geschah, zur Not noch hingehen. Aber es gehört zu den Ironien der Weltgeschichte, daß es — nach einem Bericht des Völkerbundes — ausgerechnet in dem als Freistätte für die schwarze Rasse gegründeten Liberia heute die peinlichsten Fälle von Menschenhandel gibt, die im Laufe der letzten Jahrzehnte bekannt wurden. — Aber vielleicht ist das Experiment der amerikanischen Philanthropen wenigstens der Idee nach gelungen? Die Antwort muß auch hier mit ziemlichen Einschränkungen gegeben werden. Bedenkt man die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem jungen Staate entgegenstellten, so scheint schon die Erhaltung seiner Unabhängigkeit eine Leistung zu sein. Von den inneren Schwierigkeiten, die ihn zu einer Karikatur dessen machen, was seine Gründer mit ihm beabsich-

12
tigten, soll hier gar nicht erst gesprochen werden. Um gerecht zu sein: an dem Mißerfolg der Neger in Liberia sind weniger die Fehler ihrer Rasse schuld als vielmehr der Mangel an jeglicher wirtschaftlichen und sozialen Grundlage, auf der sich ein Staatswesen aufbauen läßt. Mittellos wie es war, nur einer philanthropischen Idee zuliebe ins Leben gerufen, an der Küste eines unerschlossenen tropischen Gebietes ausgesetzt, das selbst erfahreneren und tatkräftigeren Kolonisatoren ganz erhebliche Schwierigkeiten bereitet — da konnte eben nicht mehr entstehen als das, was jetzt ist. Bis auf einen schmalen Küstenstreifen ist das Land, zweimal so groß wie die Schweiz, auch heute noch so gut wie unerschlossen. Die liberische Regierung hatte einfach nicht die Mittel.

Wirtschaftlich und politisch haben die USA immer wieder, wenn auch mit schwankender Bereitschaft, ihrem Schützling beigestanden. Während des ersten Weltkrieges waren es Anleihen. Sie führten bei der permanenten Mißwirtschaft und der Korruption der Regierungsfamilien alsbald zu einer Finanzkontrolle. 1926 erwarb Harvey Firestone Konzessionen über 1 Million acres. Auf dem 4000 qkm großen Gebiet wurden 7 Millionen Gummibäume angesetzt. Unter der Leitung von nur 80 Weißen arbeiten in den Firestone-Plantagen rund 25 000 Liberianer. Da Liberia außer den Zöllen keine anderen Einnahmen hat als die Konzessionsgebühren, ist es mittlerweile praktisch zum Firestone-Staat geworden. Den entscheidenden Anstoß zur Aufschließung Liberias aber gab der zweite Weltkrieg (die kürzeste Flugstrecke zwischen Südamerika und Nordafrika führt über Monrovia), sodann Präsident Trumans Punkt-Vier-Programm, das die Förderung noch unentwickelter tropischer Gebiete bezweckt. Liberia wird nun seine Bodenschätze, seine gewaltigen Wälder und seine Landeserzeugnisse auf den Weltmarkt bringen können. In den Bomi-Bergen ist ein hochwertiges Eisenerz mit 68% Eisengehalt angeschnitten. Der Abbau beginnt, wenn die erste Bahnverbindung Liberias mit 45 km Länge in Betrieb genommen ist. Landwirtschaftliche Berater errichten Lehrstationen. Straßen werden durch Dschungel und Wildnis gelegt. Monrovia bereitet sich mit dem Bau von Lagerhäusern auf einen zunehmenden Warenumsatz vor. Schon während des Krieges entstand aus den Mitteln des Pacht- und Leihgesetzes eine Seebrücke von 300 m Spannweite, die jetzt eine unmittelbare Verladung in die Schiffe ermöglicht. Nordamerikanische Negerorganisationen und die Missionsgesellschaften errichteten Kindergärten und handwerkliche Lehrstätten für jene technischen Berufe, die demnächst eine größere Nachfrage haben werden. Eine andere, von dem jetzigen Präsidenten William S. Tubmann durchgesetzte Neuerung ist, daß die Vertreter der Stämme aus dem Landesinnern eine beratende Stimme in der Regierung erhalten und daß auch die „zivilisierten“ Frauen zur Wahl zugelassen wurden. Zwei Frauen wurden Staatssekretäre im liberischen Kriegs- und Unterrichtsministerium. Das sind — für Liberia — schon gewaltige Fortschritte, und angesichts der fehlenden inneren Lebenskraft dieses Staatswesens werden die von amerikanischen Konzessionären gegebenen Anregungen eine Festigung bewirken, wenn sie auch nicht ganz im Sinne der philanthropischen Gründer liegen wird,

die einen Landerwerb durch Weiße rundweg verboten hatten. Inzwischen träumt man in Harlem wie in Monrovia weiter von des schwarzen Mannes Herrschaft über ein schwarzes Afrika und fühlt sich als Repräsentant von 150 Millionen Negern diesseits und jenseits des Atlantik, während in der von „raubgierigen Kolonialimperialisten“ umgebenen „Demokratie“ lockende Gewinne aus blühenden Pflanzungen geholt werden, die nur mit des weißen Mannes Geld und Tatkraft angelegt wurden.

Afrika verteidigen

Die Vorstellung, daß man einen Erdteil angreifen kann und zu verteidigen sucht, ist uns geläufig, was die beiden kleinen Kontinente anbelangt: Australien seit dem Vorstoß Japans in den Südpazifik im zweiten Weltkrieg, Europa unter der sowjetischen Bedrohung seit 1945. Aber hinsichtlich der drei großen Erdteile versagt unsere Phantasie; da will es uns nicht gelingen, in Kontinenten zu denken. Aber hat nicht eine „Afrikanische Verteidigungskonferenz“ vom 21.—31. August d. J. in Nairobi, der aufstrebenden Stadt im britischen Kenya, getagt? Ihr uns aus der Presse bekannter Name führt in doppelter Weise irre. Einmal ging es nicht um ganz Afrika, sondern nur um seine östlichen Teile und seine Mitte. Auch war nicht die Verteidigung das Thema, sondern nur ein Stück oder richtiger eine Voraussetzung der Verteidigung, nämlich Transport- und Versorgungsfragen für einen Ernstfall. Unter den neun Teilnehmerstaaten — wenn man, wie billig, die nur durch Beobachter vertretenen USA mitrechnet — waren drei rein afrikanische Länder, die alle der britischen Machtsphäre angehören, aber doch unter einander höchst verschiedenen Charakter haben: das Dominion Südafrika, in dem heute die Buren das Heft in der Hand haben und wo die paradoxe Devise gilt: „Der schwarze Erdteil nicht den Schwarzen!"; Südrhodesien, dem Mutterland noch nicht entwachsen, aber im Verband mit anderen Teilen des Empire auf dem Wege zum Dominialen Status; endlich Äthiopien, als einziger farbiger Teilnehmerstaat — Äthiopien, das erst durch England zu seiner von den Italienern ausgelöschten Selbständigkeit wiedererweckt wurde, aber um den Preis, dem Befreier gegenüber nicht rechtlich, aber tatsächlich abhängig zu sein. Von den fünf europäischen Teilnehmerstaaten hat jeder eine Beziehung ganz besonderer Art zu Afrika: Großbritannien, das einst vom Kap bis Kairo allmächtig war, dessen Wort aber heute weder am Kap noch in Kairo Gehör findet, das gleichwohl sich umso stärker auf den schwarzen Erdteil stützt, je mehr ihm der andere Großkontinent der Alten Welt entgleitet; Frankreich, das ein Stück von Afrika sogar zum Mutterland rechnet, nämlich Algerien, das starke Truppenkontingente in Afrika unterhält und ohne seine afrikanischen Soldaten noch viel entscheidender seinen Machtverfall durch physischen Schwund spüren müßte; Italien, dessen gewalttätige, aber im jetzigen Stadium unglückliche Liebe zu Afrika sich mit der treuhänderischen Verwaltung seiner einstigen Kolonie Somaliland begnügen muß. Belgien, dessen wirtschaftlicher Aufstieg mit durch das Aufblühen seiner riesigen Kongo-Kolonie bedingt ist und das seinerseits der Kolonie immer neue Mittel

zur Entfaltung zuführen kann — das es neuerdings nötig findet, in der Provinz Katanga den Waffenplatz Kamina groß auszubauen und dort erstmals auch weiße Truppen in Garnison zu legen. Schließlich Portugal, die älteste Kolonialmacht in Afrika, die schon lange eine völlig tolerante Eingeborenepolitik treibt und jetzt in ihren rechtlich als überseeische Landesteile behandelten afrikanischen Besitzungen, die außer allem Größenverhältnis zum kleinen Mutterland stehen, einen stürmischen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Ohne Amerika ist solch eine Konferenz heute undenkbar. Es muß in allen wichtigen, Afrika betreffenden Fragen mitreden, und seine Vertreter waren in Nairobi sicherlich nicht bloße Beobachter. Ägypten war der Einladung nicht gefolgt. Angesichts seiner Spannungen mit England, das neben Südafrika als einladender Staat auftrat und in der Person seines Zivilluftfahrtministers den Vorsitz führte, war dies erklärlich, ja der Nilstaat hätte unter diesen Umständen als Fremdkörper gewirkt. Aber gerade er hätte durch seine Teilnahme vermöge seiner Doppelrolle als afrikanischer und als Nahoststaat den Charakter der Konferenz deutlich gemacht, die keine strategische Planung betreiben wollte, ja nicht einmal eine solche voraussetzte (so daß, wie manche atlantische Verteidigungsstudien, die technisch-organisatorischen Empfehlungen, Früchte der übrigens geheimen Beratungen, der wichtigsten Grundlage ermangeln), aber doch eine gewisse Grundidee hat, über die sich alle Teilnehmerstaaten doch wohl einig sein müssen. Dies ist die Vorstellung davon, daß der Angreifer die Sowjetunion ist, daß Afrika Aufmarschraum, Nachschubgebiet und hinterste Verteidigungszone werden könnte, und daß der Blick nach dem Nahen Osten frontwärts gerichtet ist. Für uns, die wir die Weltkarte anders betrachten, ist dies fremd. Der südafrikanische Ministerpräsident Malan aber konnte sagen: „We are prepared to regard the Middle East as our frontier!“ — Wir Europäer wissen, daß Europas weiche Flanke von Afrika aus angegriffen wurde. Die Erkenntnis, daß mit der Verteidigung Afrikas auch die unsrige gestärkt wird, ist darum doch schwer zu gewinnen. Sie würde uns leichter zuteil werden, wenn sich die Besprechungen auf uns näherliegende Teile Afrikas erstreckt hätten, wie dies als notwendig ergänzende Fortführung der Nairobikonferenz gefordert worden ist — nicht zufällig von Frankreich.

Okinawa

War es ein böses Vorzeichen, daß der amerikanische Admiral Perry, der vor fast hundert Jahren (1853) Japans freiwillige Isolierung durchbrach und es dem Westen erschloß, auf Okinawa ausgerechnet einen Soldatenfriedhof anlegte? Es scheint so. Denn hier ließen 12 000 Amerikaner und mehr als achtmal soviel Japaner ihr Leben in einem fast vierteljährigen Ringen, das lange nach der deutschen Kapitulation sein Ende fand (21. 6. 45). Hier lag das letzte und schwerste Hindernis, das zu nehmen war, bevor Japan selbst berannt werden konnte — eine Arbeit, die dann die Atombombe der Truppe ersparte. Aus jenen für den Fernen Osten noch so blutigen Tagen stammt das Wort eines amerikanischen militärischen Führers, von Okinawa aus könne die amerikanische Luftwaffe halb China und die

Mandschurei eindecken, und das stolze, aber nicht ganz erfüllte Programm, Okinawa solle der größte Flottenstützpunkt der Welt werden.

Jetzt ist der Friede mit Japan geschlossen. Was ist darin über Okinawa bestimmt? Der Name, der durch seine Blutopfer eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, kommt im Friedensvertrag nicht vor, wohl aber der der Ryukyu-Inselgruppe, von der Okinawa die größte (1200 von 2700 qkm) und volkreichste Insel (300 000 von 575 000 Einwohner) ist und die oft — auch in diesen Zeilen — als Teil für das Ganze steht. Die Inselgruppe liegt zwischen Formosa und der südlichsten japanischen Hauptinsel Kjusiu, die Japaner nennen sie Nansei-Shoto. Sie besteht aus fast 100 Inseln, von denen aber nur die Hälfte bewohnt ist. Ihre Lage macht sie zum natürlichen Streitobjekt zwischen China und Japan, und so gab es denn auch lange Zeiten, da sie allen beiden Ländern tributpflichtig waren. Das Reich der Mitte verzichtete 1895, gleichzeitig mit dem Verzicht auf Formosa, auf die Ryukyu-Inseln. Tatsächlich hatte aber Japan schon einige Zeit vorher die Alleinherrschaft ausgeübt. Als im November 1943 auf der Konferenz in Kairo die Alliierten bestimmten, ein Kriegsziel solle sein, Japan alle China „gestohlenen“ Gebiete wieder abzunehmen, stand Okinawa nicht wie Formosa oder die Pescadorenseln unter den beispielhaft („such as“) genannten, aber sie waren wohl doch mit gemeint; jedenfalls faßten die Sieger es so auf, und der jetzt abgeschlossene Friedensvertrag trägt dieser Auffassung Rechnung — ebenso wie natürlich auch Rotchina diesen dem nationalen China ausgestellten Wechsel einlösen möchte. Die Bewohner sind weder Japaner noch Chinesen, der Sprache nach sind sie diesen, der Rasse nach jenen verwandt. Läge es daher nicht nahe, einen Test-Fall für Selbstbestimmung aus diesem Gebiet zu machen? Das alles überschattende strategische Interesse hat zu einer anderen Lösung geführt. Artikel 3 des japanischen Friedensvertrages legt für die Ryukyu-Gruppe wie für eine Reihe anderer pazifischer ehemals japanischer Inseln das System der UN-Treuhandschaft fest, wozu Japan von vornherein seine Zustimmung gibt, wozu aber erst ein Vorschlag der USA notwendig ist. Vorläufig aber haben „die Vereinigten Staaten das Recht, die gesamte Verwaltung, Gesetzgebung und Rechtsprechung für dieses Gebiet und die Bewohner dieser Inseln einschließlich der Hoheitsgewässer auszuüben“. — Vorderhand wird es wohl bei diesem ersten Stadium bleiben. Die Amerikaner waren seit 1945 Besatzungsmacht — Mac Arthur hatte u. a. auch die Funktion eines Gouverneurs der Inseln — und sie blieben es. Aber sie haben die ersten Elemente einer Eingeborenen-Selbstverwaltung geschaffen, im Februar 1950 durch einen beratenden Ausschuß, im April 1951 dann durch weitere Organe. Die am 2. April im Namen Mac Arthurs verkündete Botschaft enthielt den volltönenden Satz, die Ryukyu-Inseln hätten sich mit der Bildung einer vorläufigen Zentralregierung zu den freien Nationen der Welt gesellt. Das klingt wie die Rede anläßlich einer wirklichen Staatsgründung, aber es klingt nur so. Hier mag ein völkerrechtliches Kuriosum vorliegen. Weit wichtiger als das ist die Tatsache, daß Okinawa, das bis 1945 ein Schutzwall Japans gegen einen Feind sein sollte, als der vor allem Amerika in Betracht kam, jetzt ein kleiner,

aber wichtiger Baustein in einem riesigen Schutzwall ist, den die Vereinigten Staaten am Rande Asiens aufgerichtet haben.

Mit oder ohne Papagos

Vor elf Jahren, als die Italiener Griechenland angriffen, da war es nicht ohne Papagos gegangen, und ebenso wenig im Bürgerkrieg. Beide Male war er der Sieger gewesen. Sieger war er auch jetzt wieder; in der Wahlschlacht am 9. September sind ihm die meisten Stimmen zugefallen, weit mehr als irgend einem jener alten Politiker, die doch jedes Register besser zu ziehen wußten als er. Aber ob es auch jetzt nicht ohne ihn geht? — Die Geschichte fast aller Länder kennt die Figur des politischen Generals, aber auch die des unpolitischen, der ungeachtet seines Mangels an Erfahrung sich meist spät und bald von anderen gerufen, bald allein der eigenen Stimme folgend, als Retter zur Verfügung stellt und damit Erfolg oder Mißerfolg hat. Papagos ist ein ausgesprochen unpolitischer General immer gewesen, was in Griechenland eher die Ausnahme als die Regel war, und er hat sich lange rufen lassen, bis er selbst überzeugt war, daß er eine politische Mission habe. Dann aber war er davon tief durchdrungen, und so folgten dem „Entschluß, Politiker zu werden“, der siegreiche Wahlkampf und der Anspruch, nun auch mit der Führung des Staates beauftragt zu werden. Reichen dazu die Kräfte? Sie reichen nicht im parlamentarischen Sinn, denn dazu würde eine absolute Mehrheit gehören, und soweit brachte es die „Griechische Sammlungsbewegung“ eben nicht, obwohl sie schließlich die Unterstützung fast der gesamten maßgebenden Athener Presse hatte und obwohl ihr als einer unverbrauchten und auch noch unerprobten Kraft der Glaube von erstaunlich vielen gehört. Kompromisse aber will Papagos nicht machen, und darum erklärte er sich auch zu keiner Koalition bereit, bei der es ja nicht ohne Zugeständnisse jedes Partners abgehen kann. Nur bei den Soldaten, deren Stimmen im griechischen Wahlverfahren besonders gezählt werden, erzielte er, selbstverständlich möchte man sagen, mehr als die Hälfte aller Stimmen; im übrigen mußte er sich mit einem starken Drittel aller Stimmen begnügen, was ihm auch bei der Art der Stimmenverwertung für die Parlamentssitze, die nach dem neuen griechischen Verfahren dem, der da hat, noch mehr gibt, nicht viel mehr als zwei Fünftel der Sitze einbrachte. Würden aber, abgesehen von diesem numerischen Kräfteverhältnis, die Kräfte reichen? Papagos selbst ist zwar alt, aber recht leistungsfähig. Er wäre für das Amt eines Ministerpräsidenten jung genug. Seine Gefolgschaft ist alles andere als aus einem Guß, sie besteht aus Idealisten und Enttäuschten, aus Verfechtern einer Politik der starken Hand und aus Vertretern einer allen sozialistischen Experimenten abholden Unternehmerschaft. Es sind einzelne namhafte Politiker und ganze politische Gruppen zu ihm gestoßen, er hat einen kleinen Teil des liberalen und den Großteil des konservativen Griechentums gewonnen. Alle diese Gruppen haben Köpfe genug, wenn dies auch vielfach bestritten wird. Ob er als leitender Kopf das Führungstalent hat, sie alle unter einen Hut zu bringen, ist die Frage. Er müßte sich, was das Gedanken- und insbesondere die Arbeitsmethode der praktischen politischen

Arbeit anbelangt, weitgehend auf andere stützen, könnte nicht aus Eigenem schöpfen und müßte auch ein Maß von Wendigkeit beweisen, wie es der griechische Politiker nun einmal braucht und wie es Papagos von Natur und durch seine militärische Erziehung nicht eigen ist. Ihm die politische Führung anzuvertrauen, wäre ein Wagnis. Wir glauben allerdings, daß er die Probe auch nicht schlechter bestehen würde als einer der „Gelernten“, die in Griechenland und anderswo mit ihren Nöten auch nicht mehr fertig wurden. Aber vorerst wird es wohl dazu gar nicht kommen. Andere Konstellationen sind nach dem Ausgang der Wahlen denkbar, und eine von ihnen wird jetzt zunächst durchexerziert, nach den echten demokratischen Spielregeln, die einzuhalten der König mehrfach versprochen hat. Papagos möchte sie, wenigstens so lange, bis eine Neuwahl mit Mehrheitswahlrecht ihn, wie er glaubt, dann vollends legal an die Macht brächte, außer Kurs setzen. Aber dazu wird sich der König kaum verstehen, es müßte schon aus einer letzten Not heraus sein, aus der er sonst keinen Ausweg mehr sieht. Der König wird auch ungern diesen Weg beschreiten, um gerade dem Mann in den Sattel zu helfen, von dem ihn ein tiefes, aber freilich auch tiefbetrübendes Zerwürfnis trennt, den König von dem grundsätzlich Königstreuen. Das eben ist schade, daß die moralischen Kräfte, die als stabilisierende Faktoren das innerpolitische Leben Griechenlands trugen, sich nicht mehr wie vordem gegenseitig stützen und mehren. Papagos ist nur noch ein Oppositioneller, und — es geht zunächst auch ohne Papagos.

Willkürliche Landkarten-Mathematik Die sowjetisch gesteuerte deutsch-polnische Gesellschaft hat eine Schrift herausgegeben: „Der unbekannte Nachbar“ von Henryk Keisch mit Vorwort von Karl Wloch. Wloch, der wegen Gefangenemißhandlung belastete Sekretär dieser Gesellschaft, und Keisch, der polnische Redakteur ihres Blattes, sind der deutschen Öffentlichkeit als aktive Funktionäre des imperialistischen Stalinismus, Abteilung: Sowjet-Polen, längst bekannt. Liefse man die Genossen Keisch und Wloch unwidersprochen gewähren, so müßte die Folge ihres kaum getarnten „Antigermanismus“, verbunden mit der Arroganz der bakelschwingenden „Besserwisser“ aus Wilhelms Buschs Panoptikum, ein neuerlicher Antislawismus mit allen seinen üblen Folgen in Deutschland sein. Diesen circulus vitiosus zu unterbrechen und die Fragen einer realen Nachbarschaft zwischen Polen und Deutschland im Rahmen einer europäischen Föderation real darzustellen, sollte die demokratische Aufgabe deutscher und polnischer Publizisten ohne Moskauer Fernsteuerung sein. Ansätze dazu sind in der polnischen Zeitschrift „Kultura“, die in Paris erscheint, wie in einigen westdeutschen Zeitschriften und Zeitungen zu finden.

Was Henryk Keisch dagegen auf Bestellung des Sowjet-Imperialismus fabriziert hat, ist Propaganda im Gewande der Wissenschaft, raffiniert vorgetragene Scheinliberalität vor dem wirklichen Hintergrund des Deutschenhasses, die Statistik als Mittel der Verdrehung, die Präzision der Schlüsse von einer gefälschten Prämisse aus, kurzum: Methode Goebbels.

So gesehen, wird selbst die Behauptung des Titels vom „unbekannten“ Nachbarn wahr. Der Keisch'sche Nachbar ist tatsächlich unbekannt — in Deutschland wie in der ganzen Welt, ja auch in Polen selbst. Sein Porträt nebst Geschichte, Biographie und Charakterzeichnung ist linientreue Ideologie, die mit der Wirklichkeit so viel zu tun hat wie mit dem Menschenleben ein verstaubtes Moraltraktat. Als politische Moralisten stapfen die Wloch und Keisch durch das raschelnde Herbstlaub ihrer „Fortschrittlichkeit“. Da geistert der Antislawismus als Beleg für eine „regelrechte Tradition“ des deutschen Volkes. Die „polnische Wirtschaft“ Wiener Operettenseligkeit wird als „deutscher Überlegenheitswahn“ gedeutet. Da ist die „Parvenü-Periode“ des Kaiserreichs für die angebliche Entkolonisierung der Provinz Posen verantwortlich gemacht, während in Wirklichkeit zu dieser Zeit Zahl und Einfluß der Polen in Posen gewachsen sind. Da versteigt man sich, um Hitlers Wahnsinn als eine jahrhundertealte deutsche Überlieferung darzustellen, zu der Behauptung einer a priori geplanten „physischen Ausrottung der Slawen durch die Deutschen.“

Solch scharfmacherischer Unsinn allein verlohnte die Auseinandersetzung mit der Schrift „Der unbekannte Nachbar“ noch nicht, wäre sie darüber hinaus kein gültiger Beleg für die wahren Absichten des Kremls. Dem Funktionär Keisch ist ein dreifacher Auftrag erteilt worden, den er mehr schlecht als recht zu erfüllen versucht hat: die Moskauer Polen-Politik seit 1939 „gesundzubeten“, die westlichen Alliierten als mitschuldig an der „Friedensgrenze“ hinzustellen und die Auswurzelung von Millionen Menschen mit ihren barbarischen Begleiterscheinungen vor der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigen. Im Zeichen der „deutsch-polnischen Freundschaft“ auf Moskaus Befehl kann die Frage der „Übergriffe und Schikanen“ bei der Aussiedelung der Deutschen auch von Keisch nicht ganz verschwiegen werden, weil sonst den SED-Genossen die Basis zur Propaganda für die PZPR-Genossen fehlte. Darum werden Verbrechen zugegeben, und zwar als — „bewußte Sabotagehandlungen von polnischen faschistischen Elementen, die unter dem Einfluß der Londoner Emigrantengruppe standen und auf der Diskreditierung des neuen Polen eine politische Rechnung aufbauten“. Stimmt diese These, so bestünde ein Großteil der militärischen und zivilen Exekutive Sowjet-Polens aus „faschistischen Elementen“. Im übrigen hat Keisch auch die Methode der ‚Mitschuld des ganzen Volks‘ von Goebbels prachtvoll abguckt.

In diese Konzeption paßt die angebliche ‚Mitschuld‘ der britischen und amerikanischen Staatsführung. Allerdings ist Henryk Keisch so leichtsinnig, die Originaldokumente der Zeit abzudrucken. Vor allem der Brief Franklin D. Roosevelts an den damaligen Chef der polnischen Exilregierung in London vom 17. 11. 1944 sagt klar, daß „meine Regierung, gemäß ihrer überlieferten Politik, eine Garantie für eine bestimmte Grenze nicht geben kann“. Auch Winston Churchill und Alexander Cadogan haben sich keinesfalls auf die heutige „Friedensgrenze“ festgelegt. Ja, Churchill weist das Unterhaus ausdrücklich auf die „Behutsamkeit“ hin, „mit der ich in diesem Punkt meine Worte wähle“. Es

gehört die Stirn eines stalinistischen Agitators dazu, aus diesen Äußerungen der westlichen Staatsmänner einen „festen Beschluß“ für das heutige vorgebliche „fait accompli“ zu konstruieren, wozu es allerdings notwendig wird, aus der bekannten Erklärung des Potsdamer Abkommens das entscheidende Wort „vorläufig“ vor „Verwaltung des polnischen Staats“ verschwinden zu lassen, um die willkürliche Landkarten-Mathematik der Oder-Neiße-Linie zu rechtfertigen. Dabei entschlüpft Keisch das verräterische Wort von der „kürzesten möglichen Grenze“, also dem strategischen Interesse der Sowjetarmee.

Überhaupt ist die Darstellung der zynischen Rolle, die der Kreml dem polnischen Volk und Staat gegenüber seit 1939 gespielt hat, die schwerste Hypothek der Keischschen Darstellung. Die „vierte Teilung Polens“ zwischen Hitler und Stalin erklärt Keisch als „die Errettung vor der physischen Vernichtung“, wobei er allerdings der Massengräber von Katyn zu gedenken vergißt. Die Sowjetarmee hat nicht etwa die Hauptschuld an der Zerstörung Warschaus, indem sie den Aufstand des Generals Bor-Komorowski gegen Hitlers Schergen bewußt versacken ließ. Nein, sie ist die „Erretterin Polens“, und ihre Befehlshaber im Kreml werden als die Garanten für einen „verheißungsvollen Beginn der Neu-erstehung“ gefeiert.

Diese Geschichtsklitterung soll durch vernünftige Bemerkungen und lobenswerte Vorsätze getarnt werden. Wenn Henryk Keisch erklärt, es wäre „ein zweischneidiges Unternehmen, eine deutsch-polnische Rechnung aufzutun“, und es gälte, „diesmal die Fehler von Versailles zu vermeiden“, so darf ihm aus ehrlicher Zustimmung zu diesen Thesen der Rat gegeben werden, seine eigene von Chauvinismus, Ressentiment und objektiven Fälschungen strotzende Schrift schleunigst einstampfen zu lassen.

Darmstadt und die Deutsche Akademie Die Stadt Darmstadt hat seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches ein vorbildliches Beispiel gegeben, wie man die dringend notwendige Arbeit zur Wiederherstellung einer zerstörten Stadt unter gleichzeitiger Beachtung der geistigen Fragen ins Werk setzen muß. Nun, viele zerstörte Städte haben ein Gleiches versucht mit mehr oder weniger gutem Erfolg. Was aber Darmstadt auszeichnet, ist nicht nur die Klarheit und Zielstrebigkeit der auch vom Land Hessen geförderten Bemühungen der Leitung der Stadt Darmstadt, die um den unlösharen Zusammenhang jeder Aufbauarbeit mit den geistigen Kräften weiß, sondern ist etwas, das keine andere Stadt in dieser Stärke zu bieten hat: das Vorhandensein einer intensiven Teilnahme der gesamten Bevölkerung der Stadt Darmstadt auch an den geistigen und künstlerischen Bestrebungen. So ist es verständlich, daß die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ es als ein wahres Geschenk empfunden hat, als die Stadt Darmstadt ihr Heimat bot und ihr das bis auf die Fassade völlig zerstörte Ernst-Ludwig-Haus auf der Mathildenhöhe wieder aufbaute und zur Verfügung stellte. Alle Veranstaltungen der Akademie sind von der geistigen Atmosphäre Darmstadts mitbeeinflußt und mitgetragen worden. Das kam sehr deutlich bei

der Jahresversammlung am 20./21. Oktober dieses Jahres zum Ausdruck. Die Verleihung des Georg-Büchner-Preises, die vom Land Hessen und der Stadt Darmstadt der Akademie im vorigen Jahr übertragen worden ist, erfolgte an Gottfried Benn, einen der stärksten Köpfe unter den deutschen Dichtern. Oberbürgermeister Dr. Engel, der Nachfolger des jetzigen hessischen Kultusministers Metzger, der die Akademie nach Darmstadt zog, gab wertvolle Anregungen zu einer engen Zusammenarbeit der in Darmstadt jetzt beheimateten Organisationen, die durchaus dem Wunsche der Akademie zur Zusammenfassung aller gesunden geistigen Kräfte entsprechen. Die Akademie veranstaltete bei ihrer Jahresversammlung Dichterlesungen von Rudolf Alexander Schröder und Werner Bergengrün, und Gottfried Benn bewies in seiner Dankrede für die Verleihung des Preises, was in einer engen Zusammenarbeit der freien Geister unter den deutschen Schriftstellern geleistet werden kann. Die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ nahm bei ihrer Tagung die drei folgenden Entschlüsse an:

„Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, aus Grundsatz duldsam, verurteilt es, daß nationalsozialistische Schriftsteller, welche die Freiheit zu unterdrücken bereit waren und dadurch an der Vernichtung zahlreicher geistiger Existenzen mitschuldig wurden, wieder öffentlich auftreten, ohne daß sie bisher ihre Haltung geändert hätten.“

„Anlässlich wiederholter halb offiziöser Anfragen und Aufforderungen aus dem Osten erklären die in Darmstadt versammelten Mitglieder der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, daß sie, wie alle Menschen guten Willens, für den Frieden und gegen den Krieg sind. Den propagandistischen Mißbrauch dieser selbstverständlichen Haltung lehnen sie ab.“

„Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung nimmt mit Genugtuung davon Kenntnis, daß, nach einer Mitteilung des Präsidenten des Schweizerischen Verlegervereins, deutsche Vertreter bei den Wirtschaftsverhandlungen in Paris zugesagt haben, daß die handels- und devisenpolitischen Schranken fallen sollen, die dem Export von Büchern aus der Schweiz nach Deutschland bisher entgegenstanden. Die Akademie darf darin einen Erfolg ihrer Bemühungen um einen ungehinderten geistigen Austausch zwischen Deutschland und der Schweiz sehen.“

Eckart

Im Jahre des Unheils 1943 wurde auch unter dem üblichen Vorwand des Papiermangels die von Kurt Ihlenfeld herausgegebene evangelische Monatsschrift „Eckart“ zum Erliegen gebracht, die so vielen und nicht nur evangelischen Christen Trost und Stärkung in der Hitlerzeit bedeutet hat. Ihr Mitarbeiterkreis war so sorgfältig ausgewählt, daß auch nicht eine Konzession an den Ungeist des Nationalsozialismus in der Zeitschrift zu finden war. Jetzt ist die erste Nummer vom „Eckart“ wieder erschienen als Doppelheft Oktober/November 1951 im Eckart-Verlag, Witten/Berlin, also nach einer erzwungenen achtiährigen Pause. Als Herausgeber zeichnen Kurt Ihlenfeld und Heinz Flügel, der Leiter der Evange-

lischen Akademie Tutzing. Unter den Mitarbeitern finden wir die Namen von Marie Luise Kaschnitz, Joachim Günther, Edzard Schaper, Victor Meyer-Eckhardt, Walter Kränz, Wolfdietrich Schnurre, Dick Ouwendijk und so manchen anderen Namen, der uns wertvoll ist, wie die von Otto von Taube und Hanna Stephan. In dem Artikel „Ein Rückblick“ legt der so verdiente Verleger und Herausgeber Kurt Ihlenfeld Rechenschaft ab über die frühere Arbeit und die Ziele, welche die Zeitschrift heute verfolgt. Wie begrüßen das Wiedererscheinen einer Zeitschrift, die wir stets als Mitstreiter empfunden haben, weil wir jetzt endlich eine evangelische Zeitschrift von dem geistigen Rang des katholischen „Hochland“ wieder haben, die mit dazu beitragen kann, die Depression in der evangelischen Christenheit zu überwinden, was man von den anderen ausgesprochen evangelischen Monats- und Wochenzeitschriften leider nicht sagen kann. Ihlenfeld sieht als den Auftrag der Zeitschrift an, wieder zum Buch hinzuführen, aber das Buch nicht als einen Teil der Literatur zu betrachten, „sondern in einem weiteren und tieferen Sinne als Werkzeug, Symbol und Waffe des Geistes, des heute in vielfache Anfechtung geratenen Geistes, Anfechtung von links und rechts, von Ost und West, von innen und außen. Es ist dies, wie wir meinen, heute viel mehr als vor zwanzig Jahren ein Versuch.“ Die Namen Ihlenfeld und Flügel bieten die Bürgschaft für das Gelingen dieses Versuchs. Eine solche Zeitschrift ist heute eine Notwendigkeit. Sie ist eine christliche Zeitschrift ohne jede enge konfessionelle Bindung.

Mein Hirn haben alle zersetzenden Gedanken durchrungen, die je gedacht wurden. Meine Vernunft stolpert an der Tête der Menschheit über nächtiges Terrain. Ich weiß, daß wir eine armselige Tierrasse sind, die sich von Insekten und Amphibien nur durch ein paar Nervenäste und Trugschlüsse mehr unterscheidet. Die Wahrheit ist uns billionenmal unzugänglicher als einer Laus die Integralrechnung. Unsre gegenwärtige Denkform, die voraussetzungslos kritische, fühlt sich so erhaben über frühere religiöse Denkformen. Sie vergißt in ihrer Beschränktheit, daß auch sie nur eine Form ist. Ich aber ahne jetzt, daß die vergangenen Denkformen dereinst die künftigen Denkformen sein und lächelnd herabblicken mögen auf unsre ganze Kritik. Oft hab ich mir gewünscht, man sollte sich mit kleinen Resultaten begnügen, aber mein gieriges Herz ist nicht geschaffen, sich mit kleinen Resultaten zu begnügen. Wohl weiß ich, daß alle Götter Spiegelungen unserer eigenen Körpernatur sind, und daß, wenn die Pelikane an einen Gott glaubten, dieser ein Pelikan sein müßte. Und doch, das ist kein Beweis gegen die Gottheit, sondern nur ein Beweis für die Enge des irdischen Geistes, der außerhalb von Bildern und Worten nicht bestehen kann. Nie hätte ich den Gedanken ertragen, für ewig ausgeschlossen zu sein von der Erkenntnis Gottes, dem ich mich trotz allem verwandt fühle.

Franz Werfel, „Das Lied von Bernadette“

Bangka-Zinn

Julius Mürztaler, eigentlich Leiter der literarischen Abteilung, war mit neuen Aufgaben betraut worden, er hatte jetzt das Formular- und Antragswesen zur Materialbeschaffung zu bearbeiten. Damit war er in eine kriegswichtige Tätigkeit eingerückt und konnte von der Firma als unkömmlich deklariert oder, wie das in jenen Tagen soldatisch abgekürzt hieß uk.-gestellt werden. Er hatte einen inhaltreichen Stapel von Vorgängen überreicht bekommen, der zunächst unter den Händen eines Fachmannes, eines Ingenieurs, so hatte anwachsen und unter den ebenso pfleglichen eines zweiten Fachmannes, des Einkaufschefs, so hatte in Unordnung geraten können. Er war ein ernster und arbeitsamer Mann (da er länger als zehn Jahre seines Lebens freier Schriftsteller gewesen war) und saß nun also bis in die Abendstunden hinein, um in die Papiere Einblick zu bekommen.

Es gelang ihm, eine Übersicht herzustellen und eine große Anzahl der Anträge in Gang zu bringen. Sie waren bei der ministeriellen Dienststelle, zu der er sie selber hintrug, schon vermißt worden. Er brachte artige Entschuldigungen und Erklärungen vor und schaffte eine beginnende Verstimmung aus der Welt. Einige größere Anforderungen konnte er noch nicht weitergeben, weil es ihm bisher noch nicht gelungen war, vom Konstruktionsbüro die Stücklisten oder vom Betriebsbüro die Gewichtsangaben zu erhalten. Das waren alles Aufträge, an denen in den Werkstätten munter gearbeitet wurde, obgleich seine Formulare und die damit einzuhandelnden Werkstoffe und Halbzeuge ja erst die Vorbedingung dazu darstellten. Er äußerte einmal, er stehe in dieser Tätigkeit seiner eigentlichen dichterischen Anlage viel näher als in der früheren.

Auch mit der Planung im Großen machte er auf diese Weise Erfahrungen. Mit unfachmännischer Respektlosigkeit erlaubte er sich, über die Zweckmäßigkeit des Verfahrens nachzudenken. Der Staat hatte alles, was da war, beschlagnahmt, um nun daraus das herstellen zu lassen, was dringend benötigt wurde. Es war Krieg, ein riesiger, verbrecherischer Unfug, der Krieg hieß, aber es war nun einmal Krieg, und dringend benötigt wurde alles, was der Krieg brauchte. Es wurde nicht nur dringend, es wurde zumeist auch sehr schnell gebraucht. Der Staat hatte seinen Plan — nämlich über alles, was dringend oder „vordringlich“, wie es hieß, hergestellt werden mußte — und der Staat gab dafür das Material her. Aber der Staat, der mächtige, zerfiel in tausend Dienststellen, in viele Meinungen und viele Formulare. Der Weg vom Bedarf zur Bedarfs-

deckung sollte möglichst gradlinig und kurz sein. Aber genau das Gegenteil war in Gang gesetzt worden.

Mürztaler war recht verwundert, da er sich gedacht hatte, „der Staat“, der ja wohl um seine Existenz rang, bringe dabei ein wenig Vernunft auf, ein wenig Weisheit gar. Ihm war es einerlei. Er war so wenig mit dem verderblichen Knobelbecher-Schritt der Zeitgeschichte einverstanden, daß es ihm nur recht sein konnte, wenn „der Staat“, den er nicht liebte, sich die wirksamste Sabotage selbst verordnete.

Nun, wie dem auch sein mochte, Julius Mürztaler befaßte sich mit einem Aufgabengebiet, das ihm bisher völlig fremd gewesen war, in einer gewissen naiven Zutraulichkeit; es machte ihm Freude, einem hochspezialisierten Betrieb zu zeigen, wie man von heute auf morgen aus einem Wust von unverständlichen Regierungsanordnungen eine schnell, zuverlässig und normal arbeitende Abteilung baut. Er bekam zu seiner Stenotypistin noch weitere Hilfskräfte hinzu und zu seinem Formularkram zahlreiche Beschaffungsaufgaben. Alle Halbzeuge aus Eisen und Buntmetallen beispielsweise, die nach bisheriger Auffassung der Einkauf zu bestellen hatte, wurden nach der neueren ihm übertragen.

Dieser Mann in seiner Höhle, obwohl er allen, die ihn kannten, ein angenehmer und freundschaftlicher Mitarbeiter war, hatte sich plötzlich Feinde gemacht, saß — in aller Harmlosigkeit — inmitten eines Wespennestes. Wenn die Werkstätten arbeiteten, dann eben nicht nur mit Materialien, die dafür zugewiesen waren, sondern auch mit gehorteten, die sich auf den Meldelisten nicht fanden. Mußte man nicht befürchten, daß Mürztaler in solche Eigenmächtigkeiten hineinleuchtete? Und der Einkauf war natürlich nach wie vor ein Einkauf. Die Firmenvertreter kamen zu Herrn Jodl, dem Einkaufschef, der — wie in alten Zeiten — Wert darauf legte, seine Aufträge an bestimmte Häuser zu geben, zu denen er seit Jahren gute, gepflegte Beziehungen unterhielt. Wenn Mürztaler Messingprofile oder Neusilberbleche zu kaufen hatte, dann sah er in den amtlichen Listen nach, bei welchem Händler sich die benötigten Legierungen und Abmessungen befanden, und forderte sie dort an. Er störte damit ein flüssig und vorteilhaft eingespieltes System, nicht weil er stören wollte, sondern weil er es nicht anders konnte. Und es gab denn auch sofort Beschwerden der Werkstätten, denen der Werkstoff, der plötzlich aus andern Quellen floß, zu hart oder zu weich oder zu wenig elastisch oder alles zugleich war.

Herr Jodl, ein älterer, vorzüglich gekleideter Mann mit grauen Schläfen, der viel besser aussah als sein Namensvetter im Generalstab, half nicht. Den Teufel auch, er machte eher noch Schwierigkeiten. So gut er gerade mit Mürztaler stand — sie waren fast miteinander befreundet — so wenig schätzte er die neue Entwicklung. Und weil er vermutete, daß die Direktion mit dieser Regelung bestimmte Absichten verfolgte, setzte er sich zur Wehr.

So sehr Mürztaler davon überzeugt war, daß im Kriege andere Gesetze gelten müssen als im Frieden, so genau wußte er, daß man in einigen Fällen mit genereller Beschlagnahme und zentraler Verteilung

nicht weiterkommt. Gerade dieser Betrieb forderte häufig ganz spezielle Metalle und Legierungen, die nicht unter den handelsüblichen zu finden waren. Das wußte Mürztaler. Er wußte es besser als Jodl, der es im Grunde nicht glaubte, der den Wissenschaftlern Anmaßung und Verbohrtheit vorwarf. Eine der Fragen, die die kriegsbedingte neuartige Organisation nicht lösen konnte, war die Beschaffung des Zinns, das in der umfangreichen Dosenlöterei zur Fertigstellung der Aneroid-Dosen, jener barometrischen Zellen für allerlei Druck- und Höhenmesser, dringend und in beträchtlichen Mengen gebraucht wurde. Aber zu dieser Zeit war es noch nicht einmal die Menge, die Quantität, die heranzubringen Sorgen machte, es war vielmehr die Qualität. Gegen Ende des Krieges hat man die Dosensätze dann doch wohl anders gelötet; Mürztaler erfuhr das nicht mehr. Jetzt jedenfalls war für ein einwandfreies Löten lediglich Bangka-Zinn zu verwenden, das reinste, das die Erde hergibt und leider nur auf Bangka, einer Insel zwischen Sumatra und Borneo. Mürztaler hatte mit Doktor Flöter, dem Physiker des Hauses, lange Gespräche über die technischen und physikalischen Voraussetzungen, Zusammenhänge und Besonderheiten geführt. Und so galt ihm ganz selbstverständlich als Gebot, daß in der Dosenlöterei nur Bangka-Zinn verwendet werden könne und verwendet werde.

Da Mürztaler bei den Behörden — nicht ohne Zähigkeit und Überredungskunst — den Anspruch auf das Zinn und auf seine Qualität erneuert hatte, fuhr er zu den einzelnen Händlern, um für seinen Schein nichts als Bangka-Zinn einzutauschen. Die Angelegenheit drängte. Die Werkstatt saß ihm schon auf dem Halse und konnte angeblich nicht weiter. Gleich der erste und bedeutendste der Händler fragte nach Herrn Jodl und bat, Grüße zu überbringen. Er müsse, sagte der Herr, wie das auch Herrn Jodl gegenüber immer geschehen sei, ganz offen sein: an Bangka-Zinn sei natürlich gar nicht zu denken. Auf Mürztaler wirkte diese brutale Mitteilung wie ein Schlag vor den Kopf. Als er seiner Empörung Ausdruck gab, lächelte der Herr und empfahl eine Nachfrage bei Herrn Jodl, wann zum letzten Mal Bangka-Zinn habe geliefert werden können und wieviel tausend Dosensätze mit ganz anderem Zinn gelötet worden seien, ohne daß die hochmögenden Herrn Fadileute auch nur den allermindesten Unterschied gemerkt hätten.

Als Mürztaler wieder zu Atem kam und einen einigermaßen vernünftigen Satz zustandebrachte, nämlich, er halte es für gefährlich, derartige Mystifikationen mitzumachen, wurde es dem Herrn offenbar bereits langweilig und er sagte, daß außerdem die großen A-Werke, die das Vier- bis Fünffache brauchten, vorgezogen werden müßten.

Der zweite Händler, Leiter einer Spezialfirma, die bisher weniger Aufträge erhalten hatte, war ein kenntnisreicher Fachmann. Er lächelte, als Mürztaler ihm seine Wünsche und Sorgen genannt hatte.

Wissen Sie, wo Bangka liegt? fragte er. Sehen Sie dort, auf den hinterindischen Inseln, in Malakka und in Australien werden vier Fünftel von allem Zinn gefunden. Wir leben im Krieg, im Krieg auch mit den Engländern, die dort ihre Hände haben und nicht bereit sind, uns von

diesem sehr wichtigen Metall, das auch ihnen Sorgen bereitet, nur ein einziges Kilogramm abzugeben. Wenn unsere Militärs die Holländer aus dem Spiel gelassen hätten, gäbe es für uns vielleicht hin und wieder die Möglichkeit, von Bangka-Zinn zu sprechen; so nicht mehr. Weshalb aber Bangka-Zinn? Sie sagen, es sei als einziges für Ihre Zwecke brauchbar? Sie können mir glauben, Sie haben schon lange kein Bangka-Zinn mehr verwendet. Es ist das reinste Zinn, das ist richtig. Aber das in Biliton in Malakka verhüttete unterscheidet sich von ihm praktisch gar nicht. Nur die gründlichste Analyse läßt die sehr geringen Beimischungen erkennen. Auch das bolivianische Zinn, von dem wir hoffentlich noch ein paarmal etwas bekommen, ist für Ihre Aneroid-Dosen sehr gut verwendbar, und Sie werden es schon tüchtig ausprobiert und als vorzüglich befunden haben. Aber ob wir es noch einmal kriegen, wissen wir nicht. Und dann muß auch das deutsche ausreichen. Wir sind dabei, sogar Abfallzinn, und zwar die geringsten und minderwertigsten Mengen aufzubereiten und zu reinigen. Und ich würde ihrem Betrieb empfehlen, sich solch eine Anlage zu bauen. Ich würde Ihrem Betrieb aber noch dringender empfehlen, eine andere Art zu entwickeln, die Aneroidbleche luftdicht aneinanderzubringen, eine Art, die kein Zinn benötigt. Sie würden sich damit eine wesentliche Erleichterung schaffen.

Mürztaler war auch von dieser Darlegung noch so betroffen, daß er schweigend vor sich hin sah und sich den Kopf zermarterte, um auf ein einfaches technisches Verfahren zu kommen, das an die Stelle des Lötens treten könnte.

Vielleicht bördeln, murmelte er. Da er aber kaum der Richtige war, sich etwas derartiges einfallen zu lassen, wirkte es rührend und damit zugleich komisch, wie er die prekäre Lage als eigene empfand und nach einem Ausweg suchte. Der Zinnfachmann lächelte.

Das wird nicht Ihre einzige Sorge bleiben, sagte er. Aber er erklärte sich dann dazu bereit, die erforderliche Menge für das nächste Quartal zu liefern. Die Qualität werde allen Anforderungen gerecht werden. Es sei in der Hauptsache bolivianisches Zinn. Mit der Lieferung werde sofort begonnen werden.

Mürztaler saß noch nicht wieder an seinem Schreibtisch, als der Meister der Dosenlöterei ihm bereits eine Szene machte. Er brauche dringend Zinn oder er könne seine Leute nach Hause schicken, schimpfte er.

Ob er eine Ahnung habe, woher das Zinn geholt werden müsse?

Das sei ihm völlig gleichgültig! Er brauche Zinn, und wenn man es aus Latrinensuppe koche!

Mürztaler versprach es, womöglich schon für den nächsten Tag. Dann ging er zu Herrn Jodl und fragte, was für Zinn die Dosenlöterei in den letzten Monaten gehabt habe.

Ausschließlich Bangka-Zinn, sagte Herr Jodl mit ernstem Nachdruck.

Aber Bangka-Zinn gebe es seit Monaten nicht mehr, erwiderte Mürztaler.

Ja nun, es wachse nicht auf dem Potsdamer Platz, meinte Herr Jodl, der keine Vorstellung davon hatte, wo er Bangka hätte suchen müssen. Man müsse schon verstehen, es aufzutreiben.

Hm, lächelte Mürtzaler, er habe gerade für das nächste Quartal Zinn gekauft.

Zinn? So?

Ja.

Bangka-Zinn?

Selbstverständlich.

Na also.

Noch am gleichen Tag schrieb Mürtzaler einen kurzen Bericht über die zunehmende Schwierigkeit, Zinn für die Dosenlöterei zu beschaffen. Bangka-Zinn sei praktisch überhaupt nicht mehr aufzutreiben, weshalb er es für nützlich halte, erstens eine Zinn-Aufbereitungs- und Reinigungsanlage einzurichten und zweitens überhaupt auf eine andere technische Methode der Dosenherstellung hinzuwirken. Diesen Bericht gab er Doktor Flöter.

Der Meister meldete sich nicht wieder, obwohl die Situation für ihn von Stunde zu Stunde angespannter werden mußte. Als Mürtzaler zufällig einem Lagerarbeiter begegnete, der damit zu tun hatte, fragte er und erfuhr, daß Herr Jodl Zinn zur Verfügung gestellt habe.

Bangka-Zinn?

Der Arbeiter hob zweifelnd die Schultern.

Weiß nicht. Steckt ja keiner drin, nicht.

Sollte Jodl sich für dringende Fälle einen kleinen Vorrat angelegt haben? Sollte Jodl ganz gewöhnliches Zinn... Weshalb aber? Soviel weiß er doch selber.

Und drei Tage darauf wurde Mürtzaler zur Direktion gerufen.

Als er die versammelten Herren und deren Gesichter sah — es waren die beiden Direktoren anwesend, der technische und der kaufmännische, Doktor Flöter, der Betriebsleiter und Herr Jodl — wußte er, was gepfiffen werden sollte. Man bat ihn, Platz zu nehmen. Und dann richtete der technische Direktor das Wort an ihn. Man sei aus sehr ernstem Anlaß gezwungen worden, sich zusammenzusetzen. Das Zinn, das seit einigen Tagen in der Dosenlöterei verwendet werde, das neue Zinn für das kommende Quartal, habe sich als unbrauchbar herausgestellt. Beinahe fünfzig Prozent aller Dosensätze, die mit ihm gelötet wurden, seien im Kälterezipienten aufgesprungen, also bei der Prüfbelastung zerstört worden. Man habe Zinnproben analysiert und Antimonbeimischungen und starke Verunreinigungen festgestellt. Die Dosenlöterei könne nicht arbeiten. Man komme mit der Auflage in Rückstand. Wenn dieses Vorkommnis außerhalb des Betriebes bekannt werde, heiße es ohne weiteres Sabotage, und das sei auch verständlich. Man wisse, daß er, Mürtzaler, nicht habe sabotieren wollen, aber er habe auf jeden Fall fahrlässig gehandelt, habe nicht alle Sorgfalt und Mühe aufgeboten, um das unbedingt erforderliche Bangka-Zinn zu bekommen.

Mürztaler, zunächst ein wenig schockiert, sah jetzt beinahe belustigt von einem der Herren zum andern. Jeder hielt, wie in einer Trauerversammlung, seine Miene vorsätzlich und ein wenig angestrengt in ernstem Ausdruck. Auch Herr Jodl, prächtig anzusehen, ein imponierender, würdevoller Herr, saß wie ein bekümmelter Richter da. Mürztaler hätte ihm gern zugezwinkert, so ganz unauffällig aus einem Auge, aber Herr Jodl sah ihn nicht an.

Jetzt sprach der kaufmännische Direktor.

Man müsse sich vor Augen halten, sagte er milde und versöhnlich, daß der Pilot, daß die Besatzung des Flugzeuges unmittelbar von der Zuverlässigkeit der Bordgeräte abhängen. Jeder, der in die Maschine steige, vertraue ihr und ihren Organen sein Leben an. Ein Instrument, das versage, könne also zum Mörder werden an den Menschen, denen gar nichts anderes übrig bleibe, als sich auf Maschine und Geräte zu verlassen. Aber nicht das Instrument habe dann gemordet, sondern einer von denen, die nicht alles getan hätten, es so vorzüglich wie nur möglich werden zu lassen. Und das könne natürlich auch der Kaufmann, der Einkäufer des Metalls sein. Deshalb habe jedermann die Pflicht, sich ganz genau an die technischen Vorschriften zu halten.

Am feindseligsten äußerte sich Doktor Flöter, sonst ein konzilianter Mann, der Mürztales Fragen immer mit einem gewissen akademischen Wohlwollen bereitwillig und freundlich beantwortet hatte.

Hier habe sich eine Auffassung — und sogar schriftlich — geäußert, meinte er, die völlig untragbar sei. Für das Lötten der Dosensätze sei nur eine einzige Zinnqualität ausreichend, Bangka-Zinn. In vielen, lange zurückliegenden Versuchen habe man das einwandfrei festgestellt. Man sei auch dem Grund nachgegangen und habe durch hunderte von Analysen herausgefunden, daß Bangka-Zinn reines Zinn sei, fast völlig reines Zinn, als einziges von allen Sorten. Die Spektralanalyse trüge nicht. Herr Mürztaler habe davon durchaus Kenntnis gehabt, eine bessere Kenntnis als mancher andere Mitarbeiter des Hauses. Es sei deshalb umso erstaunlicher, wenn er nun plötzlich verkünde, Bangka-Zinn gebe es nicht mehr, und wenn er Vorschläge mache, die man geradezu als Verhöhnung der bisher geleisteten Arbeit ansprechen könne. Eine Aufgabe sei eine Aufgabe. Wenn der Lösung keine Schwierigkeiten entgegenständen, könne man überhaupt nicht von einer Aufgabe reden. Er als Wissenschaftler kenne das Wort unmöglich nicht. Unmöglich sei es, unmöglich zu sagen. Er halte es jedenfalls für untragbar, daß eine lange, sehr wichtige, für das Flugwesen unmittelbar bedeutsame Entwicklungsarbeit von einer Beschaffungsschwierigkeit torpediert werden solle.

Mürztaler fragte völlig ungerührt, ob man Analysen von Proben des von ihm beschafften Zinns hergestellt habe.

Ja, selbstverständlich, antwortete Doktor Flöter.

Es sei möglicherweise nicht selbstverständlich, sagte Mürztaler. Ob weitere Analysen gemacht würden?

Man habe ja leider gar kein anderes Zinn als das von ihm beschaffte! empörte sich Doktor Flöter.

Mürztaler sah zum ersten Mal die Augen des Herrn Jodl, und für einen Sekundenbruchteil trat in ihren Blick an die Stelle der richterlichen Selbstsicherheit — so schien es ihm — pure, nackte, blanke Angst. Jodl hat Kinder, überlegte Mürztaler, Jodl hat die guten Beziehungen und Jodl hat recht. Dann wiederholte er die Frage nach den Analysen, und der Betriebsleiter bestätigte, daß von allem Zinn Proben entnommen worden seien, und daß man laufend Analysen mache.

Damit begnügte sich Mürztaler. Aber der technische Direktor wollte wissen, ob er das jetzt vorliegende Zinn als Bangka-Zinn gekauft habe.

Nein, antwortete Mürztaler, er gebe zu, gegen eine sehr wichtige Betriebsanordnung verstoßen zu haben.

So, also das gebe er zu!

Ja, aber er glaube trotz der schlechten ersten Erfahrungen, daß das Zinn, es sei bolivianisches, sich für die Dosenlöterei recht gut eigne. Er glaube, daß sich das schon mit den nächsten Analysen herausstellen werde. Er habe sich sehr tüchtig und erfolgreich gefühlt, dieses gute Zinn überhaupt noch zu bekommen.

Doktor Flöter wollte auffahren, aber der technische Direktor hatte noch eine andere Frage, und zwar an Herrn Jodl.

Ob Herr Jodl es sich zutraue, Bangka-Zinn zu beschaffen?

Einen Augenblick zögerte der Angesprochene, einen Augenblick sah er beinahe flehend seinen gefährlichen Gegner an. Dann antwortete er mutig: Ja.

Was er dazu sage, wandte sich der Direktor an Mürztaler, der nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte.

O, antwortete er, Herr Jodl ist ein ungewöhnlich tüchtiger Mann. Ich kann mich selbst am besten davon überzeugen. Er ist ein überaus tüchtiger Mann. Er treibt das Metall dort auf, wo es sich befindet. Er tut genau das, was Herr Doktor Flöter wünscht. Er würde sich schließlich selbst nach Bangka aufmachen, um das richtige Zinn heranzuschaffen.

Herr Jodl wurde um einen Grad bleicher, Herr Doktor Flöter bekam einen roten Kopf, und die andern drei Herren grinsten. Es wurde beschlossen, die nächsten Analysen abzuwarten, das Löten danach probe-weise wieder aufzunehmen, falls das Ergebnis besser ausfallen sollte, und Herrn Jodl zu beauftragen, sofort Bangka-Zinn zu beschaffen.

Einige Wochen später erhielt Mürztaler seine Einberufung zum Kriegsdienst. Er war nicht mehr uk.-gestellt.

Als er sich verabschiedete, drückte ihm Herr Jodl lange und herzlich, Glück und Beinbruch wünschend, die Hand, und dann sagte er mit einer ganz echten Trauermiene:

Ich bedaure es sehr, es schmerzt mich außerordentlich, daß gerade Sie uns verlassen müssen.

Ja, nickte Mürztaler, na es ist nicht zu ändern. Ich hätte es ändern können, aber mir fiel rechtzeitig ein, daß es immer weiter, Woche um Woche darum gehen wird, Bangka-Zinn zu beschaffen. In einem Jahr noch und womöglich — der Himmel erbarme sich — in Jahren noch. Und das können nur Sie. Denken Sie, ich werde nichts mehr damit zu tun haben. Ich habe in der halben Stunde viel gelernt.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Zum Tode des Don Rafael Altamira

Unlängst starb 84 Jahre alt in Mexico der spanische Historiker und Rechtsgelehrte Rafael Altamira y Crevea. Eine Presseagentur meldete seinen Tod in wenigen und noch dazu korrekturbedürftigen Zeilen. Ein Zeichen, wie an der Nachrichtenbörse die Notierungen für menschliche und kulturelle Werte gesunken sind. Denn Altamiras wissenschaftliche und pädagogische Bedeutung und seine Arbeit für den Friedensgedanken reicht weit über das spanische Sprachgebiet hinaus.

Meine erste Begegnung mit diesem großen Spanier wurde mir zu einem nachhaltigen Erlebnis. Es war im Herbst des Jahres 1908, als mich eine meiner frühesten Fahrten durch Spanien nach Oviedo, der Hauptstadt der Provinz Asturien führte. Der Zufall wollte, daß ich das antike Ovetum in vollem Jubel antraf. Oviedo beging die Dreihundertjahr-Feier seiner Universität. Das fein herausgeputzte Städtchen schien vor freudiger Erregung ganz verwirrt zu sein. Am hellen Tage wurden auf dem Hauptplatz unter den Klängen der Stadtkapelle Raketen und Leuchtkugeln zum blauen Himmel gesandt und bunte Feuerräder abgebrannt. Es sollte wohl die knatternde und zündende Begleitmusik zu dem Feuerwerk romanischer Beredsamkeit sein, denen die geehrten und gelehrten Gäste von nah und fern auf Empfangen, Banketten und in den Hörsälen ausgesetzt waren.

Ein Colloquium mit dem Herrn Professor Don Rafael Altamira erschloß mir den Geist, der die Universität Oviedo zu jener Zeit über die meisten spanischen Hochschulen hinaushob. Nicht lange vor der Jahrhundertwende hatte die bis dahin ein Aschenbrödel-Dasein führende Lehrstätte es gewagt, sich aus den Fesseln der überall versagenden Staatsverwaltung zu lösen. Auf Grund einer Autonomie, die sich selbst verliehen, gewann die Universität die Freiheit, ihren Wirkungsbereich zu erweitern. Der enge Fakultätenkreis wurde ausgedehnt, eine praktische Schule für „juristische und soziale Studien“ angegliedert und eine Volksakademie mit unentgeltlichen Kursen für Arbeiter ins Leben gerufen. Ein Lehrkörper von seltener Aufopferungsfähigkeit setzte seinen Ehrgeiz darein, die zuvor verkümmerte Alma Mater geradezu zu einer Quelle der Erneuerung des spanischen Unterrichtswesens zu machen. Die von der althergebrachten Schablone und Routine befreite Hochschule fand im ganzen Lande Gönner und Förderer und materielle Unterstützung auch aus den Kreisen ehemaliger Schüler in Lateinamerika.

Die Seele dieses kulturellen Emanzipationsprozesses, der sich beispielhaft an der Universität Oviedo vollzog, war zu jener Zeit der in der Vollkraft seines Schaffens stehende Don Rafael Altamira. Bereits hatte er sich als Historiker mit den ersten Bänden seines Hauptwerkes „Die Geschichte Spaniens und der spanischen Zivilisation“ einen Namen gemacht. Die traditionelle Geschichtsschreibung Spaniens bewegte sich allzusehr in den ausgefahrenen Bahnen der Katologisierung äußerer Ereignisse des nationalen Lebens und der Verherrlichung dynastischer Ruhmesleistungen. Als Forscher beschreitet nun Altamira, den Spuren eines Ranke und eines Lamprecht folgend, neue Wege. In seinen Studien geht er den Ursachen der politischen und ökonomischen Probleme und ihrer Wandlungen auf den Grund. Seine soziologisch vertiefte Darstellung umschließt die interessanten Zusammenhänge zwischen dem Leben, den Sitten und Bräuchen des Volkes und den Schöpfungen in Literatur und bildender Kunst. Aufstieg und Niedergang der spanischen Herrschaft und Kolonialpolitik erscheinen in kritischer Beleuchtung.

Bald wurde Altamira nach Madrid auf den Lehrstuhl für Geschichte und vergleichende Rechtswissenschaft berufen. — Im Jahre 1920 empfing er vom Rat des

Völkerbundes den Auftrag, mitzuwirken an der Ausarbeitung des Statuts für den Internationalen Gerichtshof in Haag, dem er dann zweiundzwanzig Jahre als Mitglied angehörte. Nach dem Siege des Faschismus über die Republik teilte Altamira mit der Elite des spanischen Geisteslebens die Bitternis des Exils. Das schwere Schicksal der Heimatlosigkeit, das der Greis mit Würde trug, wurde noch vor dem Ende seiner reicherfüllten Tage durch eine Ehrung besonderer Art erhellt. War ihm doch eine hohe Anerkennung für die hingebende Arbeit zugesichert, die er neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit dem Dienste am Pazifismus geleistet.

Im Frühjahr dieses Jahres fanden sich die Hochschulen und andere wissenschaftliche Institutionen Lateinamerikas zusammen, um Altamira für den diesjährigen Friedens-Nobelpreis vorzuschlagen. Der Aktion, die von einem Komitee in Mexico ausging, schlossen sich führende Kulturzentren in den Vereinigten Staaten, so die Carnegie-Stiftung, und eine Reihe namhafter Persönlichkeiten an, darunter die Nobelpreisträgerin Gabriela Mistral und der Generaldirektor der UNESCO Jaime Torres Bodet. Die Begründung des formellen Antrags führt unter anderem eine Literatur von nicht weniger als sechzehn, zum Teil umfangreicher der Friedensarbeit gewidmeter Publikationen Altamiras auf. Doch kaum war seine Kandidatur für den Friedens-Nobelpreis proklamiert, schloß der um die Wissenschaft, um die Bildung und Erziehung seines Volkes, wie um die Sache des Weltfriedens und des Internationalen Rechtes so hochverdiente spanische Gelehrte die Augen.

Das wahre Spanien hat wiederum den Verlust einer seiner vorbildlichen schöpferischen Gestalten zu beklagen. Historiker in aller Welt sind der Forscherarbeit dieses Spaniers zu großem Dank verpflichtet. Und künftigen Generationen seines Vaterlandes bleibt es vorbehalten, den Geschichtsschreiber unter die hervorragenden Figuren der spanischen Geistesgeschichte einzureihen und so dem Lehrmeister wissenschaftlichen Denkens, wie dem Erzieher zur Humanität und freiheitlichen Gesinnung das monumentum aere perennius zu setzen.

Fritz Wahl

Hundert Jahre „Der Bund“

Am 19. September 1950 feierte die weit über die Schweizer Landesgrenzen hinaus bekannte und hochgeachtete unabhängige Berner Tageszeitung „Der Bund“ ihren 100. Geburtstag. Dieses Jubiläum, in dem sich die erfreuliche Kontinuität des schweizerischen politischen Lebens ausdrückt, nahm der Verlag zum Anlaß der Herausgabe einer reich illustrierten Festschrift, deren ansprechende Form Dr. Max Grütter besorgte (Bern 1950, Verlag „Der Bund“ und Buchdruckerei-Aktiengesellschaft, 170 Seiten).

Es ist ein stolzer Rechenschaftsbericht, den der „Bund“ hiermit ablegt. Drei gut eidgenössische Geburtshelfer riefen ihn ins Leben: das Auslandsschweizertum, das erste Parlament des jungen Bundesstaates und schließlich — last but not least — die Tatkraft eines idealistischen Unternehmers. Die geistige Geburt des „Bund“ erfolgte an der Regentstreet in London im Jahre 1847, als ein Kreis junger Auslandsschweizer lebhaft den Gedanken diskutierte, eine „Schweizer Times“ zu schaffen — eine Zeitung, die in unabhängiger, liberaler Haltung über die Kirchttürme kantonaler oder parteipolitischer Interessen hinweg die großen Konstanten einer weltaufgeschlos-

sen Schweizer Politik vertreten sollte. Das Blatt sollte aber auch gleichzeitig die Brücke zum Auslandsschweizertum und zum Ausland überhaupt darstellen und ein klares, wahrhaftiges Bild der Heimat zeichnen. Unter den jungen, von dieser Idee begeisterten Menschen befand sich auch der Bündner Dr. Andreas Rudolf von Planta, der zwei Jahre später als Nationalrat im Berner Bundesparlament den Gedanken wieder aufnahm, nachdem der Plan zunächst in den Wirren des Sonderbündlerkrieges untergegangen war. Es gelang Dr. von Planta, zahlreiche Mitglieder der Bundesversammlung für sein Vorhaben zu gewinnen und die „Gründung eines außerhalb der Parteien stehenden, großen Zentralorganes, welches die Verhandlungen getreu wiedergeben, die Bundesgesetze und Beschlüsse sachgemäß erörtern, über die Beschlüsse des Bundesrates wahrheitsgetreu berichten und die eidgenössische Politik auch nach außen würdig vertreten sollte“ — wie es in einem zeitgenössischen Protokoll heißt — nahm Gestalt an. In dem jungen, wagemutigen Buchhändler und Verleger Louis Jent aus Solothurn fand der „Bund“ einen Herausgeber, der es verstand, in kurzer Zeit einen weiten Kreis von hervorragenden Mitarbeitern um das Blatt zu scharen, unter denen sich mehrere

bedeutende Schweizer Politiker und Militärs befanden, wie etwa Bundesrat Stämpfli oder General Ulrich Wille.

Aber auch die Größen des schweizerischen Geisteslebens kamen in den Spalten des „Bund“ oft zu Worte. So gehörte der Dichter Gottfried Keller zu den politischen Mitarbeitern, und in fünf herzerfrischend freimütigen Artikeln unterwarf er 1860 anlässlich der Nationalratswahlen die zürcherischen „Mächte der Überordnung“ einer scharfen Kritik. Mit spitzer Feder trat „der Gottfried“ — wie die Züricher Presse Keller nannte — für einen demokratischen Liberalismus ein, der für die engstirnige Dogmatik der Parteileute nur humorvollen Spott übrig hatte. In die gleiche Zeit, Herbst 1860, fällt auch die Veröffentlichung des „Fähnleins der sieben Aufrechten“ im Feuilleton-Teil des „Bund“, in dem zuvor schon mehrere Gedichte Kellers und ein Prolog zu den Berner Schiller-Feiern publiziert worden waren. Ein weiterer hochgeschätzter Mitarbeiter des „Bund“ war der mit Keller und Salomon Bleuler befreundete Dichter Heinrich Leuthold, der unter anderem eine Artikelfolge „Die Schweiz und Deutschland“ für den politischen Teil zur Verfügung stellte, in der so manches damals Notiertes noch heute Gültigkeit besitzt.

Als 1880, zwei Jahre nach Leutholds Tod, dessen Gedichte in zweiter Auflage erschienen, besorgte Carl Spitteler die Rezension im „Bund“. Von diesem Zeitpunkt an tauchte Spittelers Name des öfteren in den Spalten des Blattes auf, und zahlreiche literarische oder kulturpolitische Beiträge im „Bund“ oder in dem vom gleichen Verlag herausgegebenen „Sonntagsblatt“ stammen aus seiner Feder. Auch in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende findet man zahlreiche bekannte Namen des schweizerischen oder ausländischen Geisteslebens im „Bund“ vertreten. Es seien hier nur genannt: Wilhelm August Corrodi, Ernst Zahn, Ricarda Huch, Robert Walser, Gottfried Bohnenblust, Hermann Hesse oder die bedeutenden Wissenschaftler Eugen Huber — der Schöpfer des Schweizer Zivilgesetzbuches — und der in der Ökumenischen Bewegung führende Theologe Adolf Keller. Auch Johann Rudolf Rahn verdient erwähnt zu werden, der Verfasser der ersten schweizerischen Kunstgeschichte, der 1878 mit längeren Beiträgen zu grundsätzlichen Fragen der Wandmalerei im „Sonntagsblatt“ Stellung nahm. Schließlich sei auch auf Hermann Stegemann hingewiesen, dessen Kriegsberichte

dem „Bund“ während des ersten Weltkrieges überall und gerade in Deutschland große Beachtung und Sympathie sicherten. Aber wenn man all diese klangvollen Namen nennt, muß man abschließend festhalten, daß es sich dabei nur um eine eng begrenzte Auswahl aus der großen Zahl hervorragender Mitarbeiter handelt, die durch ein Jahrhundert den „Bund“ auf einem für eine Tageszeitung erstaunlich hohen geistigen und moralischen Niveau gehalten haben.

Wichtigstes Anliegen des „Bundes“ war jedoch — was ja schon in seinem Namen durchklingt — die stetige Pflege und Vertiefung eines gesunden, wohlfundierten Staatsgefühls. Diese Zielsetzung wurde auch in der ersten Nummer des „Bundes“ in einem programmatischen Leitartikel umschrieben, in dem es u. a. heißt: „Bis dahin hat es an einem publizistischen Organ gefehlt, das sich zum vorherrschenden Zweck gesetzt hätte, die veränderte Gestalt der Eidgenossenschaft immer mehr zum Bewußtsein zu bringen, die Errungenschaften von 1848 zu erhalten und zu verteidigen und zugleich die aus denselben resultierenden Entwicklungen zu unterstützen — mit einem Worte: die eidgenössische Politik zu vertreten... Unsere Aufgabe sei es: das Gewordene ohne Rückhalt anzuerkennen und die in ihm liegenden Keime weiterer Fortentwicklung zu nutzen zum Heile der Eidgenossenschaft und der Kantone. Daran folgt von selbst, daß alle diesem Zweck heterogenen Elemente bekämpft sein müssen, und zwar ohne Ansehen der Herkunft.“ Diesen verpflichtenden Worten ist der „Bund“ bis zum heutigen Tage treu geblieben. Während seines hundertjährigen Wirkens hat er stets mutig und aufrecht die Idee der föderativen, demokratischen Republik gegen jede Bedrohung von rechts oder links verteidigt und sich aber auch furchtlos den Mächten entgegengestellt, die den Bestand der Eidgenossenschaft von außen her gefährdeten.

Die Auseinandersetzung mit dem totalitären Staat begann für den „Bund“ schon vor dem faschistischen „Marsch auf Rom“. Jahrzehnte zuvor verurteilte er die kleinen und großen Autokraten und ihre „Weltanschauungen“. So fanden weder das „persönliche Regiment“ Napoleons III. noch die „absolute Herrschaft des politischen Systems der Jesuiten“ in seinen Spalten eine freundliche Aufnahme, und mit großer Schärfe wandte er sich gegen die „fulminanten Reden und Predigten“ Kaiser Wilhelm II. oder die „moskowitzischen Reak-

tionen“ des Zaren. Es lag daher in der Tradition des Blattes, ebenso schonungslos die Diagnose über die politischen Krankheitserscheinungen in den Nachbarstaaten, insbesondere Italien und Deutschland, zu stellen. So schrieb der Bund im Frühjahr 1939: „Gleichberechtigung, Lebensraum, Belange — dies sind die Worte, mit denen heute die Achsenpolitik immer wieder operiert. Es sind Kautschukbegriffe, in denen im gegebenen Moment alles Platz finden kann.“ Wenige Monate später fand der Zweite Weltkrieg darin Platz.

Trotz der Behinderung des freien Wortes durch die Pressekontrolle fand der „Bund“ in den Kriegsjahren immer wieder eine Möglichkeit, seinen Lesern ungeschminkt die Meinung über die Vorgänge im Norden und Süden zu sagen. Diese unbeugsame Haltung führte dazu, daß am 9. Juli 1940 der Presseattaché der deutschen Gesandtschaft die Redaktion des „Bund“ aufsuchte und die sofortige Entlassung des Chefredakteurs Ernst Schürch verlangte, da andernfalls eine komplette Nachrichtensperre über das Blatt verhängt werden würde. Man zeigte dem Presseattaché die Türe und wenige Tage später gab der „Bund“ in aller Öffentlichkeit seine Antwort: es gebe Grenzen, die unter allen Umständen verteidigt werden müßten, und dazu gehöre, daß „wir die innere schweizerische Hausordnung selber bestimmen“. Aber auch in der Schweiz gab es Kreise, die dem „Bund“ einen Maulkorb vorbinden wollten. In der am 15. November 1940 dem Bundesrat vorgelegten vielberedeten „Eingabe der 200“, deren Initianten für eine Politik des „appeasement“ und der Nachgiebigkeit gegenüber den Achsenmächten eintraten, wurde die „Ausschaltung jener an verantwortlichen Pressestellen wirkenden Personen“ gefordert, die „einen für das Wohl und das Ansehen des Landes verhängnisvollen Kurs gesteuert haben“. In einer früheren Version dieser Eingabe aus dem Sommer 1940 war die sofortige Eliminierung der Chefredakteure der „Basler Nachrichten“, Albert Oeri, des „Bund“, Ernst Schürch, und der „Neuen Zürcher Zeitung“, W. Bretscher, verlangt worden sowie die Unterdrückung der Basler „National-Zeitung“ und der Wochenschrift „Nation“ — gerade derjenigen Zeitungen und Schriftleiter also, deren objektive Berichterstattung, aufrechte Haltung und menschlich saubere Kommentierung des Geschehens für viele Menschen in den damals unterdrückten Teilen Europas Trost und Hoffnung war. Ihr Verhalten bedeu-

tete gerade für die deutschen Widerstandskreise Stärkung und Ermutigung. Das schamlose Verhalten der nazistischen Mitglieder der deutschen Gesandtschaft in Bern, Trump und von Bibra, der Schweizer Presse gegenüber ist eines der schimpflichsten Kapitel nationalsozialistischer Anmaßung.

Auch heute verteidigt der „Bund“ in seinen Spalten die schweizerische Hausordnung, dieses Mal gegen die totalitäre Bedrohung aus dem Osten und die Söldlinge Moskaus im eigenen Lande. Bereits im März 1943, als die Erfolge der sowjetischen Armeen viele über die Gefahren hinwegtäuschten, die im Gefolge der roten Fahnen dem Westen näherrückten, schrieb der „Bund“, daß die „erdrückende Mehrheit des Schweizer Volkes den Kommunismus als Ideologie und Staatsform ablehnt, immer ablehnen wird“. Es komme jetzt auf die Festigkeit des eigenen schweizerischen Standortes an, und jede „von außen beeinflusste Konjunkturpolitik, gleich welcher Färbung“ müsse entschieden abgelehnt werden. Und mit diesen Maßstäben hat der „Bund“ seither das Geschehen im Osten, in den „Volksdemokratien“ gemessen und verurteilt.

Durch seine objektive Berichterstattung und mutige Kommentierung des Geschehens im In- und Ausland hat der „Bund“ in seinen Spalten die besten Traditionen liberalen Denkens und schweizerischer Pressearbeit lebendig erhalten. In dankbarer Anerkennung des bisher Geleisteten möchten wir der Redaktion des „Bund“ für das zukünftige Wirken von Herzen alles Gute und viel Erfolg wünschen.

Jürgen Pechel

Zu neuen Gedichten von W. Lehmann

Daß im gegenwärtigen Zustand der Welt Gedichte entstehen und Gedichte gelesen werden, hat besondere Bedeutung. Nie sind Gedichte gemacht worden, weil es gerade besonders leicht war, welche zu machen, sondern sie entstanden immer gegen die Zeit, immer trotzdem. Heute erscheint es völlig närrisch, Verse zu schreiben, Verse zu veröffentlichen, Verse zu lesen. Warum? Und warum gibt es immer wieder Menschen, die sich mit Gedichten närrisch machen?

Die Zeit wird äußerlich von der Technik, innerlich von einem verfeinerten, geistlichen Bewußtsein beherrscht, das seelische Werte, seelische Tiefe gern leugnet. Aus dieser Schicht aber wächst das musische Werk, das Gedicht. Im Lärm

dieser bewußtseinswachen technischen Zeit dauert der dichterische Ton beharrlich aus. Wie das Lied des Rotschwanzes im Maschinensaal zu hören ist, so ist der dichterische Ton da, ein paradoxer Laut, aber ein Urlaut. Der Dichter ist vielfach totgesagt worden. Die marxistische Ideologie bezeichnet ihn als Überbleibsel aus der bürgerlichen Welt. Heute sei er ersetzt durch den Schriftsteller, dem der totale Staat seinen Auftrag gibt. In vielen Varianten kehrt diese Totsagung des Dichters auch in der westlichen Welt wieder. Demgegenüber ist zu betonen, daß die Schichten, aus denen der Dichter lebt, zu dem dauernden Teil der Welt gehören, auf den Ideologien und politische Mächte im Grunde nicht einwirken. (Wo sie es dennoch tun, ist meist nicht nur die Politik, sondern auch der Dichter schlecht.)

Der Dichter ist heute unpopulär. Man weiß vielfach nicht, was er soll. Diese Verlegenheit ist die gleiche, wie der moderne Mensch sie seinen unbewußten Regungen gegenüber empfindet, z. B. seinen Träumen. Trotz aller Technik, trotz allem Bewußtseinsstolz kommen Nacht für Nacht diese unsinnigen Bilder über ihn. Er schiebt das alles beiseite, es ist so unzeitgemäß, und er schiebt auch den Dichter beiseite. Die Psychiater wissen, daß die modernen Neurosen in diesem Beiseiteschieben ihre Wurzeln haben. Die Zeit, die den Dichter beiseiteschiebt, ist irgendwo neurotisch. Aber es ist ein Zeichen elementaren Gesundungswillens, daß immer wieder das Gedicht und der Dichter nach vorn drängen, zur Ganzheit des Lebens aufrufen.

Dieser allgemeine Aspekt gilt gerade Wilhelm Lehmann gegenüber. Er ist nicht populär. Nur wenige kennen ihn, wenige wissen, was er zu sagen hat. Lehmann hat einen vornehmen Ruhm, hat Hans Carossa gesagt. Das ist richtig. Lehmann vertritt die Urgestalt des Dichters in reiner Form. Das soll gar nicht heißen, alle seine Gedichte seien vollkommene Gebilde. Aber als Erscheinung im ganzen ist Lehmann ein Beispiel, wie heute der Dichter in der Zeit steht und von woher (heute wie immer) dichterische Aussage wächst. Man erblickt diesen Mann selten oder nie auf den Podesten, vor den Mikrofonen, wo disutiert wird. Er liebt die Öffentlichkeit nicht. Im Zustande der Schwangerschaft verbergen wir uns, liest man bei Nietzsche. Das Dichterische steht jenseits von Rechenschaft und Beweis. Es ist ein innerlicher Erfahrungsprozeß und kann kaum an einen Menschen übermittelt wer-

den, der nicht den gleichen Erfahrungsprozeß durchlaufen hat.

Lehmann legt neue Gedichte vor, einen Band mit 37 Stücken unter dem Titel „Noch nicht genug“ (Tübingen 1950, Heliopolis-Verlag, 46 Seiten).

Was bedeutet die Formel der Unersättlichkeit an dieser Stelle? Ein Gedicht des Bandes hat diese Überschrift. Es beginnt: „Hast du noch nicht genug vom Bitteren der Welt gegessen? / Die Zeit ist um. Wasögerst du? / Versuchte ich, sie zu vergessen, / Sie strömte mir wieder zu.“ Das sind Worte eines Menschen im Alter, im Zustand hoher Erfahrung, in der sich Bitter und Süß gemischt haben. Was wird überwiegen? Das Gedicht schließt mit einem weltbejahenden Bild: Dohlen werfen dem Dichter den Wunschring zu. Er zieht ihn über den Finger und schwebt mit den Vögeln über die süße Erde. Die Welt strömt ihm wieder zu.

Aber dieses ‚Noch nicht genug‘ hat tiefere Bedeutung. Der Leser wird sie gewahr, wenn er das Buch im ganzen antworten läßt. Dichter wollen letzte, höchste Wirklichkeit ergreifen. Es treibt sie ins Herz der Welt, dorthin, wo ihr Blut strömt. Am Kleid, am bloßen zeitlichen Gewand liegt ihnen nichts. Und von dieser Berührung mit dem Herz der Welt hat der Dichter „noch nicht genug“. Da es ein unendlicher und unstillbarer Drang ist, dem er folgt, wird er nie genug haben, wird nie beruhigt dasitzen und sich im Besitz des Geheimnisses wähen, sondern weiterdringen, immer erneut dem Herz der Dinge nachdrängen. Noch nicht genug zu haben, ist, so verstanden, das dichterische Urgefühl der Welt gegenüber.

Auffallend häufig begegnen wir auch in diesem Schub Lehmannscher Gedichte mythischen Gestalten und Figuren aus dem Märchen. Daphne und Apoll, Isolde und Tristan, Jorinde und Joringel, Odysseus, Jupiter und Danae erscheinen. Sie treten nicht kostümiert auf, sie zeigen sich nackt, das heißt, sie drängen nur als wesenhafte Gestalten ins Gedicht. Auch Figuren aus der Opern- und der Literaturgeschichte treten in diesem Sinne ins Gedicht ein: Eichendorff, Peter von Provence, Bassanio und Don Giovanni werden zu symbolischen Siegeln, reizvoll für den Leser, der den Schlüssel zur Hand hat, sie zu enträtseln. Zuweilen überschreitet Lehmann mit dieser Gestaltbeschwörung die Grenze der symbolischen Allgemeinbildung. Es treten Figuren auf, die man nicht kennt. Prinz Florizel, Jachimo und Imogen, Huon

von Bordeaux — da muß mancher Gebildete zum Lexikon greifen. Dies darf man anmerken, ohne den tiefen Sinn zu verkennen, den bei Lehmann die Wendung ins Mythische hat. Wie vollzieht er diese Wendung? Am Beispiel sei es gezeigt:

Fliege summt und Wasser schwätzt,
Ammer, die den Schnabel wetzt:
Sagt den Spruch mir, der euch feilt.
Stille, still, es schläft die Zeit.
Bleibe, tiefer Augenblick!

...

Land der Patriarchen. Kühe
Zieh die Füße durch das Gras,
Wie in grauer Völkerfrühe
Schäumt im Eimer weißes Naß.

Unter Buchen Sonnenkringel.
Schwermut wird zu leichtem Sinn,
Zu Jorinde und Joringel
Melkersknecht und Melkerin.

So heißt es in dem Gedicht 'Tiefer Augenblick'. Was besagt diese Impression und was besagt insbesondere der Übergang in das Märchenmotiv? Hier wird ein Augenblick erlebt. Er ist beschrieben, als irdischer, klar empfundener Moment tritt er ins Auge. Und nun kommt diese seltsame Überblendung in die Märchenpersonen. Ist das ein surrealistischer Scherz? Bei Gott nicht. Aber wo Dichtung einen Sinn hat, führt sie über die äußere Zeit, das realistische Inventar hinaus. Der Dichter lebt im 'tiefen Augenblick', das heißt im Traum-Mittelpunkt der Welt, dort wo die Gestalten und Dinge ihren unzerstörbaren Leib zeigen. Darum ist es kein Spiel mit Märchengewändern, wenn der Melker und die Melkerin sich in Jorinde und Joringel verwandeln. Der Dichter ist auf der Welt, um unter dem irdischen Kleid, das wir tragen, die innerste Natur, den 'clarifizierten Leib', von dem die Mystiker sprachen, sichtbar zu machen. Und immer, wenn er sitzt und die Welt betrachtet, Tier und Pflanze, Falter und Wolke, dann geschieht es ihm, daß er aus dem wachen Beobachten plötzlich ins Träumerische gleitet. Dann sieht er unter dem irdischen Leib den Traumleib schimmern (oder wie man immer den göttlichen Kern nennen will). Dieses Übergleiten ist nun kein seelischer Spezialtrick für das lyrische Varieté. Es ist eigentlich ein Vorgang, der im gesunden Urzustand der menschlichen Seele etwas Normales gewesen sein muß, ein Ganzheitsvermögen, das heute in unserer Spezialistenwelt vielleicht wirklich nur noch die Dichter besitzen.

In dem Gedicht 'Das Wagnis' geht der Dichter über eine Nachkriegslandschaft, in deren Erde die Toten schlafen und wo der Schrott der Geschütze verwittert. Die mythische Wirklichkeit als die der höheren Ordnung ist auch in diesem ganz aus der Gegenwart gezogenen Erlebnis der Kern der Sache. Der Dichter geht nicht auf dem alten Eisen spazieren, um anklagerische Reden aufs Papier zu bringen. Kanonenrohre sind irdisches Erz, irdischer Rost. Im großen Ganzen gesehen liegt nicht viel an ihnen. Der Mythos des Lebens wird weitergesponnen, wird abermals gewagt. Er ist ja unendlich, ein Krieg ist nicht im Stande, ihn abzublasen. Im rostenden Rohr schläft der Schmetterling, das Seelentier, das mit schillerndem Flügel aus der Verpuppung der Welt steigt.

In diesem Sinn sind Lehmanns Gedichte zu lesen, in dieser Richtung öffnen sie sich. Gedichte sind nichts Beweisbares, man kann sie niemandem mit Argumenten einhämmern. Darum sind ja Diskussionen über Lyrik so widersinnig. Aber Richtung darf gewiesen werden. Wer ein Licht schimmern sieht, kommt ihm dann rascher näher.

Walter Schmiele

Die Rechtfertigung des Menschen

Als der 1923 aus der Sowjetunion ausgewiesene russische Philosoph Nikolai Berdjajew fünfundzwanzig Jahre später in Paris starb, standen Wert und Wirksamkeit seines Lebenswerks seit langem fest. Selbst die Machthaber des Kremls hatten den taktischen Fehler ihrer eignen Untat, der Auswurzelung dieses urrussischen Manns aus der Muttererde, begriffen und — abermals aus taktischen Erwägungen — dem Siebenzigjährigen die Rückkehr in die Heimat in Verbindung mit einem Lehrstuhl der „Geistlichen Akademie“ angeboten, was dieser um der Wahrheit und Reinheit seines Werkes willen nach schwerem Ringen schließlich abgelehnt hatte. Die Versklavung des Geistes durch das Sowjetregime, das nicht das russische Volk verkörpere, sei „das verhängnisvolle Ergebnis eines Totalitarismus“. Damit war der Bruch endgültig vollzogen, die Fortdauer der Verbannung aber als Auftrag Gottes von Berdjajew freiwillig anerkannt.

Das Tragische daran war die durch das umfangliche Werk ausgewiesene Tatsache, daß Berdjajew wohl der „russischste“ Russe der Emigration war — Erneuerer der gnostisch-christlichen Methaphysik der Ostkirche, Verteidiger der messianischen

Mission des russischen Geistes, Gläubiger der kommenden „neuen russischen Ära des Christentums“. So ist aus einem Schulphilosophen ein berufener Prophet geworden — das lebendige Gewissen russischer Prägung in dem Weltkonflikt unserer Epoche. Der wurzelstarke Christ sah den Kommunismus als eine Folge des Kapitalismus an, „der den Menschen zu Staub zermahlt, um ihn zum Werkzeug unmenschlicher Zwecke zu machen . . . Die Christen werden statt von den Sünden der Welt von ihren eignen Sünden sprechen müssen. Sie müssen aufhören, ihr eignes Versagen der Einwirkung von Kräften zuzuschreiben, die außerhalb ihres Einflusses liegen“.

Damit ist die Grundidee seines Lebens, die eine Grundidee seines Philosophierens war, gekennzeichnet. Sie ist „die Idee vom Menschen, von seinem Bilde, von seiner schöpferischen Freiheit und seiner schöpferischen Prädestination“. Berdjajews eigene Definition ist das Thema seines bedeutenden Werks „Das Ich und die Welt der Objekte. Versuch einer Philosophie der Einsamkeit und Gemeinschaft“, das 1933 entstanden, nun endlich auch in Deutschland (in der Übersetzung des slawischen Seminars der Universität Göttingen unter Leitung von Professor Maximilian Braun) erscheinen kann (Frankfurt a. M., Holle-Verlag, 261 S.)

Wer das in fünf Betrachtungen gegliederte Werk liest, wird die geistige Herkunft Berdjajews von Jakob Boehme ebenso erkennen wie seine aus Dostojewskis „Zeitverhaftung“ stammende Leidenschaft zur Auseinandersetzung mit der modernen Existenzphilosophie. Recht betrachtet, widerspricht das eine dem anderen nicht, ja jenes scheint geeignet, diesem den Hintergrund in aeternum zu geben. In diesem Sinne bleibt auch Dostojewski bei aller Zeitverhaftung seiner Polemik dem Ewigen zugewandt.

Berdjajew polemisiert nicht. Er definiert, und zwar so überlegen, daß z. B. Descartes berühmtem Satz: „Cogito, ergo sum“ (Ich denke, also existiere ich) die These entgegengestellt wird: „Ich existiere, umgeben von einer dunklen Unendlichkeit, und folglich denke ich. Ich bin vor allem ein Existierender.“ Das ist die Überwindung der reinen ratio durch das moderne Bewußtsein des Gesamtdaseins, welches das Ich, die Einsamkeit und die Gesellschaft in eine neue durchblutete Beziehung bringt. Berdjajews Darstellung dieses Komplexes giftelt in dem altväterisch-schlichten und

doch unwiderleglichen Satz: „Gott ist eben die Überwindung der Einsamkeit.“

Damit ist angedeutet, in welcher Weise sich „Das Ich und die Welt der Objekte“ mit der Existenzphilosophie auseinandersetzt. Berdjajew selbst betont, daß die fünf Betrachtungen seines Buchs der eigne Beitrag zur Existenzphilosophie sind. „Ich habe versucht, das eine Thema aller meiner Bücher in einem existenzphilosophischen Versuch zu begründen und zu erschließen . . . Es muß auf eine neue Weise begriffen werden, daß der Übergang zum Menschen der Übergang zu Gott ist. Das ist auch das Hauptthema des Christentums. Und die Philosophie des menschlichen Existierens ist eine christliche, eine gott-menschliche Philosophie.“ Solche Art des Philosophierens muß die von Christus der Welt geschenkte Nächstenliebe von neuem schöpferisch aktivieren. Die objektive Gefahr dieses Vorganges für den Bolschewismus, der eine „Philosophie“ des Hasses ist, hat Bucharin schon 1934 erkannt: „Die christliche Liebe, die sich an alle wendet, sogar an den Feind, ist der schlimmste Gegner des Kommunismus.“ Zwar ist Bucharin selbst längst „liquidiert“, doch nach seiner These handelt schweigend — Stalin.

So schließt sich der Ring. Berdjajew, der größte Russe aus der Gemeinschaft im Geiste, um deren Erneuerung er allezeit gerungen hat, ist gewiß ein östlicher Mensch. Die Auseinandersetzung der Gegenwart kann also nicht geographischen Ursprungs sein. Es geht vielmehr um die Rechtfertigung des Menschen, seiner Freiheit und seiner Verantwortung vor Gott und der Gemeinschaft der anderen Menschen. Es geht also um eine Renaissance der humanitas in deo, deren leidenschaftlicher Förderer und Förderer Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew war.

Gerhart Pohl

Neue Prosa-Bände

In André Maurois' Roman „Claire“ (Zürich, Rascher-Verlag, DM 14,50) hat der Leser ein Buch vor sich, das mit viel Umsicht, psychologischem Fingerspitzengefühl und sprachlicher Kultur aus der unerschöpflich fließenden Tradition des französischen Realismus geschöpft ist: ein ungemein gepflegtes Werk, das nach den modernsten literarischen Erfahrungen einen etwas veralteten Eindruck macht, das aber ein vorhandenes legitimes Bedürfnis nach Spannung und intimer Lebenskunde meisterhaft befriedigt. Maurois erzählt die

Geschichte einer schönen Frau, deren hochgespannte Geistigkeit das Stigma körperlicher Frigidität trägt und die nach schmerzhaften Enttäuschungen ihre egozentrische Sehnsucht nach dem „Land der Verheißung“, wie der französische Titel des Werkes lautet, in opferbereite Liebe und seelische Hingabe zu verwandeln vermag. Die Absicht des Autors, in den Gang der Handlung, deren Träger eher Typen als plastische Figuren sind, die Geschichte Frankreichs von 1900 bis 1945 hineinzu komponieren, ist in eindrucksvoller, wenn auch kinomäßiger Weise nur angesichts der älteren Zeit mit ihrem Milieu der „vornehmen Leute“ gelungen. Die Luft der neuesten Zeit mit deren besonderen geistigen Fragen weht nirgends. Zum Vorteil dieses Buches, welches darauf hinweist, daß das persönliche Schicksal seinen Platz gleichberechtigt neben der unmenschlichen Historie hat.

Während bei Maurois die rational-psychologisierende Linie vorherrscht bis zur Gefährdung des dichterischen Symbolgehalts, versucht der 1913 geborene, von der Lyrik herkommende Engländer George Barker die Leiden der Liebe in streng dichterischer, symbolischer Form zu behandeln („Der Dorn im Fleisch“. Berlin und Frankfurt/Main 1951, Suhrkamp-Verlag, 150 S. DM 7,50). Barker rückt eine schlecht und recht gezimmerte Kulisse von Handlung her — in eine junge, von Empfindlichkeit und Sündengefühl getriebene Ehe bricht ein erotisiertes Superweib — und vor diesem Klischee läßt er seinen Schmerz um die zerstörerischen Dämonien der Liebe, die in imposanter gnostischer Verdrehung der christlichen Auffassung als Ursünde und Abfall von Gott gedeutet wird, als genialischen Lyrismus ohne Steigerung und eigentlich auch ohne geistige Läuterung abrollen. Barkers Aussage, gekennzeichnet durch das typisch englische, seit der Donne-Renaissance forcierte Mischen spiritueller und sinnlicher Sprachelemente, beansprucht höchsten literarischen und existentiellen Rang. Ob dieses kühne, von P. G. v. Beckerath und Friedrich Podszus einfühlsam verdeutschte Unternehmen, das die Zeichen der Zeit erkannt hat, künstlerisch gelungen ist, darüber läßt sich mit Gründen streiten.

Der Geist des Katholiken Barker zeigt sich vom Schauer der Sexualität monomanisch und naturfeindlich beherrscht. Der spirituellen Seite der Liebe, ihrer helfenden, lebenspendenden Macht, begegnet man im Werk Gertrud von le Forts. In dem

Band „Die Tochter Farinatas“ (Insel-Verlag, DM 8,50), der neben der Titelerzählung die Erzählungen „Das Gericht des Meeres“, „Die Consolata“, „Plus ultra“ enthält, ist es die Liebe, welche, ausmündend in karitative Bereitschaft, die gottgewollte Ordnung inmitten der machthungsrigen Barbarei der Nur-Geschichte immer wieder sichtbar werden läßt. Gertrud von le Fort ist die Dichterin des menschlichen Herzens. Allein die Schlachten, die in ihm geschlagen werden, haben Gewicht. Die Geschichte, mehr musikalisch-effektiv als plastisch-deutlich verwandt, fungiert als Schaubühne christlicher Sittlichkeit. Der Stil der Dichterin, der am eindrucksvollsten und geschlossensten in der Erzählung „Plus ultra“ erscheint, ist mit Schiller „sentimentalisch“ zu nennen und verrät die Lyrikerin. Die Freude an der erzählerischen und zeitlichen Distanz, welche die Vorherrschaft einer Stimmung und eines Subjekts garantiert, die typisch von le Fort'sche Vorliebe für die stilisierte Musik der quasi-Chronik, die Fülle der Reflexionen, welche die Plastizität von Figur und Handlung verschleiern: das sind die Merkmale einer Kunst, der sich die Geschichte als eine Kette von Präfigurationen darstellt und die deshalb in einem tiefen Sinne aktuell zu sein vermag.

Um Überwindung der Geschichte geht es auch in Barbara Zaehles Roman „Der Verborgene“ (München 1951, Kösel-Verlag, 331 S. DM 12,50). Die Autorin, die sich mit ihrem Erstling, dem Erzählband „Weg in die Steppe“, bereits einen guten Namen gemacht hat, vermeidet erfreulicherweise das billige, konjunkturreligiöse Rezept. Der Gerichtsrat Bogner, der Held des Buches, sucht während der Nazi-Besatzung in Polen das Recht zu wahren; er muß infolgedessen durch alle Stationen der Demütigung und des Elends hindurch, und erst angesichts des Todes vermag er nach dem einzig verbliebenen, einzig tröstlichen Sinn, dem von drüben, zu greifen. Barbara Zaehle schreibt eine zügige, energische Feder; sie zeigt, daß sie packende Szenen und eine dichterische Atmosphäre schaffen kann. Als ein echter Zeitroman oder gar die beispielhafte Darstellung des deutschen Widerstandes kann und will das Buch allerdings nicht gelten. Dafür fehlt es ihm an der Breite von Anschauung und Fakten sowie an der nötigen geistigen und politischen, der im engeren Sinne historischen Vertiefung: der Nazismus, schemenhaft wie er hier gezeichnet ist, wächst nicht zu seiner gan-

zen brutalen Wirklichkeit heran. Die Handlung — sie weist kompositorisch einige blinde Motive auf — vereinsamt gegen Ende zusehends. Trotz der Absicht der Autorin, vordringlich das innere Geschehen zu schildern, ist doch wohl der Einwand zu machen, daß angesichts der Bedeutung dieses wahrhaft zeitgenössischen Themas strenger auf die Verknüpfung der beiden Elemente Seelendrama und Geschichtsdrama hätte geachtet werden müssen. Davon abgesehen: eine beachtliche, vielversprechende Leistung.

Von starker dichterischer Substanz ist ein von der Literaturgeschichte fast vergessener, von André Gide widerentdeckter Roman: „Die vertraulichen Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines gerechtfertigten Sünders“ (Deutsche Erstauflage 1951, DM 11,80), deren Verfasser der Schotte James Hogg, 1770—1835, ist. Im Mittelpunkt dieses bemerkenswerten, zuerst 1824 in England erschienenen Buches, mit dessen Publikation die Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart) sich literaturgeschichtliche Verdienste erworben hat, steht ein fanatisierter „Gerechtfertigter“, ein Angehöriger wahrscheinlich der sogenannten „Antinomianer“-Sekte, der die Auserwähltheits-Ideologie seiner religiösen Zunft als heuchlerisches Alibi für verbrecherische Umtriebe benutzt. Hogg führt diese elende Kreatur, die uns in der Transposition des politischen Kommissars von heute nur zu bekannt ist, auf unerhört eindringliche Weise ad absurdum: der Teufel, ein großartig konzipierter Teufel, gleisnerisch, beredt, ein humorloses Genie der Anpassung — tritt dem „Helden“ gegenüber, zieht ihn immer tiefer in den Abgrund und „holt“ ihn am Ende unter dem Spektakel der Dämonen. Metaphysische Realitäten haben bei Hogg, offenbar auf Grund seiner Nähe zu einer spezifisch schottischen Volkstradition, die Überzeugungskraft von lebendigem Fleisch und Blut behalten. Man wird an den Franzosen Julien Green erinnert, der wie Hogg die hartnäckig gepflegten Gefilde des angelsächsischen Puritanismus durchstreift hat. Der besondere literarische Zauber des Romans liegt in der naiven Sicherheit der Diktion, die auf rationalen, völlig unmanierierten Großkonstruktionen ruht, dem Schwung und der Zielstrebigkeit der Handlung, in der perspektivischen Pointe, die durch das Nebeneinander von objektivem Bericht und subjektivem Bekenntnis zustande kommt, und — nicht zuletzt — in den volkstümlichen, nach Erde duftenden Dialogen, die so

rührend auf realistische Darstellungsweise vorstoßen. — Prächtig die Übersetzung von Peter Dülberg mit ihren archaisierenden Tönen!

Kurz hingewiesen sei noch auf die Neuauflage eines Buches aus den dreißiger Jahren: Kurt Heynicke, „Herz, wo liegst du im Quartier?“ (Stuttgart 1951, Deutsche Verlags-Anstalt, DM 8,60). Ein heiteres, belangloses Arrangement von Figuren vor dem „idyllischen“ Hintergrund des Krieges 70/71; eine sozusagen unterhaltssame Geschichte, in deren Verlauf eine ausgerissene Engländerin und ein deutscher Offizier sich romaneilig ineinander zu verlieben gezwungen werden. Munterkeit, flott zusammengeschrieben, aber ohne, sagen wir, ontologisches Niveau.

Franz Norbert Mennemeier

Gemeinschaft aus Glaube und Leben

Es ist bekannt, daß die „Herrnhuter“ auch heute noch eine Form guter Gemeinschaft vorleben, die manchen, die viel davon reden, Beispiel sein könnte. In England und Holland, Dänemark, Amerika, Grönland, den Antillen und an vielen anderen Orten des Erdballs leben Anhänger des Grafen Zinzendorf (1700—1760) und pflegen die alte Tradition, die in der Wetterau grundgelegt wurde, pietistischem Geiste erwachsen war und in missionarischer Absicht weitergetragen wird. Prof. Dr. Stephan Hirzel hat in seinem Werk „Der Graf und die Brüder“ (Witten/Ruhr, Luther-Verlag, 376 S. DM 6,40) den Begründer der Brudergemeinde nach dem Leben gezeichnet, nichts retuschiert oder beschönigt. Umwelt, Zeitgeist und -Geschehen sind sehr gut in das Ganze verwoben. Aus dem Werk Hirsels wird sichtbar, was eine starke, gläubige Persönlichkeit zu wirken vermag — und wie sie in den Anhängern weiterlebt und durch die Gemeinschaft Gutes schafft. Wer es um Volk und Gefolgschaft ernst meint, kann aus der Darstellung des Grafen Zinzendorf und der Herrnhuter-Gemeinde vieles lernen.

Hejo Schmitt

Gotik und Abendland

Uns die Kathedrale „als Summe mittelalterlicher Anschauungen“ und typischen Ausdruck abendländischer Geistesgeschichte erneut und durch viele neue Zugänge erschlossen zu haben, verdanken wir Hans Sedlmayr, der in seinem 584 Seiten starken Werk „Die Entstehung der Kathedrale“ (Atlantis Verlag, DM 19,50), ausgehend von der „Königskathe-

drale“ von Saint Denis, das Kirchengebäude als „himmlisches Jerusalem“ deutet und uns wahrhaftig dem Göttlichen und Gott näher bringt. Über alles Fachliche hinaus — der Liebhaber der Architektur erfährt, ja erlebt durch die glückliche Art der Darstellung viel Neues — gewinnen wir einen Einblick in die Geistesgeschichte der gotischen Epoche, die dem Abendland den Schwung, die Bedeutung und die traditionsgeladene Wertfülle gegeben hat, die heute noch wirksam ist und durch den aus dem Glauben lebenden Christen neuer Gegenwartsgestaltung harret. Wie nach dem Urteil des Verfassers die Kathedrale zur Vermenschlichung der Kunst beigetragen hat, so wird das neue Er-Leben der Kathedrale auch wieder den entmenslichten Menschen, den aus der Mitte herausgefallenen und an die Peripherie der Masse geratenen, vermenschlichen können, wenn er wieder Zugang zu ihrer „Universität“ findet. Die Arbeit des Verfassers hat hierzu einen Weg gewiesen, für den wir ihm dankbar sein müssen.

Hejo Schmitt

Eine Geschichte Amerikas

„Die Geschichte Amerikas“ von André Maurois ist eine wirkliche Delikatesse für jeden am historischen Geschehen, insbesondere demjenigen in der Neuen Welt, interessierten Leser (Zürich, Rascher Verlag. 527 S. DM 21,—). Von der ersten Seite an gelingt es diesem klugen, geistreichen französischen Schriftsteller, dem Leser den Horror vor dickklebrigen Wälzern zu nehmen, und es fällt einem direkt schwer, dieses Buch wieder aus der Hand zu legen, welches sich dank des flüssigen, von echt gallischem esprit geformten Stils so leicht liest wie ein spannender Unterhaltungsroman. Es sei auch gleich gesagt: trotz der leichten Feder des Autors findet man in dem Buch keine seichte Sicht der Dinge, die sich in Geistreichelei erschöpft, sondern eine wohlfundierte, durchdachte Darstellung der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Im Gegensatz zu anderen Geschichtsbüchern über den nordamerikanischen Kontinent beginnt Maurois seine Schilderung nicht erst kurz vor Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges, sondern geht den Ursprüngen und Wurzeln des amerikanischen Volkes nach. So nehmen die Gründung und der Werdegang der einzelnen Kolonien einen breiten Raum im Buch ein, was aber das Verständnis für die einzelnen, regional oder ethnisch gebundenen Kräfteströ-

mungen in den Vereinigten Staaten erleichtert, deren Zusammenwirken die außerordentlich rasche Entwicklung dieser großen und mächtigen Nation herbeiführte. Verdienstvoll ist auch, wie Maurois die umwälzenden Ereignisse in der amerikanischen Geschichte mit dem Geschehen in Europa und Asien in Zusammenhang bringt und damit neue Perspektiven der Betrachtung eröffnet. In dieser Hinsicht sind die Ausführungen des Autors über die Rückwirkungen der großen französischen Revolution und des europäischen Freiheitskrieges gegen Napoleon I. auf das inneramerikanische Geschehen von größtem Interesse.

Mit dem feinen Einfühlungsvermögen des Franzosen in die menschlichen Dinge zeichnet Maurois die großen Persönlichkeiten der amerikanischen Geschichte, deren Gestalten er von dem muffigen Staub der herkömmlichen Geschichtsschreibung und einer unangebrachten Heroisierung reinigt und sie in ihrer menschlichen Erscheinung vor uns treten läßt. Sein unparteiisches Urteil über so manche, recht umstrittene Gestalt, wie etwa Andrew Johnson — den Nachfolger Abraham Lincolns — oder Woodrow Wilson ist erfrischend. Ein Quellenverzeichnis und Namen- und Ortsregister rundet dieses vortreffliche Werk ab, mit dem Maurois nach seiner 1937 veröffentlichten „Geschichte Englands“ ein neuer, großer Wurf gelungen ist.

Jürgen Pechel

Umgang mit Götterbildern

Diesen schönen Titel fand Friedrich Markus Hübner für eines seiner Bücher (Holle-Verlag, Frankfurt a. M.), und er könnte als Sammeltitle über der ganzen Reihe stehen, in der es erschienen ist. Der Verlag gab ihr den Namen „Lebendige Synthese“, mit dem Untertitel „Schriften zur Wesenserneuerung“. In dieser Reihe soll dem Suchenden das Material geliefert werden, das ihm zur Formung einer eigenen Weltanschauung helfen kann. Es ist also nicht beabsichtigt, ihm eine fertige Synthese zu unterbreiten, die er übernehmen kann. So hat diese Buchreihe eine doppelte Aufgabe: sie muß bestehende Mißverständnisse beseitigen und neue Verständnisse eröffnen, d. h., sie muß versuchen, falsche Götterbilder zu stürzen und ewig lebendige wieder in den Blick der Menschen zu rücken. Aber immer wird von einem Höchsten und Letzten gehandelt, das den Gesichtskreis der Menschen abschließt und eine entweder irr-

tümliche oder wesenhafte Verehrung genießt. Das Buch von Friedrich Markus Hübner „Umgang mit Götterbildern“ ist ein Buch der „Warnungen vor dem Ideenrausch“, also ein Buch des Bereinigens und Aufräumens, das zeigt, wie uralt-magische Wirkungen, wie Tabu- und Totemglaube auch heute noch lebendig und am Werke sind und die Menschen in Gefühlslagen hineinziehen, in denen ihnen jede Kritik verloren geht. Damit hängt zusammen, daß auch unser Gesellschaftsbild nur chaotische Züge zeigt, daß jedoch von diesem Medusengesicht noch eine tief bannende Kraft ausstrahlt, die „Anziehungskraft des Chaos“. Als heilende Weisheit bleibt, daß man sich mit seinem kleinen menschlichen Lebens- und Schaffenskreis „verselbstet“, sich mit ihm identifiziert und auf jeden Versuch hybrider Ausbrüche verzichtet, was zweifellos eine der wesentlichen Lehren ist, die man dem Menschen heute geben kann.

Das Buch des Holländers Herko Groot „Raum und Zeit“ (aus derselben Reihe des Holle-Verlags, Frankfurt a. M.), eine „Untersuchung der metaphysischen Grundlagen unserer Naturwissenschaft“, geht nicht systematisch, sondern historisch vor, indem die großen Schöpfer und Förderer naturwissenschaftlicher Erkenntnis, von Aristoteles und Galilei bis zu Planck, de Broglie und Heisenberg, in Einzelkapiteln auf ihre bedeutendsten Leistungen hin dargestellt werden. Das Buch endet mit dem Hinweis darauf, daß das kausal-mechanische Prinzip für die Erkenntnis nicht hinreicht, sondern daß man außer ihrer logischen Funktion noch eine praeologische, eine postlogische und eine supralogische Funktion unterscheiden kann.

Die „Rückkehr zum Selbst“ von Willibald E. Monod de Froideville (in demselben Verlag) will eine „Weltanschauung auf der Grundlage des Erlebens“ geben, d. h., die Lösungen dieses Buches sind hauptsächlich psychologischer Art. Hier wird die Heilung des Menschen nicht dadurch angestrebt, daß er mit dem neuen Naturbild, also mit etwas außerhalb seiner selbst, sich aussöhnt und seinen Frieden macht, sondern auf Grund indischer Methoden der Versenkung in sich selbst soll der Mensch den Zugang zum Bleibenden, zum Ewigen, zu einem umfassenden Einheitsgefühl gewinnen. Das Buch wird beschlossen durch eine mehrseitige Liste „zur Lektüre empfohlener

Werke“, die der Vertiefung des Begonnenen dienen sollen.

Ein kleines Buch sei noch genannt, das gerade durch seine knappe und konzentrierte Aussageweise manchen Leser, und besonders manchen ungeduldigen Leser für sich gewinnen mag: „Religion im Lichte der heutigen Naturwissenschaft“ Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M.) Sein Verfasser ist Friedrich Dessauer, der Schöpfer des Max Planck-Institutes für Biophysik an der Universität Frankfurt a. M., und langjähriger Leiter des Physikalischen Institutes der Universität Freiburg in der Schweiz. Er ist ein ebenso ausgezeichnete Wissenschaftler wie auch lebendiger Darsteller seiner abstrakten Disziplin. Er geht aus von dem „Überwältigtwerden des Ich durch den kosmischen Tatbestand“ und gelangt über die oft sehr mühselige „Approximation des Ich an das Objekt“ schließlich zu der Einsicht, daß „eine Botschaft aus einer noch nicht erschlossenen Tiefe des Seins da ist“, in der das Ewige ruht: „alles tragend und durchdringend, den Sinnen fern, geistig, die nomische Schicht der Geltung, der Naturgesetze — ohne erkennbaren Wandel“. In dieser Schicht glaubt er, durch alle Rationalismen der modernen Naturwissenschaft hindurch, auf die unmittelbarste Manifestation des Göttlichen im Naturreich gestoßen zu sein. Der Mensch „spürt ein Gegenüber, freilich von unendlicher Überwelt, das ihm gleicht“. Dieses „das ihm gleicht“ ist allerdings ein etwas rätselhafter Faktor, und welche Tragkraft ihm zukommt, kann nicht erwiesen werden. Immerhin begegnet der Leser bei diesem Autor einem der seltensten Phänomene der Gegenwart, dem Weltvertrauen. Friedrich Dessauer hat hinter aller Kompliziertheit des Weltvorgangs ein Beständiges, Bleibendes gefunden, dem er die Bezeichnung mit dem höchsten Namen des Göttlichen nicht verweigern möchte. So ist bei ihm, über allen Umgang mit Götterbildern hinaus, der Umgang mit Gott wieder gewonnen.

Fritz Usinger

Ringelnatz-Prosa

Dem um das Werk von Ringelnatz so verdienten Karl H. Henssel-Verlag fehlen leider die Mittel, endlich eine Gesamtausgabe herauszubringen. Die Absicht besteht, aber es wird Jahre dauern; und die Ringelnatz-Freunde, die durch den Krieg ihre Bücher verloren haben, werden noch lange gerade auf die Werke warten müs-

sen, die ihnen, wie das letzte Tagebuch, besonders ans Herz gewachsen sind. Dem vorzüglich zusammengestellten und ausgestatteten Band „Gesammelte Gedichte“, der hier eingehend gewürdigt worden ist, folgt nun die Prosa „Mein Leben bis zum Kriege“ (Berlin, Henssel Verlag, 436 S. DM 11,80). Mit Literatur hat dieses Buch gar nichts zu tun. Es ist auch kein Lebensbericht, der auf Geschlossenheit Anspruch erheben könnte. Nein, es sind weder chronologisch noch thematisch geordnete Notizen, Splitter und Gedanken, die aus der Kindheitszeit bis zum Jahre 1914 reichen: viel Zartes, viel Rohes, das Leben ungeschminkt und das Leben verzaubert, aber immer aufrichtig und immer den leidenden, gütigen Menschen Ringelnatz verratend. Man erlebt, wie ein zartbesaitetes Kind sich rauh gibt und unter der Verschiedenheit seiner Zeit seufzt. Wir entdecken nun die Anlässe, die den Dichter Ringelnatz zu seinen komprimierten Versen drängten; wir begreifen, wie seine Philosophie vom Leben entstanden ist — und bewundern ihn, daß er, der große Tierfreund, trotz allem ein Menschenfreund geblieben ist. Aber es lohnt auch, das damals menschenunwürdige Dasein eines Schiffsjungen, das Vegetieren eines kaufmännischen Angestellten, das drollige Leben eines Bibliothekars des Grafen York von Wartenburg in Klein-Oels oder des „roten“ Münchhausen in Hannover und schließlich die Münchener Bohème mit und um Kathi Kobus vor dem ersten Weltkrieg zu erleben. Ein Ringelnatz-Freund muß dieses Buch lesen, ein anderer kann es lesen. h. e. h.

Neue erzählende Prosa

Bei Romanen, die ausschließlich zu dem Zweck geschrieben wurden, dem Leser einige Stunden der Unterhaltung und Entspannung zu verschaffen, ohne daß tiefere Probleme aufgeworfen werden, empfindet man es als besonders wohlthuend, wenn sie handwerklich sauber und in ihrer inneren Haltung ansprechend sind. In dieser Beziehung bilden die drei Bücher des Schweizer *Eugen Mattes* im Benziger Verlag Einsiedeln eine reine Freude. *Mattes*, mit dem C.-F.-Meyer-Preis ausgezeichnet und im Alltag Kondukteur bei der Zürcher Straßenbahn, hat in seinen Büchern mit feinem Humor schöne und zeitlose Bilder von seiner schweizerischen Heimat und ihren Menschen gezeichnet. Die äußere Handlung spielt dabei keine entscheidende Rolle. „Die vertausch-

ten Schuhe“ ist eine Geschichte von wandernden Handwerksburschen, „Meislicher Lehrjahre“ schildert die Entwicklung eines heranwachsenden Bäckerlehrlings, und „Fuhrmann Sieber und sein Sohn“ berichtet von einem Zigeunerfindling, der nach mancherlei Abirrungen den Weg zu seinen Pflegeeltern findet. Die ursprüngliche Heimatliebe des Verfassers, die aus jedem dieser drei Bücher spricht, erschließt ihm Möglichkeiten unmittelbarer und im besten Sinne volkstümlicher Schilderung. — Gleichfalls ein Heimatroman im guten Sinne ist das Buch von *Willy Kramp* „Die Fischer von Lissau“ (324 S. Hl. DM 9,80), das die Deuerlichehe Verlagsbuchhandlung Göttingen jetzt in einer Neuauflage im 160. Tausend vorlegt. Das harte Leben der Fischer am Haff wird in der schlichten und unpathetischen und gerade darum so eindringlichen Sprache des Ostpreußen Kramp mit wahrhaft dichterischer Kraft gestaltet. Die Menschen, die sich hier ihr schweres Brot erarbeiten, erstehen so lebendig vor uns, daß man jede Szene des Buches mitzerleben meint und sich nur ungern vom Buch trennt. — „Das Mädchen auf dem Rappen“ (Hattingen/Ruhr 1951, Hundt-Verlag, 302 S.), ein nachgelassener Roman des kürzlich verstorbenen Schriftstellers *Mathias Ludwig Schroeder*, hängt auch eng mit der Landschaft zusammen, in der er spielt. Es ist eine Erzählung um den Bau der größten Brücke Europas, der Müngstener Brücke zwischen Solingen und Remscheid: eine warmherzige und tragische Liebesgeschichte des Chefingeneurs mit einem Mädchen aus der Umgebung, die durch gute Landschaftsschilderungen angenehm ergänzt wird. Schroeder, der durch einige leichte Romane bekannt geworden ist, hat in diesem reifen Werk seine Lebenserfahrung und Lebensbejahung in sympathischer Form zum Ausdruck gebracht, wenn auch die Sprache leider gelegentlich zu wünschen übrig läßt. — Der Roman von *R. Caltofen* „La Carolina. Weg einer Liebe“ (Luzern 1951, Schweiz. Volks-Buchgemeinde, 344 S.) hat die deutsch-schweizerische Kolonisation in Andalusien Ende des 18. Jahrhunderts zum Thema. Trotz der eindrucksvollen Darstellung der spanischen Landschaft in ihrem Nebeneinander von Reichtum und Armut und der Verhältnisse jener Zeit kann die Geschichte einiger Auswanderer, die sich nach unendlichen Mühen zwar durchsetzen, letztlich aber vom Heimweh verzehrt

werden, während ihre Kinder schon völlig im neuen Heimatland aufgehen, als beispielhaft für die deutsche Auswanderung überhaupt stehen. Was hier in sauberer und ansprechender Form erzählt wird, könnte genau so gut in Amerika oder Australien oder überall dort spielen, wo nur je deutschstämmige Kolonisatoren hinkamen.

Der bekannte spanische Autor Blasco Ibañez gibt in seinem neuen Roman „Blutige Arena“ (Hamburg 1951, Hansa Verlag Josef Toth, 283 S. DM 14,50) das Leben eines Toreros wieder: die Träume des Jungen und den mühevollen Aufstieg zum Erfolg und endlich den Tod in der Arena. Ibañez ist ein erfahrener Schriftsteller, den leider hier seine Geschicklichkeit dazu verführt hat, ein Buch gleichsam mit der linken Hand und aus der Routine heraus zu schreiben, so daß von den sonstigen Vorzügen seiner Romane, der differenzierten Charakterzeichnung vor allem und den schönen Naturschilderungen, hier nicht viel zu spüren ist. — Unter dem Titel „Fünf Tage“ (Hamburg 1951, 345 S. DM 18,80) legt der Verlag J. P. Toth endlich die lang erwartete deutsche Ausgabe des vielskultierten Romans „The Lost Weekend“ von Charles Jackson vor, nachdem auch der nach diesem Roman gedrehte Film bereits in Deutschland zu sehen war. Die vorzügliche Übertragung von Renate Hertenstein läßt die unbarmherzige Schilderung des Mannes, der hemmungslos dem Alkohol verfallen ist, in ihrer psychologischen Präzision und künstlerischen Qualität unbeeinträchtigt. Die

bis an die Grenzen des Erträglichen gehende Wahrheitstreue der Darstellung wird durch Jacksons einfühlendes Verständnis gemildert, so daß dieses Buch zu einem Kunstwerk seiner Art geworden ist.

Zum Abschluß dieser Betrachtung sei auf zwei hellere und erfreuliche Bücher hingewiesen. Der in Florenz lebende Dichter Max Krell hat in seinem Band „Schauspieler des lieben Gottes“ (Kassel 1951, Hessische Verlagsanstalt, 206 S.) vier Novellen vereinigt, die Begegnungen von Ausländern mit Italien festhalten. Krells meisterliche Erzählerkunst, den Lesern der „Deutschen Rundschau“ wohlbekannt, hat in diesen kleinen Darstellungen so viel an überzeugend echter Atmosphäre eingefangen, daß jede der vier Novellen ein kleines Meisterwerk bildet. Die einzigartige Verbindung von Gegenwärtigem und Vergangenem, von Wirklichkeit und Phantasie, von Glauben und Dämonie, wie sie Italien aufweist, kommt nur selten in großen Werken so schön zum Ausdruck wie in diesen kleinen Erzählungen. — In der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschien in vorbildlicher Ausstattung eine Neuauflage der hübschen Erzählung von Josef Winkler „Adelaide. Beethovens Abschied vom Rhein“ (116 S. DM 4,80). Mit viel Humor vereint der Autor des „Tollen Bomberg“ Historie und Dichtung zu einer entzückenden Geschichte um die Entstehung des Liedes Adelaide, das Beethoven einst im Turm in Unkel am Rhein komponiert haben soll, ehe er sich endgültig nach Wien wandte. k. h.

Im nächsten Heft lesen Sie u. a.:

Rudolf Pedhel: „Diese Generale und wir“

Otto Freiherr von Taube: „Von der deutschen Ehre“

Harold Theile: „Welt ohne Welt?“

Hermann Kasack: „Die Feuerprobe“

Diese Generäle und wir

Gespenster und Dämonen gehen um in Deutschland. Abhilfe schaffen können wir nur, wenn wir diese Teufelsgeister ins helle Licht des Tages rücken.

Die Stellung der „Deutschen Rundschau“ zu den Soldaten, auch zu den Generälen, ist verschiedentlich eindeutig klar zum Ausdruck gebracht worden, und ich selber habe in Vorträgen an den verschiedensten Orten die gleiche Ansicht vertreten.

Sie ist in den folgenden Sätzen enthalten: „Es muß hier ein deutliches Wort gesprochen werden. Es geht um die Haltung der einfachen Soldaten und der militärischen Instanzen, die nicht zu politischem Handeln berufen waren und keine unmittelbare Verantwortung für die Wohlfahrt und Sauberkeit des Volkes und Staates trugen. Sie bleiben von jedem Vorwurf ausgenommen. Sie heute zu diffamieren, ist bitteres Unrecht. Soldaten werden in keinem Lande gefragt, für welche Regierung und Weltanschauung sie ihre Pflicht getan haben. Das persönliche Opfer des eigenen Lebens eines jeden einzelnen wird dadurch nicht geringer, wenn es einer besiegten Seite gegolten hat, selbst dann nicht, wenn es durch eine verfehlte und verbrecherische Politik veranlaßt wurde.“

Wir haben es lebhaft bedauert, daß die Versorgungsfrage für die früheren Soldaten noch immer nicht in befriedigender Weise trotz vielen Versuchen gelöst worden ist. Denn auch das ist ein Unrecht gegenüber den Menschen, die mit Einsatz ihres Lebens ihr Vaterland verteidigt haben.

So ist es auch für uns eine Selbstverständlichkeit, daß sich Verbände von Soldaten gebildet haben, soweit sie die soziale Not ihrer Kameraden zu lindern und ihre berechtigten Ansprüche durchzusetzen versuchen. Wir kennen auch so manchen höheren Offizier, dem wir mit Achtung begegnen, wie die Generäle v. Choltitz, Knauss, Mahlmann, Koller und so manche andere, die eine klare Stellung bezogen haben. Viele von ihnen haben in vorbildlicher Haltung und schweigend die Konsequenzen aus dem Zusammenbruch gezogen und sich zum Teil als einfache Handarbeiter in den Aufbauprozeß eingereiht.

Schließlich sind ja alle die Soldaten, die von Hitler in einen verbrecherischen Krieg geführt worden sind, unsere Brüder und unsere Söhne, für die wir zu sorgen haben. Das ist auch nahezu von allen Parteien anerkannt worden. Aber so manche laute Sprecher, die sich selbst zu

Wortführern ihrer Kameraden gemacht haben, richten erneut unübersehbares Unheil an.

Wir haben erwartet und gehofft, daß beim Zusammenschluß in einem umfassenden Verband wie dem Bund Deutscher Soldaten zunächst einmal das menschliche und anständige Gefühl zum Ausdruck kommen würde, indem sich die alten Soldaten kategorisch von den Verbrechen Hitlers und seiner Paladine distanzieren würden. Stattdessen spricht Herr Friessner heute noch von Hitler als dem „Obersten Kriegsherrn“. Das ist eine ungeheuerliche Provokation.

Wir sind heute überzeugt, daß in der Tat viele der Frontkämpfer nicht die Verbrechen gekannt haben, die, angeordnet von Hitler und Himmler, im Rücken der kämpfenden Truppe und in der Heimat selber von der SS begangen worden sind. Wir wissen freilich auch, daß sich manche höheren Offiziere zu Unrecht auf ein solches Nichtwissen berufen haben, wie z. B. alle diejenigen Generäle, die von Goerdeler und anderen Widerstandskämpfern dauernd mit unanfechtbarem Material über die Verbrechen Hitlers unterrichtet und zum aktiven Eingreifen aufgerufen worden sind.

Eine solche Distanzierung von den begangenen Verbrechen und ihren Tätern ist nicht erfolgt. Im Gegenteil hat der ehemalige Generaloberst Friessner, haben Offiziere wie Ramcke, Gumbel und andere hierzu kein Wort gefunden, aber stattdessen den Widerstandskämpfern des 20. Juli eine unqualifizierbare Absage, nur manchmal etwas verbrämt mit ein paar nichtssagenden Phrasen, erteilt.

Wir wollen uns die Ansicht nicht zu eigen machen, daß es sich hierbei um eine „déformation professionnelle“ handelt, da wir in der ganzen deutschen Geschichte auch bis in die jüngste Zeit Soldaten, einfache wie in höheren Rängen stehende, kennen, die Menschen blieben und nicht Berufsroboter geworden sind.

Wir glauben daher, daß es sich nicht um eine „déformation professionnelle“ handelt, sondern um eine menschliche Entartung durch den Nationalsozialismus.

Was aber mußten wir erleben? Anstatt daß Soldaten und ihre Führer, deren menschliche Qualitäten außerhalb der Debatte stehen, Leiter des Bundes Deutscher Soldaten wurden, traten Erscheinungen auf, die nach wie vor sich zum Hakenkreuz bekennen, das für jeden anständigen Menschen ein Symbol des Antisemitismus ist, und daß man sich sogar darauf berief, hauptsächlich in den Kreisen der SS, daß man im Sinne des Willens des Führers handeln müsse und daß nach wie vor die Treue gegen ihn die Ehre jedes einzelnen seiner Anhänger sei.

Mit tiefer Befriedigung konnte festgestellt werden, daß von den angeblichen Millionen Soldaten, für welche die Herren Friessner, Gumbel u. a. zu sprechen sich berufen fühlten, unzählige durchaus nicht hinter ihnen stehen und sie ablehnen, wie es jeder demokratische Deutsche, dem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, tun muß.

Die Tagespresse konnte eine Fülle von Zuschriften alter und junger Soldaten mit scharfer Kritik der selbsternannten Führer veröffentlichen.

Sie mußte aber auch berichten, daß manche die geradezu unwahrscheinlich klingenden Aeüßerungen der Friessner, Ramcke, Gümbel u. a. mit Zustimmung wiederholten. Wir wollen nur ein paar Einzelfälle anführen und nehmen dabei Bezug auf den ausgezeichneten Artikel, den eine der besten deutschen Journalistinnen, Marion Gräfin Dönhoff, in Nr. 41 der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 11. Oktober veröffentlicht hat. Da heißt es:

„Da hat sich beispielsweise in Braunschweig ein geheimes Femegericht aufgetan, das allen Richtern und Beisitzern, die kürzlich bei dem Verfahren gegen den höchst suspekten früheren Generalarbeitsführer und SRP-Vertreter v. Bothmer mitwirkten, sogenannte ‚Urteile‘ zugestellt hat. Wegen ‚Rechtsbeugung, Mißbrauch der Amtsgewalt und Betrug werden Sie zum Tode durch den Strang und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt‘. Im übrigen wird den Adressaten mitgeteilt, daß diese Urteile ‚am Tage X im Braunschweiger Landgericht vollstreckt‘ und ihre Familienangehörigen wegen ‚Nutznießung zu lebenslänglichem Zuchthaus und Prügelstrafe verurteilt werden‘.“

Und weiter: „Die vielfältigen Entgleisungen einiger Führer des neuen Soldatenbundes haben ebenfalls die Besorgnis aller vernünftigen Leute, nicht zuletzt im Soldatenbund selbst, vermehrt: General Friessner, der den Einmarsch in Polen damit begründet, daß man damals die rote Flut hätte eindämmen und die deutsche Grenzbevölkerung vor Schikanen hätte bewahren müssen. (Offenbar hat er die Sprüche Hitlers so gut auswendig gelernt, daß er sie gar nicht mehr vergessen kann.) Blutordensträger Oberst Gümbel vom Bund Deutscher Soldaten in Bayern war es, der Friessner darin beipflichtete, daß der Geist des 20. Juli eine Gefährdung des Soldatentums darstelle, ohne das jeder Wehrbeitrag undenkbar wäre. Brigadeführer Otto Kumm, Kommandeur der ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘, war es, der in Hamburg vor 1200 ehemaligen SS-Angehörigen die ‚Gleichstellung der Waffen-SS mit den anderen Wehrmachtsteilen‘ forderte, weil jenen jetzt wieder erlaubt sei, sich zu organisieren.“

*

Was wunders, wenn diese Herren in der Waffen-SS, aber auch in anderen SS-Verbänden, sogar im Sicherheitsdienst ihre Kameraden sehen! Auch wir wissen sehr wohl, worauf neben ausländischen Blättern auch Karl Gerold in der „Frankfurter Rundschau“ vom 6. November 1951 hingewiesen hat, daß viele Tausende von Deutschen in die Waffen-SS hineingezwungen sind, die nicht von dem Vorwurf betroffen werden, daß die SS den deutschen Namen in der ganzen Welt geschändet hat.

Ich habe es selber erlebt in verschiedenen fremden Ländern, in denen Hitlers Heere gestanden haben, daß man gegen den deutschen Soldaten kein Gefühl des Hasses, eher der Sympathie zu hören bekommt, der den Adler auf der Brust getragen hat. Aber eisige Ablehnung gegen die Soldaten, die diesen Adler auf dem linken Ärmel trugen.

Karl Gerold hat vollkommen recht, wenn er in seinem Artikel fordert, daß die deutschen Soldaten nicht mit Verbrechern zusammenarbeiten dürften.

Wir haben ausdrücklich die zum Dienst in der Waffen-SS gezwungenen Deutschen ausgenommen, wissen aber auch, daß die Henker des Sicherheitsdienstes, zu kurzem Aufenthalt an der Front in der Waffen-SS abkommandiert, dann, geschmückt mit einer der Hitler-Auszeichnungen, zurückgekehrt sind und in der Folterung wehrloser politischer Gefangener ihren „Heldenmut“ weiter bewiesen haben.

Auch die sogenannten Einsatzgruppen, die schlimmsten Mörderbanden, die es je gegeben hat, gehörten zur SS — zu der „Elite“ des deutschen Volkes, wie sie sich selber zu nennen wagen.

Es ist beispiellos, daß eine Organisation wie die SS es in einem Ordnungsstaate heute wagen darf, ein im nächsten Frühjahr beabsichtigtes internationales Großtreffen der früheren SS anzukündigen, an dem die SS-Mitglieder aus anderen Nationen — so etwas hat es gegeben — teilnehmen sollen, also die gesamte europäische „Elite“, die immer gute Europäer gewesen seien: d. h. Bürger Europas unter Hitlers Terror.

*

Wir würden es begrüßen, wenn die deutschen Soldaten die Führung ihres Bundes einfachen Soldaten und höheren Offizieren, deren Gesinnung unbestreitbar demokratisch ist, anvertrauen würden. Dann würden wir alle zu solchen Vereinigungen Vertrauen fassen, und die Beunruhigung des Auslandes, über deren Ausmaß man sich anscheinend nicht klar ist, könnte beschwichtigt werden. Vor allem müssen die jüngeren Soldaten einen entscheidenden Einfluß auf die Führung gewinnen, die gewiß nicht einen Weg mitgehen werden, der uns schon einmal in tiefste Not und Schande geführt hat.

Wir verbitten es uns aber mit äußerster Energie, daß Männer wie Guderian, der in der von Hitler berufenen Kommission gesessen hat, welche die Kameraden des 20. Juli aus der Wehrmacht aussieß und sie der viehischen Ungerechtigkeit des Volksgerechtshofs überantwortet hat, und andere seinesgleichen, die auch heute nichts hinzugelernt haben, sich zu Richtern über unsere Kameraden vom 20. Juli heute noch aufzuwerfen wagen, assistiert von Herrn Hausleither, der dadurch jeden moralischen Kredit verloren hat.

Frissner sprach „als Soldat und Christ“. Wir stellen seinem Urteil die Worte gegenüber, die Landesbischof Lilje über den Nordwestdeutschen Rundfunk zum 20. Juli gesprochen hat:

„Kein ethisches Urteil kann lauter und klarer sein, das diesen Sachverhalt zu übersehen wagt: daß auf der einen Seite Menschen standen, die ohne die geringste Gewissensbeschwerde Zehntausende von Menschen zu Tode brachten und auf der anderen Seite Männer, deren Gewissen es nicht ertrug, daß der deutsche Name mit solcher Schandtat befleckt würde. Es ist für den, der überhaupt ethisch urteilen will, kein Zweifel möglich, auf welche Seite er sich in einem solchen Konflikt zu stellen habe.“ Weiter sagte Lilje: Es sei damals nicht mehr der geringste Zweifel darüber möglich gewesen, daß die Entwicklung einer Katastrophe zugetrieben sei, und es sei Vaterlandsverrat gewesen, sich über die weitere

Entwicklung keine Gedanken zu machen. Das Tun jener Männer des 20. Juli ist nicht dadurch gerechtfertigt, daß sie Schaden vom deutschen Volke abzuwehren trachteten, sondern weil sie ein anderes, lebendigeres Verständnis für Verantwortung besaßen als jene, die in formalistischem, also gedankenlosem Gehorsam verharrten. Wenn man schon nicht jedem einzelnen die tiefgreifende Ungläubigkeit, aus der ein völlig unethischer Pflichtbegriff erwachsen sei, zur Last legen wolle, dann dürfe man auf der anderen Seite um so weniger diejenigen schmähen, die sich aus jener heidnischen Erstarrung des Pflichtgedankens zu einer echten Verantwortung erhoben hätten. Sie haben damit selbst, wo ihnen der äußere Erfolg versagt blieb, ein großes Gut für die innere Geschichte Deutschlands gerettet: das Verständnis dafür, was echter Gehorsam und lebendige Verantwortung ist.

Die Männer des 20. Juli hätten furchtlos die Möglichkeit des Scheiterns ihrer Pläne ins Auge gefaßt und seien in innerem Adel auf das Sterben gerüstet gewesen. Ihre letzten Briefe und Äußerungen sind Zeugnisse eines edlen und großen, eines demütigen, dem Willen Gottes unterworfenen Geistes. „Der Christ weiß sich mit vielen von ihnen in einer letzten innersten Gemeinschaft des Glaubens verbunden, und er versagt ihrem Tun das Zeugnis nicht, daß es groß war, groß auch im Untergang.“

*

Wir kennen auch keine sogenannte soldatische Speziallehre — an deren Stelle nach Theodor Fontanes Worten der Dünkel getreten war — sondern wir glauben, daß auch für den Soldaten der Ehrbegriff eines jeden anständigen Menschen völlig ausreicht. Die echte Ehre verlangt vom Soldaten nichts anderes als von jedem Staatsbürger: Erfüllung der Pflicht gegenüber seinem Volke. Die spezielle Soldaten„ehre“, wenn es sie je gegeben hat, ging verloren, als die Offiziere die Ermordung v. Schleichers und v. Bredows, die gemeinen Machenschaften gegen v. Fritsch hinnahmen, ohne die Konsequenzen zu ziehen.

*

Es ist kennzeichnend, daß manche der sich wieder in der Öffentlichkeit betätigenden früheren Offiziere der SRP angehören, wie der frühere Luftwaffengeneralrichter Dr. Manfred Roeder, gegen den, für das gesunde Rechtsgefühl unverständlicherweise, das Verfahren von der Staatsanwaltschaft in Lüneburg eingestellt ist und der die Möglichkeit gehabt hat, in bayrischen Industriekreisen für die SRP erhebliche Spenden zu sammeln. Er hat geäußert, daß „Verrätern“ noch nie in der Geschichte eine Ehrung zuteil geworden sei. Von Harmodios und Aristogeiton, von Brutus und anderen Kämpfern gegen Tyrannei hat er wohl niemals gehört.

Auch diese Industriekreise haben sich zu Mitschuldigen einer Partei gemacht, gegen die jetzt endlich von der Bundesregierung ein Verfahren zum Verbot vor dem Bundesgerichtshof anhängig gemacht wird. Sie ist die erklärte Nachfolgerin der ein für allemal verbotenen NSDAP. Wir zweifeln aber an der Zweckmäßigkeit eines Verbots der KP, die in

Westdeutschland eine Niederlage nach der andern erlitten hat und nach der Illegalität geradezu lechzt, um durch sie Auftrieb zu bekommen. Hier würde es völlig genügen, mit hartem Griff das ganze Netz von Spitzeln und Agenten auszuheben, welche heute die wirkliche Gefahr bilden.

Wir beneiden die Soldaten um Herrn Friessner nicht um „Kameraden“ wie Remer, Gille, Kumm, um einen Roeder und ähnliche Figuren aus der Hitlerzeit. Wir machen sie aber verantwortlich für neue Spaltung unseres Volkes und Störung der Sicherheit in einem Staate, der noch in hartem Ringen um seine Form steht.

In der öffentlichen Debatte über den 20. Juli ist die Forderung erhoben worden als Voraussetzung für eine Einigung, daß beide Soldatengruppen: die einen, die bis zum bitteren Ende weitergekämpft haben, und die anderen, die in letzter Stunde durch Beseitigung der verbrecherischen Führung Blutopfer zu vermeiden und die Ehre des deutschen Volkes zu retten versuchten, sich gegenseitig anerkennen mußten. Einverstanden, soweit es sich bei der ersten Gruppe um Soldaten handelt, die nichts von Hitlers Verbrechen und seinem wahnwitzigen Versuch wußten, aus Rache Deutschland bis auf den Grund zu zerstören, die ihre ehrliche Distanzierung von Hitler aussprechen und denen jede Restaurationspolitik fernliegt. Auf jedem Gebiet lehnen wir den Versuch irgend einer Restauration ab — außer auf dem einen: der Rückkehr zu der Gültigkeit der Zehn Gebote, deren jedes von den Hitlerianern auf das schmachlichste verletzt worden ist!

*

Während in Hamburg in einer Großkundgebung im Winterhuder Fährhaus eine Veranstaltung der „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit“ (HIAG), einer ausgesprochenen SS-Organisation, stattfand, bei welcher der ehemalige Gauleiter der NSDAP in Oesterreich, A. E. Frauenfeld, der leider nicht an Oesterreich ausgeliefert werden konnte, der SS-Obergruppenführer und Kommandeur der SS-Division Wiking und gegenwärtig Vorstandsmitglied des Bundes Deutscher Soldaten Herbert Gille, der ehemalige Kommandeur der Leibstandarte Adolf Hitler und jetzige Leiter der HIAG Otto Kumm ebenso wie der Fallschirmjägergeneral Student das Wort nahmen, trafen sich in Berlin kleine Gruppen von SS und SA zu Gedenkfeiern zum 9. November 1923.

In allen Reden — in Hamburg wie in Berlin — kamen die alte Ueberheblichkeit, die Selbsternennung nicht zur deutschen, sondern zur europäischen „Elite“ wie die üblichen Nazidrohungen und Geschichtsfälschungen zum Ausdruck. So fängt es an, dann kommen feige Attentate, und der ganze Spuk beginnt wieder. Alle, die keinen entschlossenen Widerstand leisten oder gar diese Gesellen direkt oder indirekt unterstützen, machen sich mitschuldig.

In Berlin ging man noch einen Schritt weiter, der besonders kennzeichnend ist: in einer Versammlung der illegalen „Völkischen Freiheitspartei“ erklärte der ehemalige SS-Standartenführer Georg Menzel, es

sei im Sinne des Führers, wenn sich die nationalen Freiheitskräfte gegen die verseuchten Demokratien mit dem wesensnahen russischen Staat verbünden. — Nun, die Berliner werden mit diesen Leuten schon fertig werden.

*

Durch solche Äußerungen wird die eidesstattliche Versicherung des ehemaligen SRP-Vorsitzenden von Berlin, Eberhard Stern, die er am 8. Oktober vor dem Münchner Notar Dr. Georg Feyock abgegeben hat, glaubhaft, daß die SRP, und zwar ihre prominenten Mitglieder, vom SED-Politbüro Gelder bezogen hätten. Hierüber berichtete die „Neue Zeitung“ vom 17. Oktober 1951. Hinter diesem Versuch, die SS, was anscheinend nicht schwer ist, für den östlichen Totalitarismus zu gewinnen, steht der Volkspolizeigeneral Vinzenz Müller. Stern hat beweiskräftige Dokumente der „Münchner Illustrierten“ zur Verfügung gestellt, die dort auch veröffentlicht wurden. Es genügt weiter zu wissen, daß der erste Vorsitzende der SRP, Dr. Dorls, der zweite Ernst Otto Remer, der dritte Graf Westarp und der Parteigeschäftsführer Gerhard Krüger ist. Bei dieser diktatorisch durchgeführten Vorstandswahl wurde es Stern klar, daß er Mitglied einer neuen NSDAP wäre.

*

Die bisherigen Führer des Bundes Deutscher Soldaten haben es ausdrücklich verschmäht, an die ehrenhafte Tradition der Generäle Scharnhorst, Boyen, Moltke, Roon und anderer anzuknüpfen, die in der Reichswehr von den Generälen v. Fritsch und Beck fortgesetzt wurde.

Der einzige Weg, einen echten Beitrag zur Verteidigung Europas zu liefern, um den wir wegen des Verhaltens der Sowjetunion nun einmal nicht herumkommen werden, bei allem Haß gegen jeden Krieg, ist die Formierung deutscher Divisionen unter Männern, die sich nach den großen genannten Vorbildern richten werden und ihre Soldaten ohne Drill zu gleicher Zeit zu guten demokratischen Staatsbürgern erziehen würden, wie es z. B. jeder schweizer Soldat von vornherein ist.

*

Wir glauben zwar, daß die Aufstellung deutscher Streitkräfte in einer europäischen Armee und ihre Sauberhaltung unsere höchst eigene Angelegenheit ist und daß wir im eigenen Interesse bei der tödlichen Bedrohung durch die Sowjetunion unbeeinflußt vom Ausland eine solche Truppe aufstellen müssen — nur zur Verteidigung der Freiheit und zum Schutz unserer Frauen.

Wir haben aber alle Veranlassung, auch auf die Stimmen des Auslandes zu hören. Wir weisen auf die Äußerungen der französischen Zeitung „Aurore“ hin, die unter Bezugnahme auf Reden Ramckes die Bundesregierung warnte, ein gleiches Schicksal wie die Weimarer Republik zu erleiden, und wir wissen, daß viele Franzosen, die ohne jedes Ressentiment zu einer völligen Verständigung mit Deutschland bereit waren, nach den Reden der Führer des Bundes Deutscher Soldaten und der SS völlig ungestimmt worden sind.

Wesentlich sind auch die zur Besinnung mahnenden Artikel von Dr. Künzli, dem Bonner Korrespondenten der „National-Zeitung“, Basel, der schon im Juli dieses Jahres auf die entstehenden Gefahren aufmerksam machte und das in vielen Artikeln bis in die Gegenwart fortgesetzt hat.

*

Für uns ist eines klar: An der Stellungnahme der neuen Soldaten zu den Widerstandskämpfern des 20. Juli entscheidet sich das Schicksal Deutschlands. Am 4. Oktober 1951 schrieben die „Times“ am Schluß eines Artikels „Hitlers Opfer“:

„Die Verschwörer vom Juli 1944 waren nicht alle Demokraten und auch nicht alle frei von der Verantwortung für das Nazi-Regime. Aber sie waren die einzigen Deutschen in der ganzen Zeit, die ohne Druck vom Ausland und aus ihrer freien Entscheidung heraus sich gegen eine Regierung erhoben, die sie als schlecht und zum Untergang führend erkannt hatten. Dafür verdienen sie, mehr noch als für ihren Mut und ihre Selbstaufopferung, Ehre. Sollten die Deutschen das Andenken dieser Männer diffamieren und ‚Ehre‘ nur für jene Soldaten reservieren, die bis zum letzten Ende willenlos brutalen und niederträchtigen Befehlen gehorchten, — dann in der Tat gäbe es nur noch geringe Hoffnung für die deutsche Nation.“

*

Gespenster und Dämonen gehen um in Deutschland und verbreiten panische Unruhe unter schreckhaften Menschen. Sie können gebannt werden, wenn alle freiheitlichen Kräfte sich gegen sie zusammenschließen und die Regierungsparteien wie die Opposition zwingen, der Gefahr energisch zu begegnen. Und wenn nüchterner Wirklichkeitssinn und gesunde Vernunft zur Herrschaft gelangen, die unser Volk feien gegen den Phrasendrusch der Leute von gestern wie gegen den östlichen. Im hellen Licht der besonnenen Vernunft verlieren Gespenster wie Dämonen jeden Einfluß.

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.“

Von der deutschen Ehre

Ein Bekenntnis

Es gibt Zeiten des Schweigens und Zeiten des Bekennens; auf Niederliegende schlägt man nicht. Wenn aber die Hydren des Sumpfes sich wieder erheben, dann heißt es den Mund auftun, sich offen dahin stellen, wo die Ehre einen stehen heißt — diesmal die eigene Ehre wie auch die des deutschen Namens, des Deutschtums. Da hat auch der Abseitige die Pflicht dazu; so schreibe ich dieses auf die Gefahr hin, für einen Wichtigtuer und Gernegroß, für vorlaut zu gelten.

Welches ist nun jene Ehre? Sie verkörperte sich in einem Vorbilde, das schon vor dem Reformationsjahrhundert geschaut wurde, dann immer deutlicher Gestalt gewann trotz Zeitelends und entgegengesetzter Strebungen und das, vielleicht, in der Generation, die jugendlich flammend sich in den Freiheitskampf wider den Korsen stürzte, zur maßgebenden Geltung kam. Und wenn auch überschattet in den letzten fünfzig Jahren, es war immer noch in Kraft, bis das antigermanische Wesen, das sich Nationalsozialismus nannte und sich aufs teuflischste germanisch und deutsch zu tarnen verstand, jenes Vorbildes Geltung um die Glaubwürdigkeit brachte, es entwertete, zersetzte und unsere Ehre in Schande verkehrte. Ich sehe noch nicht, ob und wie diese Ehre wiederhergestellt werden könnte, doch sehe ich Männer, die sich heute noch zu ihr bekennen. Zu ihnen will auch ich treten, darum schreibe ich dieses.

Von uns baltischen Deutschen der älteren Generation, die von ihren Großvätern her noch einen Anhauch des Geistes der Freiheitskriege erfuhr, leben nur noch wenige. Wir haben außerdem, unter nicht-deutscher Herrschaft lebend, als diese uns ihr Wesen aufdrücken wollte, an dem Gegensatze gelernt, was deutsch ist und was asiatisch, womit keine Verunglimpfung ausgesprochen werden soll, sondern nur, daß jenes Wesen unserem widerspricht. Ich darf daher das deutsche Vorbild aus Erfahrung und aus Kindheitseindrücken entwickeln, darf das übrigens nicht deshalb, weil ich Richtigeres als die Deutschen in Deutschland erfahren hätte, doch weil ich es infolge unserer Lage so überzeugend und scharf erfahren habe, daß ich es in aller Deutlichkeit zeichnen kann.

Als mein Vater beschloß, sich von dem Lande, mit dem unser Geschlecht nach sieben Jahrhunderten Wurzeln fest verbunden war, loszureißen, spielten die zeitgemäßen nationalen Ideen wohl mit; ausschlag-

gebend aber war das Bedürfnis, in einen Rechtsstaat und in ein Land der Freiheit zu ziehen. Immer wieder hörte ich als Knabe ihn bei Tische darlegen, daß es deutsch sei, jedem sein Recht zu gewähren und ihn nicht ohne Anhörung und ohne Gericht zu maßregeln, undeutsch aber, ihn, wenn er der Obrigkeit ungelegen sei, durch Abschiebung unschädlich zu machen. Wurden doch damals immer wieder Personen, namentlich evangelische Pastoren, ohne Urteil, oft nur auf Denunziation hin, wenn auch nicht gerade nach Sibirien, so doch in den Osten des Reiches „auf administrativem Wege zur Ansiedelung verschickt“, wie der amtliche Ausdruck lautete. Nüchterne Beugung unter das unbeugsame Gesetz wurde als deutsch den politisch bestimmten, aber auch sonst gefühlsmäßigen Entscheidungen als etwas Undeutschem gegenübergestellt, besonders „Fanatismus“ als Merkmal des Undeutschen gebrandmarkt. Der Staatsallmacht und dem Vorrang des Staatsnutzens wurde das Stehen für Recht und Anstand als deutsches Verhalten gegenüber undeutschem „Byzantinismus“ hervorgehoben; und als Beispiel dafür wies der Vater mich immer wieder auf das große Oelbild des „livländischen Patrioten“ Patkul hin, dessen Geschlechte seine Mutter entsprossen war, auf die Gestalt jenes Mannes, der, um die Freiheit und Rechte der Heimat zu retten, zum Feinde seines Königs überging und dafür den qualvollen Tod auf dem Rade erdulden mußte. Die Aufzeichnungen des Geistlichen, der ihn zum Tode geleitet hatte, wurden mir als Knaben vorgelesen.

Wer so den Unterschied zwischen Deutsch und Undeutsch hatte begreifen lernen, sah schon von Natur den Satz des Corpus juris „et quod principi placuit, legis habet vigorem“ — „auch was das Staatsoberhaupt gut heißt, hat Gesetzeskraft“ — als widerdeutsch an und stellte, herangewachsen, ihm den deutschen Begriff „des eigenen Rechtes“ entgegen. Beispiele hierfür: auf dem Landtag zu Schnaitpach 1302 mußten die Herzöge von Bayern bekennen, daß, wenn sie eigenmächtig neue Steuern einführen wollten, die bayerischen Stände der Pflicht des Gehorsams gegen die Herzöge ledig seien. Das Recht, vertragsbrüchigen Landesherrn den Gehorsam zu verweigern und sich von ihnen loszusagen, findet sich verbrieft u. a. in Tirol, Paderborn, Lüneburg (1471), Brandenburg, Rügen, Pommern. Das deutsche Verhältnis zur Obrigkeit fußte auf Treue gegen Treue, nicht auf blinder Unterwerfung unter einen Herrn. Das war auch so bei der altgermanischen Gefolgschaft.

Wie sollte nun einer, der so sehr im deutschen, germanischen Geiste erzogen war, dem Geiste des Freiherrn vom Stein, der Brüder Grimm und anderer, eine Regierung bejahren, die den vorangeführten, vom römischen Staatsrecht ausgesprochenen, von Byzanz hergekommenen und aus dem asiatischen Großkönigtum stammenden Grundsatz allem voranstellte: das sogenannte Führerprinzip, das aus dem deutschen Reiche ein Sultanat oder Chanat nach Tatarenmuster machte und dessen undeutsche Grundsätze durchführte. Es kam ihm nicht anders vor, als wenn die Macht, der sein Vater sich durch Auswanderung aus der Heimat entziehen wollte, nun auch die neue Heimat erobert hätte. Deutschland hatte kein Sibirien, doch ohne Urteil, auf ebenso administrativem Wege verschwanden die dem Staate Unbequemen in den Konzentrationslagern.

Schon diese Tatsache allein hätte wirklich deutsch empfindende Männer zur Empörung rufen sollen, vollends die Tatsache, daß die Ermordungen vom 30. Juni 1934 ohne Untersuchung legalisiert und damit ungeahndet blieben, womit erwiesen war, daß Recht in Deutschland nicht mehr galt. Das Leben echt deutsch empfindender Menschen wurde seitdem in Deutschland unerträglich — unsere Emigranten taten nichts anderes als mein Vater, als er aus dem russischen Reiche ging — deutsches Wesen konnte in Deutschland nur abseits des öffentlichen Lebens in Katakomben fortbestehen. Und hier will ich in Ehren eines der Opfer jenes verhängnisvollen Datums nennen, Edgar Jung, mit dem ich so manche Stunde unter vier Augen oder im Kreise anderer über die deutschen Angelegenheiten mich aussprechen konnte. Er hatte seine Kräfte dem damaligen Staate zur Verfügung gestellt, hoffend, dem Unrecht und der Schande steuern zu können. Darum mußte er sterben, und mit seinem Tode schwand mir die Hoffnung auf einen Wandel. Seit dem 30. Juni 1934 konnte ein Deutscher nur noch „nein“ zu diesem Regimente sagen.

Und es gab noch Deutsche, die das taten und ihr Leben für Recht, Freiheit und Wahrheit und damit für die deutsche Ehre einsetzten. Ich brauche heutzutage nur durch meinen Wohnort Gauting oder durch München zu gehen, um durch die Straßennamen an die Geschwister Scholl und den Professor Huber erinnert zu werden, die ich zwar nicht gekannt habe, bei deren Nennung aber mich heute noch Ergriffenheit übermannt, doch auch die Sorge befällt, wie bald schon unsere gedächtnisschwache Menschheit fragen könnte: „Wer waren diese?“ Ich brauche in meiner Stube nur den Blick auf die Bücher zu werfen, um unter ihnen die mit eigenhändiger Widmung versehenen Schriften von Ulrich v. Hassel zu gewahren, der, weil er an seines Vaterlandes Befreiung wirkte, nach dem 20. Juli 1944 sein Leben dahingab. Nur einmal waren wir einander begegnet, doch wir blieben einander bekannt.

Wie oft aber auch überkommt mich das Weh und das Vermissen um die Personen, denen ich habe nahe werden und von denen ich in den Tagen von „Deutschlands tiefster Erniedrigung“ — den Hitlerjahren — mich habe aussprechen dürfen. Jedesmal, wenn ich durch Tutzing komme, führt mich der Weg vom Bahnhof vorbei am Tutzinger Hof, in welchem Elisabeth v. Thadden, diese geborene Pädagogin, ihre aus dem Badischen evakuierte Mädchenerziehungsanstalt untergebracht hatte. Sie und meine Frau hatten gemeinsame Beziehungen, so entstand mein Umgang mit ihr. Ich durfte einmal ihren munteren Mädchen einen Vortrag über die Geschichte des baltischen Deutschtums halten und zuvor mich mit ihnen an der derben, doch guten Graupensuppe am Abendtische sättigen. Oft aber saß ich bei ihr zusammen mit Männern und Frauen, welche die kirchliche Lage bedachten — von Politik war dabei nicht die Rede. Hier erlebte ich es zum ersten Male, evangelische Geistliche und katholische Ordensbrüder an einem Tische zu sehen. Mein später gefallener einziger Sohn — Theologe — war manchmal dabei, schweigsam, doch wenn er den Mund aufat, trotz seiner Jugend stets Durchdachtes äußernd. Ich mußte manchmal lächeln, wenn ich beobachtete, wieviel Wert Fräulein v. Thadden auf seine Meinung legte und wie sie

ihn dieserhalb mitunter auch allein zu sich beschied. Ich erlebte, als ihre Schule nach Wieblingen zurückgekehrt war, doch auf Befehl schließen mußte, dort das schöne Abschiedsfest der Anstalt, und später, bei meinen jährlichen Besuchen in Berlin, war ich oft Fräulein v. Thaddens Gast zum schlichten Eintopf oder durfte in ihrem Kreise mitsprechen oder gewagte Arbeiten meiner Feder vorlesen. Ein bei solcher Gelegenheit eingeschwärzter Spitzel brachte sie, die schon in Tutzing von Beobachtern und Denunzianten umschwirrt war, zu Fall; nach gräßlicher Haft, deren Einzelheiten mich ihre Schwester lesen lassen konnte, gab die furchtlose Frau ihr für Deutschland unersetzliches Leben hin in der Strafanstalt Plötzensee.

Und wieder die Erinnerung an zwei unter dem Hitlerschen Großbanat ermordete tapfere Deutsche. Etwa 1922 wurde ich oft von Münchener Studenten zu ihren Zusammenkünften hinzugezogen. Karl Ludwig Freiherr von Guttenberg war einer der hoffnungsvollsten für mich, sozusagen „ein Pferd, auf das ich setzte“. Ich sehe ihn noch vor mir mit einem mächtigen Halswickel erkältet im Bette liegen, daneben seine Mutter, wir beide aber in leidenschaftlicher politischer Unterhaltung; wie haben wir beide nachmals über unsere damalige Grünheit gelacht! Und zwei Jahre später; ich stelle aus unserem Gästebuch den 2. August 1924 fest: ein fürchterliches, plötzliches Gewitter prasselt nieder, vor meiner Tür bitten zwei durchnäßte junge Leute um Unterkunft: Karl Ludwig Guttenberg, der mir seinen Freund, den Grafen Ulrich Wilhelm Schwerin vorstellt, welcher kurz zuvor durch seine Schwester der Schwager meines besten Jugendfreundes, des Direktors der Dresdner Kupferstichsammlung v. Manteuffel, geworden war. Es wurde ein angeregtes Zusammensein bei inflationsmäßig dürttigem Abendbrot.

Schwerin sah ich niemals wieder; er ward ein Opfer des 20. Juli. Doch hörte ich manchmal von ihm durch seine Mutter oder die Schwester, die so tätig an jenen Betreuungsversuchen teilnahm, daß es ein Wunder ist, daß sie mit dem Leben davankam. Die mutige Frau hat mir nachher davon erzählt, und immer erschüttert lese ich die Verse, die sie ihrem hingemordeten Bruder nachgerufen.

Mit Guttenberg aber blieb ich in steter Verbindung. Er war es, der nebst einem anderen schon lange vor den Predigten des Bischofs v. Galen mich beschwor, das Volk über die Greuel der Irrenhausräumungen aufzuklären. Ich darf mich rühmen, getan zu haben, was ich konnte. Als Mitarbeiter der „Weißen Blätter“, die Guttenberg herausgab, stand ich mit anderen Deutschen – Reinhold Schneider, Erich Wentscher usw. — im Gedankenaustausch mit ihm; wir hatten eine Ausdrucksweise gefunden, mittels deren wir uns zwischen den unverfänglichen Zeilen verständlich machen konnten. Die von staatswegen gelenkte Papierknappheit machte diesem trefflichen Organ, in welchem auch das heute so viel verkannte, echte, so lichte Preußentum Ausdruck fand, ein Ende. Guttenberg ist wohl in allerletzter Stunde im Moabiter Gefängnis, in das man ihn geworfen hatte, von den Schergen des Großchans — der SS — ermordet worden. Seit den Tagen fehlt Kunde von ihm.

Nur selten nach Abschluß des Krieges von 1914—1918 begegnete ich dem Grafen Marogna-Redwitz, mit dem während jenes verwandte militärische Verwendung mich oft kameradschaftlich zusammengeführt hatte. Er galt mir für die Verkörperung ritterlichen Wesens, und einmal ward mir auch der Genuß, seinem Geigenspiel zu lauschen. Er ward in Wien ein Opfer seiner Beteiligung an dem 20. Juli.

Es ist schmerzlich, heute durch Deutschland zu reisen; ob hier, ob da — Tote, Tote — außer den Gefallenen Ermordete, Ermordete! Vom Bebraer Bahnhof suchen meine Blicke jedesmal die Höhen, hinter denen, zu Fuß erreichbar in einer Stunde, das Schlößchen Imshausen liegt, das Vaterhaus Adams v. Trott. Meine Frau war eng verbunden mit seiner Familie als Patenkind seiner Mutter und als Patin einer seiner Schwestern. Frau v. Trott war schon als Erscheinung eine unvergeßliche Frau; als ich sie zum ersten Male sah, wie sie mich oben am Treppenabsatz im Imshauser Schlosse erwartete, erstarrte ich vor Staunen; ich glaubte, ihren Vater vor mir zu sehen, den Staatsmann und Botschafter General v. Schweinitz, der mir in meinen Kasseler Schülertagen so oft auf der Straße aufgefallen war. Ihren Sohn Adam sah ich nur einmal, dafür aber intensiv, einen ganzen Tag. Am 20. September 1939 war er zu mir gekommen, um mich zu bewegen, das Band des studentischen Korps, auf das ich verzichtet hatte, wieder anzunehmen. Ich hatte derartige Vorschläge stets abgelehnt. Trott aber schilderte mir, wie wichtig es wäre, wenn ich den jungen Leuten als wieder zu ihnen gehörig zur Leitung dienen könnte, wie ein ganz anderer Geist unter ihnen herrsche als ehemals, wie hier Zellen echt deutschen mannhaften Widerstandes werden könnten. Kein anderer hätte mich überreden können als Adam Trott, aus dem Lauterkeit, Mut und Erkennen wahren Wertes nur so strahlten. Er verkörperte eine prachtvolle Verbindung von schwärmerfreiem Idealismus und nüchterner Sicht in das Reale. Von seinen ostasiatischen Beobachtungen erzählend, überzeugte er mich auch von der Weite seines Blickes. Ich erwartete viel von ihm. Wiewohl ich ihn nicht wiedersah, verfolgte ich seinen Weg mittels meiner Verbindung mit Imshausen. Der Krieg verhinderte das Aufblühen neuen Lebens in der Studentenverbindung; die gute Saat ward verschüttet. Und als der Name Trott unter den für das Attentat vom 20. Juli Gemarterten und Getöteten bekannt ward, wußte ich gleich, daß es sich um Adam Trott handelte.

Sobald die Post nach dem Zusammenbruch von 1945 wieder hergestellt war, berichtete ich Adam Trotts Mutter den Tod meines am 3. Mai 1945 gefallenen Sohnes, den ich erst im Oktober darauf erfahren hatte. Sie antwortete mir am 25. jenes Monats u. a., daß sie bei vielen Todesfällen jener Zeit keine Teilnahme auszudrücken vermöge, anders aber in diesem Falle: „Bei unseren Söhnen“, schrieb sie, „ist es Opfertod, stellvertretendes Leiden, bewußte Hingabe. Da können wir uns nur an das Wort halten: ‚Meine Wege sind nicht eure Wege‘, und dürfen nicht fragen, warum. Wir haben gehofft, unsere Söhne würden mit aufbauen helfen ein neues Deutschland, das nach Gottes Willen fragte und ihn zu verwirklichen suchte. Aber Adam selbst hat mir ein-

mal erzählt, ein Geistlicher habe ihm gesagt: „Das Verhängnis kommt, wir dürfen es nicht aufhalten.“ Er als junger Mensch dachte anders darüber und mußte sich gegen das Unrecht einsetzen, und ich bin stolz darauf, daß er es getan hat mit ungezählten anderen Opferbereiten. Aber unsere Wünsche und Hoffnungen müssen wir auch zum Opfer bringen. Nur wenn wir dazu „ja“ sagen, wird uns geholfen — auf wunderbare Weise — das zu tragen, was uns auferlegt wurde. Allerdings, den Schluß ziehe ich aus dem Geschehenden, daß wir noch tiefer in den Abgrund gestoßen — oder geführt werden sollen. Aus eigener Kraft kommt Deutschland nicht hoch und von Gotteskraft hört man keine Andeutung, weder bei uns noch bei den anderen . . . Doch dürfen wir trauern, wenn unsere Söhne schon so unerwartet früh ihr Ziel erreichen durften? Gewiß, der Schmerz bleibt. Aber wir wissen, daß Gott sie uns genommen hat, nicht die böse Bande.“

Jede Zeit übernimmt von der andern nur die Zahl hingerichteter Heere, verbrannter Städte, in den Grund gebohrter Schiffe; jede glaubt, das sei gewesen und könne nicht wiederkommen, bis es in veränderter Form wieder da ist.

Theodor Lessing

Das Sorgenkind Frankreich

I

Zum Jahresende ist Paris und damit Frankreich als Tagungsort verschiedener politischer Institutionen, insbesondere der UNO, wieder einmal zum Mittelpunkt des politischen Interesses der Welt geworden. Das französische Volk jedoch, das all dies in seiner Metropole erlebte, zeigte sich am wenigsten interessiert. Es hält nicht viel von der Weltpolitik. So wie es keinen guten und keinen schlechten Scharlach gibt, sondern nur einen Scharlach schlechthin, so kennt es auch keine gute und schlechte Politik, sondern nur die Politik schlechthin. Die Allgemeinheit diskutierte deshalb stärker die Tatsache, daß zu Ehren der UNO-Tagung jene Häuser, die wir in Deutschland die öffentlichen, die Franzosen jedoch die geschlossenen nennen, in beschränkter Anzahl ihre Pforten wieder öffnen und ihre Rolladen wieder schließen durften.

Der Franzose hat in seiner Geschichte so viele Konferenzen, Tagungen, gekrönte und ungekrönte Staatsoberhäupter und Minister aller Grade aus der ganzen Welt in Paris gesehen, daß die diesmalige Versammlung der Außenminister der Großmächte kein besonderes Aufsehen erregen konnte. Zudem ist durch Jahrhunderte hindurch all diesen Konferenzen eins gemein gewesen: der Streit der Mächte untereinander und die Not und das Elend vieler Völker.

Wie es sich gehörte, hat der sowjetrussische Außenminister Wyschinski seine Verneinungsrolle mit lautem Getöse und vielen Beschimpfungen gespielt, während der englische Außenminister Eden in vornehmer Zurückhaltung auftrat und um Mäßigung im Ton und in der Zielsetzung gebeten hat. Die Engländer wollen die Erbitterung um Ideologien abbauen und die Erreichung sehr begrenzter Ziele anstreben. Das hat den Franzosen ebenso gefallen wie der indische Vorschlag, die vier Großmächte sollten eine Erklärung abgeben, daß sie die Durchsetzung ihrer Ziele keinesfalls mit Mitteln des Krieges versuchen würden.

Die internationale Politik hat das Erscheinen des westdeutschen Außenministers, Bundeskanzler Adenauer, als bedeutenden Markstein der Entwicklung gewertet, während die französische Öffentlichkeit es einfach als eine notwendige Selbstverständlichkeit angesehen hat. Während jedoch die Amerikaner und die Deutschen die Auffassung vertreten, daß Adenauer mit weitgehenden, die Besatzungsepoche abschließenden Uebereinkommen nach Hause gereist sei, sagen die Franzosen sehr lie-

benswürdig, man habe sich über gewisse Prinzipien geeinigt, deren Verwirklichung vermutlich noch lange Zeit in Anspruch nehmen würde. Es ist ihnen besonders wichtig, daß sie die Amerikaner dazu bringen konnten, einen deutschen Verteidigungsbeitrag (in Form von Soldaten) nur als deutsches Kontingent in einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft und nicht als nationales Truppenkontingent anzuerkennen. Dabei soll auch darüber Klarheit geschaffen worden sein, daß die deutschen Truppen jederzeit zahlenmäßig dem französischen Kontingent (wozu weder die nordafrikanischen noch andere außereuropäische französische Truppen rechnen!) unterlegen sein sollen, ganz abgesehen davon, daß ihnen weder Luftwaffe noch schwere Waffen mit auf den Weg gegeben werden.

Der psychologische Angsttraum der Franzosen, sie könnten wieder einmal eines Tages von deutschen Truppen besetzt werden, zieht sich durch alle Schichten der Bevölkerung und quer durch sämtliche Parteien. Er wird auch nicht durch die Furcht vor dem asiatischen Osten gemildert. Dabei spielt das Gefühl, daß auch einem Volk das Hemd näher sitzt als der Rock, eine Rolle. Die gesamte Problematik der Weltpolitik und damit der Weltgefahren zu bannen, erscheint den Franzosen wie die Quadratur des Zirkels — und deshalb würden sie am liebsten die Finger überhaupt ganz davon lassen.

II

Zu ihrem größten Leidwesen haben sie jedoch begriffen, daß die Zeiten des Für-Sich-Lebens vorbei und jedes Volk auf das andere und jeder Kontinent auf den nächsten unerbittlich angewiesen sind. Das war ihnen schon früher klar, aber der Große Weltkrieg hat es erst vollkommen überzeugend bewiesen. Die Begleichung der Summen, die er verschlungen hat, die Behebung der Schäden, die er verursacht und die Vorbereitung auf die Abwehr eines möglicherweise wieder neuen, maßstablosen Krieges überschreiten die Leistungsfähigkeit aller Nationen.

Die Dollarlücke macht sich in Frankreich immer wieder bemerkbar, und das Defizit gegenüber der Europäischen Zahlungsunion steigt und steigt. Dabei hat die amerikanische Finanzierungspumpe, die aus allen möglichen Quellen seit Jahr und Tag funktioniert hat, schon deutliche Stockungen gezeigt. Vermutlich werden diesmal noch einmal zweihundert oder vierhundert Millionen Dollar von dorthier kommen — aber wie lange noch? Man müßte also bestrebt sein, die eigene Wirtschaft so gut zu organisieren, daß man endlich von den fremden Zuschüssen befreit wird. Aber ganz abgesehen von vielerlei Schwierigkeiten, die sich diesem Problem entgegenstellen, haben die Finanzexperten mit ihrer Rechnungsaufstellung über die ungefähren Kosten der vom Atlantikrat gewünschten europäischen Verteidigungsstärke allen derartigen Mut sinken lassen. Diese Kosten wurden nämlich mit nicht weniger als 24 000 Milliarden Franken angegeben! Das sei eine Zahl, welche die Europäer zum Verzweifeln und nur die Sowjet-Russen zum Lachen bringen könnte, meinte eine Zeitung. Es wäre nur zu leisten, wenn sämtliche europäischen

Länder ihre gesamten Steuereinnahmen um das Zwanzigfache erhöhen würden. Welches Land, so fragt man sich, könnte soweit gehen, ohne zugleich daran zu krepieren!

Schon mit einem viel kleineren Plan, nämlich dem, den der damalige Armeeminister Jules Moch 1950 aufgestellt hat, ist Frankreich nicht fertig geworden. Damals gab es fünf schlecht ausgerüstete Divisionen; 1951 sollten zehn glänzend ausgerüstete stehen, 1952 weitere fünf und 1953 sollten dann insgesamt dreißig Divisionen aufgestellt sein. Aber schon das Klassenziel von 1951 ist nicht erreicht worden . . .

Schließlich kann keine Volkswirtschaft nur von der Rüstung leben. Wenn sie es in einem Kriege tun muß, dann haben die bisherigen Beispiele schon gezeigt, wohin das führt. Versucht man aber ein solches Experiment vorsorglich, dann würden die Rückwirkungen noch viel verheerender sein — zumal wenn es vielleicht doch durch die Aktivität der Churchillschen Politik gelingen sollte, eine Beilegung des westöstlichen kalten Kriege zu erreichen.

Und auch in diesem Zusammenhang sieht man die „deutsche Gefahr“. Man weiß, daß überall dort, wo Frankreich heute in Spannungen ernster Art verwickelt ist, also in Asien, im Nahen Osten und in Nordafrika, das Ansehen der Deutschen im gleichen Umfange ansteigt, wie das der Franzosen abnimmt. Auf dem Exportmarkt von morgen würde es also Deutschland leicht fallen, seinen Nachbarn zu überrunden. Die Frage, wie man gerade das verhindern könnte, beschäftigt nicht nur die französischen Industriellen und Politiker.

Den Lebensstandard zu erhöhen, die industrielle Ausrüstung zu vervollkommen, die soziale Sicherheit zu garantieren, den Krieg in Indochina weiterzuführen und im eigenen Lande noch weiter aufzurüsten, das wären Aufgaben, so hört man überall, die niemand lösen könnte. Dabei weist man energisch darauf hin, daß die Produktivität der französischen Wirtschaft, verglichen mit der Vorkriegszeit, befriedigend sei. Die Aufrechterhaltung des Lebensstandards und die Sicherung der sozialen Lage wären jedoch wichtiger für den inneren und äußeren Frieden als zwei Dutzend Divisionen, so sagen die einen, während die anderen dagegen halten, nicht damit, sondern mit Flugzeugen, Panzern und Kanonen ließe sich der Widerstand der Sowjet-Divisionen brechen.

Mit einer gewissen Genugtuung hat man in Paris die ersten Wirtschaftsmaßnahmen der Regierung Churchills beobachtet, der zur Verteidigung der britischen Wirtschaft und zur Vermeidung einer Inflation die Formel „Kanonen anstatt Butter“ abgelehnt und erklärt hat, es gäbe künftig weniger Butter und weniger Kanonen. Man will aber auch wissen, daß General Eisenhower diese Zusammenhänge erkannt und anerkannt habe und daß er deshalb im November zu Präsident Truman nach Amerika geflogen sei, um neue Maßnahmen mit ihm zu besprechen. Angeblich soll er vorgeschlagen haben, auf die geplante extensive Rüstung in Europa zu verzichten zugunsten einer intensiven. Sodann solle das Stalinregime mit der Herbeiführung besserer Lebensbedingungen in den freien europäischen Ländern, sowie mit Aufklärungs- und Wühlarbeit

bei den von den Sowjets unterdrückten Völkern, aber auch bei dem russischen Volk selbst, bekämpft werden.

So dankenswert die finanzielle und wirtschaftliche Unterstützung der europäischen Staaten in der Nachkriegszeit durch die USA auch gewesen sei, es habe sich gezeigt, daß es trotzdem nicht gelingen konnte, die europäische Wirtschaft auch nur einigermaßen zu sanieren. Jetzt gebe es, nicht nur für Frankreich allein, nur noch die Wahl zwischen einer Gefährdung der militärischen Stärke oder der wirtschaftlichen Existenz.

III

Frankreich sieht aber nicht nur in diesen geschilderten Abgrund hinein. In seinem Empire gähnen weitere. Der Krieg in Indochina nimmt und nimmt kein Ende, und das Meer von Blut, Tränen und Toten steigt und steigt. Die Verbitterung der Bevölkerung nimmt zu und kann nicht mehr von den kolonial-nationalen Ressentiments der älteren Generation besänftigt werden. Deshalb hat sich seit längerem die französische Außenpolitik darauf verlegt, zu erklären, diesen fernöstlichen Krieg führe Frankreich nicht für sich, sondern für die weiße Rasse. Daran glaubt in Frankreich selbst niemand. Alle aber sehen die Milliarden, die dieser auf weite Sicht in jedem Falle völlig hoffnungs- und aussichtslose Krieg verschlingt. Im Budget für 1952 sind allein für Indochina 350 Milliarden Franken eingesetzt, und jeder weiß, daß diese Summe nicht reichen wird. Man hat eine kleine Hoffnung darauf, daß mit der erwarteten Beilegung des Krieges in Korea auch die Indochinafrage liquidiert werden kann . . .

Nicht unmittelbar so gefährlich wie die kriegerische Auseinandersetzung in Indochina betrachten die Franzosen die Maßnahmen, Aufstände, Spannungen und Unruhen in der islamischen Welt. Wie die Perser und Ägypter sich mit geradezu selbstmörderischem Auftreten von den englischen Bindungen zu befreien versuchen, wird aufmerksam verfolgt. Dabei notierte man genau, mit welchem Wohlwollen die amerikanische Politik den persischen Außenminister in den Staaten empfangen hat und zu welchen Zugeständnissen sie offensichtlich bereit gewesen wäre — wenn sie nicht auf Großbritannien hätte Rücksicht nehmen müssen. Die Vorgänge in Teheran und Kairo haben sich natürlich auch auf Tunesien, Algier und Marokko ausgewirkt.

Bei diesen nordafrikanischen Ländern handelt es sich allerdings um ein französisches Anliegen, dessen Bedeutung weit über die politischen, militärischen und industriellen Kreise hinaus, im Volke selbst lebendig ist. Was man auch immer über die einstigen französischen Kolonialmethoden in Nordafrika sagen mag, kein Gutwilliger kann leugnen, daß das Mutterland für dieses Nordafrika auf sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet Großes geleistet hat. Aber dabei geht es ähnlich wie mit den seelischen und materiellen Aufwendungen der Eltern für ihre Kinder: einmal mündig geworden, verlassen sie das Elternhaus und gehen ihre eigenen Wege. Es ist nur eine Frage des Verhaltens der Eltern, ob diese Trennung so frühzeitig und in solchen Formen

vollzogen wird, daß die Kinder nach kurzer Zeit, sei es zurückkehren oder auf andere Weise ihre unwandelbare Verbindung mit dem Elternhaus aufrecht erhalten.

Ägypten machte sich zum Sprecher der arabischen Liga und versuchte die UNO mit der Marokkanischen Frage zu befassen. Am Vorabend der Pariser UNQ-Tagung erfolgte dann auch prompt ein von Nationalisten inszenierter Aufstand in Casablanca, wobei es sechs Tote gab. Natürlich gelang es Außenminister Schuman, die Behandlung der Marokko-Frage von der UNO ablehnen zu lassen, wobei er sich nicht enthalten konnte, darauf hinzuweisen, daß der Antrag ausgerechnet von einem Lande gestellt worden sei, in dem das Elend und die Not der breiten Massen größer wäre als in irgend einem anderen Lande Afrikas.

Doch damit ist weder die marokkanische, noch die nordafrikanische Frage irgend einer Lösung näher gekommen. Marokko mit seinen fast fünfhunderttausend qkm Land, seinen neun Millionen Mohammedanern, zweihunderttausend Juden und vierhunderttausend Europäern, steht in vieler Hinsicht im Brennpunkt politischer und wirtschaftlicher Betrachtungen. Es ist der beste amerikanische Lande- und Stützpunkt auf dem Wege nach Europa, und es birgt eine derartige Fülle meist noch nicht genutzter Metalle und Phosphate, daß es für die Industrie der Zukunft von höchster Wichtigkeit sein wird. Das wußte und weiß natürlich auch Frankreich. Aber Marokko läßt sich nicht willkürlich aus dem mohammedanischen Raum Nordafrikas herausnehmen. Es gehört dazu.

Die Träume Frankreichs, einmal bestimmender Meteor der gesamten arabischen Welt zu werden, sind längst vorbei. An dem Tage — es sind nun bald dreißig Jahre her — an dem Damaskus unter französischen Bomben zusammenbrach, war der Schlußpunkt gesetzt. In den darauffolgenden zwanzig Jahren haben Syrien und der Libanon ihre Freiheit erkämpft. Natürlich hat auch das ansteckend auf die nordafrikanischen Besitzungen gewirkt. Mit verbalen Zusicherungen ist nichts mehr zu machen. Auch nicht damit, daß man den Sultan von Marokko, wie es Ende 1950 geschah, mit orientalischem Gepränge wie den Fürsten einer Großmacht in Paris empfängt.

Zum vierundzwanzigsten Jahrestag seiner Thronbesteigung hat am 18. November 1951 Sultan Sidi Mohamed ben Youssef in seiner Thronrede Frankreich erneut aufgefordert, Marokko „die volle Souveränität zu garantieren und die französisch-marokkanischen Beziehungen auf eine neue Grundlage zu stellen“. Er forderte ein demokratisches Regime für sein Land und will erreichen, daß die Beziehungen zu Frankreich von einer „gegenseitigen Freundschaft und dem Respekt vor den Interessen beider Länder“ getragen werden. Noch wäre also Zeit, alles gütlich zu regeln! Der Oberbefehlshaber der atlantischen Landstreitkräfte in Mitteleuropa, General Juin, einst französischer Generalresident in Marokko, hat jedoch unlängst zu verstehen gegeben, Frankreich könne seine im Vertrag von Fez 1912 übernommene Verpflichtung nicht aufgeben, „Marokko als ein geheiligtes Vermächtnis zu betrachten, bis es für seine Unabhängigkeit reif sei“. Dabei tadelte er die Amerikaner, welche die Un-

abhängigkeitsbestrebungen der Marokkaner unterstützen würden, womit sie dasselbe tun würden wie die Kommunisten. Er verlagerte sodann die Unselbständigkeit Marokkos aus der französischen Interessensphäre in die der gesamten westlichen Welt, weil nach seiner Meinung deren Stabilität durch ein unabhängiges Marokko erschüttert würde.

Es wäre verantwortungslos und dumm, wenn sich andere europäische Nationen, und insbesondere Deutschland, über die politischen Schwierigkeiten freuen würden, die Frankreich in Nordafrika hat. Jede Beeinträchtigung seiner politischen und wirtschaftlichen Situation trifft auch uns. Andererseits zeigt sich auch hier, daß ein neues, großzügiges Denken und Handeln und ein übernationaler europäischer Zusammenschluß vonnöten ist. Aber übersehen wir nicht, wie schwer es für jeden Besitzenden ist, ob Individuum oder Staat, etwas von seinen Rechten zu Gunsten der Allgemeinheit aufzugeben. Es steht also zu fürchten, daß die nordafrikanische Frage uns allen noch lange Zeit echte Sorgen bereiten wird.

IV

Als Vincent Auriol in seiner Eigenschaft als französischer Staatschef die UNO-Delegierten in Paris begrüßte, da hat er, wie man sagt ohne sich vorher mit seinem Außenministerium und erst recht mit den anderen Großmächten verständigt zu haben, einen Appell an Stalin, Churchill und Truman gerichtet, sich mit ihm als Vertreter Frankreichs auf einer Viererkonferenz zu vereinigen, um über die Erhaltung des Friedens zu sprechen. Wir wissen, daß vorerst nichts daraus geworden ist. Das französische Volk hat jedoch diesen Appell Auriols mit größter Befriedigung aufgenommen. In einer Uebereinkunft der vier Großen sieht es die letzte, echte Chance für sich, zumal es befürchtet, daß die zwei ganz Großen sich eines Tages allein, und dann auch noch auf Frankreichs Kosten, einigen könnten. Der Franzose hat den Eindruck, daß wir im Zeitalter der Kriege der Ideen und der Propaganda leben, und daß man solch einem Krieg niemals mit einem „heißen“ begegnen könne. Denn auch nach einem neuen und diesmal gigantischen Weltkrieg würden die echten Probleme, insbesondere die sozialen, der Welt treu bleiben. In der Tatsache, daß der französische Gewerkschaftsführer Léon Jouhaux den Friedens-Nobelpreis für das Jahr 1951 erhalten hat, erblickt es eine internationale Anerkennung seines eigenen Denkens. Denn Jouhaux war immer ein Mann des Handelns, des Kompromisses und der Ideen. Nach seiner Auffassung ist ein Weltfrieden nur möglich, wenn sozialer Frieden herrscht. Da aber jeder Krieg den sozialen Frieden erneut bedroht, ist er ein Gegner des Krieges.

All das müßten, so meint man quer durch alle Parteien und Schichten Frankreichs, endlich auch die Amerikaner begreifen. Und hier zeigt sich dann ein politisches Faktum, daß man bei der Beurteilung Frankreichs und seiner Politik nicht übersehen darf: das ist die psychologische Animosität des Franzosen gegenüber dem Amerikaner. Schon die unkonventionelle Schuljungenart, mit der die amerikanischen Soldaten in Frankreich auftreten, ihr splendorvoller Sold, ihre sanitäre und technische

Perfektion und die Tatsache, daß sie auch im Frieden aus Konservendbüchsen leben und keinen frischen Salat zu bereiten verstehen, verstimmt die Franzosen. Jean Cocteau hat das für die Intellektuellen scharfsinnig formuliert und die Unordnung gelobt, „die Geburt und Ueberraschungen möglich sein läßt“. In Frankreich gäbe es noch Düngerhauten, in denen der Hahn seine Füße testkrallen könne. Er bewundert die technische Vollkommenheit der Amerikaner, bei denen jedoch das Regiment der Männer nach dem Trommelschlag der Frau marschiere. Er glaubt auch an die Zukunft der USA, aber er schreibt ihnen ins Stammbuch: „Weder Waffen noch Reichtümer werden Euch retten. Ihr werdet gerettet werden von der Minderheit derer, die denken. Von Euren verborgenen Herzen kommt die Rettung, von Euren schmalen Geldbeuteln, von Eurem Wahnsinn, den Edgar Allan Poe verkörpert — kurz, von Euren Dichtern, welcher Tinte immer sie sich auch bedienen.“

So denkt und empfindet, bewußt oder unbewußt, fast jeder Franzose. Amerika und Sowjetrußland sind für ihn groß, aber auch weit, sehr weit entfernt. Beide werden, so oder so, auch noch leben, wenn in einem neuen Kriege die letzte Schlacht geschlagen wird. Europa aber trägt das beängstigende Risiko, daß es unweigerlich verloren sein wird, wenn auch nur die erste Schlacht von der freien Welt nicht gleich gewonnen wird! Wie gefährlich hinwiederum solches Denken ist, das braucht nicht weiter erörtert zu werden. Aber dadurch wird es nicht aus der Welt geschafft.

Die wirtschaftliche Macht der USA einerseits und die von den Franzosen auch nicht gelegnute Abhängigkeit von ihr könnten zu der Annahme verleiten, die Amerikaner könnten, erbst über die ewige Verzögerungstaktik der Franzosen, einfach zur Tagesordnung übergehen und ein Europa ohne Frankreich bilden. Aber Frankreich ist überzeugt, daß es kein Europa ohne sein Land geben kann, ebenso wie es kein Europa ohne Deutschland gibt. Mit Begeisterung vernahm man die Erklärung des kanadischen Premierministers St. Laurent, es sei nicht fair, den Europäern Undankbarkeit für die geleistete Hilfe von jenseits des Ozeans vorzuwerfen, da sie in erster Linie den eigenen Interessen diene: „Wir versuchen nicht, die Wirtschaft und Verteidigungskraft der westeuropäischen Nationen aus Liebe für die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Italiener oder andere Westeuropäer aufzubauen. Wir tun es für die Sicherheit der Amerikaner und Kanadier, die den nordamerikanischen Kontinent bewohnen.“

General de Gaulle hat zum Jahresende wieder einmal angeboten, sich an die Spitze der Nation zu stellen und versprochen, er würde damit sein Land vor einer finanziellen und politischen Katastrophe retten. Das hat er schon oft versprochen, aber die Franzosen wollen nicht ihr politisches Denken zugunsten militärischer Befehle aufgeben. In ihnen ist das Wort von Abel Bonnard lebendig, wonach die Generäle glücklich dran sind: gewinnen sie einen Krieg, dann triumphieren sie, verlieren sie ihn, dann wollen sie regieren. Und dabei ist Général de Gaulle auch noch ein Gegner der Amerikaner, ebenso wie er ein Gegner des Schuman-

und Plevenplans ist, denen er Funktionalismus vorwirft. De Gaulle will jedoch auch eine europäische Armee mit den Deutschen zusammen bilden, aber die kann er sich nur unter französischem Oberbefehl vorstellen. Die deutsche Souveränität, so sagten uns Franzosen, stelle sich de Gaulle wie die des Saargebiets vor: also die Deutschen als Befehlsempfänger. Dabei erhob sich auch die Frage, was eigentlich mit den vor der Währungsreform im Saargebiet eingezogenen Reichsmarkbeträgen (die in die vielen Millionen gingen) und die später angeblich über Besatzungskosten in DM umgewechselt wurden, geschehen sei.

Dies hier gezeichnete Bild voller Probleme und Hintergründe ist alles andere als erbauend. Aber ist es nicht besser, der Realität ins Auge zu sehen, als sich ein Wunschbild zu zeichnen? USA-Senator Willy erklärte in Straßburg, entweder einige sich Europa, oder es ginge zum Teufel. Betrachtet man die französische Indolenz in der Lösung seiner echten Schwierigkeiten und denkt man daran, daß der deutsche Vorschlag, einen „Jugendpaß“ zu schaffen, also den Visazwang für Jugendliche bis zu 25 Jahren aufzuheben (gewiß eine Winzigkeit vor den anderen Problemen) in Paris auf Ablehnung stieß — dann müßte man eigentlich der Meinung sein: Europa geht zum Teufel.

Aber europäisches Denken verbietet eine derartige Schlußfolgerung, weil es immer noch, und sei es auch für den allerletzten Moment, auf die Einsicht und Vernunft und damit die Bereitschaft zum Kompromiß aller beteiligten Völker rechnet.

Zwischen dem Metaphysiker, der bei der Betrachtung seines Gegenstandes die Wahrheit in ihrer zwingenden Reinheit erfaßt, und dem Staatsmann, der frühere Ereignisse, Schwierigkeiten und Hindernisse in Rechnung stellen muß, besteht folgender Unterschied: Der eine bedenkt nur, was ist, während den andern beschäftigt, was möglich ist. Der Metaphysiker reist auf dem Atlas und überwindet dabei mühelos alles, ohne von Bergen, Wüsten, Flüssen oder Abgründen behindert zu werden. Wenn aber in Wirklichkeit gereist und ein Ziel erreicht werden muß, so muß man immer bedenken, daß man auf dem Erdboden steht und nicht mehr im Reich der Gedanken.

Mirabeau
(Als Kritik von Sieyès' „Was ist der dritte Stand?“)

Der tiefere Hintergrund des Falles Slansky

Ueber das Duell Gottwald-Slansky, das 23 Jahre lang andauert hat, ist bereits genug geschrieben worden. Aber eine Seite dieses bemerkenswerten Zwischentalles in der Geschichte der Nachkriegs-Tschechoslowakei ist noch kaum behandelt worden. Das ist die Frage des Titoismus.

Bekanntlich hat Slansky nie aufgehört, Gottwald des Opportunismus zu bezichtigen, und Gottwald revanchierte sich durch die gegen Slansky erhobene Anklage des Trotzismus, also des Ueberradikalismus. Nicht umsonst war Slansky der Günstling von Sdhanow, der Rußland sofort in den dritten Weltkrieg hatte führen wollen, und nach seinem plötzlichen Tode war der Stern Slanskys am Verbleichen. Slansky hatte aber noch ein anderes Geschloß gegen Gottwald in seinem Köcher. Er versuchte, ihm Titoismus anzuhängen, also ‚National-Kommunismus‘. Er tat das mit einem Schein von Berechtigung, denn es war bekannt, daß Gottwald, offenbar mit einem Rest von politischem Schamgefühl, bei der Eingliederung der tschechoslowakischen Schwerindustrie in den Fünfjahresplan die Interessen des nationalen Wirtschaftsaufbaus zu verteidigen suchte. Er wurde dabei unterstützt von dem Außenminister Clementis, der darüber auch zu Fall kam. Das alles war in Moskau nicht unbekannt und war der Grund, weshalb der Kreml etwas tat, das man in der Welt lange nicht verstand: es wurden einige Leute begünstigt, die keine National-Tschechen waren und teilweise überhaupt nicht Tschechisch konnten, teilweise Sudetendeutsche, teilweise deutschsprechende Juden. Das geschah zu einer Zeit, als in der Tschechoslowakei auf Deutschsprechende Jagd gemacht wurde und Gottwald das Tschechentum besonders betonte, als die sudetendeutschen Kommunisten größtenteils fallen gelassen wurden (soweit sie z. B. in England im Exil waren, wurden sie nach Ostdeutschland dirigiert, einige von ihnen auf die sudetendeutschen Flüchtlinge losgelassen, und ihr Führer Beuer starb in Berlin wenige Wochen nach seiner Ankunft) und als man die Juden wegen ihrer Deutschsprachigkeit den Sudetendeutschen gleichstellte (wobei auch ein gewisser Antisemitismus sich, in diesem Zusammenhang mit kommunistischer Deckung, unter dieser Tarnung austoben konnte). Es wirkte wie ein Hohn auf die Deutschenaustreibungen, daß von einem gewissen „kommunistischen Reifegrad“ an die deutsche Abstammung verziehen wurde.

Was war das Motiv der Verwendung dieser Gminder, Köhler, Frank,

Slansky und Reicin? Man dachte, daß sie, nicht nur wegen ihrer Moskauer Schulung, sondern wegen der unvermeidlichen Isolierung in der tschechischen Umgebung für Moskau besonders verläßlich sein mußten, man nahm ferner an, daß sie ein nationales Ressentiment gegenüber den tschechischen Kommunisten haben würden (alles das gibt es unter den „Internationalisten“ dieser Art) und daß man sie daher gegen die tschechischen Nationalkommunisten und ihren Widerstand in Wirtschaftsfragen als Gegengewicht einsetzen könnte, endlich waren sie zusammen mit den zurückgebliebenen oder wieder zugelassenen deutschen Facharbeitern sozusagen Unterpfand eines potentiellen Kurswechsels, falls man eines Tages wieder den Deutschen vor den Tschechen (und Polen) den Vorzug geben würde. Daß sich diese Tendenz nicht stärker auswirkte, liegt an den Hindernissen einer Einigung Deutschlands, der verzweifelten Lage der westdeutschen Kommunisten und an dem Widerstand der ostdeutschen Bevölkerung, der eine solche „Belohnung“ als unangebracht erscheinen läßt (und daher die Versicherung der „Treue“ gegenüber Polen auslöste). Gottwald war empört über die Zurückberufung sudetendeutscher Facharbeiter. Das Mißtrauen in die russische „Treue“ teilte er mit Gomulka. Aber er war schlauer als die polnischen Kollegen, die den Weg des Titoismus gingen. Er fand es weit vorteilhafter, ein Geschäft abzuschließen: „Wir bleiben loyal, und ihr haltet uns diese Fremden vom Halse!“

Und so schaltete Moskau zurück. Deshalb ist es zwar richtig, diese Abhalfterung der Fremden, die mit dem Sturz Gminders, Köhlers und Franks und der Verhaftung Reicins begann, nunmehr in der Verhaftung Slanskys einen Höhepunkt erreichte und vielleicht auch eines Tages Karl Kreibich, den Botschafter in Moskau, erreichen wird, als Sieg der National-Tschechen zu betrachten, nicht aber als eine Auswirkung eines tschechischen National-Kommunismus, eines Titoismus. Denn dies geschah mit dem Einverständnis von Moskau, das sich Garantien für diesen Vertrauensbeweis und dies Fallenlassen seiner treuesten Trabanten geben ließ. Mit diesem Einverständnis hat sich der neue russische Botschafter Lawrentiew, bisheriger stellvertretender Außenminister, in Prag eingeführt. Er war es, der 1948 Tito zur Raison zu bringen suchte.

Die „Frankfurter Rundschau“ hat in einem Artikel einen treffenden Begriff eingeführt: angesichts der nationalen Widerstände suche der Kreml eine Art „moskaugesteuerten Titoismus“ ins Leben zu rufen. Das ist durchaus richtig. Freilich ist es ein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Und zwar nicht nur für Moskau, das eines Tages die gerufenen Geister nicht mehr los werden kann. Auch für Gottwald und seine Clique! Denn wenn sie sich jetzt auch nur das Geringste zuschulden kommen lassen, wird man ihnen aus dem Geschehenen, ganz gleich ob es geduldet, erlaubt, inspiriert war — es wäre nicht das erstemal — einen Strick drehen. Dann sind sie doch die „Titoisten“ gewesen. In diesem mörderischen Spiel ist der Führerverschleiß enorm. Für die Führer ist es stets ein Kampf auf Tod und Leben. Es gibt nur die Alternative: Höhersteigen oder Stürzen. Nachher haben die beflissenen Schreiberlinge die „ideologische“ Begründung zu liefern.

Woran scheitert die Demokratie in Lateinamerika?

Verfolgt man die Ereignisse in Lateinamerika, so muß man sich immer wieder darüber wundern, wie politische Unruhen einen ganzen Kontinent fast ohne Ausnahme dauernd in Atem halten können. Man wird nie zu einem befriedigenden Ergebnis kommen, wenn man die Schuld daran diesem oder jenem Umstand zuschreibt. Die politische Situation Lateinamerikas ist das Ergebnis einer Vielzahl meist historischer Gegebenheiten, die letztlich wiederum nur einen Ursprung haben: die Mentalität eines wahren Völkergemischs, das man sehr oberflächlich unter dem Begriff „Südamerikaner“ zusammenfaßt.

Der demokratische Staatsbegriff basiert auf der Voraussetzung eines Volkes mit ungefähr einheitlichem Bildungsniveau und einer gewissen Zivilisation. Eine Demokratie unter Analphabeten ist nicht möglich, da hier die wichtigste Grundvoraussetzung fehlt: die aktive Teilnahme aller Staatsbürger am politischen Leben. Schon diese Voraussetzung bietet Lateinamerika mit etwa 60 Prozent Analphabeten nicht. Die restlichen 40 Prozent werden statistisch nicht als Analphabeten geführt. Eine große Zahl davon hat wohl Lesen und Schreiben gelernt, bedient sich aber dieser Künste so gut wie nie. Das bedeutet, daß die politische Aktivität stets in den Händen einer winzigen Minderheit liegen muß, die sich zwangsläufig in den Städten konzentriert. Die Städte aber wiederum gruppieren sich entlang der Küste, die von den spanischen Eroberern zuerst kultiviert worden war — schon deshalb, weil sie größtenteils die klimatisch besten Bedingungen bietet. Es ergibt sich also, daß das politische Südamerika, von dem wir hören und sprechen, eigentlich nur der eng begrenzte Küstenstreifen um den Halbkontinent herum ist, während das riesige Hinterland aus Urwald, Bergketten und kaum besiedelten Steppen nicht dazugehört.

Man überschätzt die Bedeutung einer einheitlichen Sprache, wenn man darauf verweist, daß mit Ausnahme von Haiti und Brasilien in den übrigen 18 Staaten Lateinamerikas spanisch gesprochen wird. Diese Menschen kommen aus den verschiedensten Lebensbereichen und Rassen, waren Eroberer oder Besiegte, weder Blut noch Kultur sind ihnen gemeinsam. Nicht die Völker Lateinamerikas haben sich von Spanien befreit, sondern eine Schicht kreolischer Intelligenz, die anschließend nur recht willkürliche Staatsgrenzen ziehen konnte, weil heterogene

Völker nicht existierten. In Europa schufen sich Nationen ihre Staaten; in Lateinamerika kommt erst ganz allmählich so etwas wie ein Nationalgefühl auf — man schuf nach den Unabhängigkeitskriegen Staaten, die nun ihre Nationen suchen. Ein — wenn auch negativer — Faktor, der in Europa erheblich zur Stärkung des Nationalgefühls beigetragen hat, fehlt in Lateinamerika völlig: der Krieg um nationaler Ziele willen.

Ob man Bolivien betrachtet oder Mexiko, Venezuela oder Brasilien — alle Staaten sind von Volksgruppen bewohnt, die sich mehr oder weniger voneinander abgrenzen, die sich hier die Waage halten, dort schon zahlenmäßig weit auseinander streben. Indianer, Weiße, Neger, Mestizen, Kreolen, Mulatten, Zambos, indische, chinesische und japanische Minderheiten, wilde Urwaldstämme und ebenso wilde Hochgebirgsvölker — sie alle gehören bis heute fast zufällig irgend einem Staat an, ohne ein Staatsvolk gebildet zu haben.

Der Staat aber, der in den meisten Fällen nur eine Fiktion ist, hat die Menschen längst nicht in dem Maße formen können wie Klima und Umwelt. Die liebenswerten Eigenschaften der Lateinamerikaner haben ihre Wurzeln in der heiteren Natur der „glücklichen Tropen“; aber auch die anderen entspringen deren einschläfernder, erschlaffender Gleichförmigkeit; die Lässigkeit des „Manana“, die Langsamkeit jedes inneren und äußeren Fortschritts. Auf der anderen Seite steht der Bewohner des Binnenlandes: ewig von den Gefahren eines grausamen Urwaldes, einer toten Steppe, einer unbarmherzigen Natur bedroht, ist sein Leben ein ewiger Kampf, der ihn rauh, anmaßend und stolz macht.

Bereits hierbei tritt eine Komplikation ein, die wir am Beispiel Ecuadors erläutern wollen. Nirgendwo wie in diesem Lande, das etwa so groß wie Deutschland ist und die Einwohnerzahl Berlins hat, diktiert die Andenkette mit ihren 6000 und 7000 Meter hohen Bergriesen das politische Geschehen, die Wirtschaft und die Sozialmaßnahmen in einem solchen Ausmaß. Von der eisigen Hochgebirgsszenerie bis zum brütenden, feuchten, sumpfigen Dschungel sind sämtliche Landschafts- und Klima-Arten vertreten, die es gibt. Gut 85 Prozent der Bevölkerung sind Indianer und Mischlinge, aber sie sind untereinander so grundverschieden wie etwa der Schwede vom Italiener. Die Sprache klingt in der Sierra völlig anders als an der Küste, Temperament, Sitten, Wirtschaft, alles ist verschieden. Der Costeño kommt kaum einmal in die Hauptstadt Quito, wo die Luft dünn und sauerstoffarm ist und er beim Spazierengehen Herzattacken bekommt. Seine Hauptstadt ist das moderne, tropischlebendige Guayaquil. Noch weniger verläßt ein Serrano seine 3000 Meter Höhe, um auch einmal die Küste kennenzulernen. Damit fängt es an; und es hört damit auf, daß im Gebirge „Costeño“ und an der Küste „Serrano“ zu den beleidigendsten Schimpfwörtern gehören. Der Serrano muß mit Gesten, Gebärden und Worten sparsam sein: sie verbrauchen Sauerstoff. Er ist schwermütig, still und teilnahmslos wie die majestätischen Berggipfel, bebaut den kargen Boden, wo es geht, mit Mais, Weizen und Kartoffeln und stellte den Spaniern das geduldigste Sklavenreservoir. In einer Flugstunde ist man an der Küste. Sauerstoff und Luft gibt es hier übergenug, dazu Reis und Kakao, Zucker und

Früchte, dazu das moderne Geschäftsleben mit Profitgier und allen Nebenerscheinungen, Politik, Agitation, Fanatismus, Glücksspiel und Revolutionsversuchen. Hier lebt ein anderer Menschenschlag — der schlanke Tieflandindianer mit leichtem Zusatz aus Spanien, Arabien oder China — immer bereit zu lächeln, quecksilbrig, mit allen Gliedern gestikulierend, stolz, sorgenlos, interessiert für alles Neue. Kein Wunder, daß die Küste die Haupteinnahmestelle der Regierung ist, aber der größte Teil der öffentlichen Ausgaben der schwer erschließbaren Sierra zugute kommen muß. Und hier schlagen nun die Gegensätze in politische Erbitterung um. Gesetze, die der Sierra nützen, bringen meist der Küste gar keinen Vorteil, und so sind der Regierung in Quito oft auf Grund regionaler Rücksichten die Hände gebunden.

Ein solches Gemisch von Menschen kann nicht von einer Gruppe ohne autoritäre Vollmachten zentral regiert werden, die — etwa in so großen Ländern wie Argentinien oder Brasilien — die Grenzgebiete ihres Vaterlandes oft nie gesehen hat. Die Konsequenz wäre also eine Föderalisierung, die zwar in den größeren Staaten theoretisch besteht, aber praktisch nicht sehr wirksam ist. Denn selbst eine Aufteilung in 20 Bundesstaaten reicht in Brasilien, einem Land von der Größe fast ganz Europas, nicht aus. Eine noch weitergehende Dezentralisierung scheitert aber entweder an der zahlenmäßig zu kleinen Intelligenzschicht — es finden sich nicht genügend qualifizierte Leute, die Aufgaben im Staatsdienst übernehmen wollen — an dem schmalen Staatsbudget, das wiederum eng mit der Struktur der noch nicht krisenfesten Wirtschaft verknüpft ist, und am Verkehrsnetz.

Die Behauptung hat zweifellos etwas für sich, daß die Demokratie dort am besten gesichert ist, wo man die Hauptstadt von jedem Punkt des Landes aus gleich schnell und gleich bequem erreichen kann. Ein Blick auf die Karte Südamerikas zeigt, daß die Hauptstädte alle in unmittelbarer Nähe der Küste liegen. Die paar hundert Kilometer Eisenbahnlinien und Autostraßen tasten sich nur zögernd wie Spinnenarme in das Landesinnere vor. Der Chilene aus Arica, der tagelang mit dem Dampfer fahren muß, um nach Santiago zu kommen, der Brasilianer aus São Felipe, der stundenlang durch den Urwald reiten und mehrere Tage den Amazonas hinunterdampfen muß, um dann nach einer dreiwöchigen Seereise Rio zu erreichen — sie alle sind in ihrem Leben kaum mehr als 50 Kilometer über ihre Heimatstädte hinausgekommen. Zeitung und Radio sind für sie größtenteils unbekannt. Sympathien für irgendeine Partei sind eine Sache der Tradition. Kann man von solchen Menschen ein reges Interesse an den Entscheidungen erwarten, die ein paar Parlamentarier in der Hauptstadt fällen? Kann man von diesen Parlamentariern so viel Verantwortungsbewußtsein und menschliche Anteilnahme erwarten, daß sie sich um die Sorgen des kleinen Mannes im Hinterland kümmern?

Sicher, man sollte es eigentlich. Aber selbst unter solchen günstigen Voraussetzungen haben sich oft noch plötzlich Hindernisse aufgerichtet, über die auch echte Demokraten gestolpert sind. Wir wollen das an dem Beispiel Venezuela aufzeigen. Hier hatte 25 Jahre lang General Juan

Vicente Gomez mit eiserner Hand regiert. Als er 1935 starb, trat etwas für Lateinamerika Typisches ein: das Staatsruder wurde um 180 Grad herumgeworfen, alles aus der Gomez-Aera — und es war nicht alles schlecht — wurde in das Gegenteil verkehrt, bis dem übertriebenen „laissez faire“ wieder eine Regierung der starken Hand, der Verordnungen und Dekrete folgte.

Dieses Spiel von Aktion und Reaktion ist zwar in der ganzen Weltgeschichte zu beobachten, aber in Lateinamerika wird es besonders deutlich, weil hier die Zeitspannen zwischen den Wechseln so kurz sind. Wie der Mensch sich in diesen Zonen schneller verlebt als anderswo, so auch die politischen Programme. Das Temperament des Lateinamerikaners, in dem sich das Blut der spanischen Eroberer mit dem der indianischen Eroberten vermischt, bekämpft ein Extrem mit dem anderen. Es fehlt eine genügend breite Mitte, die mit Erfahrung und Toleranz von einer höheren Warte aus den Extremen das Revolutionäre (oder dem Revolutionär das Extreme) nehmen und ihre starken Impulse in produktive Aufbauarbeit umwandeln könnte. Das ist der Punkt, an dem so viele demokratische Parteien in Südamerika scheitern: weil sie die Demokratie mit untauglichen Mitteln einführen wollen, weil auch sie den Caudillismo, der in jedem Südamerikaner steckt, nicht ganz verleugnen können.

Es soll bei diesen Betrachtungen nicht übersehen werden, wieviel politisches Glücksrittertum und wieviel finanzieller Egoismus an den häufigen lateinamerikanischen Revolten Schuld tragen. Sie wären in einer Demokratie — zumindest in diesem Maße — unmöglich. Aber Demokratie ist nicht zuletzt eine soziale Frage. Was Lateinamerika braucht, ist Kapital. Kapital, um Schulen zu errichten, Kapital, um Verkehrswege zu bauen, Kapital, um die riesigen Rohstoffquellen zu erschließen und zu industrialisieren. Seine eigene Kraft reicht zu dieser gewaltigen Aufgabe nicht aus. Lateinamerika ist erst erobert worden; erschlossen wurde es auch bis heute nur zu einem kleinen Teil.

Nikolaus von Kues und die Una Sancta

Was kann der nahezu 20 Jahre vor Luthers Geburt verstorbene Kardinal Nikolaus von Kues, dessen 550. Geburtstag wir eben begangen haben, uns heute zur Frage der Una Sancta sagen? Damals dachte doch noch niemand an eine abendländische Kirchenspaltung. Und ist heute, nach den Stößen der letzten Jahre, die Una-Sancta-Idee überhaupt noch lebendig? Viele glauben es nicht mehr und erwarten auch von dem alten Kueser keine neue Anregung, die den Weg zur Einigung der Christenheit weisen könnte.

Aber dabei werden zwei wichtige Tatsachen übersehen. Auch zu seiner Zeit gab es, seit der Mitte des 11. Jahrhunderts, eine immer schmerzlicher empfundene Spaltung zwischen Ost- und Westkirche, und Nikolaus von Kues hat wohl das Wichtigste getan, um sie, wenigstens für einige Zeit, zu überwinden. Dabei hat er praktische Erfahrungen gemacht, die uns auch heute wieder von Nutzen sein können. — Zum zweiten stand er, wie wir jetzt, in einer tragischen Situation, allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen. Damals erhob sich allerorten der Ruf nach „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“, und er hat selbst mit aller Kraft an dieser Reform gearbeitet, so daß er später der „Reformator vor der Reformation“ genannt wurde. Aber die leitenden Instanzen, Papst und Bischöfe, Kaiser und Fürsten und der französische König, konnten sich über ihre Ziele und Kompetenzen nicht einigen, bis es zu spät war und die Spaltung nicht mehr vermieden werden konnte.* Heute stehen wir in der umgekehrten Situation: die ernstesten Christen aller Bekenntnisse rufen sehnsüchtig nach Einigung der Christenheit; aber die leitenden Kirchenmänner können sich wieder über Ziel und Wege zum Ziel nicht einigen, und das bei gutem Willen auf allen Seiten. Da hat uns Nikolaus von Kues ein richtungsweisendes Wort zu sagen.

I

Zunächst ist es notwendig, die heutige Lage vorurteilslos zu sehen, und sie ist durch die Erfahrungen der letzten Jahre hinreichend geklärt worden. Gleich nach dem Zusammenbruch 1945 hat der Herausgeber dieser Zeitschrift in seinem Buch „Deutscher Widerstand“ festgestellt: „Als

*) Darüber gibt das neue Werk von Hubert Jedin „Geschichte des Konzils von Trient“ I. Bd. „Der Kampf um das Konzil“, Freiburg 1949, Herder-Verlag, am besten Aufschluß.

gesichert und vielleicht als einzig bleibender Gewinn des schweren Kampfes darf die Annäherung der Konfessionen aneinander in Deutschland gebucht werden . . . Die Bedrohung des ganzen christlichen Fundamentes führte dazu, daß auf beiden Seiten alles Trennende früherer Jahrhunderte, von dem ja so vieles gar keinen lebendigen Inhalt mehr hat, zurückgedrängt und das Gemeinsame des christlichen Seins in den Vordergrund gestellt wurde. Die Klärung dogmatischer Gegensätze blieb den berufenen geistlichen Führern der Una-Sancta-Bewegung überlassen. Aber die christliche Front schloß sich . . . Es wird die Bewährungsprobe für die Kirchen im Gefühl des Volkes sein, ob sie mit behutsamer Hand die Ernte aus den dunklen Tagen des Kampfes werden in die Scheuer bringen können. Die christlichen Laien aus beiden Konfessionen sind jedenfalls entschlossen, die durch tiefstes Leid erworbene Gemeinschaft nicht wieder aufzugeben."

Wie steht es heute? Man spricht bereits offen von einer „Verschlechterung des interkonfessionellen Klimas“, und vielerorts beginnen wieder die alten konfessionellen Zwiste in neuer Form, die allerdings nicht dem wirklich religiösen Raum, sondern den politischen und wirtschaftlichen Interessen entstammen. Man ist immer wieder erstaunt, wie wenig die Menschen aus harten Erfahrungen lernen, wenn die nächste Bedrohung gewichen ist. — Aber wie steht es um die Una-Sancta-Bewegung, die eine wirkliche Verständigung der Konfessionen und schließlich ihre Einigung im Sinne des gemeinsamen Herrn anstrebt? Da muß man sagen: in der Öffentlichkeit ist es um sie recht still geworden. Das römische „Monitum“ v. 5. Juni 1948 hat zunächst wie ein Schock gewirkt; aber die Erregung legte sich bald, als von amtlicher Seite erklärt wurde: „Das Monitum verbietet ökumenische oder Una-Sancta-Veranstaltungen nicht einfachhin, sondern verlangt nur, daß hierfür, entsprechend den kirchlichen Bestimmungen, die vorherige Erlaubnis des Hl. Stuhles (durch den für den Versammlungsort zuständigen Bischof) eingeholt werde. Diese Bestimmung gilt allgemein, und wenn sie beobachtet wird, ist alles in Ordnung. Aus einer langen Erfahrung heraus hat die Kirche für diese Bestimmung ihre guten Gründe."

Dann kam am 20. Dezember 1949 eine ausführliche „Instructio“, in der die Una-Sancta-Arbeit nicht nur der Aufsicht, die für die Katholiken immer selbstverständlich war, sondern auch der Leitung der Bischöfe unterstellt wurde, und diese wurden angewiesen, für ihre Diözesen eigene Leute zu beauftragen, welche die praktische Arbeit ausführen sollten. Die Folge war eine weitere Stagnation. Die evangelischen Christen hielten sich immer mehr zurück, und das war ihren Kirchenleitern im ganzen nur recht, weil viele von ihnen in der Una-Sancta-Bewegung nur ein heimliches „Fangnetz für Konversionen“ sahen; auf katholischer Seite aber warteten die Freunde und Förderer der Una Sancta ab, was die beamteten Männer nun wirklich schaffen und welchen Anklang sie bei den getrennten Brüdern und Schwestern finden. Dann kam die Verkündigung des „neuen Mariendogmas“, und der Widerhall auf evangelischer Seite war fast überall eine leidenschaftliche Ablehnung, in der die alten Gegensätze und Vorurteile auch bei

hochamtlichen Stellen wieder offen hervorbrachen. „Nun ist es aus mit der Una Sancta“, so hieß es allgemein. „Es lohnt sich nicht mehr, weiter darüber zu reden und sich um sie zu bemühen.“

Aber das ist ein vordergründiger Schluß, bei dem wieder zwei entscheidende Tatsachen übersehen werden. Zunächst eine allgemeine geschichtliche Erfahrung: was über vier Jahrhunderte lang auseinandergewachsen ist und sich so hart bekämpft hat, kann auch bei gutem Einigungswillen auf beiden Seiten nicht in kurzer Zeit einfach zusammengebogen werden. Am wenigsten bei organischen Gebilden, wie es die Kirchengemeinschaften sind; denn diese sind keine Vereine oder Genossenschaften, die sich zu bestimmten Zwecken zusammentun und nach Belieben wieder auflösen können, und ebensowenig eine Art geistiger Gewerkschaften, die sich zu einem allgemeinen oder gar internationalen Gewerkschaftsbund zusammenschließen und bei auftretenden Differenzen wieder auseinandergehen können. Die Konfessionen sind wirklich organische Gebilde, die in den Seelen gewachsen sind, mit festen Grundanschauungen und öffentlichen Ordnungen, die nicht einfach vertauscht oder zusammengelegt werden können, sondern nur langsam wieder zur ursprünglichen Einheit, unter Wahrung der eigenen positiven Werte, zusammenwachsen müssen. Dazu bedarf es Zeit und Geduld und vor allem ehrlichen Bußwillens. Denn die Spaltungen kamen fraglos durch menschliche Schuld auf allen Seiten, und die muß durch geduldige Arbeit gesühnt werden. Diese soll die Una-Sancta-Bewegung, zugleich mit der ökumenischen, an ihrem Teil leisten. Damit ist sie unter das Kreuz gestellt und kann nur auf dem Kreuzweg des Herrn zum Ziele der Einigung führen. Aus dieser christlichen Grundüberzeugung waren von vornherein schwere und sogar schwerste Rückschläge zu erwarten, die ohne Enttäuschung oder Verbitterung, sondern mit Dank gegen Gott aufgenommen werden müssen, von welcher Seite sie auch kommen mögen; denn im Letzten sind sie doch Mittel in der Hand Gottes, durch die wir in die persönliche Bewährung gestellt und zur sachlichen Läuterung unserer Arbeit geführt werden sollen — im Gegensatz zu all den Desperados, die gleich an einer Sache verzweifeln, wenn sie ihnen nicht nach ihren Wünschen schnell genug vorwärts geht.

Zum zweiten wurde die Tatsache übersehen, daß durch diese Rückschläge die wirkliche Situation zwischen den Konfessionen erst richtig geklärt und alle billigen Illusionen zerstreut wurden. Viele haben sich, in der Bedrohung durch die christenfeindlichen Mächte dieser Zeit, die Einigung der Konfessionen zu leicht vorgestellt und in der Nachwirkung der liberalistischen Vergangenheit gemeint, das könne einfach durch Kompromisse geschehen, wie es in politischen und sozialen Dingen üblich ist. — Aber damit haben sie das Wesen der kirchlichen Einheit verkannt. In den Fragen der Wahrheit und des religiösen Glaubens gibt es keine Kompromisse, genauso wenig wie in den Regeln der Mathematik. Da müssen die wirklichen Gegensätze mit aller Klarheit festgestellt und auf ihre Haltbarkeit, im Angesichte der Offenbarung Christi, geprüft werden. Es geht auch nicht an, die Gegensätze einfach

zurückzustellen oder zu vertuschen und nur das Gemeinsame zu betonen. Die Christen sollen doch, nach dem Willen des gemeinsamen Herrn, eins sein, wie Er mit dem Vater eins ist. Alle anderen Einigungsversuche führen niemals zum Ziel, und darum war es wirklich notwendig, daß diese Illusionen eben durch die Rückschläge aufgedeckt und zerstört wurden. Da hat sich gezeigt, wie weit wir, bei allem guten Willen, doch noch wirklich auseinander stehen, und welche enorme Arbeit noch geleistet werden muß, bis wir ans Ziel oder besser dem Ziel näher kommen.

Diese Klärung der geistigen Situation war also, trotz der unerfreulichen Begleiterscheinungen, für eine fruchtbare Una-Sancta-Arbeit wirklich eine sachliche Notwendigkeit, um nun an den entscheidenden Punkten einsetzen zu können. Da aber dürfen wir heute schon feststellen, daß sie im Stillen bereits begonnen hat. „Wir bauen eine Brücke“, so hat Bischof Dibelius auf dem Evangelischen Kirchentag in Berlin 1951 erklärt. Der gleiche Wille besteht auch auf katholischer Seite aus der klaren Erkenntnis heraus, daß nur eine geeinte Christenheit den kommenden verschärften Angriffen der atheistischen Welt widerstehen kann. Die ernstesten Theologen beider Seiten haben sich an die Arbeit gemacht, die Forderung zu erfüllen, die der Herausgeber dieser Zeitschrift in dem obigen Zitat ausgesprochen hat.

Die Arbeiten von Bischof Stählin, Propst Asmussen, Althaus, Keller-Hüschmenger, Loewenich, Lackmann u. a. sind im allgemeinen bekannt und viel besprochen worden.*) Nun liegt eine Antwort von katholischer Seite vor, die allseitige Beachtung verdient: Das mit kirchlicher Druckgenehmigung erschienene Buch von Hermann Schmidt „Brückenschlag zwischen den Konfessionen“ Paderborn 1951, Verlag Schöningh). Darin wird mit einer vorbildlichen wissenschaftlichen Gründlichkeit klargelegt, in welchen Punkten der katholische und der lutherische Glaube sich noch als unvereinbar gegenüberstehen, und in welchen sie inzwischen einander nähergekommen sind, so daß ein Brückenschlag wirklich möglich und ernste Pflicht für alle Teile ist. Leitmotiv sind dem Verfasser die Worte Solowjews: „Verlangt man von mir einen praktischen Hinweis darauf, was wir zu allererst für die Vereinigung der Kirchen tun müssen, so könnte ich nur sagen, daß wir zunächst einmal alle hauptsächlich strittigen Fragen zwischen den beiden Kirchen von neuem prüfen sollten; nicht zu polemischen oder entlarvenden Zwecken, wie das bis jetzt geschah, sondern in dem aufrichtigen Wunsch, die gegnerische Seite vollauf zu verstehen, ihr die ganze Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und mit ihr zu einem Übereinkommen zu gelangen in den Dingen, in denen es nottut.“ Der Verfasser bekennt von vorn-

*) W. Stählin: „Was sind katholisierende Neigungen?“ (1946) — „Allein, Recht und Gefahr einer polemischen Formel“ (1950). — H. Asmussen: „Warum noch Lutherische Kirche?“ (1949) — „Abendmahl und Messe“ (1949) — „Maria, die Mutter Gottes“ (1950). — P. Althaus: „Paulus und Luther über den Menschen“ (1951). — M. Lackmann: „Sola fide“ (1949). — W. v. Loewenich: „Der Katholizismus und wir“ (1947). — M. Keller-Hüschmenger: „Umfang und Grenzen des Bildes von der Kirche als Leib Christi“ (1950).

herein: „Unser Versuch des Brückenschlages geht, da der Verfasser seinen Standpunkt nicht verleugnen kann und will, bewußt von katholischer Sicht aus; aber er würde es dankbar begrüßen, wenn vom ‚anderen Ufer‘ Antworten kämen, die auch von dorthier den Brückenschlag versuchten.“

Am Schlusse seiner Untersuchungen stellt er fest: „Die zwischen beiden Konfessionen bestehenden Gegensätze haben sich als teils überbrückbar, teils als unüberbrückbar herausgestellt. Überbrückbar sind zunächst jene Gegensätze, die auf ein Mißverstehen des anderen Glaubens zurückgehen. In etwa auch jene, denen trotz der unterschiedlichen Diktion die gleiche Auffassung, resp. das gleiche Anliegen zugrundeliegt. Hier erweist sich wenigstens bei einem beiderseitigen unbedingten Verständigungswillen ein Brückenschlag zwischen den Konfessionen als möglich, der die trennenden Kluft erheblich einengt... Wenn ein Protestant sich mit der Anerkennung nichts vergeben würde, daß Luther bei dem heutigen Zustand der Kirche wohl kaum den Bruch mit ihr vollzogen hätte, so darf andererseits der Katholik auch zugeben, daß in Anbetracht der damaligen überaus beklagenswerten Situation der Kirche das Auftreten Luthers ein nach dem Nichtbeachten aller anderen Mahnungen letztes Straf- und Besserungsmittel der Vorsehung Gottes war... Täuschen wir uns nicht! Wie im Leben des einzelnen Christen Gottes Gnade nur dann fruchtbar wird, wenn man nicht den Selbstgerechten spielt, sondern den Mut und die Demut zu dem ‚*mea culpa, mea maxima culpa*‘ findet, so wird Gott auch die durch menschliche Schuld zerstörte Einheit der Kirche nur in dem Maße wieder Wirklichkeit werden lassen, als auch von katholischer Seite das Schuldbekenntnis aufrichtig und demütig ist, als wir nicht vom andern das erste Schuldbekenntnis verlangen, sondern selber zu ihm sagen: ‚Verzeihe uns, Bruder, was wir in unseren Vorfahren und in uns selbst an dir gesündigt haben! Denn ohne diese Schuld wäre es nie zur Glaubenspaltung gekommen und würde auch heute die Wiedervereinigung nicht auf so große Schwierigkeiten stoßen. Und Gott vergebe uns allen unsere gemeinsame Schuld!‘“

II

In dieser geistigen Situation hat uns der Mann von Kues das Wichtigste zu sagen, wie nicht nur ein Brückenbau, sondern ein wahrhaft schöpferischer Friede zwischen den Konfessionen und darüber hinaus auch der Stände und Völker zustande kommen kann; also gerade das, wonach alle Welt sich heute am meisten sehnt. Es ist natürlich keine Zauberformel oder eine ideologische Fiktion — davon haben wir noch gerade genug — sondern eine grundlegende Wahrheit und praktische Aufgabe, die ihm aus den Nöten seiner Zeit zugewachsen ist; nicht von selbst, sondern als Frucht tiefgründiger Studien in Philosophie und Theologie sowie im kanonischen Recht, und auch in Mathematik und Naturkunde und vor allem aus seiner seltenen praktischen Menschenkenntnis.

Schon in seiner frühen Jugend hatte er erlebt, wie drei Könige, jeder mit scheinbar guten Gründen, um die Krone der Deutschen stritten und

das Wohl des Volksganzen dadurch am meisten schädigten. In späterer Zeit mußte er zusehen, wie auch in der Kirche drei Männer aus gegensätzlichen Parteien Anspruch auf den päpstlichen Stuhl erhoben und sich aufs bitterste bekämpften, zum größten Skandal in der ganzen Kirche. Ja, zeitweise wurde er selbst in den Streit um den Trierer Erzbischofsstuhl verwickelt.

Die Grundidee kam ihm auf der Rückfahrt von Konstantinopel (1438), wohin er von Papst Eugen IV. zu Unionsverhandlungen mit der Ostkirche gesandt worden war. Da sah er mit aller Deutlichkeit, daß auch auf der Gegenseite viele positive Werte waren, die unter allen Umständen erhalten und auch in der Westkirche neu gepflegt werden mußten; und nach dieser klaren Erkenntnis folgte dann bald die wirkliche Union auf dem Konzil von Ferrara-Florenz, die leider durch politische Intrigen nicht lange anhielt. Auf der langen Seefahrt von Konstantinopel nach Italien wurde ihm klar, daß bei der begrenzten Individualität der Menschen Gegensätze notwendig seien, und daß diese Gegensätze nur in einer umfassenden starken Einheit fruchtbar werden können, statt sich, wie es meist geschieht, gegenseitig aufzureiben. Die Gegensätze sind also schließlich im Willen Gottes selbst begründet und können daher nur von Gott aus in das richtige Verhältnis gebracht werden.

Dazu müssen drei grundlegende Tatsachen ins Auge gefaßt werden: 1. Gott ist die „*Coincidentia oppositorum*“, d. h. im unendlichen Gott fallen naturgemäß alle Gegensätze der endlichen, geschaffenen Dinge zusammen; das ist Nikolaus vor allem durch seine mathematischen Studien klar geworden: der unendliche Kreis ist doch eine gerade Linie, und die unendlich schnelle Bewegung ist mit der Ruhe identisch, und so fallen alle endlichen Gegensätze im unendlichen Gott in harmonischer Einheit zusammen. — 2. Die geschaffene Welt ist die „*Explicatio oppositorum*“, die Entfaltung der Gegensätze aus der göttlichen Seinsfülle in die begrenzte individuelle Existenzweise, damit sie durch gegenseitige Ergänzung und Befruchtung dem unendlichen Gott immer mehr entgegenwachsen. — 3. Die Kirche Christi, des menschgewordenen Gottessohnes, ist die „*Complexio oppositorum*“, die Zusammenfassung der Gegensätze zu einer lebendigen, organischen Einheit, in der alle individuellen Geistesrichtungen und positiven Werte ihren Platz haben und sich entfalten sollen, zugleich aber auch vor allen Extremen bewahrt werden.

Das ist von zwei Seiten her gründlich mißverstanden worden. Die Einen sahen darin einen heimlichen Pantheismus oder Panentheismus, der Gott irgendwie doch mit der Welt identisch setze und im Grunde eine Art „Vernunftreligion“ vertrete, „die sich hinter den historischen Religionen wie ein Schleier verbirgt und die Gleichwertigkeit aller Religionsformen lehrt — Gedanken, die 300 Jahre später, zur Zeit eines Lessing, zum Programm und Ideal wurden“ (L. v. Bertalanffy). Da greift man sich an den Kopf und fragt: wie kann man den Kardinal so fundamental mißverstehen? Wohl neigte er, im Gegensatz zur Spätscholastik seiner Zeit, sehr zur neuplatonischen Philosophie, die viele

pantheisierende Elemente enthielt; aber nur weil er starke Wahrheitsmomente und Lebenswerte in ihr fand, die er, bei aller Festigkeit seines Christenglaubens, in sein eigenes Denken und Leben mitaufnehmen zu müssen glaubte. In seinen Schriften hat er auch manche Ausdrücke gebraucht, die zu diesem Mißverständnis Anlaß geben konnten; aber wer das Ganze überblickt, kann keinen Augenblick im Zweifel sein, daß Nikolaus als treuester Sohn seiner Kirche gelebt und gewirkt hat und auch so gestorben ist. Zudem widerspricht es aller textkritischen Methode, einzelne Ausdrücke oder Bemerkungen aus dem Zusammenhang des Ganzen und aus der Gesamtsicht herauszureißen und daraus ein System zu machen, das seinem Geiste völlig fremd war. Im Gegenteil sollte man daraus sehen und lernen, wie ein universaler Geist die positiven Gehalte und Werte auch andersgerichteter Denker zu nützen weiß und über die eigene persönliche Enge hinauswächst.

Genauso hat Nikolaus sich in den Verhandlungen mit den Hussiten bemüht, deren Wahrheitsmomente und innere religiöse Anliegen zu verstehen und zu würdigen, und gerade das hat ihm die Seelen vieler geöffnet, so daß sie ihn weithin als ihren Freund ansahen und auch später, als die Verhandlungen im Ganzen durch die politischen Verhältnisse nicht zum Ziele der Einigung mit Rom führten, mit ihm in Fühlung blieben. — Sogar mit dem Islam, der damals die abendländische Welt bedrohte, glaubte er auf die Dauer zu einer befriedigenden Einigung kommen zu können und suchte in einer eigenen Schrift die religiösen Werte und Antriebe des Mohammedanismus mit aller Objektivität herauszustellen und zu würdigen: „Sichtung des Alkorans“ (herausgegeben von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Verlag Felix Meiner, Leipzig). Darin sucht er allen streitbaren Kämpfern, über die politischen Absichten der Eroberung und Abwehr hinweg, die universale Wahrheit des Christentums zu vermitteln; er scheut sich sogar nicht, aus dem Koran selbst die überlegene Wahrheit des Evangeliums zu beweisen und den Türken zu zeigen, daß die tiefste Erfüllung auch ihrer religiösen Anliegen in der christlichen Religion gegeben sei.

Wie kann man da von einer Allerweltsreligion im Sinne des späteren und noch heute nachwirkenden Liberalismus sprechen? Das heißt Nikolaus von Kues nicht auslegen, sondern die eigenen Theorien in ihn hineinlegen und das Ganze danach beschneiden; also das gerade Gegenteil dessen, was Nikolaus gewollt und in seinem ganzen Leben erstrebt hat. Und gerade vor solcher Verwässerung des Christentums muß sich alle Una-Sancta-Arbeit und jede ökumenische Bestrebung am sorgsamsten wehren. Alle Verständigungs-Bestrebungen müssen von dem unbedingten Willen zur Klarheit und Wahrheit im Geiste christlicher Bruderliebe getragen sein.

Noch primitiver und für die Bedeutung des Cusanus im Sinne der Una Sancta umso irreführender ist das zweite Mißverständnis, er habe „mit seiner Methode der Gotteserkenntnis und mit seiner Auffassung von der Kirche den Satz vom Widerspruch ausgeschaltet“. Als ob in Gott auch die Gegensätze von wahr und falsch, gut und böse einen Platz hätten und als ob die Kirche Christi auch die widersprechendsten

Glaubensauffassungen „umfassen“ könnte! Nikolaus hat natürlich nicht im entferntesten an solchen Unsinn gedacht, sondern deutlich zwischen Gegensatz und Widerspruch unterschieden. Die Gegensätze der geschaffenen Dinge sind wesensmäßig mit ihrer Endlichkeit gegeben: aber auch auf einander angelegt, um sich gegenseitig zu ergänzen. So erwachsen auch die Gegensätze der Menschen notwendig aus ihrer individuellen Beschränkung; aber nicht, um in dieser beschränkten Isolierung zu bleiben, sondern um in ihrer natürlichen Polspannung sich gegenseitig zu befruchten und immer mehr in die universale Wahrheit und Gnade Gottes hineinzuwachsen. Diese wirklichen Gegensätze zwischen Einzelmenschen, Geschlechtern, Ständen und Völkern dürfen nicht als bloße Unterschiede, die in keiner inneren Beziehung zu einander stehen, betrachtet oder vermindert werden; sie sind vielmehr von Gott aus aufeinander hin angelegt und sollen sich durch ihre Gegensätzlichkeit in der umfassenden Einheit finden. Aber sie dürfen sich auch nicht zu Widersprüchen auswachsen, die sich gegenseitig ausschließen oder gar zu vernichten trachten.

So gibt es auch in der Kirche Gottes, nach dem Willen ihres Stifters, „eine originelle Vielheit von Elementen, verschiedene Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen, weil die Kirche aus endlichen Wesen und individuell veranlagten Menschen besteht; es bestehen also in ihr wirkliche Gegensätze, die zum Leben und zum Fortschritt in der Entfaltung der Kirche notwendig sind. Aber diese Gegensätze müssen in der Einheit der Kirche zusammengefaßt bleiben, wenn sie sich selber entfalten und den andern Teilen wirklich nützen sollen.“ (Congar) Ein Blick in die Natur macht das zum Greifen deutlich. Wurzel- und Wipfelpol des Baumes stehen sicher in äußerstem Gegensatz zueinander, müssen aber in der organischen Einheit des Ganzen verbunden sein, wenn sie wachsen und Früchte bringen sollen. Ähnlich muß auch die Kirche, als der mystische Leib Christi, eine wirkliche Einheit bilden, in der sich die individuellen Gegensätze ihrer Glieder wahrhaft befruchten, wie auch im menschlichen Leben alle Glieder untereinander verbunden sind und sich gegenseitig brauchen. Das Heraustreten aus dieser Einheit macht den natürlichen Gegensatz zum Widerspruch und ist eigentlich das Wesen der Häresie, die, wie schon das Wort sagt, eine Teilansicht absolut setzt und alle andern ausschließt.

Auf der anderen Seite darf natürlich auch die Einheit nicht überspannt und zu einem Zentralismus werden, der die natürlichen Gegensätze verwischt und in eine Uniformierung bringen möchte, in der die Glieder nicht zur vollen Entfaltung ihrer Individualität kommen und die wirkliche Allumfassung, dem Wesen der Kirche widersprechend, direkt behindert wird. Katholisch heißt eben allumfassend, und jede Absolutsetzung einer Privat- oder Schulmeinung ist im Grunde ebenfalls häretischer Natur. Dieser aber muß von den Gliedern in der rechten Weise immer widerstanden werden. So verlangt es das Wesen der Kirche als „Complexio oppositorum“ und ebenso der Sinn der kirchlichen Autorität selbst, die nach dem Worte des Papstes Pius XI. ihrem Wesen nach eine subsidiäre Aufgabe hat; sie soll den Gliedern

der Gemeinschaft eine Stütze sein, sie aber niemals unterdrücken oder aufsaugen. Und der gegenwärtige Papst fügt hinzu: „Wahrhaft lichtvolle Worte, die für das gesellschaftliche Leben in all seinen Stufen Geltung haben! Sie gelten auch für das Leben der Kirche, unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur.“ (Ansprache an die neuerhobenen Kardinäle im Konsistorium v. 20. 2. 1946) — Damit ist auch der notwendigen Freiheit in der Kirche die grundsätzliche Basis gesichert, und dem ehrlichen Kampf der individuellen Gegensätze in der Kirche ist die Aufgabe gestellt, diese Freiheit in der Einheit zu realisieren und fruchtbar zu machen.

Dafür hat Nikolaus von Kues, 60 Jahre vor Ausbruch der abendländische Kirchenspaltung, in seiner Schrift „de Beryllo“ das entscheidende Lösungswort gegeben: „Es ist etwas Großes, ohne Wanken an der Verbindung von Gegensätzen festzuhalten“, so daß die Einheit nicht zerbrochen wird. Leider ist dieses Wort des ebenso treuen wie freien Kirchenmannes in der Folgezeit nicht immer beachtet worden, so daß aus den natürlichen Gegensätzen unvereinbare Widersprüche geworden sind. Heute aber ist es an der Zeit, in der neuen geistigen Situation an diese Grundhaltung des Cusanus zu erinnern und auf die Stimme derer zu hören, die im vergangenen Jahrhundert sein Wort weitergegeben haben. Nur zwei der prominentesten Männer sollen hier genannt werden.

Möhlher schrieb in seinem Erstlingswerk „Die Einheit der Kirche“ (1825), dessen Bedeutung immer mehr erkannt wird: „Was sich wahrhaft und rein auf dem christlichen Gebiete entgegengesetzt sein kann, das muß alles in der Einheit gesetzt sein; es muß sich frei und lebenslustig in ihr bewegen können . . . Und da die Rede wahr ist, daß die Religion nach verschiedenen Zeitaltern, Kulturstufen, Völkermassen, Geschlechtern, Familien, Individuen, ja in diesen selbst nach ihren verschiedenen Entwicklungen verschiedene Anschauungen erzeuge, und daß sie in einer Unendlichkeit solcher Verschiedenheiten nur ganz sich kundtue, so muß diese Unendlichkeit in der Einheit möglich sein, insofern sie sich in wahren Gegensätzen darstellt, weil ja auch die Einheit in der Unendlichkeit ist. Wäre das nicht, so wäre es auch nicht die unendliche Entfaltung eines und desselben. Wie aber diese wahren Gegensätze möglich sind, so müssen sie auch wirklich werden dürfen, weil hinwiederum das wahre Leben nur in der Durchdringung des sich Entgegengesetzten besteht.“

Noch deutlicher hat Newman das im letzten Kapitel seiner Konversionsschrift „Apologia pro vita sua“ so ausgedrückt: „Zwei große Prinzipien bestimmen den Verlauf der Religionsgeschichte: Autorität und Privaterteil. Die protestantischen Schriftsteller nehmen gewöhnlich an, daß sie das ganze Privaterteil für sich haben, während wir die Erben des ganzen überwältigenden Druckes der Autorität seien. Doch das ist nicht der Fall. Gerade in der großen katholischen Gemeinschaft und in ihr allein finden, nach ihren klaren Grundsätzen, beide Kämpfer Raum in diesem fruchtbaren, nie endenden Zweikampf. Es ist für das Leben der Religion, mit Rücksicht auf ihre umfassende Tätigkeit und ihre Ge-

schichte, geradezu notwendig, daß der Kampf nie aufhöre . . . Wie in bürgerlichen Verhältnissen Eifersucht und Streit, die Mißgriffe und Fehler der einzelnen Teile des Staates gerade zu Mitteln seiner Existenz und seines Fortbestandes werden, so ist auch die katholische Christenheit nicht die einfache Verkörperung des religiösen Absolutismus, sondern sie zeigt ein immer neues Bild von Autorität und persönlichem Urteil, die beide abwechselungsweise hervor- und zurücktreten, wie an der Küste Ebbe und Flut." Newman will sagen: Autorität und Freiheit müssen sich in der Einigung der Gegensätze die Waage halten und in echter Polarität zu einander bleiben, so daß sie sich gegenseitig fordern und fördern. „Manch einer hat eine Idee, die er für wahr und für seine Zeit nützlich hält; aber er traut vielleicht nicht ganz und wünscht, daß sie besprochen werde. Er ist bereit, sie aufzugeben; ja er wäre dankbar dafür, wenn sie ihm als irrig oder gefährlich erwiesen würde. Die Kontroverse führt ihn zum Ziel. Man erwidert ihm, und er gibt nach oder findet im Gegenteil, daß man ihm recht gibt. Er würde das nicht zu tun wagen, wenn er wüßte, daß die höchste, entscheidende Autorität jedes seiner Worte überwacht und zu jedem Satz und zu jeder Äußerung ihre Zustimmung oder ihr Mißfallen äußert. Dann würde er in der Tat wie die persischen Soldaten unter der Peitsche kämpfen, und man könnte mit Recht sagen, die Freiheit seines Geistes sei durch die unfehlbare Autorität erdrückt worden.“

Da muß eben wieder die *Complexio oppositorum* im Sinne des Nikolaus von Kues in verschärfte Aktion treten und die Allumfassung in der Einheit zu sichern suchen, und das kann nur in einem wahrhaft schöpferischen Frieden der verschiedenen Geistesrichtungen geschehen, in dem alle Teile von einander zu lernen bereit sind, um die Voll offenbarung Christi zu erfassen und im Leben zu realisieren.

Was hindert diesen Frieden? Vor allem der Stolz, die Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit, der Wahn, schon alles zu besitzen und keiner Belehrung, keiner Ergänzung von anderer Seite mehr zu bedürfen; im Grunde also die pharisäische Haltung, die der Herr am schärfsten verurteilt hat und die den beamteten Führern des jüdischen Volkes den Weg zum Herrn versperrt hat. — Dagegen hat Nikolaus von Kues in verschiedenen Schriften energisch Stellung genommen und den Christen aller Zeiten zugerufen: Werdet erst einmal selber ganze Christen, damit die Welt christlich werden kann! Dann erst werdet ihr den Nichtchristen glaubwürdig. Und den Katholiken unserer Zeit würde er zurufen: Macht mit der Allumfassung eures Glaubens ernst! Werdet zunächst selber ganz katholisch im Ursinne des Wortes, damit die andern durch euer Beispiel den Weg zur allumfassenden Kirche finden!

Welt ohne Welt?

Der vierzigjährige, für sein Amt zwar junge Professor an einer unserer bedeutendsten Akademien der schönen Künste, machte heuer die erste Italienreise seines Lebens. Der Krieg, die Absperrung, die Verhältnisse ließen es nicht eher zu. „Dieses Land“, schreibt er mir, „strömt eine ungeheure Ruhe aus; man muß sie verstehen lernen. Vor dieser Natur, vor dieser Kultur schwimmen einem die Felle weg, wenn man, angefüllt oder verkrampft von mehr oder weniger abstrakten Vorstellungen, eine gefunden zu haben glaubt. Und das, dieses immer wieder Nackendastehen, ist gut, denn es gilt, zu gewinnen, aufzunehmen und zu weiten, was in den Mauern allzu leicht verloren geht.“ Wie nun auch es mit der Kunst und ihren Richtungen sich verhalten mag — kann man von etwas abstrahieren, das man noch nicht besaß? Sind die Felle, die dem offenäugigen Nordländer im Süden so bald davonschwimmen, sind sie nicht ein wenig die freilich längst gegerbten Felle der Barbaren? Es mag wenig Sinn haben, eine Kultur in Zonen aufzuteilen und sie in Gegensatz zu stellen. Dennoch scheint der Norden, der die griechisch-römische Kultur auf seine Weise interpretierte, seiner Natur und seinem Klima anpaßte, weniger sicher darin zu ruhen als der Bewohner klassischer Gefilde, den die ausgewogene Einheit von Natur und Kunst, von Existenz und Ausdruck, von Denken und Handeln bis in die Konstitution hinein bestimmt. Diesseits der Alpen sucht man von Zeit zu Zeit aus Traditionen auszubrechen, die auf einem anderen Boden gewachsen sind; die Kontinuität besitzt geringere Schwerkraft, äußere Einflüsse und Katastrophen wirken sich sprengender aus. Escaping, Existenzialismus, Abstraktion sind die jüngsten Stationen auf dieser Fahrt ins Blaue, und was bei Jules Verne noch unterhaltsame Phantasie war, hinter dem Ofen zu lesen, soll nun ganz ernsthaft realisiert werden: die Reise nach dem Monde. Interviewende Mondbewohner dürften etwas verwundert sein über Ankömmlinge, die in der Stratosphäre vortrefflich, in der eigenen Westentasche herzlich wenig Bescheid wissen. Die raffiniert ausgeklügelten Apparaturen, mit denen wir an unsere zentrifugalen Unternehmungen herangehen, schalten unsere Sinne ab und liefern uns theoretischen Kalküls aus, die stimmen, die sich bewähren können oder nicht; in jedem Falle funktionieren die Konstruktionen nur solange und in dem Maße, wie der Mensch von seiner Natur abstrahiert und den Mechanismus „richtig bedient“. Die Flugzeugunfälle werden in steigendem Maße, jetzt bereits zu achtzig Prozent, durch die schier unübersehbar gewor-

dene Kompliziertheit des Geräts verursacht: der Pilot, dem in einem unkontrollierten Winkel seines Wesens noch ein Rest von Individualität geblieben ist, verliert die „Herrschaft“ darüber, das heißt, im schwierigen und entscheidenden Augenblick ist er zu sehr Mensch und zu wenig Bestandteil einer Maschinerie. Der primitive Mensch, mit seiner Umwelt vertraut, rettete sich im Sturm der Elemente aus Eigenem; der abstrahierte Mensch erliegt jenem falschen Gesetz, das Geist und Körper trennen will.

„Der Geist“, schrieb Metternich an die Gräfin Lieven aus der Ewigen Stadt, deren sinnlich-sittliche Existenz den gleichen Einfluß auf ihn übte wie auf seinen Zeitgenossen Goethe, „der Geist hat unsere Sinne geschwächt, die Intellektualität hat die Sinnlichkeit herabgemindert.“ Die Sinne sind kraft Schöpfungsgesetzes unser einziger verlässlicher Zugang zu dem, was uns umgibt, und in das wir gestellt sind als ein Teil. Darum empfand es unser den Mauern der Abstraktion entronnener Akademieprofessor als wohltuend und befreiend, „wieder nackt dazustehen“. Natur und Kunst in einem einander rufenden und antwortenden Zusammenspiel mit betätigten Sinnen zu gewinnen. Das scheckige Kostüm der Theorien isoliert die Haut vom Atem Gottes. Als die abstrakte Kunst noch weit davon entfernt war, akademisch zu werden und der Routine zu verfallen, schrieb ihr begeisterter Vorkämpfer Franz Marc, nur die gänzliche Isolierung des eigenen Lebens und der eigenen Aufgabe könne uns wieder rein machen: „Instinkt ist alles.“ Und schon hundert Jahre vor dem Start des Begriffsvehikels Abstraktion, in dem nun so unterschiedliche Vorstellungen und Ideen unkontrolliert spazieren fahren, sagte der alte Shadow in Berlin zu seinen Schülern: „Es gibt kein Abstraktum und es soll keines geben in der Welt, keins in der Natur, keines in der Kunst. Keine Tugend, nur Tugendhafte; keine Weisheit, nur Weise; keine Macht, nur Mächtige.“ Man möchte wunschträumend hinzufügen: keine Wissenschaft, nur Wissende. Leider hören wir nur von Wissenschaftlern; sie haben, um ihr Gebäude aufführen zu können, die Loslösung von der Sinneswahrnehmung eingeführt und eifrig damit gewerkelt. Neuerdings, ein wenig spät, errechneten sie auf den Trümmern des Glaubens und der Individualität, daß sich die bewegende Kraft Gottes in den Dingen nicht errechnen läßt. Aber das Gespenst der „Ungegenständlichkeit“ geht nun überall um, und es blieb nichts, woran wir uns in den Stürmen unserer Zeit festhalten können. Wie uns Schuhsohle und Asphalt von der guten Erde trennen, damit wir uns die Füße nicht schmutzig machen und womöglich stoßen, abstrahierten wir nach und nach von Ursprung und Wesen, nahmen die Schale für den Kern, siedelten auf verchromten Oberflächen. Ist Teilhaberschaft möglich ohne Teilnahme, ohne Ergriffen-sein von Welt, Gedanken und Werk?

Ein Schriftsteller vom Range H. G. Wells' bekannte in seinem „Nachruf auf mich selbst“ seine Fähigkeit, ohne wahre Ergriffenheit Leidenschaftlichstes auf's Papier zu werfen. Reproduktionen, in ungeheuren Massen verbreitet, abstrahieren verfälschend Natur und Kunst. Die Politik löst ihren Betrieb vom Menschen und entsinnt sich seiner nur noch, wenn Divisionen aufgestellt werden sollen. Film, Radio, Fernsehen

ziehen von der Aura der jeweils agierenden, sprechenden, singenden Persönlichkeit ab. Die Wohnung ist nur noch eine Bleibe voll beziehungslosen Plunders. Das schwer verdiente Geld in unserer Tasche bedeutet keinen Wert mehr an sich, sondern eine Fiktion. Aus den Zehn Geboten wurde ein wirrer Wust widerspruchsvoller Paragraphen. Einige späte Christen verrichten noch ein hastiges Gebet, wenn man sie nur gleich darauf ins Bett gehen läßt. Die Zeit bedeutet nicht mehr organischen Ablauf der Tageszeiten mit Aufklang, Höhepunkt und Abgang, sondern einen Gleichlauf leerer Sekunden. Man wird irgendwie Vater, möglichst schmerzlos Mutter und läßt die Kinder „was lernen“. Sogar von Furcht und Not, den Motoren der individuellen Energie, ohne die wir weder über Feuer noch über das Rad verfügten, möchten wir uns durchaus befreit sehen. Schließlich abstrahiert der Mensch von sich selbst, von sich als „Gegenstand“, und Elisabeth Langgässer hat den Vorgang beschrieben: Es fängt damit an, daß einer sich selbst nachahmt, ängstlich darauf bedacht, jede Bewegung so zu machen, wie er annimmt, daß sie sein würde, wenn sie von dem, der er eigentlich ist, seinem Spiegelbild vorgemacht wäre. „Das Spiegelbild tritt zuletzt aus dem Rahmen, macht sich selbständig, winkt seinem Urheber zu und geht als Geistererscheinung seines bisherigen Daseins unter allerlei Faxen davon.“ Solchen Gespenstern ist die Gegenwart und das Gegenwärtige ebenso unwirklich wie Vergangenheit und Zukunft, sie stehen außerhalb der Kontinuität, und da keinerlei Erfahrung in ihr Bewußtsein dringt, bleiben sie der Verantwortung bar. Weder fähig noch gewillt, aus Erlebtem auf Künftiges zu schließen, sehen sie nichts voraus, bewegen sich kreisend um nichts.

„Alles ist im Fluß“, hatte Heraklit erkannt. Aber nun fließt alles auseinander, überall und nirgends hin, uferlos, seicht und ölig irisierend. Der amerikanische Philosoph Emerson, ein exemplarischer Einzelgänger, der das Bedrohliche des blutverdünnenden Prozesses schon zu seiner Zeit erkannte, sagte vom zivilisierten Menschen, er habe sich eine Kutsche gebaut, aber dabei den Gebrauch der eigenen Füße verloren. Mittlerweile sind Emersons Kutschen zu Raketenflugzeugen mit Ultraschallgeschwindigkeit geworden, in denen man es nur mit einer Art von künstlichem Kopf aushalten kann; Füße hat nur noch der Prolet, und jedermann glaubt, der Geist stecke in Apparaten.

Nein, nicht jedermann. Glücklicherweise gibt es noch, in der weiten Welt verstreut, einzelne Menschen, die es ablehnen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und den Zerfall, dem Auseinanderfallen, mit weiteren Rezepten, Regeln und Theorien entgegenzutreten. Es sind diejenigen, die sich nicht fürchten, wieder einmal nackt dazustehen, und die wissen, daß das Genie immer zum Menschen zurückkehrt. Wie Voltaire im „Candide“ zu der Folgerung gelangt: Il faut cultiver son jardin, so erklärte zweihundert Jahre später nach soviel logisch-theoretischen Kapriolen der Flieger und Mensch Saint-Exupéry kurz vor seinem Tode, er halte den Beruf des Gärtners für weitaus wesentlicher als den des Fliegers. Sein Kollege von jener Fakultät, die nun zum Monde strebt, Charles A. Lindbergh, der sich mit Schrecken darüber klar wird,

daß die Kinder nicht mehr sieht, wer zu hoch baut, Lindbergh stellt als Résumé seiner Erfahrungen mit dem Fliegen und dem Leben fest: „Die Zeit selbst ist aus den Fugen gegangen in dieser modernen Welt, in welcher der Mensch immer noch mit den Jahreszeiten altert, während die Wissenschaft in einer einzigen Generation mehr Wandel in sein Leben bringt als in den vergangenen tausend Jahren. Hier in Amerika haben wir von Vater zu Sohn das indianische Massaker in die atomische Vernichtung verwandelt. Wir sind von unseren eigenen Errungenschaften geblendet, durch unser eigenes Wissen in Schrecken gesetzt und voller Angst vor der Zukunft.“ Da ist es gut, von Zeit zu Zeit aus den Mauern zu gehen, die Schuhe abzustreifen, Boden unter die Füße zu bekommen und einen Baum zu betrachten. Da steht er, der rüstige Selbstversorger, tief und fromm verwurzelt, zum Himmel aufgereckt, unendlich vielfältig in der gestalteten Einheit, allen Gewalten zum Trotz aus eigener Kraft und Natur sich erhaltend, und der heilige Franz wußte wohl, warum er ihn Bruder nannte, so wie er, der große Augenmensch, aus der sinnlichen Anschauung das Gefühl innigster Verwandtschaft mit allem Er-schaffenen gewann.

Seitdem unser junger Akademieprofessor aus der Heimat des Franziskus zurückgekehrt ist, abstrahiert er nicht mehr von des Baums zur Form gewordenem Wesen, er geht darin ein und in ihm auf, schwingt mit im allumfassenden Gewebe, und die Ruhe, deren wir so sehr bedürfen, teilt sich in seinen durchaus heutigen Bildern mit. So ist das, wenn Leib und Geist wieder zueinanderfinden. „Mit Menschen betreundet zu sein, die Beziehungen des Lebens zugleich mit dem Kopf und dem Gemüt erfassen, war stets mein stärkster Wunsch“, schrieb Hofmannsthal an Georg zu Frankenstein.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus.
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

Heinrich Heine

Seitenlicht auf Shakespeare

Friedrich Koffka ist im November in London gestorben. Er war bis zum Einbruch des Nationalsozialismus in die deutsche Rechtspflege Richter am Berliner Kammergericht. 1938 emigrierte er nach England. Nach harten Jahren der Not, wie die meisten Emigranten sie durchlebten, berief die deutsche Abteilung der BBC ihn zu einem ihrer wichtigsten Mitarbeiter. Die Ausgestaltung der großen Sendereihe „Gedanken am Wege“ war wesentlich sein Verdienst. In seinen jungen Jahren stand er Max Reinhardt nahe, und in den „Blättern des Deutschen Theaters“ erschienen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, später vielbeachtete Essays in der „Neuen Rundschau“. Reinhardt führte in den Kammerspielen Koffkas Einakter „Kain“ 1918 auf. Unseren Lesern ist Koffka auch durch seinen Nachruf auf Monty Jacobs im Dezemberheft 1946 der „Deutschen Rundschau“ bekannt geworden. Ein großer Teil seiner schriftstellerischen Arbeit galt Shakespeare, dessen Königsdramen er in seiner letzten Lebenszeit für den Rundfunk bearbeitete. Auch er stand, wie so viele Emigranten, vor der Entscheidung, ob er nach Deutschland zurückkehren — er hätte ein hohes Richteramt übernehmen können — oder in dem Land bleiben sollte, das ihm eine neue Heimat geboten hatte. Aber sein Glaube an und die Liebe zu Deutschland waren in ihm zu stark gewesen, als daß er innerlich die tragischen Erfahrungen der Nazizeit hätte überwinden und ein Wiedersehen mit der alten Heimat hätte ertragen können. Der nachstehende Aufsatz ist von ihm seinerzeit in der Sendereihe „Gedanken am Wege“ gesprochen worden. Wir begrüßen die Möglichkeit, ihn erstmals abdrucken zu können.

Die Redaktion

Es wird oft betont, daß Shakespeares Stücke nur für die Bühne geschrieben seien und erst auf der Bühne zur Existenz kämen. Das ist eine halbe Wahrheit und, wie alle halben Wahrheiten, falsch. Der führende Shakespeare-Forscher Englands, Sir Edmond Chambers, hat nachgewiesen, daß ein Theaterstück auf der elisabethanischen Bühne nicht länger als höchstens zweieinhalb Stunden dauerte. In dieser Zeit ließ sich auch unter damaligen Bühnenbedingungen keines der großen Dramen Shakespeares ungekürzt spielen. Es ist klar, daß empfindliche Striche vorgenommen wurden, genau wie heute. Wenn Shakespeare nichts anderes war oder sein wollte als ein praktischer Theaterschreiber, ist nicht einzusehen, warum er beispielshalber den „Hamlet“ und den „Lear“ so lang gemacht hat. Das ist nur ein äußeres Argument gegen den Versuch, die größte Dichtung, die die abendländische Welt hervorgebracht hat, zum bloßen Material für den Schauspieler zu degradieren. Goethe notiert einmal, es fehle den Stücken Shakespeares hie und da an Facilität: sie seien „etwas mehr, als sie sein sollten“. Dieses Mehr ist das, was auf dem Theater mitunter zu kurz kommt. Beim Lesen Shakespeares empfinden wir oft, daß der Autor nur mit einem Auge auf

die Bühne, mit dem anderen an ihr vorbei und über sie hinaussieht. Der aufgefangene Lebensstoff ist da und dort so reich und rebellisch, daß er jeder Lenkung widersteht und das Strombett der Handlung streckenweise verläßt. Die Bühne mit ihren engen Dimensionen und ihrem begrenzten Gesichtskreis kann nur einen Teil davon umfassen. Sie wird immer ein wenig in der Schuld des Dichters bleiben.

Es ist Shakespeares Werk als Dichtung, um das sich die neuere englische Forschung und Kritik mit besonderer Intensität bemüht. Im Jahre 1935 erschien in England ein Buch von Dr. Caroline Spurgeon: „Shakespeare's Imagery“ — „Shakespeares Bildersprache“. Dieses Werk ist der erste große Versuch, die von Shakespeare gebrauchten Bilder zu analysieren, zu gruppieren und in eine Art statistischer Ordnung zu bringen. Die Ergebnisse sind ungemein aufschlußreich, sowohl für das Werk wie für den Menschen, der dahinter steht. Daß der Mann von Stratford als Verfasser bestätigt wird, daß der Vergleich mit der Bildersprache Bacons auf zwei Personen grundverschiedener Anschauungs- und Vorstellungswelt hinführt, sei nur nebenbei bemerkt. Die Verfasserin hat unter anderem nachgewiesen, daß Bilder bestimmter Gattung in bestimmten Stücken überwiegen. So ist „Richard II.“ voll von Gartenbildern, „Hamlet“ voll von Bildern des erkrankten Körpers, „Troilus und Cressida“ voll von Küchen- und Speisebildern, „Othello“ und „König Lear“ voll von Bildern räuberischen Getiers, das anderes Getier umgarnt und anfällt. Das ergibt bei vielen der Dramen eine beherrschende Grundnote, die für die Interpretation von Bedeutung werden kann. Es bestehen ferner gewisse immer wiederkehrende Gedankenverbindungen, wobei ein Bild assoziativ das andere hervorruft. Tod, Höhlung, Hohlheit stehen oft beisammen; ebenso Traum, Königtum, Schmeichelei; oder Auge, Träne, Gewölbe; oder Zeit und Bettler. Das zeigt, daß durch das gesamte Werk hin ein und dieselbe Phantasie wirksam ist. Im ganzen tritt das Bild eines Mannes hervor, der vom Lande stammt und mit den Funktionen der bewegten Natur, mit Witterung und Jahreszeit, mit Tieren und Pflanzen, mit den Gepflogenheiten und Gerätschaften häuslichen Landlebens, mit bestimmten Jagd- und Sportarten und mit einer Reihe von Handwerken und Gewerben genau vertraut ist. Er liebt Kinder, Vögel und Schnecken. Er liebt Musik, den melodischen Klang von Menschenstimmen und das sanfte Murmeln eines Flusses. Er hat Sympathie mit einfachem Volk und armen Teufeln. Sein Fühl- und Tastsinn, sein Sinn für Licht- und Farbenkontraste ist fein entwickelt. Er ist wählerisch im Essen, empfindlich gegen Lärm, besonders empfindlich gegen Unsauberkeit, Fäulnis und schlechte Gerüche. Er haßt den Krieg. Als Dichter verfügt er über eine erstaunliche Fülle bereiter und greifbarer Vorstellungen, die seiner Vision ein hohes Maß von Bestimmtheit und Wirklichkeit geben.

Die Phantasie Shakespeares hat nicht das Schweifend-Flüchtige, das Vorüberwallende und Veränderliche wie etwa, um ein großes Beispiel anderer Art zu nennen, in gewissen Partien von Goethes „Faust“, wo die Seele in ewiger Wanderschaft begriffen ist und die Erscheinungen mit fließenden Umrissen wie Nebelschwaden an sich vorübergleiten lassen.

Sie hat die entgegengesetzte Tendenz zur Plastik und Kontur, sie trachtet, den Augenblick zu fixieren und die Situation körperlich faßbar zu machen. Ich gebe dafür zwei Beispiele, ein unheimliches und ein bewegend intimes.

Das eine ist die Erscheinung des toten Banquo an der Tafel Macbeths. Der gekrönte Macbeth gibt ein Bankett, er hat Banquo dazu geladen, und er hat ihm gleichzeitig Mörder in den Weg gestellt, die ihn vor der Ankunft überfallen und umbringen sollen. Die Gäste versammeln sich in der Halle, sie füllen die Tafel, während Macbeth in der Tür von einem der Mörder die Botschaft empfängt, daß die Tat getan ist. Er wendet sich dann der Gesellschaft zu, und sie bitten ihn, sich unter sie zu setzen. In diesem Augenblick ist schon der tote Banquo erschienen und hat seinen Platz am Tische eingenommen. Aber das erste, was Macbeth sieht, ist nicht Banquos Geist. Auf die Aufforderung, Platz zu nehmen, sagt er: „The table 's full“ -- „Der Tisch ist voll.“ Er gewahrt noch nicht den Ermordeten in der Mitte der Gäste. Er nimmt nur wahr, daß die Tafel voll ist. Erst wie einer der Gäste auf den Stuhl weist, der für seine Augen leer ist, fällt Macbeths Auge auf diesen Stuhl und auf Banquo, der den Stuhl einnimmt. Er schrickt zusammen vor der Erscheinung, und das erste, was er sagt, ist: „Which of you have done this?“ — „Wer von euch hat das getan?“

Es ist vielleicht die unheimlichste Szene, die Shakespeare geschrieben hat. Ich habe sie auf der Bühne nie richtig dargestellt gesehen. Das furchtbar Wirkliche dieses Gesichts bekundet sich darin, daß das Auge Macbeths zu Anfang nur eine vollbesetzte Tafel gewahrt, und erst dann den Ermordeten mit den blutigen Locken, der als Gast unter Gästen, ganz greifbar und körperlich, an dieser Tafel Platz genommen hat. Die Geister der Ermordeten, die Richard dem Dritten im Zelt vor Bosworth erscheinen, haben, gemessen hieran, etwas Allegorisches und Erdachtes.

Und nun, als ein Beispiel sehr anderer Art, eine kleine Stelle aus „Othello“. Ludovico, ein entfernter Verwandter Desdemonas, ist aus Venedig gekommen, um dem Othello eine Botschaft des Dogen zu überbringen. In seiner Gegenwart und aus Gründen, die ihm verborgen sind, verliert Othello beim Lesen des Briefes die Beherrschung und schlägt Desdemona ins Gesicht. Es ist ein erschreckender, ein nicht nur gesellschaftlich beleidigender Vorgang. Ludovico ist aufs stärkste davon betroffen, und als er später von dem Ehepaar scheidet, legt er in seine Abschiedsworte an Desdemona einen Ton besonderer Courtoisie.

Othello hat ihr befohlen, schlafen zu gehen und die Kammerfrau wegzuschicken. Aber sie hat, bevor sie zu Bett geht, noch ein Gespräch mit Emilia. Es ist die Szene, in der sie das Lied von der Weide singt. Sie ahnt noch nichts, sie weiß sich keine Erklärung für das Gebaren ihres Mannes. Aber jenes Lied kommt ihr in den Sinn, das eine Magd ihrer Mutter, vom Liebsten verlassen, in ihrer Sterbestunde sang.

Dann sagt sie plötzlich: „Der Ludovico ist ein hübscher Mann.“ — „Ein sehr schöner Mann“, erwidert die Kammerfrau. Desdemona fährt fort: „Er spricht gut.“ („He speaks well.“) Und Emilia bemerkt, sie

wisse eine Dame in Venedig, die wäre barfuß ins heilige Land gepilgert für einen Druck seiner Unterlippe.

Mehr wird von Ludovico nicht gesprochen. Aber wie kam er in die Unterhaltung hinein? Desdemona macht sich gerade zur letzten Nacht ihres Lebens bereit; sie wird bald erwürgt in ihrem Ehebett liegen. Und in dieser Stunde vor dem Ende redet sie plötzlich von einem fremden Manne, der zu Besuch da war und ihr einige Höflichkeiten erzeigt hat. Ludovico ist im Rahmen des Stücks eine nebensächliche Figur. Er kommt aus Venedig, der Heimatstadt Desdemonas, und aus den Kreisen, die sie verließ, als sie dem Mohren folgte. Manche Zeit ist seitdem vergangen, sie ist ihrem Manne eine liebende, gehorsame Gattin. Nun verändert sich sein Verhalten, er wird mißtrauisch gegen sie und fügt ihr rohe Demütigungen zu, die sie ratlos und hilflos machen. Es ist gerade hier, wo dieser Ludovico auf Besuch kommt, wie ein Bote aus häuslich vertrauten Bezirken. Und er bringt das mit herüber, was einmal zu ihrem Leben gehört hat, und was sie inzwischen gelernt hat zu entbehren: die freundlichen Formen, die galanten, süß klingenden Worte einer gesitteten Welt. Dicht vor der Schwelle des Todes streift diese Frau ein Hauch der Erinnerung an die verlorene Heimat ihrer Seele. Auf eine Sekunde glauben wir, eine andere Desdemona zu sehen, eine, die nie diesem Mohren verfiel; die ihrem Vaterhause treu blieb, bis ein Mann vom Schlage Ludovicos oder Cassios sie heimführt. Aber vielleicht hat auch Othellos Auge immer mit einem Seitenblick auf dieser anderen Desdemona geruht, vielleicht hat ihn das Bild seiner Frau an der Seite eines anderen, ihrer Herkunft näheren Mannes niemals losgelassen. Desdemona ist mit der Kammerfrau allein, wie sie auf Ludovico zu reden kommt. Aber stellen wir uns vor, Othello wäre nahe und hörte seine Frau von einem anderen Manne sagen: „Ein hübscher Mann. Er spricht gut.“ Wäre noch irgend ein Jago nötig, ihn eifersüchtig zu machen? Ist nicht alles, auch ohne Jago, schon da: die Situation zwischen diesem Manne und dieser Frau mit ihren giftigen Ingredienzien, ihren tragisch tödlichen Möglichkeiten?

Das waren zwei Stellen aus Shakespeare, zwei kleine, fast unscheinbare Details, man mag sagen, zwei dichterische Einfälle. Es besteht zwischen ihnen nichts Gemeinsames, außer dem einen, das hier wie dort eine wache und konkrete Imaginationsgabe wirksam ist, eine große Kraft der Vergegenwärtigung. Ich glaube, daß dichterische Phantasie nichts anderes ist als ein verfeinerter Sinn für das Wirkliche und eine besondere Fähigkeit, vorhandene Dinge sichtbar zu machen. Diese Fähigkeit ist bei Shakespeare stärker entwickelt als bei irgend einem anderen uns bekannt gewordenen Dichter seit Homer. Und es gilt für beide, für Homer wie für Shakespeare, daß sie sich oft im scheinbar Winzigen offenbart, so wie uns das Leben selbst in Größe und Weite oft entrinnt, um uns im engen Raum eines geringfügigen Augenblicks sein Gesicht zu zeigen und seine Gegenwart aufzudrängen.

Theodor Fontanes Rheinreise 1865

Die in unserer Zeit zu tragischer Größe entwickelte Zerreißungsspannung zwischen Ost und West des deutschen Vaterlandes, zwischen Altreichsgebiet und junger Reichshauptstadt, ist ein alter Schaden, der schon sichtbar wurde in Theodor Fontanes, des großen brandenburgisch-berlinischen Romanciers Zuruf „Zum Kölner Domfest“ vom 15. Oktober 1880:

Nimm, eh' du^o scheidest, unsern Zwiespalt hin!
Laß Einigkeit aus Einheit sich gestalten,
Aus ihr erblüht der größere Gewinn!

Innerhalb Fontanes deutschem Gesamterleben bildet sein Rheinlanderlebnis und in seinem Mittelpunkt die allzu wenig beachtete Reise von 1865 ein über das landesgeschichtliche Interesse hinausgehendes Beispiel für eine Lösung des lebensentscheidenden deutschen Schicksalsproblems.

Von Geburt ein Sohn der kargen Mark Brandenburg, von Geblüt ein Sproß französisch-hugenottischer Zinngießer, Maler und Apotheker sowie Berliner Handwerker, seinen Schul- und Lehrjahren nach ein Zögling des Wuppertaler Germanisten Ph. Wackernagel und begeisterter 48er Gefolgsmann Freiligraths, seines Glaubens ein Mann der Genfer Konfession und Freund des Besançonner Erzbischofs Césaire Mathieu, seiner Kunstanschauung nach ein Ueberwinder der Romantik und der Begründer des berlinischen Realismus, stand er dem Rheinlanderlebnis viel ferner als irgend ein anderer Repräsentant der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts.

Am 2. April 1852 war Fontane auf seiner zweiten Englandreise zum erstenmal in Köln eingetroffen und hatte den üblichen Ersteindruck eines allzu schnell Durchreisenden. „Die Stadt ist scheußlich, der Dom das Herrlichste, Großartigste, was ich überhaupt je gesehen.“

Im übrigen pendelten seine Eindrücke zwischen der fragwürdigen Begegnung mit einem damals modernsten Watercloset und einer noch fragwürdigeren Ablehnung des Katholizismus auf Konto hugenottisch-kalvinistischer Traditionen, die in der Familie seines Onkels, des Aachener Kgl. Forstinspektors Fritz Labry, weit lebendiger waren als in der Familie Fontane, wo Anekdoten um Napoleons Marschälle und französisches Land die väterliche Erziehung ausmachten. Das Erlebnis von Aachen ward nicht zu einer Begegnung mit der Welt Karls des Großen, sondern

mit der modernen Kunst der Fresken Arthur Rethels. Es war das Erlebnis eines Adepten der jungen Kunstwissenschaft aus der Berliner Schule Franz Kuglers.

Schon ein Jahr später erfuhr Fontane eine erste Vertiefung seiner Rheinlandauffassung, als am Unterricht in seiner kleinen Berliner Privatschule außer den streng katholischen Töchtern des lutherischen Geheimrats Karl Hermann Freiherrn von Wangenheim auch die Gattin des Geh. Rechnungsrates Adam Flender, Gertrud geb. Diez, mit ihrer Schwester Katharina und zwei Töchtern teilnahm. Zum erstenmal lernte er den beweglichen, frohen und oft ausgelassenen rheinischen Geist kennen, aber auch die religiöse Problematik im Rheinland: „Im ganzen genommen, war meine Stellung in dem lutherischen Flenderschen Hause schwieriger als in dem katholischen Wangenheimschen, weil man bei Flenders immer den Verdacht hatte, ich katholisiere zu viel oder hätte den Hang, dem Katholizismus mehr Konzessionen zu machen, als zulässig sei.“ Während eines dritten Englandaufenthalts (1855 - 1859) erhielt Fontane einen Urlaub, aus dem er im Oktober 1856 über den Rhein, diesmal in Mannheim, nach London zurückkehrte.

Und graue Dome, bunte Fresken
Und Marmor reichten sich die Hand,
Und weinblattdunkle Arabesken
Zog drum das Rhein- und Schwabenland.

Als dann aus dem in London gescheiterten Agenten des Preußischen Central-Press-Büros der märkische Wanderer und Kreuzzeitungsredakteur geworden war, mußte dieser 1864 als Kunstreferent einspringen, gerade als auf der großen Berliner Kunstausstellung der Düsseldorfer Wilhelm Camphausen mit seiner Schlachtenmalerei nicht nur Georg Bleibtreu, sondern auch Adolf Menzel in den Schatten rückte. In Camphausen und Fontane, der 1879 des ersteren „Vaterländische Reiterbilder“ mit Texten versah, stießen zwei geistige Welten zusammen. Fontane blieb bei seinem Urteil von 1864: „Wir sehen alles Mögliche von Form und Farbe, nur Seele sehen wir nicht!“

Immerhin müssen die mehrfachen Begegnungen mit rheinischem Land und rheinischen Menschen so nachhaltig gewesen sein, daß sich der Dichter im Sommer 1865 zu einer Rheinreise entschloß. Sie fällt zwischen seine Reisen als Kriegsberichterstatteur zum dänischen Kriegsschauplatz (1864) und zu den Schlachtfeldern des Deutschen Krieges (1866), sie fällt mitten in seine Vorarbeiten zur Geschichte des „Schleswig-Holsteinischen Krieges“, die gerade in diesen Sommermonaten aus Abneigung gegen ein Mißglücken des Buches zurückgestellt worden waren. Die Reise war eins der beliebten Mittel Fontanes, sich zu einer Entscheidung eine freie Seele und einen freien Blick zu verschaffen. Er hatte die Genugtuung, daß die Rheinreise den intendierten Erfolg hatte und daß er seinem Verleger von Decker schreiben konnte: „Das eine Opfer aber würde ich ohne Kümernisse bringen: ein bestes Lebensjahr (und wer weiß wie viel man deren noch hat) an ein vor der Geburt schon gescheitertes

Unternehmen gesetzt zu haben.“ Die Rheinreise des Dichters hat eine für seine Schaffenskraft wichtige Funktion erfüllt: sie hat ihn aus der Historik in die Gegenwart zurückgeführt, aus der intellektuellen Schreibtischarbeit in die künstlerische Anschauung.

Zudem war dringend körperliche Erholung nötig. Monate angestrengtester Arbeit lagen zurück, oft von Erkältungskrankheiten unterbrochen. „Du nöltest mir zuviel als Patient herum. Das ist ja nachgerade unerträglich und muß durchaus anders werden“, mahnte der Freund Bernhard von Lepel. Paul Heyse riet zu Berchtesgaden, wo es sehr billig sei! Aber Fontane hatte in England den britischen Trip rheinaufwärts in die Schweiz loben gehört, und so nahm er diesen Weg.

Am 26. August 1865, einem Sonnabend, fuhr er nach Köln und nahm dort im Hotel Disch Quartier. Am Sonntag und Montag durchstreifte er die Altstadt, wozu er sich einen kleinen Situationsplan der Stadt, wie er es stets bei solchen Unternehmungen liebte, aufzeichnete. Im übrigen waren ihm die Führer von Bädeler und von Klein zu Händen. Zweimal besuchte er den Dom. Am Dienstag, dem 29. August verbrachte er den Tag im Wallraf-Richartz-Museum zum Studium der altkölnischen Malerschule. Am Mittwoch, dem 30. August folgte ein Ausflug nach Brühl, Bonn, Mehlem, Königswinter, dem Drachenfels, Rolandseck und am Abend zurück nach Köln. Am Donnerstag früh ging Fontane zum drittenmal in den Dom, um den Frühgottesdienst zu erleben. Dann fuhr er mit der Bahn nach Koblenz. Aus Mangel an Zeugnissen — wenn man diesen Mangel nicht schon als Zeugnis nehmen will — ist es nicht möglich, festzustellen, wie der Gesamteindruck von Köln sich in des Dichters Seele formte. Aber eines ist wunderbar dokumentiert: Fontanes Herz haftete nicht am Dom, sondern an St. Maria in der Kupfergasse. Sein jüngster Sohn, der Verlagsbuchhändler Friedrich Fontane, übermachte mir kurz vor seinem Tode 1941 nach einem Gespräch über seines Vaters Religiosität die Abschrift eines Entwurfes von Theodor Fontane:

Der Dom und St. Maria zur Kupfergasse

Der Dom ist ein kosmopolitisches Hauptwerk, die ganze Welt hat daran gebaut, die ganze Welt besucht es . . . Es ist alles, nur keine katholische Kirche. Es ist ein Museum und profanes Getreibe.

Man tritt durch das Südportal ein; auf den Bänken sitzen einige Beter, aber sie beten nicht. An den Pfeilern sind Kästen angebracht. Eh du noch Zeit hast, tritt ein freundlich bebrillter Herr an dich heran und hält dir einen gelben Messingteller entgegen. Aus seiner Anrede versteht man nur die Worte: „. . . unser Dom.“ Auf dem Teller liegen aufgezählt fast lauter Talerstücke, so daß ein gewisser moralischer Mut dazu gehört, sein Viergroschenstück dazwischen zu schieben. Auf die Frage nach Besichtigung wird man an den Domschweizer verwiesen, im Weiterstreiten bis an den Transept. Hier ist uns schon von fern eine kardinalhafte Gestalt aufgefallen, in langem Scharlachgewand und hohem Sammetbarett, wie es die protestantischen Geistlichen tragen, dazu einen

Stab in der Hand, der zwischen Portierstock und Klingelbeutel glücklich die Mitte hält. Wir trugen ihm unsere Wünsche vor. Mit dem guten Humor eines Kölners behandelte er die Fragen und da ein Engländer mit seiner Tochter und ein junges Paar aus Brüssel eben herzutreten sind, so ist die Zahl vollständig, die Berechnung wird angestellt, jeder zahlt 13 Silbergroschen, auch der alte Engländer, nachdem er seine Mary befragt und eine andere Summe herausgerechnet hat. Die Börsen werden gezogen, die mit Blechschilden ausgerüsteten Bengel, die den Dom umlagern und herumlungern, sprechen dazwischen. Englisch, französisch, kölnisch klingt es durcheinander, — die Beter in den Betstühlen horchen auf. Sie müssen aufhören, es sind die Tabulettkrämer im Tempel, es ist kein Tempel mehr, der Eindruck, den man hat, ist so unkirchlich wie möglich. Das „heilige Köln“ ist das „heilige Köln“ nicht mehr. Unter diesem Eindruck blieb ich zwei Tage lang; der Tag meiner Abreise kam heran. Gassengewirr, Burgmauer, Römerturm. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Als ich um die Ecke bog: Ein dunkler Hof mit einem Bogentor; nach der Gasse heraus ein erleuchtetes Fenster. Zugleich klang Kirchengesang zu uns her. Auf dem dunklen Hofe stand ein Mann, der ein Kind auf dem Arm trug. Er schien unschlüssig, ob er eintreten solle. „Ist das St. Ursula?“ „Nein, Herr, das ist ‚Kopper-Marie‘.“ Du sollst eintreten, dacht ich. Ein Vorhof. Eisengitter. Kleine Heiligenbilder an der Wand. Der Weihrauch lag erstickend über den Betern. Ich konnte nur halb bis an das Gitter vordringen. Vor mir knieten einzelne, andere standen aufrecht. Ich sah nun in die Kirche hinein. Alles dicht voll, arme, schlichte Leute wie es schien, viele Frauen. Die Krönen die brannten, hatten nur vier Lichter, an dem einen Seitenaltar, der mir zunächst war, sah ich die geschnörkelten Säulen später Renaissance, die Goldkapitelle längst blind geworden. Nun schwieg der Gesang. Vor den Hauptaltar trat eine Gestalt, das Weihrauchfaß wurde geschwungen, ich sah nichts als den leuchtenden Schein, der hin und her flog. Die Responsorien begannen. Alles sank in die Knie. Die scharfen Laute des Glöckleins klangen dazwischen; das Fest trat, physisch wahrnehmbar, in seine Höhe ein. Mir wurde himmelangst, aber inzwischen hatte sich der Raum hinter mir gefüllt, unmittelbar hinter mir knieten zwei Nonnen und sperrten den Weg. Es ging mir wie Bangen und Entzücken durchs Herz. Im Grunde war ich froh, bleiben zu müssen. Der letzte Glockenklang; die Knienden richteten sich wieder auf und traten zur Seite. Durch die schmale Tür im Eisengitter kamen die Beter heraus. Die Kirche leerte sich rasch; nach zwei Minuten brannten nur noch ein paar Lichter, alles war vorbei. Mit unter den Letzten trat ich aus der Kirche heraus. Als ich auf dem dunklen Hofe stand, murmelte ich vor mich hin: „Das hält noch eine Weile!“

■

Am Abend des 31. August traf Fontane in Koblenz im Gasthof „Zum Anker“ ein. Zum ersten Male hatte ihn die Größe des Landschaftseindrucks überwältigt. „Ehrenbreitstein im Sonnenuntergang (kostbar!). Am Abend erinnerte mich das schöne Strombild sehr an den Limfjord.“

Zur Weiterreise rheinauf nahm Fontane am folgenden Freitag den Dampfer „Elisabeth“ bis Bingen, von wo er einen Ausflug in das Wispertal und den damals noch nicht denkmalgeschmückten herrlichen Niederwald machte. Bei der abendlichen Ankunft in Mainz nahm er Quartier im „Rheinischen Hof“. Der Sonnabend und Sonntag gehörten eingehenden kunsthistorischen Studien an den Domen in Mainz, Worms und Speyer, unter denen besonders Speyer wegen der Kaisergräber den historischen Sinn des Dichters hell wach rief. Am 3. September führte ihn der Zug durch „die malerische und romantische Rheinpfalz“ in schneller Fahrt über Karlsruhe nach Basel und in die Schweiz, wo Fontane den Rest seines Urlaubs verbrachte.

Den Mittelrhein hat Fontane nicht wieder besucht. Als Kriegsberichterstatter des von Deckerschen Verlags hat er 1870 und 1871 die ober-rheinische Tiefebene im D-Zug genau so durchjagt, wie 1875 auf der Anreise zu seiner zweiten italienischen Studienfahrt. Der Rheinfluss bei Neuhausen und die Via Mala bildeten die beiden unauslöschlichen Erlebnisse: beglückende Reinheit und ergreifende Elementar-Dämonie. Eine 1882, 1887 und noch 1894 geplante Reise in die Niederlande und an die Rheinmündung unterblieb. In humorvollen oder fein satirischen Bemerkungen seiner Briefe und Romane leuchten die Rheinlanderinnerungen durch, so etwa, wenn darauf hingewiesen wird, Goethe habe „doch recht, als er sagte, daß nördlich vom Main und östlich vom Rhein eigentlich gar keine Menschen mehr wohnen müßten.“ An anderer Stelle gesteht er, daß ihm die Rheinländer nicht gefallen, weil es ihnen nie an Bewußtsein fehle. Oder: Düsseldorf sei der Platz, wo ehemalige Offiziere als Maler „am Verfall der deutschen Kunst mitarbeiten“. Als sein Aeltester 1887 seine Hochzeitsreise an den Rhein machte, da blinkt es im Vater humorig von 1865 herüber: „Bonn ist ohnehin so heiß wie Afrika. Und dann morgen auf dem Dampfschiff. Die Brise, die auf dem Strom geht, ist ganz schön, aber das beständige Sonnenflimmern. Die einzige Rettung ist Rüdesheimer und Abmannshäuser.“

So scheint die Stunde in St. Maria in der Kupfergasse auf den ersten Blick in Fontanes Erleben eine seiner berühmten „Eintagsfliegen“ zu sein. Sie war mehr. Der Dichter bewahrte sich zeit seines Lebens eines jener kleinen volkstümlichen Andachtsbildchen aus der „Kopper-Marie“, ein fast unscheinbares Erinnerungszeichen, daß diese Stätte eines jener seltenen religiösen Grunderlebnisse Fontanes birgt, die allzu wenig beachtet dennoch genügen, um die Wissenschaft davor zu bewahren, den Dichter dem Typus der von Eduard Spranger umzirkten Weltfrömmigkeit zuzurechnen. In seiner das Hohe und Heilige nur wortlos andeutenden Sprache ist die Aufzeichnung des religiösen Erlebnisses in St. Maria ein echtes Stück Fontane. Diese religiöse Erlebnisbereitschaft Fontanes war keineswegs so zufällig, wie sie Fontane in seinen Darstellungen zu geben liebte. Pfingsten 1871 weilte er auf der Heimkehr von einer Reise ins französische Okkupationsgebiet in Straßburg, dessen Münster im Mittelpunkt des Besuches stand. Welche Fülle an Eindrücken aus Kunst und Kultur stürmten auf ihn ein! Doch alles versank, als er sich durch den Zug seiner Seele in eine abend-

liche Marienandacht geführt sah. Im Schatten eines Pfeilers hörte er eine in sein Herz fallende französische Predigt des Geistlichen, stand hingenommen vor dem in hundert Kerzen strahlenden Marienaltar, erlebte die Zeremonie. „Alles sank nieder. Ich drückte mich an den Pfeiler, als wollt' ich mich hineinverkriechen. Ein peinliches Gefühl, das Gefühl einer gewissen Beschämung, wird man dabei nicht los. Es ist als habe man gelauscht oder anderer Leute Briefe gelesen . . . Wie im Traum schritt ich heim . . . Alles was wahrhaft erhebt, das heiligt auch!“ Wie einst in St. Maria in der Kupfergasse in Köln ward dem Dichter im oberrheinischen Münster ein tiefreligiöser Anruf. Hierher gehört auch das religionspsychologisch wichtige kleine Geständnis Fontanes gelegentlich einer Kritik von Goethes „Iphigenie“ aus dem Jahre 1874, über seine Gewohnheit, dann und wann abends in eine alte gothische Spittelkirche zu gehen: „Einmal habe ich, hinter einem Pfeiler versteckt, einen weinen sehen, was mich mehr erschütterte als drei Akte Trauerspiel.“ Dies Erlebnis hat Fontane in seinem Roman „L'Adultera“ transponierend verwandt zur Andeutung der Macht des Gesangbuchverses und der Macht des Gebetes: „Dann aber stammelte sie Worte, die ein Gebet vorstellen sollten und es vor dem Ohr dessen, der die Regungen unseres Herzens hört, auch wohl waren.“ Dem Dichter ist wegen seiner Worte von der „großen Rätselsucht“, vom „Lebenslotto“, vom „Schicksal“ und ähnlichen, die die Menschen jener Zeit charakterisieren sollen, zugerechnet worden, er sei vom christlichen Vorsehungsglauben über die calvinistische Prädestinationslehre zu einem toten Fatalismus abgesunken. Das konnte nur aus Verkenntung seiner ungemein zarten, zurückhaltenden, ja heimlichen Ausdrucksweise geschehen. Viel lieber sagte er: „Alles ist Gnade.“ Oder ganz einfach heißt es in einem vertrauten Brief an die Lebensgefährtin: „Nichts ist vorher zu berechnen, alles ist Glück, Bestimmung oder anständiger ausgedrückt, Gottes Wille.“ Die Ergebenheit in den Willen Gottes als Korrelat zum Glauben an seine Liebe ist das Fundament des Christentums. In seiner schwersten Stunde, da er sich 1870 im besten Mannesalter vor dem französischen Kriegsgericht wegen angeblicher Spionage der leiblichen Auslöschung durch eine militärische Hinrichtung gegenüber sah, gewann Fontane in nächtlich-schlafloser Stunde diese „Ruhe vollster Ergebung“. „Eine Fassung kam über mich, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich war fertig mit allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich sterben zu lassen.“ Fast mit den gleichen Worten läßt Fontane den Helden seines Romans „Vor dem Sturm“ (1878) in gleicher Lage sein Gebet sprechen. Fontanes Retter aus unmittelbarer Todesgefahr, Kardinal-Erzbischof von Besançon, S. Eminenz Césaire Mathieu, übersandte 1871 dem Dichter den letzten Brief des schuldlos gestorbenen Missionsgeistlichen Léon Guerrin in Abschrift. Fontane dankte mit dem bezeichnenden Geständnis: „Es könnte mich mit einem stillen Neid erfüllen, daß mein Herausgehen aus diesem Leben nicht so schön, so vertrauensvoll, so gottergeben gewesen sein würde.“ Freiherr von Wangenheim hatte die Hilfe des Erzbischofs mobil gemacht. Im Wangenheimschen Hause hatte Fontane bis zu des

Freiherrn Tod (1890) über ein Menschenalter als Freund des Hauses verkehrt und oft religiöse Fragen erörtert, dabei sich aber von dem ebenfalls dort verkehrenden Hofprediger der Potsdamer Friedenskirche, P. Windel, und seiner schopenhauerisch gefärbten religiösen Equibristik betont distanziert. 1891 schrieb der greise Dichter seiner früheren Schülerin Ida von Wangenheim, der inzwischen zur Priorin des Dominikanerinnenklosters St. Catharins Convent in der Bow Street zu London gewordenen Ida Baptista von einer gewissen irdischen Depression „wie sie von der Vorstellung des Nichtigen hier unten unzertrennlich ist“.

Ueber ein Vierteljahrhundert reichen diese Zeugnisse. Ein Glaube des Herzens und des Willens. Mit dieser ergebenheit in Gottes Ratschluß, mit dieser Zuversicht in das Gute alles Geschehens steht Fontanes Religiosität auf der festen Grundlage des Christentums der Apostelzeit aus dem Römerbrief 8, 28 oder noch näher dem anderen Apostelwort: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hoffet, und ein Nicht-Zweifeln an dem, das man nicht sieht.“ Im Roman „L'Adultera“ charakterisiert der Dichter seine Heldin, eine Genferin, durch die schlichten Fragen: „Willst du? Glaubst du?“ und deutet damit auf die beiden Säulen, auf denen die ergebenheit des Menschen in Gottes Ratschluß ruht, mit der der Sproß des französisch-reformierten Temple de Berlin sich so tief dem rheinischen Glaubenserlebnis verbunden wußte.

Das Vertrauen auf sich selbst und das ihm von Gott anvertraute Pfund darf der Mensch nie aufgeben, ohne sich an seiner Menschennatur und an seiner Zeit zu versündigen.

C. D. Friedrich

RUNDSCHAU

Rot-grüne Koalition in Schweden

Arbeiter und Bauern, oder doch ihre Vertreter, sind nun in Schweden gemeinsam an der Staatsführung beteiligt. Wenn der Sozialismus revolutionär ist, wenn Arbeiter und Bauern die soziale Ordnung ändern, wenn sie sich den Weg zur sozialen Freiheit bahnen wollen, dann ist theoretisch und nach der politischen Erfahrung unserer Generation eine Wegstrecke gemeinsamen Marsches möglich, bis eben die natürlichen Gegensätze wieder übermächtig werden. Davon ist in Schweden keine Rede. Hier sind zwar die Sozialdemokraten seit langem Regierungspartei, und ihre Gegner lieben es, in Finanz- und Wirtschaftspolitik den marxistischen Pferdefuß zu zeigen. Aber von einem sozialistischen Staat kann man dort nicht reden. Die Sozialdemokratie ist verbürgerlicht, kein revolutionärer Schwung eignet ihr, und die ihr angehörenden Minister schwören und halten den Eid, „den König und sein Haus zu schützen“. Die Arbeiter brauchen um ihre Existenz nicht zu kämpfen, wenn ihnen auch die Sorge um genügenden Reallohn nicht abgenommen ist. Auch gibt es kein gedrücktes Bauerntum, wenn auch die Landwirte ihre ernstesten Nöte haben; war doch die Ernte dieses Jahres sehr schlecht, und der Getreiderost brachte Schäden von mehreren hundert Millionen Schwedenkronen. Die Sozialdemokraten vertreten nicht proletarische Habenichtse, aber immerhin sind sie doch eher besitzfeindlich. Hingegen sind die Agrarier eine ausgesprochene Besitzerpartei. Ihr natürlicher Platz ist daher unter einer sozialistischen Regierung in der Opposition. Nun haben sie diese verlassen und teilen sich mit den Sozialdemokraten, wenn auch nicht zu gleichen Teilen, in die Regierungsgewalt. Das war schon einmal versucht worden, 1948 nach den Wahlen, aber damals war kein gemeinsames Programm zustande gekommen. Wohl aber hatte es vor dem Zweiten Weltkrieg, von 1936 an, schon einmal eine rot-grüne Koalition gegeben. Warum blieben die Sozialdemokraten nicht allein? Sie haben allein die Mehrheit, aber diese ist knapp, und auf die Stimmenthaltung der Kommunisten in der Zweiten Kammer angewiesen zu sein, ist angesichts des Abgrundes zwischen den marxistischen Schwesterparteien nicht angenehm. Die Neuwahlen von 1952 werfen ihre Schatten voraus: es ist klüger, die Verantwortung mit einer der bisherigen Oppositionsparteien zu teilen. Vor allem aber ist es ein Beweis dafür, daß man mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten allein nicht ganz fertig zu werden meint. Die Bauern ihrerseits glauben, nicht ohne Widerstand in den eigenen Reihen übrigens, für

ihren Stand gerade jetzt mehr herauszuholen, wenn sie mitmachen. Sie haben Wünsche auf höhere Preise, auf Subventionen für notleidende Produktionszweige und auf ein Maßhalten im Bemessen der Abgaben, und sie haben für ihre Mitarbeit die Quittung schon bekommen (so, wenn die Abgabe der Waldbesitzer vom Verkaufserlös nur 10 statt der vorgesehenen 40 % beträgt) oder sie erwarten sie. Wir sehen Schweden ein wenig neidisch als das glückliche Land ohne Kriege und mit dem hohen Lebensstandard an. Aber auch dort geht nicht alles glatt. Die Lebenshaltung ist seit 1935 doppelt, seit einem Jahr allein um ein Fünftel teurer geworden. Die höheren Löhne fangen die Teuerung wie überall nur für einen Teil der Bevölkerung auf. Vor dem Gespenst der Inflation ist auch Schweden nicht sicher, und die Abhängigkeit von Exportpreisen — z. Z. sind sie für die Holzerzeugnisse erstaunlich hoch, aber sie können plötzlich fallen — ist bedenklich. Die Pläne des sozialistischen Finanzministers Sköld, des starken Mannes in der Regierung, auf dem Gebiet der Kredit- und Zinspolitik sollen bessern, aber die liberalen Kritiker sehen darin einen Knebel für die freie Wirtschaft und ein sicheres Mittel, den Geldwert noch mehr zu verschlechtern. Hier scheiden sich die Geister wie Feuer und Wasser, und wenn jetzt die Agrarier mitmachen, so besteht die Gefahr, daß kein Konzept richtig durchgeführt, kein Rezept richtig befolgt wird. Freilich ist in dieser Hinsicht Schweden nicht schlechter daran als jeder Staat, der mit mehreren Parteien rechnen muß, welche Kompromisse miteinander schließen müssen. Das Heft behalten die Sozialdemokraten insofern in der Hand, als sie nach wie vor den Ministerpräsidenten, den Außen- und den Finanzminister stellen, um die wichtigsten zu nennen. In der Außenpolitik im besonderen gibt es überhaupt keine grundlegenden Meinungsverschiedenheiten. Kein Beitritt zu einem Bündnis, also auch nicht zum Atlantikpakt, aber starke Rüstung — das bleibt hier die Parole.

San Marino

Wenn die Staaten Europas insgesamt schon klein sind, gemessen an den Weltmächten, so gibt es unter ihnen noch vier von zwergenhaftem Format. Unter diesen hält wiederum San Marino den Rekord als allerkleinster Staat. Er rühmt sich außerdem eines anderen Rekordes: die älteste Republik der Welt zu sein — gibt er sich doch ein Alter von 1600 Jahren! Noch etwas anderes ist an ihm einzigartig: er ist der einzige kommunistische Staat des Westens, es sei denn, daß wir Jugoslawien mit in diese Reihe stellen wollten. Er hat eben in diesem Zusammenhang von sich reden gemacht. Bei den Neuwahlen vom 16. September erzielten zwar die Christlichen Demokraten die meisten Stimmen, aber Kommunisten und Linkssozialisten zusammen überflügeln sie. Sie stellen zusammen im Großen Rat der Republik 31 unter 60 Mitgliedern, und wie in den letzten Jahren, aber im Gegensatz zu einem kurzen Zwischenspiel im Sommer d. J., bei dem eine Koalition mit den Bürgerlichen regierte, monopolisieren sie jetzt wieder die Macht im Staat für sich. Daher ist denn auch von den beiden „regierenden Kapitänen“ einer ein Kommunist, der andere ein Linkssozialist. Dies geschieht nicht ohne heftigen Protest der Christlichen

Demokraten, aber von außen, von Italien, wird es geduldet. Es gibt ja in Italien selbst, und gerade in seinen um San Marino herumliegenden Teilen, zahlreiche ebenfalls kommunistisch regierte Gemeinwesen, und in Italien insgesamt ist das Stimmenverhältnis nur um weniges günstiger. Aber es ist natürlich doch für Italien von Interesse und nicht ganz unbedenklich, daß es innerhalb seiner Grenzen als seltsame Enklave ein kommunistisches Staatswesen birgt. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, die dort in den Felsen des Monte Titano geheime, der italienischen Polizei unzugängliche kommunistische Waffendepots als Gefahr für Italien bezeichneten und in San Marino eine Kominform-Zentrale für ganz Italien lokalisierten. Aber wahrscheinlich ist das Maß an Kontrolle, das Italien ausüben kann, für seine Sicherheit doch ausreichend, und die vom Kommunismus für Italien drohenden, nicht geringen Gefahren gehen nicht von San Marino aus. Jedenfalls herrschte der kalte Krieg, der — der europäischen Öffentlichkeit erst bekannt, als er im August d. J. zu Ende ging — Italien und San Marino entzweite, aus Gründen, die nichts mit dem Kommunismus in San Marino zu tun hatten, der sich übrigens praktisch nicht radikal gebärdet, sondern vor allem in einem sehr ausgedehnten und daher für den Staat sehr teuren Sozialprogramm seinen Ausdruck findet. Im Gegenteil: es waren sehr kapitalistische Auswüchse, die Italien beanstandete, und zwar mit Recht. Denn wenn San Marino im Innern unabhängig ist und sich daher auch eigene Gesetze geben kann, so bindet es doch ein Vertrag an Italien, der ihm Pflichten auferlegt. San Marino darf keine Finanzmaßnahme ergreifen, die unmittelbar oder mittelbar das italienische Steuersystem berührt. Nun hatte sich San Marino zum Paradies der Steuerflüchtigen entwickelt; es liefen mehr Kraftwagen auf San Marino-Nummern, als es dort Einwohner gab; unter den 87 dort eingetragenen Gesellschaften war kaum eine, deren Interessen in dem Staat selbst lagen, abgesehen von dem Interesse, italienischen Finanzämtern auszuweichen. Selbst das berühmte Beispiel Panamas hatte den Binnenstaat San Marino nicht schlafen lassen. Endlich hatte er einen „Kursaal“ eröffnet, wie man im Italienischen ein Spielkasino nennt, und auch dies hielten die Italiener, worüber man freilich streiten kann, für vertragswidrig. Im ganzen lag das Recht klar auf der italienischen Seite, und es war nicht so, wie die Kommunisten im italienischen Parlament zugunsten ihrer Parteigenossen in San Marino sagten, daß Italien das kleine Staatswesen vergewaltigte. Italien ließ sich nämlich die allzu liberalen Maßnahmen seines Vertragspartners nicht gefallen. Seine Waffen waren: der um San Marino gelegte Polizeikordon, der eine regelrechte Blockade durchführte, und die Nichtzahlung der für jene Finanzbeschränkungen zu leistenden Ablösungsgelder, ohne die San Marino nicht leben kann. So endete denn der kalte Krieg mit einer Kapitulation des schwächeren Teiles. Es ist ja nicht mehr so wie einst, als der winzige, aber für die damaligen Zeiten immerhin beachtliche Berg-Staat die Geschlechter der Malatesta in Rimini und die der Feltreschi und Rovereschi in Urbino, seine raubgierigen und händelsüchtigen Nachbarn, gegeneinander auszuspielen konnte. Er kann ohne Italien nicht leben, und wenn auch kein

Protektorat besteht, so ist der Ausdruck „amicizia prottetrice“, die nach dem Vertrag von 1897 der König von Italien dem kleinen Gemeinwesen schuldet, doch bezeichnend. Es kann noch lange bei diesem Verhältnis bleiben.

Die kleinen Ostkirchen

Im Vergleich zu den drei großen Bekenntnisgruppen des Christentums führen die kleinen Ostkirchen, die weder zum Katholizismus noch zur Orthodoxie noch zum Protestantismus gehören, ein wenig beachtetes Dasein. Auf sie und zugleich auf das uralte Problem der Einheit und der Spaltung der christlichen Kirche machte die päpstliche Enzyklika vom 8. September 1951 aufmerksam. Sie wurde anlässlich der 1500. Wiederkehr des Konzils von Chalcedon erlassen. Auf dieser Kirchenversammlung im Herbst des Jahres 451 in Chalcedon, gegenüber Byzanz am Eingang in den Golf von Ismit gelegen, stießen über Fragen, in deren Sinn und Tragweite einzudringen dem heutigen Menschen schwer fällt, die Geister hart aufeinander. Der Monophysismus, die Lehre, Christus habe nur einerlei Natur (und nicht eine göttliche und eine menschliche), wurde als Irrlehre verdammt. Dies legte den Grund zur Bildung einer Reihe von orientalischen Nationalkirchen, für die das Dogma die unüberwindbare trennende Mauer wurde, wenn auch vielfach nationale und kirchenpolitische Gründe die Trennung mitbestimmten. Hierbei war der kirchen- und machtpolitische Gegenspieler Byzanz, dessen Hand vielfach so hart war, daß die Eroberung der Heimatländer jener Kirchen durch die Araber zunächst, wenn auch gewiß nicht auf die Dauer, als Erleichterung empfunden wurde. Aber nicht von der Orthodoxie, der es ja an einem einigenden Mittelpunkt fehlt, sondern von Rom kommt zum Jubiläum des Konzils der Ruf zur Rückkehr in die große, d. h. naturgemäß in die römisch-katholische Kirche. Bei aller Schärfe, mit der die Enzyklika „Sempiternus Rex“ — so heißt sie nach ihren Eingangsworten — den Standpunkt der Konzil-Mehrheit vor 1500 Jahren wiederholt, fordert sie alle diese „in Aegypten, Aethiopien, Syrien, Armenien und anderswo zerstreuten Dissidentengruppen“ hierzu auf. Der Appell zur Einheit richtet sich dabei an einen weit gezogenen Kreis, im weiteren Sinn wohl an die gesamte Christenheit. Ausdrücklich genannt aber werden die Monophysiten und daneben die Nestorianer. Diese letzteren hatten sich ebenfalls im 5. Jahrhundert, aber schon vor Chalcedon, abgespalten. Von ihrer Heimat Mesopotamien aus entwickelten sie später eine großartige Missionstätigkeit, die sich auf Turkvölker Mittelasiens erstreckte, die in Nordarabien auf den werdenden Islam Einfluß gewann und ihre Spuren in China und besonders in Indien hinterließ, wo die sog. Thomaschristen auf sie zurückgehen. Aber der Mongoleneinfall des 13. Jahrhunderts vernichtete sie im Kern, und was von ihnen übrigblieb, wurde im ersten Weltkrieg noch einmal dezimiert. Einige Zehntausend im nördlichen Irak, mit dem Mittelpunkt in Mossul, sind alles, was von den Nestorianern noch übrig ist. Unter den Monophysiten sind die Jakobiten die Schicksalsgenossen der Nestorianer, mit denen sie in ihren Glanzzeiten auch rivalisierten, in mancher Hinsicht. Auch sie, welche die westsyrische wie jene die ostsyrische Kirche reprä-

sentieren, hatten im 12. Jahrhundert ihren Höhepunkt, mit 100 jakobitischen Bischöfen in Syrien, Kleinasien und auf Zypern. Auch ihren Untergang bewirkten Mongolen und Türken; auch ihrer sind es heute nur noch einige Zehntausend, die in Syrien leben, wo sie aber unter den Christen, die in ihrer Masse aus Armeniern und Griechisch-Orthodoxen zusammengesetzt sind, nicht mehr als ein Zehntel ausmachen. Wichtiger in jeder Hinsicht ist die Gruppe der Kopten in Aegypten, mit einer Million, 8 % der Gesamtbevölkerung, was am Charakter Aegyptens als eines betont islamischen Staates selbstverständlich nichts ändert. Immerhin gelten die früher arg Verfolgten seit den Zeiten der Khediven und der britischen Besetzung des Landes nicht mehr als minderen Rechtes. Zu den Bischöfen, die unter dem Patriarchen von Alexandrien stehen, gehört auch der von Khartum, was angesichts der ägyptischen Forderungen auf den Sudan von Interesse ist. Die koptische Kirche ist die Mutterkirche der abessinischen, die auf eine sehr frühe Christianisierung des herrschenden Volkes der Amharen zurückgeht. Die Bindung war früher sehr eng, und in den letzten Jahren haben sich die erheblichen Spannungen wieder durch förmliche Uebereinkunft ausgeglichen, allerdings so, daß jetzt die abessinische Kirche auf eigenen Füßen steht. Sie ist übrigens im Lande selbst sehr einflußreich, verfügt auch über reichen Grundbesitz, aber die Hand des Staates steht doch über ihr, nicht nur zum Schutze. Abessinien ist also ein christlicher Staat, in dem sich wahrscheinlich eine zahlenmäßig nicht feststellbare Mehrheit zum Christentum bekennt. Diesen Gesichtspunkt hat Abessinien, ohne viel Erfolg, in seiner neueren Geschichte öfters geltend zu machen versucht. Herrschende Religion, wenngleich dies dort geradezu ein Widerspruch in sich ist, ist eine monophysitische Form des Christentums auch in Sowjet-Armien. Wenn auch große Teile des armenischen Volkes, von dem die große Masse zur armenisch-gregorianischen Kirche zählt, in Syrien (hier allein 100 000), im Libanon, auch in USA leben, so bildet doch der Kern des Restes dieses vielgeprüften Volkes die Bevölkerung eines Gliedstaates der Sowjetunion. Dort, in Etschmiadsin, dem Sitz des armenischen Katholikos, hat die armenische Kirche ihren Mittelpunkt. Sie gehört, wenn man so überhaupt reden darf, zu den bevorzugten Kirchen der Sowjetunion, und sie bezahlt diese Stellung naturgemäß mit völliger Loyalität, ja mit einer sehr engen Beziehung zum Staatsdogma. So liegt also die eine der in der Enzyklika angesprochenen Ostkirchen im wahrsten Sinne in partibus infidelium, die übrigen aber in jenem zwischen Ost und West heute umstrittenen orientalischen Ländergürtel. Der Politiker möchte in dem Ruf des Papstes, der freilich in erster Linie nicht politisch gedeutet werden darf, auch ein Mittel sehen, diesen mittleren Osten zu gewinnen. Dabei würden allerdings die Armenier am wichtigsten sein, die fast unerreichbar sind. Der Ruf scheint ein frommer Wunsch bleiben zu sollen, auch hinsichtlich der anderen genannten Kirchen. Aber vergessen wir nicht, daß im Lauf der Jahrhunderte schon manche sog. „Unionen“ orientalischer Kirchen mit Rom erfolgt sind, die der Maroniten im Libanon, die der Chaldäer im Irak, die der Melkiten in Syrien und anderer, und daß jedesmal auch poli-

fische Gründe dafür maßgebend waren und auch politische Wirkungen sich daraus ergaben.

Durch den Staat bedrohte Geistesfreiheit

Die Regierungen der drei Länder in der früheren französischen Besatzungszone, für die der Südwestfunk als deutsche Anstalt des öffentlichen Rechtes im Jahre 1948 errichtet worden ist, um die bis dahin von den Besatzungsbehörden aufgezogene Funkorganisation zu übernehmen, haben am 27. August d. J. einen Staatsvertrag geschlossen und am folgenden Tage publiziert, bis dahin hüteten sie ihn als Geheimnis. Ihre Beratungen fanden hinter geschlossenen Türen statt, durch deren Ritzen die Stimmen sachverständiger Berater nicht drangen. Die Veröffentlichung wirkte wie eine Bombe, man kann schon sagen wie eine Luftmine, deren Wirbel die Ministerialkanzleien durchblies. Aber sehr rasch waren Notfenster eingesetzt, so schnell gibt die Bürokratie nicht nach. Dem Staatsvertrag wurden in gleicher Länge „gemeinsame Erklärungen“ nachgeschickt. Eine zweite Luftmine ging nieder, ausgelöst von der empörten Öffentlichkeit. Im Bundestag wurde eine Interpellation angekündigt. Wiederum wurden Notmaßnahmen notwendig: Herr Ministerpräsident Altmeier schrieb einen Brief an den Herrn Bundeskanzler und veröffentlichte ihn in seiner Staatszeitung. Er warf viel Ballast ab, um aus den Lufttrichtern wieder hoch zu kommen. Dem Bund, der in dem Staatsvertrag mit keinem Wort und in der „gemeinsamen Erklärung“ nur in dem Zusammenhang erwähnt worden war, daß man auf ihn einwirken wolle, keine Umsatzsteuer von der Anstalt zu erheben, deren Ueberschüsse an die Länder fließen sollten, wurden gewisse Kompetenzen aus dem Artikel 73, Ziffer 7 des Bonner Grundgesetzes zuerkannt. Trotzdem ist der Staatsvertrag mit seinen Zusatz-erklärungen noch nicht Gesetz geworden, weil die Ratifizierung in den Landtagen von Baden und Württemberg-Hohenzollern noch aussteht.

Worum geht es? Zunächst um die Unabhängigkeit des Rundfunks und darüber hinaus um eine Bewährungsprobe demokratischen Staatslebens. Der deutsche Rundfunk bringt Nachrichten, er bringt Kommentare, er nimmt zu den Ereignissen des öffentlichen Lebens Stellung. Die Satzungen aller Rundfunkanstalten legen ihm deshalb die Pflicht der Ueberparteilichkeit auf, er darf die Probleme nicht einseitig darstellen, sondern er muß Meinung und Gegenmeinung zu Wort kommen lassen. Hiernach muß der Intendant, der Leiter der Anstalt, in seiner täglichen Praxis handeln. Die Tätigkeit, die er und seine Mitarbeiter durchführen, wird von dem Rundfunkrat überwacht. Der Rundfunkrat ist ein spezialisiertes Rundfunkparlament, das von den am Rundfunk besonders interessierten öffentlichen Organisationen beschickt wird; es ist also eine Art ständischer Vertretung der Rundfunkinteressenten. Auch die Regierungen schicken Vertreter in den Rundfunkrat, ebenso die Landtage. Sie sind aber nur in einer kleinen Minderheit im Rundfunkrat vertreten, sie können ihre Stimme erheben, aber nicht entscheiden. Daneben wird noch ein Verwaltungsrat gebildet, ein kleineres Gremium, das die Geschäftsführung überwacht. Es hat mit dem Programm nichts zu tun,

dessen Beratung ist Angelegenheit des Rundfunkrates, also des Rundfunkparlamentes allein. Damit ist ein glücklicher Weg beschritten, um den mit Schwierigkeiten überhäuften Landtagen eine Arbeit abzunehmen, die sie in kritisch-liebender Beschäftigung mit Einzelheiten niemals in einer Weise leisten könnten, wie es die Rundfunkräte durchführen. Der Regierungsvertrag aber gibt dem Verwaltungsrat, der als ein Gremium von Experten bisher nur die Geschäftsführung überwachte, auch das Recht der Programm-Ueberwachung, ja der Intendant ist sogar an die Weisungen des Verwaltungsrates gebunden. Dieser Verwaltungsrat, in dem nunmehr der Schwerpunkt liegt, ist nicht mehr der alte Verwaltungsrat, den der Rundfunkrat wählte, sondern ein Drittel seiner Mitglieder soll nun von den Regierungen ernannt werden. Die Regierungen sind dann über jedes Detail in der Funkverwaltung auf das genaueste unterrichtet. Während bisher der Rundfunkrat den Etat endgültig verabschiedete, ist er nunmehr noch den Regierungen nach dieser Verabschiedung vorzulegen, die im Rahmen des Vertrages Beanstandungen erheben können. Muß sich der Finanzminister den Etat daher nicht sehr genau ansehen, wenn ihm der Staatsvertrag nun auch noch die Ueberschüsse in die Hand gibt, die nach einem solchen Etat herausgewirtschaftet werden könnten? In diesem Netzwerk der Paragraphen sehen die Verfechter der Rundfunkfreiheit ein Netz, das gegebenenfalls nur zusammengezogen zu werden braucht, um den Indendanten und seine Leute einzufangen.

Aber die Abhängigkeit der Rundfunkgesellschaften vom Staat ist notwendig und selbstverständlich, sagen die Etatisten, weil der Staat die Anstalten lizenziert, für den Eingang ihrer Gebühren sorgt, von denen sie leben, und ihnen darüber hinaus noch ein Monopol verleiht, indem er eine Konkurrenz untersagt. Wenn diese Etatisten im Recht wären und sich im Recht fühlten, so müßten sie darauf bestehen, daß der Funk in die Bürokratie eingegliedert wird, der Intendant von der Regierung ernannt, der Etat vom Landtag genehmigt wird. Es spricht nicht für die Sicherheit ihrer Ueberzeugung, wenn sie ein kompliziertes Netz aufstellen, um den Vogel zu fangen, während sie die süßen Weisen des freien Liedes im Hintergrund erklingen lassen. Gegen die offene Argumentation ist ebenso offen folgendes zu sagen: Der Staat hat gewisse Aufgaben, um die öffentliche Ordnung zu garantieren, so z. B. die, ein Chaos im Aether zu verhindern. Wenn jeder, der sich einen kleinen Sender konstruieren kann, beliebig in die Welt hinausfunken könnte, würde bald niemand mehr ungestörten Radioempfang haben. Daher der Lizenzierungszwang und die Monopolverleihung in der Form, daß für einen gewissen territorialen Bezirk nur ein Unterhaltungsfunk genehmigt wird. Was nun den Einzug der Hörergebühren anbelangt, so wäre es durchaus möglich, daß die Anstalten dies selber besorgen und einen nicht-zahlenden Hörer verklagen, wie ein Gläubiger sonst einen Schuldner zu behandeln hat. Das System des Einzugs der Gebühren durch die Post hat sich aber als praktisch erwiesen, und es hat sich gut eingespielt. Aber aus all diesen Argumenten kann man nicht das Recht der jeweiligen Regierung eines Staates herleiten, nun auch inhaltlich die Worte und Klänge zu beeinflussen,

die über den Sender gehen. Fichte hat einmal gesagt, daß der gute Staat die Tendenz habe, sich selbst überflüssig zu machen. Die Behauptung ist etwas überspitzt, aber so viel ist unbedingt richtig, daß der Staat sich nur dann einschalten soll, wenn es im Sinne aller seiner Bürger notwendig ist. Diesen Beweis haben die Etatisten gegen den Rundfunk nicht erbracht. Im Gegenteil: das Bild, das das Zustandekommen und die weitere Behandlung des Staatsvertrages ergeben hat, spricht mit besonderer Ueberzeugung für einen unabhängigen Rundfunk. Es wäre nie zu diesem Staatsvertrag mit allen seinen Erschütterungen gekommen, wenn die Ministerialinstanzen, die ihn verfaßt haben, sich des Rates der Mitglieder ihrer Rundfunkgremien bedient hätten. Wenn dieser Staatsvertrag vor seiner überraschenden Unterzeichnung mit den Männern, die aus langjähriger Erfahrung etwas von der Sache verstehen, offen durchdiskutiert worden wäre, hätten wir keine Staatsvertragskrise bekommen. Aber auch diese Krise hat ein Gutes gehabt: der Beweis ist nun in unserem öffentlichen Leben erbracht, daß wir nicht nur wachsam, sondern auch leidenschaftlich geworden sind, wenn es gilt, einen Angriff auf die Freiheit abzuwehren. Es liegt im Wesen der Freiheit, daß sie trotz ihrer weitgespannten Größe an jeder kleinsten Stelle empfindlich ist und zusammenfällt, wenn sie nicht an jedem Punkt widerstandsfähig gehalten wird. Sie gleicht dem stahlharten Pneu, der in seiner Ganzheit jeden Widerstand zermalmt, aber der zusammensackt, wenn man eine Wunde vernachlässigt. Die Vertreter der öffentlichen Meinung, in erster Linie die Presse, haben die Tragweite der Kampfziele erkannt. Ohne Rundfunkfreiheit ist auch Pressefreiheit nicht möglich.

Neuordnung im deutschen PEN

Als im Herbst 1948 die zwanzig international gewählten Mitglieder des wieder zugelassenen deutschen PEN-Clubs in Göttingen zusammenkamen, ließ sich trotz allen Gegensätzen eine gemeinsame Vertretung des nazibefreiten Schrifttums erhoffen. Aber von Jahr zu Jahr wurde deutlicher, daß die Kollegen der Sowjetzone den PEN zu einem Instrument ihrer politischen Propaganda benutzten. Dabei vertrauten sie auf die Naivität und Toleranz, auch auf die Unkenntnis jener westdeutschen Schriftsteller, die sich Potemkinsche oder vielmehr Stalinsche Dörfer vorgaukeln ließen. Allmählich aber wurde erkennbar, daß die „gesamtdeutsche“ Repräsentanz eine Fiktion war. Auch dem Gutgläubigsten bewies der Verlauf der Düsseldorfer Tagung Ende Oktober dieses Jahres, daß jede Verständigung über Begriffe der Freiheit, Redlichkeit und Menschenwürde unmöglich bleibt, wenn die Hüter des Worts, wenn Schriftsteller sich zu linientreuen Funktionären einer totalitären Ideologie hergeben.

Nach dieser bitteren Erfahrung blieb den einsichtigen Teilnehmern in Düsseldorf nur übrig, ein unabhängiges PEN-Zentrum vorzuschlagen, das sich jetzt, Anfang Dezember, in Darmstadt konstituiert hat. Erfreulicherweise haben weit mehr als vier Fünftel der in Westdeutschland lebenden Mitglieder der Neugründung zugestimmt. Als Name für diese

Organisation wurde „Deutsches PEN-Zentrum (Bundesrepublik)“, mit dem Sitz in Darmstadt, festgelegt. Damit ist jede Verwechslung ausgeschlossen mit der heute völlig von Osttendenzen bestimmten Rumpfgruppe, die an alten Mitgliedern bisher unter der Mindestzahl von zwanzig geblieben ist.

Die Reinigung hat gezeigt, daß nur wenige Einzelgänger einer klaren Entscheidung zwischen West und Ost ausgewichen sind, indem sie entweder ihren Austritt erklärten oder noch abwartend beiseite stehen. Umso bedeutsamer wirkt die Zahl derer, die nach oft gewiß nicht leichter Gewissensprüfung sich dem Deutschen PEN-Zentrum (Bundesrepublik) anschlossen. Die neue Organisation bedarf noch der Anerkennung durch das Internationale Exekutiv-Komitee in London, mit der nach Lage der Dinge zu rechnen ist. So sind auch sämtliche Beschlüsse auf der konstituierenden Tagung in Darmstadt unter diesem Vorbehalt gefaßt worden. Der neue Vorstand besteht aus Erich Kästner als Präsidenten, Kasimir Edschmid als Generalsekretär, Walter Bauer als Schatzmeister und Hermann Friedmann als Ehrenpräsidenten. Die seinerzeit aus Protest gegen Bechers Präsidentschaft ausgeschiedenen Mitglieder Birkenfeld, Pechel und Plievier nahmen die Wiederwahl an. Für weitere Zuwahlen beschloß die Versammlung, den Kreis der Mitglieder über Schriftsteller hinaus auch auf andere Persönlichkeiten des geistigen Lebens zu erweitern, jedoch mit der Maßgabe, daß niemand, der eine höhere Position im staatlichen oder parteipolitischen Gefüge einnimmt, dem Vorstand angehören soll.

Mit der Errichtung des Deutschen PEN-Zentrums (Bundesrepublik) ist endlich ein Forum geschaffen, das nicht mehr zu leeren Deklamationen mißbraucht werden kann, sondern das erlaubt, den Sinn der PEN-Charta unverfälscht in Handlungen umzusetzen, die den Geboten der Menschlichkeit und des Friedens in Freiheit entsprechen.

Ein Protest, dem wir zustimmen

Der „Deutsche Künstlerbund 1950“ richtet einen wohl begründeten „Protest gegen die Förderung der künstlerischen Exponenten des Nationalsozialistischen Regimes — der Günstlinge Hitlers — von seiten des Bayrischen Staates durch Ueberlassung von Räumen zu einer Ausstellung im Haus der Kunst, München“ mit folgenden Worten:

„Die im Deutschen Künstlerbund 1950 zusammengeschlossenen führenden Künstler Deutschlands protestieren mit allem Nachdruck gegen das vom Bayrischen Staat geförderte Wiederaufleben jener ‚Kunst‘, deren Wirken es in den fluchwürdigen Jahren des Dritten Reiches erreicht hat, Deutschland auf kulturellem Gebiet in die letzte Reihe der europäischen Nationen zu verweisen. Wir erinnern an einen Erlaß des Präsidenten der Reichskammer der bildenden Künste vom 23. 4. 41, in dem alle wesentlichen Künstler Deutschlands als staatsfeindlich bezeichnet wurden: ‚Ich werde zukünftig mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln nunmehr unerbittlich gegen jeden vorgehen, der Werke der Verfallskunst erzeugt, oder solche als Künstler oder Händler verbreitet.‘ Niemand wird diesen Größen des Dritten Reiches mit gleicher Münze heim-

zahlen, ihnen Arbeit und Ausstellung verbieten wollen. Doch erscheint uns eine staatliche Protektion höchst bedenklich. Wir würden es zutiefst bedauern, wenn von München, das ehemals eine Stätte der Kunst war, und das im Begriff steht, sich diese Stellung von neuem zu erringen, abermals jene üble Reaktion ausginge, die unser Land auf dem Gebiet der Kultur der Lächerlichkeit preisgegeben hat. Die Kunst kann nicht entnazifiziert werden!“ — Der Protest ist unterzeichnet von Karl Hofer, C. G. Becker, Willi Baumeister, Karl Caspar, Ernst Geitlinger, Werner Gilles, Adolf Hartmann, Karl Hartung, Erich Heckel, Bernhard Heiliger, Max Kaus, Karl Kluth, Hans Kuhn, Kurt Lehmann, Gerhard Marcks, Ewald Mataré, Georg Meistermann, Rolf Müller-Landau, Edwin Scharff, Karl Schmidt-Rottluff.

Lenins Teesieb

Die Beziehungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu den Behörden des von den Sowjets besetzten Teiles Deutschlands waren noch nie sehr herzlich. Man hat es in Pankow nicht verwinden können, daß das Berner Bundeshaus die Bonner Regierung de facto als legitime Nachfolgerin der Reichsregierung anerkannte. Und man freut sich ebensowenig über die mutigen und aufrechten Stellungnahmen der schweizer Presse und Öffentlichkeit zum Geschehen hinter dem Eisernen Vorhang. Besonderen Verdruß verursachten dabei ausführliche Berichte in so angesehenen schweizer Zeitungen wie etwa der „Neuen Zürcher Zeitung“, der Basler „National-Zeitung“ oder der Züricher „Tat“ — um nur einige zu nennen — über die unmenschliche Unterdrückung jeder Opposition, die Drangsalierung der Bevölkerung, die Korruption und Mißwirtschaft seitens der Machthaber der Sowjetzone — Berichte, denen wir nichts hinzuzufügen haben. So sanken die Gefühle Pankows für die Schweiz unter den Nullpunkt der konventionellen diplomatischen Höflichkeit; oder besser, sie kühlten sich derartig ab, daß man sie heute nur noch als festgefroren bezeichnen kann — so festgefroren, wie zum Beispiel auch einige überaus wertvolle Stücke der Ostasiensammlung des Bankiers von der Heydt, die von der Schweiz vor dem Kriege für eine Ausstellung in Berlin ausgeliehen worden waren. Diese Statuen und Gemälde, von einer künstlerischen Schönheit, wie sie selbst in Maos Volkschina nicht mehr anzutreffen ist, waren im „demokratischen Sektor“ Berlins blockiert worden. In der Schweiz machte man sich Sorgen darüber. Man fürchtete, daß diese Kunstwerke eines Tages im Rahmen der „deutsch-chinesischen Freundschaft“ nach Peking entschwinden würden. Alle diplomatischen Interventionen der Eidgenossenschaft waren erfolglos geblieben, bis jetzt einem Züricher Museumsdirektor der rettende Gedanke kam. Er bot Wilhelm Pieck das Teesieb, Teeglas und Buttermesser Lenins an, die der Vater der russischen Revolution seinem Züricher Logisgeber, dem Schuhmachermeister Kammerer in der Spiegelgasse, bei seiner Abreise 1917 zurückgelassen hatte. Wilhelm Pieck konnte schlecht nein sagen. Eine Ablehnung wäre vielleicht in Moskau mißverstanden worden, und so erklärte er sich bereit, der Schweiz als Gegengabe die von der Heydt'schen Kunstwerke zurückzuerstatten. Sie kamen in Zürich inzwischen

wohlbehalten an, und man war in der Schweiz mit diesem Handel recht zufrieden — obwohl man ja mit Lenins Tee-Utensilien und Buttermessern unschätzbare ideelle Werte aus der Hand gegeben hatte. Immerhin, man tröstete sich mit dem Gedanken, daß der schweizer Osthandel nun in eine neue, verheißungsvolle Ära eingetreten sei. Denn man hat ja noch andere Tauschobjekte. So hat Lenin sein Bett, seinen Arbeitstisch, seine Stühle, sein Bücherregal und — man verzeihe diese Indiskretion — seinen Nachtopf und Spucknapf zurückgelassen. Im Sozialarchiv der Stadt Zürich kann man zudem neben Leihzetteln und Fragebogen für die Fremdenpolizei, von Lenin eigenhändig ausgefüllt, auch drei Bücher bewundern, die der „politische Flüchtling“ Wladimir Iljitsch Uljanow dieser Bibliothek hinterließ. Da bis jetzt die Seiten dieser umfänglichen Wälzer über die russische Sprache noch nicht einmal aufgeschnitten wurden, die Nachfrage also anscheinend gering war, würde der Leserkreis des Sozialarchivs einen eventuellen Verlust wohl verwinden können. Und schließlich könnte man gegebenenfalls auch einige Gasthauseinrichtungen der Züricher Altstadt demontieren und nach Osten in Marsch setzen, in denen Lenin regelmäßig seine Mahlzeiten einnahm, mit schweizerischen Gesinnungsfreunden debattierte und kegelte. Im übrigen verfügt die Schweiz auch noch über zahlreiche Souvenirs an einen anderen Helden der russischen Geschichte, den Marschall Suworow, die dieser bei seiner Ueberquerung der Alpen zurückließ — wirklich, sehr wertvolle Stücke für den sowjetischen Heroenkult. Aber auch die Sowjets könnten den Schweizern sehr viel bieten. Es ist ja schließlich Schweizer Eigentum für über eine Milliarde Franken in Osteuropa durch die Verstaatlichung und Kriegshandlungen entschädigungslos verloren gegangen — oder besser gesagt: festgefroren. Ob man auch von diesen Werten etwas auftauen könnte? Ungeahnte Perspektiven für den Schweizer Osthandel also. Im übrigen, man sollte den Sowjets und ihren Trabanten und Trabäntchen à la Pieck doch nicht mehr vorwerfen, daß sie sich einem sturen Materialismus verschrieben hätten. Auch sie haben Sinn für ideelle Werte — nur müssen sie linientreu sein, wie etwa Lenins Teesieb . . .

Die Feuerprobe

Es zeugt von kluger Vorausschau unserer Verwaltung, zu einer Zeit, da niemand mehr an die Möglichkeit einer Feuersbrunst glauben mochte, einen Ausschuß einzuberufen, der sich mit den Fragen einer zweckmäßigen Brandbekämpfung beschäftigen sollte. In diesen Ständigen Rat, der, mit allen Vollmachten ausgestattet, am zweiten und vierten Dienstag eines jeden Monats zusammentrat, wurde je ein Vertreter der vereinten neun Stadtbezirke entsandt.

Der Neunkopf, wie man den Ausschuß nannte, gelangte bald zu der Erkenntnis, daß die Verhütung von Bränden die beste Sicherheit bot, und richtete einmütig einige „grundsätzliche Empfehlungen“ an die Baupolizei, den Hausbesitzerstand und die Betriebsgewerkschaften. Dennoch vernachlässigte er keineswegs seine Pflicht, die Möglichkeiten der Brandbekämpfung zu untersuchen.

So bildete schon seit einem halben Jahr ein neuartiger Apparat, der das bisherige Löschwesen zu reformieren versprach, den Gegenstand eifriger Beratungen. Freilich war es noch nicht gelungen, eine gemeinsame Entscheidung zu treffen. Im Gegenteil: die Gegensätze in den verschiedenen Auffassungen hatten sich im Laufe der Zeit eher verschärft als gemildert.

Der Hinweis, daß dem Wasser als dem natürlichen Gegen-Element des Feuers eine seit altersher bekannte Wirksamkeit zukam, wurde damit entkräftet, daß es in den dürrn Sommermonaten häufig an dem erforderlichen Druck fehle und in der winterlichen Frostzeit die Gefahr der Vereisung drohe, wofür zahlreiche Beispiele angeführt wurden.

Von diesen Erwägungen geleitet, hatte sich eine Gruppe von Chemikern und Ingenieuren zusammengeschlossen und nach manchen Versuchen ein Modell konstruiert, das aus kanonenähnlichen Rohren ein sauerstofffreies Gebläse, das sogenannte Sprühgas, schleuderte. Es sollte, in verschieden starken Dosierungen verwendet, die Eigenschaft haben, jede Art von Flammen in kürzester Zeit zu ersticken und das Feuer gleichsam unter einem Wolkenschutz zu neutralisieren. Zog man zudem in Betracht, daß der Wasserschaden bei einem Brande häufig den eigentlichen Feuerschaden übertraf, so konnte das neue Verfahren nur begrüßt werden.

Die Probe, die auf freiem Gelände an einem in Brand gesetzten Holzstoß veranstaltet worden war, hatte die dem Gerät zugeschriebene Fähigkeit zwar bewiesen, aber sie genügte mehreren Mitgliedern keineswegs. Das Objekt wäre zu wenig umfangreich gewesen, der Tag zu wind-

still, um den so gefährlichen Funkenflug aufkommen zu lassen, kurzum, so schloß ihre Beanstandung, die Vorführung rechtfertige noch nicht, die revolutionierende Löschmethode amtlicherseits mit der von früher gewohnten zu tauschen.

Die Fabrik, die inzwischen die Patente aufgekauft und mit beträchtlichem Kapital begonnen hatte, die Apparate herzustellen, nahm die Verbindung mit den Anhängern des modernen Systems im Ausschuß auf. So wurde Monat um Monat dort weiter debattiert, Meinung gegen Meinung vorgetragen, Gutachten wurden herangezogen, Spezialisten befragt — die Köpfe rauchten.

Anfang Juli schlug in den frühen Morgenstunden der Blitz während der Spielferien in das Opernhaus ein. Die Bühnenkammer fing Feuer. Der Neunkopf trat unverzüglich zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen und erklärte sich in Permanenz tätig. Wie gut, meinte man übereinstimmend, daß als Ursache der Katastrophe Blitzschlag festgestellt sei, weil sich dadurch erübrige, den Spuren einer etwaigen Brandstiftung nachzugehen, an der vielleicht irgend eine Stelle interessiert sein konnte. Der Opernbau stammte aus älterer Zeit und war trotz verschiedenen Renovierungen ein verstaubter Kasten geblieben, der weder dem Geschmack noch den Bedürfnissen der Gegenwart genüge.

Vom Pförtner war zwar die Feuerwehr mit ihren alten Motorspritzen sogleich alarmiert worden, aber sie konnte an ihrem Bestimmungsort noch rechtzeitig vom Ausschuß der vereinten Stadtbezirke durch Funkpruch verständigt werden, sich jeder Aktion zu enthalten und solange Schlauch bei Fuß zu stehen, bis ein Beschluß gefaßt worden wäre, welche Mittel bei der Bekämpfung des Feuers grundsätzlich angewendet werden sollten. Und darüber begann der Neunkopf sofort zu diskutieren.

Falls man, erklärte der erste Redner, sich der konventionellen Motorspritze bedienen wollte, könne der Brand, wie man wisse, allmählich eingedämmt werden. Hieße es aber nicht das vom Himmel gefallene Geschenk des Feuers mißbrauchen, wenn diese einmalige Gelegenheit vorüberstriche, ohne daß man den neuen Löschkanonen offiziell die Möglichkeit gäbe, ernsthaft ihr Können zu beweisen?

Ihm wurde entgegengehalten, daß angesichts der drohenden Gefahr das Risiko zu groß wäre, das sich mit jeder Neuerung verbinde. Erfülle nämlich die gepriesene Gebläse-Apparatur nicht die in sie gesetzten Erwartungen, so wäre ein so ehrwürdiger Kulturbau wie das alte Opernhaus der Vernichtung anheimgegeben, vor der es die Anwendung bewährter Löschvorrichtungen retten könnte.

Ein anderes Mitglied fügte hinzu, daß die Feuerwehr nicht dafür vom Steuerzahler unterhalten würde, in entscheidender Stunde ungenutzt bei Seite zu stehen, und erntete mit dieser Floskel sogar Beifall.

Nach einigen Bemerkungen zur Geschäftsordnung und weiteren Wiederholungen, die das Für und Wider der Frage behandelten, schritt der Ausschuß, von telefonischen Anrufen gedrängt, zur Abstimmung. Sie ergab, bei einer Enthaltung, vier Stimmen für die Methode des Wasserschlauchs und vier für das Experiment mit der Gebläse-Kanone. Aber

der Neunkopf verlor nicht den Mut, eine Lösung zu suchen. Zunächst fand der Vorschlag des Vorsitzenden Berücksichtigung, sich für alle Fälle mit der Fabrikleitung in Verbindung zu setzen, damit sie von sich aus mehrere Kolonnen ihrer Löscheräte bereitstelle, da die Verwaltung selbst darüber nicht verfügte.

Derweilen hatte das Feuer an den Kostümen der Opersänger und -sängerinnen, an Requisiten und Kulissen kräftige Nahrung gefunden und dehnte sich ungestört aus, über den Schnürboden in das Theaterfoyer und in den Zuschauerraum mit seinen vergoldeten hölzernen Logen und Rängen. Da das Haus ziemlich isoliert auf einem gegenwärtig von der Polizei abgesperrten Platz stand, war nicht zu befürchten, daß der Brand auf das Stadtviertel übergriff. Qualmschwaden drangen in den Mittagstunden bis in das Turmzimmer des Rathauses, wo der Neunkopf noch immer tagte.

Im Hinblick auf die drängende Lage hatte der Ausschuß das Stadtoberhaupt, den Polizeigeneral, den Kulturdezernenten und den Präsidenten des Finanzhofs zu den Beratungen hinzugebeten. Die Redezeit für die Aussprache wurde auf vier Minuten beschränkt. So saßen die Herren, die über Schicksal und Wohlstand vieler zu bestimmen hatten, an sicheren Tischen, vor sich den Kartenplan der Stadt und den Grundriß des brennenden Opernhauses. Sie beschlossen eine feierliche Protesterklärung gegen das Bauamt, das die frühere Empfehlung des Ausschusses, den Ausbruch von Bränden zu verhüten, insofern mißachtet hatte, als es die Blitzableiteranlage nicht in der gebotenen Beschaffenheit erhalten habe. Der Wortlaut des Protestes wurde sofort durch Rundfunk verbreitet. Der Präsident des Finanzhofs, der den Schaden auf über 4,1 Millionen schätzte, regte an, sämtliche Verträge mit dem künstlerischen und technischen Personal des Instituts „infolge höherer Gewalt“ fristlos zu kündigen.

In den späten Abendstunden einigte sich der Ausschuß der vereinten Stadtbezirke dahingehend, auf der Ostseite des Brandherdes Schläuche und Motorspritzen anzusetzen, auf der Westseite die Gebläse-Geräte der Fabrik in Aktion treten zu lassen. Auf diese Weise sollte die verschiedene Wirksamkeit der beiden Löschmethoden miteinander verglichen und nach diesem Ergebnis die Entscheidung für die Zukunft getroffen werden. Allerdings kam diesem Beschluß, der an sich einen beachtlichen Kompromiß darstellte, nur noch platonische Bedeutung zu. Der Dachstuhl des Opernhauses war längst zusammengestürzt, das Innere mittlerweile völlig ausgebrannt. Wenn dennoch auf schwelende Reste im Keller und nachglühende Metallgestänge die Feuerwehr ihr Wasser und die fabrikfertigen Kanonen ihr Sprühgas schleuderten, ohne einander ins Gehege zu geraten, so drückte sich darin nur ein symbolischer Akt aus ohne praktischen Nutzen.

Theoretisch war die Feuerprobe bestanden. Aber der Neunkopf der vereinten Stadtbezirke wird weiterhin jeden zweiten und vierten Dienstag des Monats seine Sitzungen abhalten müssen, um zu beraten, wie der nächsten Feuersbrunst besser zu begegnen sei.

Addio heißt: Lebwohl für alle Zeit

Ein Autobus hatte ihn bis zu der Stelle gebracht, an der die schmale Straße, die durch die Felder der campagna von San Lorenzo kam, in die Hauptstraße mündete. Niemand außer ihm stieg aus. Er ging über die Straße zu dem Pfahl mit dem Schild. San Lorenzo vier Kilometer. Er las den Namen, als hätte er ihn noch nie gelesen. Eine Stunde mußte er noch gehen. Jetzt war später Nachmittag, schon dämmerig, aber er wollte erst in der Dunkelheit ankommen. Dann wollte er eintreten; er wußte nicht, wie es sein würde.

Alles, was er auf dem Wege sah, war ihm bekannt; nur war er damals den Weg nie zu Fuß gegangen. Wenn die Dämmerung kam, hatten sie mit den Fahrzeugen das Dorf San Lorenzo, in dem die Kompanie lag, verlassen, wie einen Hafen, der ihnen Schutz gab. Sie hatten sich in die Nacht hineingetastet, um, von Nacht zu Nacht rollend, am Tage unter Bäumen versteckt, ein Lager zu erreichen, Munition zu laden und sie in ein anderes Lager zu bringen, das der Front näher lag. Nach Tagen kehrten sie zurück, und auf diesem Wege fingen alle an aufzuatmen. Hinter ihnen lagen die Feuerstöße verborgener Maschinengewehre, das Aufspringen von Minen, das Flammen der Nacht, wenn die Flugzeuge auf der Jagd nach ihnen waren. San Lorenzo war ihr letzter Hafen vor dem Zusammenbruch gewesen. Er lebte noch.

Als er den schmalen Campanile des Dorfes sah, verließ Neumann den Weg und setzte sich hinter einen Busch, um zu warten. Er dachte sich nach San Lorenzo, aber er wußte nichts. Er kannte nur das Vergangene, das suchte er jetzt immer wieder auf.

Im frühen Herbst 44 waren sie nach San Lorenzo gekommen. Das Haus war ihm und einem andern als Quartier zugewiesen worden. Eine ältere Frau hatte ihnen das Zimmer gezeigt; freundlich war sie nicht gewesen. Zuerst war noch ein Junge von zwölf Jahren im Hause, ihr jüngster Sohn. Der Mann war gestorben, das erfuhr er später. Am gleichen Tage, an dem sein Kamerad das Haus verließ, um in das Lazarett zu gehen, kam die Tochter von irgendwoher zurück. Sie hießen Botteon; das Mädchen war Bruna — Bruna Botteon.

Er hielt die Erinnerung nicht aus, er sprang auf und ging langsam weiter. Jetzt lag die Dunkelheit wie eine Maske auf seinem Gesicht. Hier war das Gehölz links und rechts der Straße. Hier waren sie, als sie

den Ort verließen, überfallen worden. Er verstand jetzt, weshalb damals die Mutter zu ihm gesagt hatte: Addio.

Er ging an den ersten Häusern des Dorfes vorbei, durch die breiten Lichtstrahlen, die aus den Fenstern kamen, dann wieder durch Dunkelheit. Er mußte an einer Mauer entlanggehen, bis zum Tor; das Tor mußte er öffnen. Er blieb am Tor stehen. Seine Stirn war naß, er nahm die Mütze ab und wischte mit der Hand über die Stirn.

Hinter den Fensterläden war Licht. Dort oben lag sein Zimmer. Er öffnete das Tor und ging zum Haus, er öffnete die Haustür und horchte hinein, er hörte Stimmen und erkannte sie. Das war die Mutter. Jetzt sprach ein Junge; das mußte Nino sein. Nun wieder die Mutter. Jetzt antwortete die etwas tiefe Stimme eines Mannes. Er wartete auf eine andere Stimme; aber er hörte sie nicht.

Er trat ein und schloß die Haustür. Drinnen wurde es still. Die Stimme des Mannes fragte: „Ist da jemand?“ Neumann antwortete nicht, er ging durch den dunklen Hausflur dorthin, wo seine Erinnerung die Tür der Küche wußte. „Avanti“, sagte die Stimme des Mannes. Neumann fand die Türklinke und trat ein. Das Licht blendete ihn, und er blieb an der Tür stehen. Langsam durchdrangen seine Augen das Licht und sahen die Gesichter. Die Mutter. Er kannte sie; auch den Jungen, nur war der größer geworden. Einen jüngeren Mann. Den kannte er nicht. Er wollte noch ein anderes Gesicht sehen und sah es nicht.

Er stand an der Tür. „Buona sera“, sagte er. Schweigen. Wieder sah er von einem Gesicht zum andern, und sie sahen ihn an.

„Wer ist es?“ fragte der jüngere Mann.

Die Mutter sagte langsam: „Il Tedesco.“

Neumann sah sie an. Er konnte nicht mehr sagen, als er gesagt hatte. Er konnte sich nicht rühren, er blieb an der Tür stehen. Die Mutter fuhr langsam mit einer Hand über ihren Mund. Dann stand sie langsam auf und ging zu ihm hin. „Buona sera, Carlo“, sagte sie. Sie gab ihm die Hand und zog ihn an den Tisch, in das Licht hinein.

„Setzen Sie sich, Carlo“, sagte sie. Er setzte sich. Dann sagte er in die Stille hinein, er hätte nicht früher kommen können, er erklärte es. Gefangenschaft und dann allerlei zu Hause. Er hatte schon einmal kommen wollen; da hatte man ihn gefaßt und eingesperrt. Lange Zeit war vergangen.

Schweigen. Der Junge und der jüngere Mann sahen ihn an. Die Mutter holte einen Teller. Sie legte ihm Brot und Käse hin, sie füllte ein Glas aus der Korbflasche mit Wein. „Sie sind hungrig“, sagte sie. Nur Durst hatte er; es stach in seinem Hals, als wären darin scharfe Splitter. Als er das Glas hob, kam es ihm schwer vor; er sagte: „Salute.“

„Wollen Sie nicht erst essen?“ sagte die Mutter. Sie stand am Herd. Er schüttelte den Kopf und sah sie an. An sie allein konnte er sich hier wenden. Dann wollte er etwas sagen, aber er sagte nur: „Bruna —“

Der jüngere Mann sah auf den Tisch vor sich hin und rieb eine Krume Weißbrot zwischen den Fingern. Dann rollte er die kleine Kugel auf der Tischplatte hin und her.

„Komm mit mir hinaus, Nino“, sagte die Mutter. „Antonio hat mit ihm zu reden.“ Der Junge stand auf, mit einem Blick auf Neumann, und ging mit der Mutter hinaus. Die Männer saßen einander gegenüber. Der Fremde hieß Antonio.

Neumann sah ihn an. Der andere suchte etwas in der Tasche seiner Jacke, nahm eine Packung Zigaretten heraus und schüttelte sie, bis eine herauskam.

„Sie rauchen?“ sagte er und hielt Neumann die Packung über den Tisch hin.

„Ja“, antwortete Neumann. „Danke.“ Er wollte seine Streichhölzer aus der Tasche nehmen, der andere hielt ihm schon sein Feuerzeug hin, und Neumann zündete seine Zigarette an. „Nazionali“, sagte er. Schweigen.

Antonio nahm die Zigarette aus dem Mund und stäubte die Asche langsam ab. Er hob den Kopf.

„Tedesco“, sagte er. „Bruna ist nicht mehr hier.“

„Sie ist Ihre Frau?“ sagte Neumann.

„Ich bin ihr Bruder. — Ich war damals nicht zu Hause.“

„Ich weiß“, sagte Neumann. „Wo ist sie?“

„Warum sind Sie gekommen?“

„Ich hatte es gesagt. Ich wollte kommen.“

„Meine Schwester — ja, sie hat gewartet“, sagte Antonio. „Sie haben ihr Briefe geschrieben.“

„Ja.“

„Ich habe sie zerrissen. Ich wünschte nicht, daß Sie wiederkämen. Ich glaubte es auch nicht.“

„Sie weiß nichts — nichts von den Briefen?“ sagte Neumann.

„Nein. Ich wollte es nicht.“ Antonio wischte mit der Hand die Krümel vom Tisch, und Neumann der Bewegung nach. Dann lag die Hand wieder reglos im Licht.

„Und jetzt“, sagte Neumann, „wo ist sie?“

„Verheiratet. Ein Stück von hier, in den Bergen. Mit einem Bauern. Einem alten Mann. Sie gingen damals hier weg, gleich danach habe ich sie fortgebracht. Noch etwas Wein?“

„Ja“, sagte Neumann. Antonio goß den fast schwarzen Wein in das Glas. — „Und das Kind?“

„Sie sprechen gut Italienisch“, sagte Antonio.

„Ich habe es gelernt. Ich wollte es können, wenn ich — wie geht es ihr — und —?“

„Nicht schlecht. Sie hat noch ein Kind.“ Er sah Neumann an. „Es tut mir leid. Aber damals —“ und nach einer Pause: „Können Sie sich das vorstellen? Wir sind in den Bergen und kämpfen gegen die Deutschen, und sie bekommt ein Kind von einem Tedesco . . .“ Neumann sah auf den Tisch herab. Antonio hatte beim Eingießen etwas Wein vergossen, und das Licht glänzte in dem durchsichtigen Fleck. Er sagte: „Und das Kind — ein —“

„Ein Mädchen. Es heißt Bruna. — Es tut mir leid, Tedesco.“

„Es geht ihr gut — beiden —?“ sagte Neumann.

„Ja. Doch, ja.“

„Noch eine Frage. Und er —?“

„Er ist der Vater.“

Neumann stand auf. „Ich will gehen.“

„Sie können hier schlafen“, sagte Antonio, „es ist spät; wohin wollen Sie jetzt?“

„Sie sind sehr freundlich. Aber ich möchte gehen. — Werden Sie Bruna sagen, daß ich hier war?“

Antonio war aufgestanden, und sie standen sich am Tisch gegenüber.

„Vielleicht“, sagte er zögernd, „ich weiß es nicht. — Sie können wirklich hierbleiben, Sie können hier schlafen.“

„Nein, danke. Es ist besser, wenn ich gehe.“

„Noch eine Zigarette?“

„Danke, ich habe noch.“

„Es tut mir leid.“

Neumann antwortete nicht. Er sah sich um und nahm alles noch einmal auf — den Herd, die geflochtenen Stühle, das Licht. Nichts hatte sich in den Jahren verändert, seitdem er zum erstenmal eingetreten war.

„Ihre Mutter“, sagte er dann, „ich würde gern Addio sagen.“

„Es ist besser so“, sagte Antonio, „ich bringe Sie hinaus.“

Neumann trat in den dunklen Flur, Antonio schloß die Tür der Küche. „Geben Sie acht“, sagte er, „ich will Licht machen.“ Es wurde hell im Flur. Kein Laut. Keine Stimme im Haus. Damals hatte ihn jemand erwartet.

Neumann öffnete die Haustür und trat in die Nacht. Das Licht aus dem Flur schnitt einen breiten Streifen weißer Helligkeit in das Dunkel.

„Addio“, sagte Neumann.

„Addio, gute Reise.“ Antonio gab ihm die Hand. Neumann nahm sie. Sie standen einen Augenblick schweigend beieinander, als wartete jeder von ihnen darauf, daß der andere noch etwas sagte.

„Es tut mir leid“, sagte Antonio und dann, etwas zögernd, als wachse in ihm erst der Gedanke: „Wollen Sie Bruna sehen?“

Neumann sagte nichts. „Es ist nicht weit von hier. Warten Sie, ich hole meine Jacke.“

Neumann wollte sagen: „Nein — ich weiß nicht — ich will nicht stören — ja, wenn es geht —“, er sagte nichts, er stand in der Nacht und wartete. Dann ging er zum Gartentor. Die Finsternis war ganz dicht, ohne Oeffnung. Es war besser fortzugehen. Er war zu spät gekommen. Er hatte versprochen zu kommen, und jetzt hatte man ihr einen Mann gegeben. Was für einen? Wie war er zu ihr? Er hätte sie gern gesehen, aber vielleicht war das nicht richtig. Vielleicht war sie darüber hinweggekommen, und er machte es ihr nur schwer. Alles kam wieder heraus, und die Jahre bedeckten doch alles? War es so? Nein, nichts bedeckten sie, alles blieb so. Und sie hatten ein Kind. Aber ebensogut hatte er keins; nie würde es von ihm wissen. Er sollte lieber fortgehen.

Eine Tür bewegte sich. Schritte kamen heran.

„Tedesco“, sagte Antonios Stimme, „ah, da sind Sie. Gehen wir. — Wollen Sie nicht?“

„Doch, ja“, sagte Neumann, „ja. Ihre Mutter weiß es . . .“

„Ja. Sie wird schweigen. Meine Mutter schweigt, wissen Sie das nicht?“

Sie gingen über den Platz vor der Kirche. Im Hause des Pfarrers war noch Licht. Damals, als sie fortgingen, hatten die Glocken das Zeichen zum Kampf gegeben. Aus der Trattoria sprudelte Radiomusik. Hier hatte er mit den andern gegessen.

Hinter dem Dorfe stieg der Weg an. Der Wind kam von den Bergen herab. Man fühlte die Berge als dichtere Finsternis.

„Geben Sie acht“, sagte Antonio, „gehen Sie hinter mir. — Hier waren Sie damals nicht . . . ?“

„Nein. Wir durften nicht allein aus dem Ort heraus.“

„Das kann ich mir denken. Es war nicht ungefährlich. Für Sie, meine ich. Geht es?“

„Ja, ja“, sagte Neumann. Sie gingen über Wiesen, immer bergan. Der Wind flutete über die Flächen, er war wie frisches Wasser. Neumann war müde, gern hätte er sich hingelegt, um zu schlafen, überhaupt nicht mehr dazusein.

„Wir damals“, sagte Antonio, „wir wußten alles von euch. Nicht eine Bewegung entging uns. Geh ich zu schnell? Ich bin es gewöhnt.“

„Hat Bruna nie von mir gesprochen?“

„Ja. Anfangs. Dann nicht mehr.“

Sie verließen die weichen Wiesen und stiegen auf einem Pfade zwischen Bäumen und Felsen aufwärts. Lange Zeit gingen sie so, dann wieder auf einer Wiese, dann durch Weingärten. Antonio blieb stehen.

„Sie können es nicht sehen“, sagte er halblaut, „da vorn liegt das Haus. Warten Sie hier, ich will sehen, ob er zu Hause ist. Bleiben Sie hier, ich komme zurück.“

Neumann blieb stehen. Hier lebte sie. Ueberall hier waren die Spuren ihrer Schritte. Ueberall — und da vorn war sie, im Haus. Er hörte den Wind im Weinlaub. Carlo, hatte sie zu ihm gesagt. Keinen gab es, von dem er das so gern gehört hatte.

„Tedesco“, sagte Antonios Stimme.

„Hier.“

„Ah, da sind Sie. — Der Alte ist zu Hause. Was machen wir . . . hören Sie: ich führe Sie zum Haus. Sie können hineinsehen. Wollen Sie?“

„Ja.“

„Sprechen Sie nicht. Der Alte ist mißtrauisch. — Ich gebe Ihnen dann ein Zeichen, und wir gehen wieder. Geben Sie mir Ihre Hand. Und jetzt still.“

Neumann tastete sich Antonio nach. Sein Mund war trocken, und die Splitter saßen wieder im Hals. Dann sah er etwas Licht zwischen den Läden schimmern. Er hörte Antonio flüstern: „Können Sie sehen?“ Er antwortete nicht, er preßte sein Gesicht an das Holz und sah hinein. Da war ein Tisch, vom Licht beschienen. Am Tisch saß eine junge Frau. Sie nähte etwas, sicher für die Kleine oder für das andere Kind. Sie lächelte. Worüber? Sie war doch allein. Er wußte es nicht; er war draußen. Dann ging die Tür auf, jemand kam herein; der Alte. Ihr Mann. Das Lächeln ging fort. Er sagte etwas zu ihr, sie antwortete und hob das Gesicht. Jetzt war es ganz im Licht.

„Was ist denn?“ sagte er laut, auf deutsch: „Lassen Sie doch.“

„Sie sollen nicht sprechen. Fort. Der Alte.“

Er rannte Antonio nach; dann blieben sie in den Weingärten stehen. Die Haustür ging auf, das Licht schoß heraus. Der Mann lief heraus, und sie stand in der Tür und rief: „Ist da jemand? Ist jemand da? Nein, aber mir war es so.“ Die alte, harte Stimme des Mannes sagte: „Ich will um das Haus gehen. Ist da jemand? — Niemand da. Ich weiß nicht, was du hörst.“ Sie standen beide in der Tür und sahen in die Nacht. Dann traten sie zurück, und die Tür wurde geschlossen.

„Tedesco.“

„Ja.“

„Sie sollten nicht reden. — Nun?“

Neumann atmete tief. „Sie hat gesprochen“, sagte er mit brüchiger Stimme.

„Wir wollen gehen. — Mehr war es nicht. — Ist es nun besser?“

„Ja“, sagte Neumann. Er hatte sie gesehen. Er hatte ihre Stimme gehört. Das war alles.

„Mehr konnte ich nicht tun“, sagte Antonio. „Geben Sie acht — rechts ist eine Schlucht, gehen Sie hinter mir.“ Nach einer Pause sagte er: „Es tut mir leid, Tedesco. Es hätte anders sein können.“

Sie gingen über die Wiesen hinab, den Pfad entlang, über den Platz vor der Kirche. Jetzt war alles dunkel.

„Vielleicht sage ich ihr doch, daß Sie da waren“, sagte Antonio, „ich weiß nur nicht, wann. Und jetzt kommen Sie mit zu uns.“

„Vielen Dank. Ich möchte lieber gehen.“

„Wohin? Wohin wollen Sie jetzt?“

„Wohin — ja . . . Zurück. Sagen Sie Ihrer Mutter noch einen Gruß. Ich danke ihr — für alles.“

„Ich will es bestellen. Und —

„Und Bruna —“

„Ich werde sehen.“

„Dann also“, sagte Neumann, „auf Wiedersehen.“ Er sagte es italienisch: *a rivederci*.

„*A rivederci*“, sagte Antonio. „Gute Reise.“

„Ja. Und sagen Sie Bruna —“

„Sie wird nie schlecht von Ihnen denken.“

Neumann streckte seine Hand aus. „*A rivederci*.“

Er ging durch die Dorfstraße, hinaus aus dem Ort, und er fühlte, wie die Weite der dunklen Felder an die Straße herankam, und er ging wie auf einem Damm zwischen Nacht und Nacht. Er ging dem Gehölz entgegen, aus dem damals das Feuer gekommen war; dann dem Schild, auf dem stand: San Lorenzo vier Kilometer; dann der Straße, auf der er zurückgehen mußte, und immer der Dunkelheit. Er hatte gesagt, und Antonio sagte es auch: *a rivederci* — das heißt: auf Wiedersehen. Er hätte sagen müssen: *Addio*. Das heißt: Nie mehr. Leb wohl. Für alle Zeit.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

„Pax Helvetica“ — Demokratie der kleinen Gruppen

Die Frage, wie es zu der Gründung der Eidgenossenschaft kam und wie es möglich war, daß ein von so starken inneren Spannungen beherrschtes Staatswesen überhaupt Bestand haben konnte, ist in der neueren politischen Literatur wiederholt behandelt worden. Denn die Antwort hierauf ist nicht nur für die Schweiz lebenswichtig, sie besitzt auch große Bedeutung für die europäische Völkerfamilie, deren Menschen zur Verhinderung weiterer Bruderkriege eine neue übernationale, staatliche Ordnung sehnlich wünschen und deshalb hoffen, daß sich das „Wunder Schweiz“ auch für sie verwirklichen lasse.

Das neue Buch des Zürcher Historikers Hermann Weilenmann „Pax Helvetica“, (Erlenbach-Zürich 1951, Eugen Rentsch Verlag. 343 S.) ist hierzu ein wertvoller Beitrag. Dem Autor wurde vor kurzem von der Universität Zürich der Ehrendoktor für seine Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung verliehen. Er gehört auch zu den Initianten und Förderern der Aufenthalte deutscher Bürgermeister und Verwaltungsbeamter in der Schweiz zum Studium der dortigen Gemeindeautonomie und Verwaltungsstruktur. In ihm fanden die deutschen Gäste einen verständnisvollen und berufenen „Cicerone“ bei ihrem Besuch der schweizerischen Gemeinden — jener kleinen und kleinsten ungeheuer vielfältigen Bestandteile des Schweizer Bundesstaates, denen die Eidgenossenschaft die politische, wirtschaftliche und kulturelle Freiheit in einem Maße gewährt und garantiert, welches man wohl in keinem anderen Staatswesen der Welt finden kann. Aber gerade dieser außergewöhnlich große Spielraum an Freiheit ist es, der dem schweizer Volk trotz Vielsprachigkeit, verschiedenen Glaubensbekenntnisse, trotz den bis ins kleinste gehenden geographischen, historischen, kulturellen und

soziologischen Besonderheiten der Talschaften und Bevölkerungsschichten den Zusammenschluß ermöglichte. Andererseits schöpft der Schweizer Bundesstaat seine Kraft und seine Immunität gegenüber den totalitären Irrlehren aus dem in Freiheit abgelegten Bekenntnis aller Volksteile zur eidgenössischen Staatsidee, die deswegen im Gehen und Kommen der übergroßartigen Gemeinschaften und der diversen europäischen „neuen Ordnungen“ Bestand haben konnte.

Hermann Weilenmann hat sich seine Aufgabe, den einzelnen Kraftlinien des politischen Spannungsfeldes der Eidgenossenschaft nachzuspüren, nicht leicht gemacht. Seine liebevolle Schilderung der Lebensgebiete des schweizer Volkes — Mittelland, Jura, Alpenmassiv und Tessin — der verschiedenen Entwicklungsstufen des Zusammenschlusses und der soziologischen Voraussetzungen des schweizerischen Staatswesens geht ins Detail, ist aber trotzdem auch für den Ausländer sehr interessant. Kernstück seiner Darstellung ist jedoch das letzte Kapitel über die Grundbegriffe der schweizerischen Existenz, von denen einige auch in das Stammbuch gewisser europäischer Politiker gehörten, die das Schlagwort „Einheit Europas“ nur gebrauchen, um eine weitere Expansion der eigenen nationalen Interessen zu verdecken. Besonders bemerkenswert ist in diesen Zusammenhang Weilenmanns kurze Betrachtung des Sonderbundkrieges, des Konfliktes der katholischen Innerschweiz mit den überwiegend reformierten Kantonen 1847. Dieser nach wenigen Gefechten beendete Konflikt bildete eine schwere Gefährdung der Eidgenossenschaft, da sich die beiden konfessionellen Fronten unversöhnlich gegenüberstanden. Das Ausbleiben eines friedlichen Ausgleichs, eines wahrhaft staatsmännischen Kompromisses hätte unweigerlich zum Zerfall der Eidgenossenschaft in zwei sich feindlich gegenüberstehende Staatenbünde geführt. Dies wurde durch die kluge Haltung der Sieger, der protestantischen

Kantone, verhindert. Sie haben es verstanden, wie Weilenmann darlegt, den Sieg durch Mäßigung zu vollenden: dadurch, daß sie in den Unterlegenen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verstärkten, erleichterten sie ihnen die Mitarbeit im neuen Bundesstaate, dessen ausgewogene Verfassung wenige Monate nach Beendigung des Bürgerkrieges mit großer Mehrheit der Kantone und des Volkes angenommen wurde. Diese weise, befreiende Tat hat allerdings leider in Europa nach 1918 oder 1945 keine Nachahmung gefunden — vielleicht, weil aus diesen europäischen Bürgerkriegen nur außereuropäische Mächte als Sieger hervorgegangen sind. Immerhin, analog zur schweizerischen Entwicklung, wäre dies ein Grund mehr gewesen, endlich zur Einheit durch Einigkeit zu gelangen. Denn einer der wichtigsten Geburtshelfer der Eidgenossenschaft war das Eingekeiltsein zwischen den Großmächten Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien, die der Sonderstellung der Schweiz sehr wenig Verständnis entgegenbrachten. Auch das freie Europa ist heute in einer ähnlichen Situation. Wann endlich wird es die gleichen Konsequenzen ziehen, wie damals die Schweiz?

Das sind Gedanken, die sich bei der Lektüre von „Pax Helvetica“ aufdrängen, und man darf Weilenmanns These zustimmen, daß die Existenz der Eidgenossenschaft, das friedliche und freundschaftliche Zusammenleben von Angehörigen dreier großer europäischer Völker, ein gültiger Beweis dafür ist, daß der europäische Bundesstaat kein Trugbild schöner Träume sein müßte, sondern morgen eine Realität sein könnte, wenn die Menschen auf unserem Kontinent den Mut zur Selbstbesinnung fänden, wenn sie etwas „verschweizerten“ — das heißt, anstelle chauvinistischer Arroganz und einer provinziell anmutenden nationalistischen Machtgier eine vernunftbetonte ressentimentfreie Sicht der Realitäten und eine unvoreingenommene Achtung des Andersgeartetseins der anderen Mitglieder der europäischen Schicksalsgemeinschaft setzen würden. „Was das schweizerische Experiment zu beweisen vermag“, meint Weilenmann am Schlusse seines Buches, „ist, daß die Menschen nicht allein durch Zwang, Herrschaft und Unterwerfung zu gleichem Tun veranlaßt werden können, sondern daß aus Freiheit, genossenschaftlicher Zusammenarbeit und nie enttäuschem Vertrauen

aus jeder noch so großen Verschiedenheit sich die selbstgewollte Einheit bilden kann, die zum Frieden führt.“ Man möchte Weilenmanns Buch auch außerhalb der Schweiz einen weiten und aufmerksamen Leserkreis wünschen, da sein Gedankengut für alle eine Bereicherung wäre, denen die friedliche Vereinigung Europas in Freiheit ein Herzensanliegen ist.

Jürgen Pechel

Der Freiheit eine Gasse!

Die drei englischen Bücher: Alexander Clifford, „Enter Citizens“. London 1950, Evan Brothers — C. V. Wedgwood, „The Last of the Radicals. Josiah Wedgwood M. P.“ London 1951, Jonathan Cape. — Charles Morgan, „Liberties of the Mind“. London 1951, Macmillan & Co. gehören zu den bemerkenswertesten englischen Neuerscheinungen der letzten Zeit. Ich habe lange gezögert, ob ich dem Buch von Alexander Clifford das Prädikat eines im besten Sinne journalistischen Buches geben sollte. Immer noch gibt es allzu viele literarische Snobs, die sich alsbald von einem auf solche Weise empfohlenen Werk abwenden. Mögen sie es tun. Ihnen entgeht damit nicht nur ein wesentliches, sondern zudem ein überaus amüsantes Buch. Wer hingegen zu lesen beginnt, wird angesichts der charmanten Schilderung der Wohnungssuche in Paris des ersten Jahres der „Libération“ kaum auf den Gedanken kommen, daß er eine gründliche Analyse der Psyche des europäischen Massenmenschen von heute in der Hand hält. Alexander Clifford ist von Berufs wegen zur Beobachtung seiner Umwelt erzogen. (Er war vor dem Kriege Reuters Chefkorrespondent in Berlin und bereist seit 1945 für verschiedene britische Zeitungen das Ausland.) Dieses Buch enthält nun die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchung in verschiedenen europäischen Ländern diesseits und teilweise auch jenseits des eisernen Vorhangs. Es ist eine Art von psychologischer Bestandsaufnahme, ein Krankheitsbild des Nachkriegseuropas, in welchem eine schwindende Zahl von Individuen die immer höher steigende Flut der Vermassung zu überleben bemüht ist. Das Erfrischende des Buches liegt in seinem undoktrinären Charakter. Der Verfasser gibt nicht vor, einen unerschütterlichen Standpunkt zu haben — es sei denn die Behauptung des Individuellen — oder

eine bestimmte Theorie beweisen zu wollen — es sei denn der Glaube an die Ueberlegenheit des Geistes — sondern er gibt eine Anzahl von Situationsbildern und zieht daraus sehr persönliche, aber in vielem überzeugende Schlüsse. Es geht ihm jedoch weniger um Antworten als um Fragen, und diese stellt er so klar und eindringlich, daß sich der Leser mit ihnen auseinandersetzen muß.

Das zweite Buch ist, wiewohl seine Verfasserin sich mit Biographien von Strafford und Wilhelm von Oranien einen Namen als Historikerin gemacht hat, zunächst als Ausdruck der Verehrung für ihren toten Onkel zu verstehen. Allerdings wäre es wiederum falsch, in dieser Einordnung eine abfällige Kritik zu erblicken. Vielmehr ist die Darstellung vorzüglich gelungen, und der Dargestellte verdient, im Gedächtnis bewahrt zu werden. Josiah Wedgwood hat auch unserer Generation noch etwas zu sagen. Der Titel des Buches könnte außerhalb Englands leicht mißverstanden werden. Die Radikalen sind im englischen Verständnis nicht irgendwelche Extremisten, sondern — im eigentlichen Sinne des Wortes — diejenigen Politiker, die nicht müde werden, den Dingen bis an die Wurzel nachzugehen. Es sind die unverbesserlichen Unabhängigen, deren Aussterben zu den bedrohlichsten Erscheinungen der europäischen Politik gehört. Wedgwood, der 1872 als Nachfahre des großen englischen Keramikers gleichen Namens geboren wurde und 1943 als Mitglied des Oberhauses starb, hat keine glänzende Karriere durchlaufen. Er hat vom ersten bis zum letzten Tage seines politischen Daseins zu den Menschen gehört, die meistens recht haben, aber niemals zum Zuge kommen. Er war ein unerschütterlicher Vorkämpfer der Freiheit des einzelnen und der Gerechtigkeit für alle. Neben vielen kleineren Fragen haben ihn vor allem drei große Fragen beschäftigt: Indien, der Zionismus und der Kampf gegen die Diktatoren. Die innere Unabhängigkeit Wedgwoods läßt sich vielleicht am besten daran ermes sen, daß er, ein Mitglied der besitzenden Oberschicht, bereits 1910 (!) für die Befreiung Indiens eintrat, für das er gleich nach dem ersten Weltkrieg den Dominionstatus forderte. Kaum ein anderer Nichtjude hat sich so unablässig für die Errichtung eines jüdischen Staates eingesetzt (und hat nebenher an einzelnen

Juden, zumal nach 1933, so viel Gutes getan). Und nur wenige Engländer haben mit solcher Klarheit die Gefahr des Nazismus erkannt und frühzeitiges Handeln gefordert. Im Mai 1933 hielt er im Unterhaus eine Rede, die noch heute, allerdings gegenüber einer andern Gefahr, aktuell ist: „Die einzige Möglichkeit, diese Dinge zu verhindern, besteht darin, fest zu bleiben und niemals der Schwäche nachzugeben. Tut man dieses, so ermutigt man die Gewalt... Wir müssen zusammenstehen und dürfen nicht darüber verschiedener Meinung sein, sondern müssen die Forderungen erkennen, ehe sie vorgebracht werden.“ Nicht minder bemerkenswert ist, was er in den dreißiger Jahren in einem Brief über die Toleranz geschrieben hat: „Sie haben recht, wenn Sie mich für intolerant halten, und intolerant werde ich bleiben — gegenüber Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Irrtümern. Beim einzelnen neigt die Toleranz dazu, eine Entschuldigung für Trägheit und Feigheit zu werden. Der Staat aber und die Kirche sollten nicht intolerant sein, weil sie Macht haben und die Gleichförmigkeit diktieren und erzwingen können. Wenn jedoch der einzelne dem Uebel nicht widersteht, sondern sich vor Macht und Einfluß beugt und gleich Pilatus sich, „unschuldig am Blute dieses Gerechten“, die Hände wäscht, dann gedeihen nur die Tyrannen, während Kultur und Menschlichkeit in Verfall geraten.“ — Solcher Art war der Mann, der in einer Nacht des zweiten Weltkrieges einem Kameraden von der Brandwehr ins Tagebuch die Worte schrieb: „Einem Feuerwehrmann von einer Feuersbrunst.“

Das Thema, das von den beiden ersten Büchern angeschlagen worden ist, wird im dritten gründlich variiert und vertieft. Charles Morgan ist bei uns vor allem als Romancier von großen Gaben bekannt. Er hat in den letzten Jahren einige Erzählungen geschrieben, die jedoch an die großen Romane der früheren Zeit nicht heranreichen. Um so bemerkenswerter ist während des letzten Jahrzehnts der Essayist Morgan geworden, dessen Kritik am geistigen Geschehen der Zeit hauptsächlich in der Literaturbeilage der „Times“ erschienen und schon früher in den beiden Bänden „Reflections in a Mirror“ zusammengefaßt worden ist. Der neue Band überragt diese um ein gutes Stück. Auch er enthält überwiegend Literaturkritiken, die je-

doch sorgfältig ausgewählt und unter dem Gesichtspunkt der geistigen Freiheit zusammengestellt worden sind. Die Thematik allein verbindet sie schon. Den großen Bogen spannt jedoch der einleitende Essay über „Mind Control“, der einer der besten Beiträge unserer Jahre zum Problem der geistigen Freiheit ist. Morgan sieht diese vor allem von zwei Seiten bedroht: durch die Umwälzung der modernen Physik und durch das quantitative Denken der modernen Demokratie. Er weist eindrücklich auf das kurzschlüssige Denken über die Atomkraft hin: „Die Atombombe fürchtet man, aber bisher nur die Bombe. Von dem fetischistischen Fortschrittsdenken ist immer noch genug übrig geblieben, um die Wahrheit zu verdecken, daß die Gefahr der Atomphysik in dem Mißverhältnis zwischen ihrer Macht und der menschlichen Weisheit besteht, und daß dieses Mißverhältnis bestehen bleibt, gleichgültig ob die Atomkraft für eine Bombe oder zum Antrieb einer Maschine verwendet wird. Die Atomkraft kann an Wirkung tausend Industrierevolutionen entsprechen, die in den Zeitraum weniger Monate zusammengepreßt sind. Es ist nicht Pessimismus, sondern Vernunft, wenn man voraussieht, daß ihre zivile Verwendung zu einer unerträglichen Verzerrung des Lebens auf Erden führen kann, auf welche die Menschheit wirtschaftlich, politisch und geistig nicht vorbereitet ist.“ — Andererseits erkennt man allmählich die unausweichliche Wahrheit, „daß jede Wahlstimme um soviel an Wirkung verliert, wie die Zahl der Stimmen zunimmt; die demokratische Währung wird entwertet... Alles, auch die Demokratie, wird durch Uebertreibung zerstört.“ Und welche Antwort gibt Morgan? (Wobei hier nur die Quintessenz eines mit Gedanken zum Bersten angefüllten Buches angedeutet werden kann.) „Der Kampf, der ausgetragen werden muß, liegt nicht zwischen zwei Parteien oder im Grunde nicht einmal zwischen denen, die der Vernunft, und denen, die dem Glauben den Vorrang geben. Ich sehe ihn vielmehr als einen Kampf, der alle Unterschiede bis auf einen übersteigt: um die Gültigkeit des menschlichen Geistes, um das Recht, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, um die Möglichkeit, im Lichte solcher Entscheidungen einen Weg zu gehen. Glaube und Vernunft sind Gefährten auf einer endlosen Reise.“ Helmut Lindemann

Englands Wandlung

Die innen- wie außenpolitische Entwicklung Englands seit 1945 gehört sicher zu den umstrittensten Phänomenen in unserer ohnehin äußerst rätselhaften Zeit. Die einen schwören auf die Konservativen, die anderen auf die Labour-Leute, und fast alle glauben, eine hektische und gefährliche Evolution der englischen traditionellen Politik feststellen zu müssen. Nun legt der wohl beste deutsche Kenner Englands ein Buch vor, in dem er darstellt, daß sich seit 1945 in Großbritannien eine wahre Revolution vollzogen hat, jedoch ohne Barrikaden, ja sogar ohne Tränen (Karl Heinz Abshagen: „Revolution ohne Tränen“ 311 S. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Darin nimmt die Zwangsläufigkeit der Entwicklung Gestalt an, und wir verfolgen, nicht ganz neidlos, welche Selbstdisziplin sich der einzelne Engländer aufzuerlegen weiß, wenn es darum geht, ein Wahlergebnis selbst dann anzuerkennen, wenn seine parteipolitischen Gegner obgesiegt haben. Abshagens überaus flüssig geschriebenes Buch ist ein nützlicher Wegweiser durch das moderne England, es bietet eine Fülle biographischen Materials über führende Köpfe, entwirrt die innen- und sozialpolitischen Probleme und bedeutet für uns Abschied von veralteten Vorstellungen über die Insulaner und weckt unseren kritischen Verstand gegenüber neuen Erscheinungen, von denen wir noch nicht wissen, ob sie nur ein Abgesang oder ob sie der Beginn einer neuen Ära sind. h. e. h.

Die Erneuerung Italiens

Die Mitte des 19. Jahrhunderts brachte Deutschen wie Italienern die nationale Einigung. In Deutschland hat man die italienische Entwicklung oberflächlich und gerne mit einem Blick von oben als einen analogen Vorgang zur eigenen angesehen. Es liegt im Wesen eines durch äußere Erfolge verwöhnten Nationalismus, daß er das Lehrbild der Schulen einengt und alles, was jenseits der Grenzen sich wandelt, nur insoweit berücksichtigt, als es ins eigene Wirkungsfeld eingreift. Daraus erwachsen Fehlurteile über die eigenen Kräfte wie über die der anderen. Das Zeitalter Wilhelms II., stärker noch Hitlers haben das Ihre getan, den Blick nach draußen zu verschleiern. Die Folgen tragen wir nicht nur materiell, indem die Potenzen dritter Mächte unterwertet wurden, sondern auch ideell. Denn

der Weg nach Europa, der einmal beschritten werden mußte, wird durch die genährten Vorurteile gefährlich versperrt. Zu ihnen gehört die Annahme vom analogen Vorgang.

Adolfo Omodeo beweist es uns in einer großartigen Ueberschau über das Gesellschaftsbild Europas im 18. und 19. Jahrhundert. Als Mittelschullehrer konzipierte er ein Handbuch für den Schulgebrauch. Unter der Strenge seines wissenschaftlichen Blicks, der Unbestechlichkeit seines Gefühls für Gerechtigkeit, geleitet von einer Totalkenntnis der historischen Vorgänge und von der Fähigkeit, in die Ursachen und Strömungen, vor allem ihre geistigen Elemente einzutauchen, hat er einen Beitrag zur Geschichte Europas gegeben, der sich zur Höhe Rankescher Werke erhebt und über den Tag hinaus bleiben dürfte. (Adolfo Omodeo: „Die Erneuerung Italiens und die Geschichte Europas 1700—1920“ (L' atá del Risorgimento italiano). Erschienen in der „Italienischen Reihe“ des Artemis-Verlages, Zürich. Deutsch von D. Mitzky und G. Weiß. Vorwort von Werner Kaegi. 808 S.

Unsere Erkenntnisse über die oben angeschnittene Frage werden dahin geklärt, daß von einer Analogie keine Rede sein kann, daß die Entwicklung Italiens zur Nation sich geradezu im Gegensatz zur deutschen vollzog. Deutschland wurde auf autoritärem Wege geeint: nachdem der Volkswille von 1848 an der Reaktion gescheitert war, erzwang die preußisch-militärische Macht ihre Hegemonie durch Aggressionen, dabei den Liberalismus der Süddeutschen überspielend. Es war eine Neugestaltung von oben her. In Italien hatte zwar Piemont die Initiative übernommen, aber als Mandatar des Gesamtvolkes zwischen Mailand und Palermo. Die kleinen Länder der Deutschen wurden entmachtet und in den Bund gezwungen; in Italien gaben sie aus eigenem Antrieb ihre Prärogativen preis und zwangen den zaudernden König von Piemont, die von außen her hemmenden Kräfte — Habsburg, Bourbon, Vatikan — auszuschalten. Die Bewegung kam von unten. Sie war kein Problem des Angriffs, sondern der Verteidigung. Aktivität und Energie der deutschen Rasse strebten nach Entfaltung, der bestechende Schein materieller Erfolge rief nach einem Mehr und damit nach einem Offensivgeist,

den maßvolle Politiker zweifellos fürs europäische Allgemeine hätten fruchtbar machen können. Statt ihrer kam der nationalistische Freibeuter, der ihn pervertierte und Europa verwüstete. In Italien herrschte grundsätzlich ein Defensivgeist, weshalb Mussolini zwar zeitweise seinem Volk den Faschismus auferlegen, es aber mit Gewalt nicht in der Tiefe erfassen konnte. Deshalb waren Faschismus und Nationalsozialismus wohl verwandte Größen, aber nicht identisch. Der Nationalsozialismus scheiterte an der Hybris der Autorität, der Faschismus an der Unzugänglichkeit des Volkes für autoritäre Methoden.

Omodeo führt seine Darstellung nicht bis zu diesem Zusammenbruch, er endet mit dem Ersten Weltkrieg, den er als die Vollendung des Risorgimento betrachtet. Er gibt aber mit der Geschichte der Jahre 1700—1920 unserem Erfassen die Basis, wie dieses eine Land, Italien, sich aus den äußeren und inneren Widerständen löste und doch eingesponnen blieb in den kontinentalen Kulturwillen; daß es seine Erneuerung nicht gegen, sondern mit und für Europa erreichte — während Deutschland ungeschickt genug war, sich machtbewußt immer wieder von der europäischen Völkergemeinschaft zu isolieren. Deshalb war auch der Faschismus eher ein fataler Seitensprung, der sich schneller überwinden ließ, während der Nationalsozialismus ein katastrophaler Angriffsakt auf breiter Front war, der nicht nur den Reichtümern der Welt, sondern der Kultur galt.

Wer die geschichtlichen Fundamente unseres Jahrhunderts erkennen will — und jeder sollte es — muß diesen glasklaren Abriss lesen, er wird Europa besser verstehen. Obwohl der Entwicklungsgang stets in großen Linien gesehen und beschrieben wird, bleibt Omodeo nie die Teilfakta schuldig.

Zur Persönlichkeit des Verfassers sei noch vermerkt: daß er an die Universität Neapel berufen war, von Benedetto Croce, der seinen Wert frühzeitig erkannte, als einer der ganz wenigen Mitarbeiter an seiner „Critica“ herangezogen wurde. Und Croce bestimmte auch, daß Omodeo ihm in der Leitung des historischen Bildungsinstituts in Neapel folgen sollte. Doch starb er vorzeitig 1946, ein reiches Werk teils vollendet — wie dieses — teils fragmentarisch hinterlassend.

Die deutsche Ausgabe darf als muster-
gültig bezeichnet werden, sowohl was
die Uebertragung anlangt, als auch in der
äußeren Gestalt, die das umfangreiche
Werk in handlicher Gestalt zu einer
Besitzfreude macht. Max Krell

Organische Außenpolitik

Welch ein Thema! Mit Spannung
nimmt man das neueste Buch zur Hand,
das sich damit befaßt. (Wilhelm Wolfgang
Schütz. „Organische Außenpolitik“. Stutt-
gart, Deutsche Verlagsanstalt. 216 S. DM
9,50.) Die Lektüre wird einem nicht
leicht gemacht. Die Theoretisierung und
der Versuch zur Objektivierung wird bis
zur Langweiligkeit getrieben. Enttäuscht
legt man eine Arbeit aus der Hand, die
wohl in jedem staatsrechtlichen Seminar
gut bewertet würde, die aber hic et nunc
nicht einmal im Sinne der Klärung zu
helfen vermag. Zu viele Begriffe und
Deutungen gehören lediglich der Theorie
an. So beispielsweise der Begriff eines
„geopolitischen Zwangskonflikts“ oder
die Annahme, die Westmächte hätten
1950, im Gegensatz zu Indien, Mao Tse-
tung nicht anerkannt, weil sie „stärker
in ideologischen Doktrinen eingemauert“
gewesen wären. Aus richtigen Erkennt-
nissen, z. B. der, daß der Westen seine
Vorrangstellung im Fernen Osten nicht
seinem Christen-, sondern seinem Herr-
schertum, nicht dem Kreuz, sondern den
Maschinengewehren einst verdankt hat,
wird nicht die richtige Konsequenz ge-
zogen. Die uns unterbreitete These: „Die
Außenpolitik blickt und horcht dauernd
ins Volk hinein, nimmt das Volk mit,
berät es und läßt sich beraten“, reizt uns
bei einem auch nur kurzen Blick auf
die Welt zum Lachen. Die sozialen und
psychologischen Triebkräfte kommen bei
Schütz viel zu kurz, noch mehr aber
die Ideen, die Berge und sogar Geopoliti-
ker zu versetzen imstande sind. Und
völlig übersehen wird die Tatsache, daß
sich alle Außenpolitik derzeit an einem
Wendepunkt befindet, der durch das Ver-
sinken des positivistischen Rechts und
das Aufsteigen des Naturrechts gekenn-
zeichnet wird — ein Vorgang, dem
nachzuspüren lohnend wäre. h. e. h.

Unbeantwortete Fragen

In den letzten Jahren ist eine große
Zahl von deutschen Büchern über das mi-
litärische Geschehen während des zweiten
Weltkrieges auf deutscher Seite erschie-

nen — die meisten mit dem Zweck der
Verteidigung oder des Angriffes, mit dem
Bemühen, allgemeine soldatische und ein-
zelne menschliche Leistungen hervorzu-
heben oder herabzusetzen. Das gab es
vielen dieser Monographien, Autobiogra-
phen und Memoiren von Generalen, Ad-
miralen, Botschaftern und Gesandten bis
zum Dolmetscher und Adjutanten so häu-
fig das Peinliche dessen, dem es nicht um
historische Wahrheit, sondern um die
eigene Person geht. Infolgedessen ist der
Wert dieser Bücher für die Psychologen
und Psychoanalytiker häufig größer als
für die Historiker. Wer die Psychologie
und Soziologie des deutschen Offizier-
korps in der Zeit des Nationalsozialismus
studieren will, findet in diesen Bänden
weit mehr wertvolles Material als ein
Kriegshistoriker im engeren Sinne.

Von dieser Art Bücher unterscheidet
sich sehr gründlich das Buch von Fried-
rich Hoßbach „Infanterie im Ostfeld-
zug 1941/42“ (Osterode/Harz 1951, Ver-
lag Giebel & Oehlschläger, 248 S.), der
schon früher mit dem Band „Zwischen
Wehrmacht und Hitler“ eine sehr nüt-
zliche, auf Erlebnis und Erfahrung ge-
stützte Studie geboten hat. Diesmal sieht
Hoßbach bewußt und absichtlich den
Ostfeldzug vom Standpunkt des Kom-
mandeurs eines Infanterieregimentes (I. R.
82), der er gewesen ist. Wer die älteren
und jüngeren preußischen Generalstabs-
werke über die Kriege von der Zeit
Friedrichs des Großen bis 1918 kennt,
dem ist deutlich, wie hier der beste
Teil dieser Art Geschichtschreibung auf
gleichem Niveau fortgesetzt wird: die
nüchterne, leidenschaftslose Aneinander-
reihung militärischer Fakten, die Prä-
zision, aber zugleich auch die Begrenzt-
heit und der Mangel an Flexibilität des
militärischen Vokabulars, die saubere
Disposition, der Blick auf die Lehre für
künftige Offiziersgenerationen und man-
ches andere. Da Hoßbach jedoch diesen
Band nicht als Angehöriger der Geschicht-
lichen Abteilung eines Generalstabes ge-
schrieben hat, sondern als ehemaliger Re-
gimentskommandeur in einer Wehrmacht,
die durch die Schuld ihrer obersten Füh-
rung vernichtet worden ist, spricht in
dem Buch zugleich der Infanterieoffi-
zier, der mit wachsender Erbitterung
und Verzweiflung erleben mußte, mit
welchem Inn Verbrecherische sich stei-
gerndem Dilettantismus und Fanatismus
der Kern der deutschen Infanterie im
Spätjahr 1941 sinnlos und so gründ-

lich aufgeopfert wurde, daß vom November 1941 ab nach seiner wohlbegründeten Auffassung ein deutscher „Endsieg“ weder im Osten noch im Westen noch gar an beiden Fronten mehr möglich war. Mit sehr einfachen und nüchternen Tatsachen, wie sie damals etwa die Meteorologen der Wehrmachtsführung lieferten, widerlegt Hoßbach die von der NS-Propaganda verbreitete Lüge vom unerwartet frühen und harten Winter 1941/42. Mit einfachen, unwiderleglichen Tatsachen kann er vom ersten Tage des Feldzuges ab nachweisen, wie die Gefahr eines unmittelbar drohenden russischen Angriffes nicht bestand und zugleich die Vorbereitungen auf deutscher Seite bereits gefährliche Lücken in der Versorgung mit Waffen und Material bloßlegten. In ihrer Unverblümtheit sehr scharfe Worte fallen über die Erlebnis-entfernung der „Hohen Führer und ihrer Gehilfen“ von der Fußtruppe, über das Verkennen der Bedeutung von Raum und Zeit im Rußland-Feldzug, über die schlechte Zusammenarbeit seitens der Luftwaffenführung, über Rivalitäten zwischen dem Egoismus von Panzerführern, die persona gratissima waren, und den Bedürfnissen der schwerleidenden Infanterie, über den schnell wachsenden Bedarf an Pferden, Wagen und LKWs für den Nachschub usw. Bereits im September 1941 hatte sich „gezeigt, daß die Leistungsfähigkeit unserer Heeresversorgung den Ansprüchen einer mehrmonatigen Offensive nicht entsprach“. „Der gesamte Nachschubapparat des Heeres, der bereits vor der Schlammperiode bedrohliche Schwächen gezeigt hatte, war im Oktober endgültig zusammengebrochen... Die Nachschublinien von Deutschland bis zur Front waren bereits zu lang geworden, bevor die nasse Witterung im Herbst einsetzte.“ Luftversorgung war aus Mangel an Transportmaschinen nicht möglich. Daß das rollende Eisenbahnmateriale nicht ausreichen würde, „gehörte seit vielen Jahren zur Kenntnis des Generalstabes... Allein vom Standpunkt des Nachschubproblems hatte der Ostfeldzug 1941 bereits Anfang Oktober, also vor Beginn der Schlammperiode, seinen Kulminationspunkt erreicht. Unbestreitbar ist die Operation vom Nachschub, nicht aber der Nachschub von der Operation abhängig.“ Der einsetzende Winter brachte durch Mangel an geeigneter Kleidung beim Heer, nicht so sehr bei Luftwaffe und SS, durch das Fehlen

wärmender Unterkünfte und durch das Versagen der Waffen und Fahrzeuge infolge der Kälte weitere unlösbare Probleme und vollendete die Niederlage, nach der es keine wirkliche, den Kriegsverlauf wendende Erholung geben konnte.

Natürlich erhebt sich für den Leser im Jahre 1951 trotz den und gerade durch die Informationen, die Hoßbach uns gibt, eine Fülle von Fragen. Etwa: wenn im Winter 41/42 diese Dinge so klar gesehen wurden (z. B. die Notwendigkeit der Schaffung einer Winterlinie) — und doch vermutlich nicht nur vom Verfasser allein — warum gab es dann von der Front her ganz und gar keine wirkliche Einwirkung auf die oberste Führung? Falls der höhere Offizier in der alten preußischen Tradition nur tat, was er verantworten konnte, und zum Einspruch verpflichtet war, wo er Fehler zu sehen meinte, wo geschah es dann in diesem Fall? Die Frage nicht allein des Widerstands rechts, sondern der Widerstandspflicht vor dem Gewissen und für die anvertrauten Soldaten erhebt sich — und zugleich die nach den Ursachen des menschlichen, moralischen, psychischen Unterschiedes zwischen den Frontoffizieren und Hitlers höchsten militärischen Ratgebern. Solche und ähnliche Fragen werden hier — aus der Perspektive des Regimentskommandeurs — weder gestellt noch beantwortet, obgleich Hoßbach später sehr viel höhere Kommandostellen eingenommen hat. Der Leser wird, gerade weil das Material, das Hoßbach liefert, so eindrucksvoll und überzeugend ist, hierin einen Mangel bedauern und die Selbstbeschränkung des Autors auf das eng Militärisch-Berufliche wohl respektieren, aber kaum wirklich gerechtfertigt finden können. Die begrüßenswerte Vorsicht, mit der dieser sich hütet, den Bereich des Militärischen zu verlassen, verursacht hier naturgemäß eine Verengung des Ergebnisses dieser sauberen Studie. Gleichwohl sollte man nicht übersehen, daß in ihr an mehreren Stellen sehr klare und eindeutige kritische Stellungnahmen zu Menschen und Handlungen vollzogen worden sind, die schwer zu widerlegen sein werden.

Daß unter 26 Abbildungen 5 Gräber deutscher Gefallener und Friedhöfe zeigen und daß der Verfasser nur auf 2 Bildern zu erkennen ist, dürfte so wenig ein Zufall sein, wie die Begründung der

Urteile über Nachschub und Versorgung durch ständig wiederholte Hinweise auf die Leistungen und Leiden des gemeinen Mannes. Hier wird der Krieg nicht vom Kartentisch, sondern vom Menschen her betrachtet und beurteilt. W. Treue

Wider den falschen Nachruhm

Wenn ein Autor seinem Buch als Motto die nachdenklichen Worte von Huizinga voraussetzt: „Das Recht und die Fähigkeit zu zweifeln gehört zu den kostbarsten Dingen, die uns in dem Orkan, welcher über unsere Kultur dahingeht, noch geblieben sind“, so übernimmt er damit eine nicht unerhebliche Verpflichtung. Hanns-Erich Haack, der Autor des Buches „Ueber den Nachruhm“ (Bonn 1951, Brüder Auer Verlag, 226 S. DM 6,—), ist unseren Lesern seit langen Jahren bekannt, und niemand wird ihm das Recht bestreiten, bei seiner heilsamen Nüchternheit und wachsamem Skepsis allem Geschehen gegenüber, dem vergangenen wie dem gegenwärtigen, ein solches Motto als Leitspruch zu wählen. Gedankengänge dieses Buches sind in Aufsätzen Haacks in der „Deutschen Rundschau“ vertreten worden. Haack wendet sich mit ruhiger Bestimmtheit und unanfechtbaren Gründen gegen die falsche Heroisierung und damit gegen den Großteil früherer und heutiger Geschichtsschreibung oder Geschichtsklitterung, wie wir sie heute in den Versuchen unbekehrter Nationalsozialisten in illustrierten Zeitschriften und Büchern auf der niedrigsten Stufe erleben. Es handelt sich hier zweifellos um ein außerordentlich gefährliches Phänomen, dem Haack mit Gründlichkeit, bester juristischer und journalistischer Rüstung und einer Fülle von Wissen nachgeht. Am Beispiel Napoleons I. zeigt Haack, wie leicht auch bekannte Historiker den moralischen Maßstab bei der Beurteilung der „Helden“ der Weltgeschichte verlieren, selbst wenn es sich um große Verbrecher handelt. Es heißt da: „Wir müssen unbefangen genug sein, um jede Tat nach ihrer sittlichen Prämisse zu beurteilen, und einsichtig genug, um zu erkennen, daß es nicht auf Taten als solche, sondern darauf ankommt, was vollbracht wird.“ Einer der bedeutsamen Abschnitte ist die Wiedergabe des Urteils von F. R. de Chateaubriand „Ueber Buonaparte“. Es sind nicht die Feldherrn allein, die das Geschichtsbild

ihrer Zeit gestalten, sondern mindestens ebensosehr Dichter und große Gelehrte. Tapfer für sein Vaterland zu leben ist oft schwerer, als für es zu sterben. Wir raten jedem, dem ehrlich an einer Revision des deutschen Geschichtsbildes gelegen ist, dieses Buch zur Hand zu nehmen und gründlich zu studieren. R. P.

Verpflichtung eines Soldaten

Nun schreiben sie wieder — die ehemaligen Generäle — sie schreiben nicht nur ihre Memoiren, sondern reden auch wieder, und bei den meisten wäre es besser gewesen, sie hätten beides nicht getan. Umso erfreulicher ist es, wenn man in dem Buch des letzten Kommandanten von Paris, Dietrich v. Choltitz, „Soldat unter Soldaten“ (Europa-Verlag) einem General begegnet, der unbestechliche Wahrheitsliebe mit einer der besten preußischen Tradition entsprechenden geistigen Haltung verbindet. Um genauer zu sein, der als militärischer Befehlshaber im Felde nicht in Soldaten, sondern für die ihm anvertrauten Männer denkt, und der die ganze Schwere seiner moralischen Verantwortung empfindet. Choltitz schildert als Soldat die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg, wie er sie gesehen hat, aus der besonderen Perspektive des in der Reichswehr erzogenen Offiziers heraus. Ob man heute, angesichts der vor uns liegenden Problematik eines deutschen Verteidigungsbeitrages und der damit verbundenen Auseinandersetzung um die für den neuen deutschen Soldaten notwendigen ethischen Grundlagen diese etwas einseitige Perspektive noch bejahen kann, bleibe dahingestellt. Jedenfalls berührt es sehr sympathisch, in einer Hochflut von Generalsmemoiren auf ein Buch zu treffen, in dem ein General sich und dem Leser Rechenschaft darüber ablegt, ob er immer getreu seiner Verpflichtung gegenüber dem einfachen Soldaten, dem Landser, gehandelt hat. Ein General, dem der Soldateneid, den er einmal geschworen hat, zu allererst Bindung und Verpflichtung gegenüber seinen Soldaten bedeutete — und dann erst gegenüber seinem schon lange in dieser Hinsicht eidbrüchig gewordenen „Führer“ — das ist Choltitz, und deshalb ragt sein Buch aus der Memoirenflut der sich mit dem Eid post festum Rechtfertigenden heraus. P. E. P.

Mirabeau

Was ist uns Mirabeau? Was ist uns Hekuba? Leider ist es dahin gekommen, daß beide Fragen für die meisten Zeitgenossen gleichen Rang besitzen. Wer beim Klang des Namens der trojanischen Königin ahnungslos und achselzuckend dreinschaut, muß sich allenfalls eine Lücke in seiner klassischen Bildung vorwerfen lassen. Wer aber von Mirabeau nur den Namen oder nicht einmal diesen mehr kennt, bezeugt damit die Unzulänglichkeit seines politischen Wissens — ganz abgesehen davon, daß die Bekanntschaft mit Gabriel Honoré Comte de Mirabeau auch 160 Jahre nach dessen Tod noch zu den erregendsten Erlebnissen gehört, die einem Abenteuerer des Geistes widerfahren können. Die Bekanntschaft mit diesem widerspruchsvollen Revolutionär voll konservativer Gesinnung vermittelt in schlechthin vollkommener Weise eine neue Biographie, die leider bisher nur in englischer Sprache vorliegt (Oliver J. G. Welch: „Mirabeau. A Study of a Democratic Monarchist.“ London 1951, Jonathan Cape). Wenn diese Neuerscheinung hier nur kurz angezeigt werden kann, so muß als Erklärung der Raummangel dienen. Das Buch von Welch, das die große Tradition englischer Lebens- und Geschichtsschreibung würdig fortsetzt, verdiente nach seiner politischen und künstlerischen Bedeutung in einem umfänglichen Aufsatz gewürdigt zu werden. Und es verdiente vor allem eine deutsche Übersetzung, die auch formal dem Original gewachsen ist. h. l.

Philosophen-Lexikon

Nun liegt auch der II. Band des wertvollen Handwörterbuches der Philosophie vor. (Philosophen-Lexikon, verfaßt und herausgegeben von Werner Ziegenfuß und Gertrud Jung, Erster Band A bis K 700 S. DM 30,—, zweiter Band L bis Z 958 S. DM 45,—. Berlin, Verlag Walter de Gruyter.) Insgesamt handelt es sich also um 1658 Seiten: eine erstaunliche Fülle. Deren Ordnung nach Namen erleichtert die Orientierung wesentlich. Ein kurzes Nachschlagverzeichnis, das nach Materien geordnet wäre, würde das Werk vervollkommen. Dabei unterschätzen wir die Schwierigkeit eines derartigen Nachschlagverzeichnisses nicht. Was ohnehin jetzt schon vorgelegt wurde, ist für die Herausgeber und wirklich nicht zuletzt für den Verlag ein hoch zu

veranschlagendes Verdienst. Daß auf eine Wertung der Philosophen verzichtet wurde, was im Vorwort besonders betont wird, ist verständlich. Aber die Wertung liegt doch wohl ein wenig im Umfang der Seiten oder Zeilen, die einem Einzelnen gewidmet sind, oder sogar darin, daß er gar nicht genannt wird. Den Eigendarstellungen einer Reihe lebender Philosophen muß man keineswegs immer folgen. Wichtig sind die Bibliographien.

In der Vollständigkeit der Erfassung aller wesentlichen Namen haben die Herausgeber es weit gebracht. So freut man sich, beispielsweise Francis Herbert Bradley zu finden, fragt sich dann allerdings, warum man den jetzt in den USA lehrenden Japaner Suzuki, den heute wohl bedeutendsten Interpreten des Zen-Buddhismus, oder den Neo-Scholastiker Coomaraswamy, der eine Brücke zwischen thomistischem und indischem Denken schlug, vergessen hat. Man weiß auch nicht, weshalb Eduard von Hartmann vier Seiten. Romano Guardini aber nur zweieinhalb erhält. Hier mögen noch Zufälligkeiten mitgesprochen haben. Hingegen ist es ein unerlaubter Aesthetizismus (oder wie soll man es nennen?), wenn es bei Theodor Lessing nur heißt „gestorben in Marienbad“, obwohl er von den Nazi verschleppt und ermordet wurde; ähnliches gilt für Kurt Huber, von dem das Philosophen-Lexikon zu melden weiß „gest. März 1943“; daß es nicht noch „sanft“ heißt, vermißt man geradezu, um einen Mann zu höhen, der sich für seine Lehre, die für ihn eine Ganzheit war, hängen ließ! Die Bedeutung von Männern wie Lessing und Huber wird mit keinem Wort erwähnt, und das alles, obwohl es im Vorwort heißt „über Lebensschicksal und Werk, Widerhall und Nachwirkung soll der Leser eine dem gegenwärtigen Stande des Wissens entsprechende schnelle Auskunft erhalten“. Lebensschicksal, Widerhall? Fügt man hinzu, daß ein so bedeutender Kopf wie Theodor Haecker völlig ungenannt bleibt, Toynbee nur eine Seite, dafür Spengler aber zweieinhalb erhalten, dann sieht man, daß es ohne Subjektivismus wohl doch nicht geht. Schade für ein derartig groß angelegtes Werk. h. e. h.

Der Freund porträtiert Oskar Loerke

Gegen Ende des ersten Weltkrieges suchte der junge Dichter Hermann Kasack den um zwölf Jahre älteren

Oskar Loerke zum erstenmal auf. Er fand ihn in einer von düsteren Hauswänden umengten „Gartenhauswohnung“ am Bahnhof Charlottenburg: „Die herzliche Art seines Empfangens, irgendwie ungeschickt, aber so ganz selbstverständlich, hatte etwas ungemein Wohltuendes und Beschwichtigendes.“ Aus dieser beseelenden Begegnung der Menschen und Geister hat sich eine lebenslange Freundschaft entwickelt, ein beglückender Austausch, eine unendliche Zwiesprache, die erst mit dem letzten müden Herzschlag Loerkes vor zehn Jahren abbrach, als Gram und Zorn über die tiefe deutsche Verfinsterung ihn vorzeitig abberiefen. Nun hat Kasack die ihm durch diese Freundschaft auferlegte Ehrenpflicht erfüllt und der Nachwelt das Porträt des Menschen und Dichters Oskar Loerke überliefert, wie nur er es gültig schaffen konnte: einer Nachwelt, der es obliegt, zu erkennen, was die Mitwelt geistes- und herzensträge verkannt hat. (Oskar Loerke. Charakterbild eines Dichters. Verlag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, in Kommission bei Franz Steiner-Verlag, Wiesbaden. 1951. 77 S. mit 4 Tafeln. DM 8,40). Kasack bringt uns das Menschliche Oskar Loerkes, die äußeren Umstände seines Hierseins, aus eigenem Erlebnis nahe, daraus zugleich das geistige Bildnis des Schöpfers entwickelnd. Mensch und Schöpfer waren ja bei diesem wahrhaftigsten, aus der Zeit ins Ueberzeitliche hinaus schaffenden Dichter auf eine beispielhafte Weise eins: eine Gleichung, die in erschütternd geheimnisvoller Weise aufging. Was Kasack über den schöpferischen Prozeß, über Loerkes körperlich-geistiges Verhältnis zur Musik, über die Sendung seiner Lyrik („eine neue Welt, eine Welt neu auszusprechen, in einer rhythmischen, tönenden Heiligung“) aufgezeichnet hat, öffnet mit einem Zauberschlüssel den Zugang zum Tiefsten und Innersten des Loerkeschen Dichtungskosmos. Anekdotisches, sparsam eingestreut, dient immer nur der besseren Erkenntnis. Eine Reihe bisher unveröffentlichter Verse und kurzer Tagebuchausschnitte (die das Verlangen nach dem Ganzen nur zu steigern vermögen) vertiefen unser Wissen um die entscheidende Wandlung der Loerkeschen Dichtung „aus der verwandelten Umwelt von 1933“. Ihr verdankt ja die deutsche Literatur die echtesten, wahrhaftigsten Richtersprüche des

deutschen Geistes gegen die Tyrannenherrschaft des Bösen: „Noch nie war eine Zeit wie unsre klein. — Da meinen sie, es lasse Gott sich spotten. — Nein, er gewährt nur, mischt er sich nicht ein, — Dem eklen Pack, sich selber auszurotten.“ Hermann Kasacks Freundschaftsdienst am Gedächtnis Oskar Loerkes ist höchster Dienst an der deutschen Zukunft, die der allgemeinen Teilnahme an dieses Dichters schöpferischem Vermächtnis als eines geistig-sittlichen Heilmittels bedarf. C. F. W. Behl

Bücher der Besinnung

„Seid klug wie die Schlangen“ und einfältig wie die Tauben“. Dieses oft mißverständene und mißbrauchte Herrenwort (Mat. 10, 16) hat Matthias Laros in einer 100 Seiten starken Schrift (Frankfurt, Verlag Josef Knecht. DM 4,20), die das Imprimatur des Generalvikars von Münster trägt, in einer zeitnahen Art gedeutet, für die ihm nicht nur gläubige Christen dankbar sind, sondern auch ernste Menschen aus „anderen Lagern“, denen es um die Wahrheit einer sonst leicht verbiegbaren Schriftstelle geht. Der Verfasser sieht Schlangenklugheit und Taubeneinfalt in einer „polaren Zuordnung“ und Eigenständigkeit, was eine gegenseitige Durchdringung, Befruchtung und Kräftigung bedeutet. Vor den potentiellen Gefahren schützt nicht hausbackene Klugheit, sondern Schlangenklugheit, also eine dem Gegner überlegene, die es ihm nicht leicht macht, seine Schlingen auszuwerfen und zuzuziehen. Dem ehrlichen, geraden Menschen aber soll mit Einfalt, mit Lauterkeit der Gesinnung entgegengetreten werden. „Klugheit verlangt die Angleichung der rechten Mittel an den gesetzten Zweck und an die gegebenen Umstände.“ — Aus seiner Deutung zieht der Verfasser zwei praktische Folgerungen, einmal in Fragen aktiver Notwehr (Tyrannenmord) und dann in bezug auf Treue und Wahrhaftigkeit. Ohne einem Rigorismus zu verfallen, weist er auf die Mitte menschlicher Entscheidungskraft hin: die moralische Ueberzeugung, die zuläßt, das Gute unter Hintansetzung des Besseren zu wählen. — Eine sehr ernste Arbeit, die der Ueberlegung und Abstimmung mit der eigenen Auffassung wert ist.

Die drei Verlorenen

Ausgehend von der Parabel vom verlorenen Sohne in der Hl. Schrift, in der

sich der daheimgebliebene Sohn auch als ein Verlorener zeigt, weil er eines Verzeihens nicht mehr mächtig ist, weist Matthias Laros („Die drei verlorenen Söhne und wir heute“, ebenda, 126 S. DM 4,20) auf den dritten hin, der heutzutage den Weg nicht mehr finden will, dem die eigene Autonomie mehr ist als Ordnung und das Wohl aller. Dem Heimsuchenden zeigt der kluge und weltnahe Verfasser, der seit Jahrzehnten in der praktischen Seelsorge steht, Wege, die allein zum Ziel führen, weil die Parabel, die er zum Ausgangspunkt seiner trostreichen Abhandlung gemacht hat, sie selbst aufweist. Dem reifen Büchlein ist nur zu wünschen, daß es in die richtigen Hände kommt. Wer aber legt es hinein? Wer weiß, wo Hände sich nach ihm recken? Wer sucht heute noch den Bruder — auch den verlorenen?

Abendländische Tragödie um Glauben und Wissen

Wie kaum einer in unseren Tagen war Friedrich Dessauer, der über Europa hinaus bekannte und geschätzte Naturwissenschaftler, berufen, Werk und Bild des großen Galilei zu zeichnen und Folgerungen für unsere Zeit zu ziehen. („Der Fall Galilei und wir“, 9.—12. Tausend; ebenda, 136 S. DM 4,80.) Die schicksalhafte Verurteilung Galileis durch die Kirche war, eingestandenmaßen, ein Fehlurteil. Seither nimmt die Trennung von Gott und Welt, Geschöpf und Schöpfer ihren Anfang in den einzelnen Disziplinen der Wissenschaft, führte zum völligen Positivismus der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, hat im Gefolge die Klassenschichtung der Menschen und isoliert den einzelnen und die Gemeinschaft fast völlig von Gott und seinem Gesetz. — Nun hat heute längst die gesamte Naturwissenschaft den Graben zugeschüttet, den sie zwischen Welt und Gott aufgeworfen hatte. Die natürliche Offenbarung ist der Weg zur übernatürlichen. Das Bemühen des Verfassers geht dahin, daß der Gelehrte und Forscher wieder zum Gottsucher wurde. Es muß auch dazu kommen, daß die verführten Menschen wieder erkennen, was heutige Naturwissenschaft lehrt (Planck, Weizsäcker, Hahn, Glauner u. a. m.!) Dessauer's Buch ist hierzu ein gutes Hilfsmittel, dessen sich Väter und Lehrer der Jugend bedienen sollten.

Des Anderen Last

Wir selbst sind nicht nur die Beladenen, die mit der Schwere der Zeit Belasteten. Auch der Bruder und die Schwester neben uns gehören zu ihnen. Christentum hat infolgedessen immer zu Werken aufgerufen, die Last des Anderen zu erleichtern, zu leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit. Mutig, wie sie immer war, hat Frau Ida Friderike Görres bereits 1939, als die christliche Tugend der Barmherzigkeit „zum alten Eisen“ geworfen und als ein Zeichen christlicher Untüchtigkeit gewertet wurde, in einem „Gespräch über die Barmherzigkeit“ die Tugend in den Blickpunkt derer gerückt, die in der Lehr- und Wertwelt des Christentums den einzigen Anker sahen, der Festigkeit im unwandelbaren Wort des Herrn hatte. Dieses „Gespräch“, das damals vielen Belasteten die Bürde leichter machte, ist (in 4. Auflage 24.—27. T. ebenda, 118 S. DM 3,80) neu erschienen. Auch in dieser Arbeit versteht es die Verfasserin, den vielfachen Verästelungen unseres Alltags nachzugehen und zu zeigen, wo echte Barmherzigkeit ihren Ort hat. In dem diabolisch-materialistischen Wirrwarr unserer Tage eine verlässige Wegweisung!

Das Jahrhundert ohne Gott

wie Müller-Armak das 19. Jahrhundert kennzeichnete, wurde von dem leider zu früh heimgegangenen Tübinger Moraltheologen und Philosophen Theodor Steinbüchel, der unserer „Deutschen Rundschau“ und ihrem Herausgeber sehr nahe stand, insbesondere auf den Zufall des christlichen Ethos hin untersucht. (Der Zerfall des christlichen Ethos im 19. Jahrhundert, ebenda, 172 S. DM 7,80.) In Jahrzehnten seiner theologischen und historischen Forscherarbeit hatte Steinbüchel erkannt, daß das gigantische 19. Jahrhundert in vielen Bereichen mitbestimmend wurde für die Haltungen und Entscheidungen im 20. Jahrhundert. Wer diese aber als in der Freiheit der sittlichen Persönlichkeit liegenden positiven Möglichkeiten wertet, muß sich bemühen, die Struktur- und Entwicklungslinien des 19. Jahrhunderts kennenzulernen. Denn aus der konkreten geschichtlichen Wirklichkeit heraus, die sich niemals ohne den Menschen vollzieht, sondern von ihm mit vollzogen wird, sind ja die Entscheidungen zu fällen.

In zehn Vorlesungen hat der gefeierte Universitätslehrer, ausgehend vom Sinn historischer Besinnung, die Krisis und den Zerfall des christlichen Ethos im 19. Jahrhundert dargestellt, aber immer mit einer nahezu umfassend-ganzheitlichen Darlegung des Ursachenkomplexes. Aufklärung, Krise der Religion, Bürgertum und Bourgeoisie; andererseits die religiöse Gegenbewegung gegen den Schwund des christlichen Ethos, das sind geistige Wirklichkeiten, die auch heute noch nicht überwunden sind, die nicht nur direkt weiterwirken, sondern auch als Varianten den Zugang zu den Menschen des 20. Jahrhunderts gefunden haben. Steinbüchel hatte, wie selten ein Forscher, die Fähigkeit, die Kreuzungspunkte geistiger Bewegung zu erkennen und von hier aus Winke zu geben zu ihrer Ueberwindung oder Einbeziehung in die eigene Entscheidung. Schade, daß die Arbeit mit einer sehr tiefen Erkenntnis und Darstellung des Pietismus endet. Hier rief den Forscher der unerbittliche Tod. — Diese letzte Arbeit Steinbüchels gibt Zeugnis für den welt-nahen und dem Menschengestis sich immer verpflichtet fühlenden Gelehrten. Seine Hörer- und Lesergemeinde weiß ihm für diese letzte Arbeit über das Grab hin-aus tiefen Dank. Hejo Schmitt

Pflichtenlehre der Gegenwart

Wir wissen es alle, von Pflichten ist heutzutage nicht mehr leicht zu reden. Wer Rechte und Forderungen proklamiert, hat es um vieles leichter. Es ist somit schon ein wertvolles Unterfangen, eine der Jugend gewidmete Pflichtenlehre zu schreiben. Das hat Professor Dr. Ernst Horneffer getan. (Angewandte Ethik, eine Pflichtenlehre der Gegenwart, der Jugend gewidmet. 146 S. DM 7,50, Bielefeld 1951, Verlag Humanitas G. m. b. H.) Jedes Bemühen, vor allem der Jugend wieder feste Grundlagen für ein ethisches Verhalten zu bieten, soll Anerkennung finden. Uns wundert allerdings, daß der Verfasser die Gewinnung des metaphysischen Grundbegriffs, auf dem er die Pflichtenlehre aufbaut, bei Nietzsche sucht. Er hat nicht erkannt, daß eine Grundlegung der Lebenspraxis bei Nietzsche, genau wie in den Jahren des Nationalsozialismus, zum Zerfall der Gemeinschaft führen muß. Zum anderen will er aus Goethe die Ermutigung und Stärkung zum Leben und Weiterleben, also

zur „Lebensstimmung“ holen, „welche den Pflichten die Kraft zuleitet“ zur Tat zu schreiten. Aber — ist das tief genug gegraben, um heutiger Jugend eine Pflichtenlehre aufzuzeigen? Wer nicht den Mut hat, die Jugend wieder anzuregen, durch ihr Leben Antwort zu geben auf den Ruf eines persönlichen Gottes, erreicht das Ziel nicht. Hejo Schmitt

Hoffnung einer neuen Welt?

Ein faszinierendes Buch — dieses „Asien — Hoffnung einer neuen Welt?“ des bekannten Publizisten Anton Zischka (Oldenburg, Oldenburger Verlagshaus vorm. Gerhard Stalling Verlag, DM 9,80). Auf fast 400 Seiten entwirft der Verfasser an Hand eines ungeheuren Informationsmaterials ein Bild Asiens, des erwachenden und sich seiner Kraft bewußt werdenden Kontinents. Zischka überschüttet den Leser mit einer Fülle statistischen Materials, belegt jede These mit Zahlen und nochmals Zahlen, so daß man fast versucht ist, selbst der Sache nachzugehen, weil die Zahlen so sicher und entschieden vorgetragen werden, daß den Zahlengewohnten ein leises Mißtrauen beschleicht. Erregend ist aber nicht nur die Schilderung des uns weitgehend unbekannten Kontinents, erregend sind vor allem die ungeheuren Möglichkeiten Asiens, die sich gerade uns Europäern bieten, den Bewohnern jenes alten Kontinents, der nach wie vor die Welt mit seinem Geist, seiner Vernunft, seinem technischen und wirtschaftlichen Können befruchtet. Faszinierend sind die Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Völkern der beiden Kontinente, die Zischka aufzeigt, und die sowohl Europa als auch Asien zum Segen gereichen könnten — wenn auf dieser Welt die Vernunft herrschen würde. Hier aber, bei den politischen Schlußfolgerungen entschwebt der Verfasser, bisher fest auf dem Boden der wirtschaftlichen Tatsachen stehend, in die dünnen Sphären der Utopie. Seine Schlußfolgerung, ein europäisch-asiatisch-iberoamerikanischer neutraler Block könne als dritte Kraft zwischen Ost und West den Weltfrieden garantieren, klingt bestechend, ist aber aus vielerlei Gründen undurchführbar. Denn leider — und dies wird auch Zischka inzwischen erkannt haben — regiert gerade heute, in der Zeit des kalten Krieges, alles andere, nur nicht die menschliche Vernunft, und die Idee einer neu-

tralen Völkergemeinschaft bleibt ein schönes, aber irrales Phantom. Daß aber immer wieder Menschen ihre Stimme für die Vernunft erheben, besonders wenn sie ihre Beweggründe so fundiert darlegen können wie Zischka, ist notwendig und gut — und hier, in den dargelegten Fakten und im leidenschaftlichen Appell zur Vernunft, liegt der Wert dieses Buches.

P. E. P.

Wege zur indischen Geisteswelt

Die Begegnung abendländisch-christlicher mit indischer Religiosität, die schon in den erregenden Werken des Engländers Paul Brunton zum Ausdruck kommt, bildet auch den Hintergrund der Erlebnisse, die Walther Eidlitz in seiner „indischen Odyssee“ unter dem Titel „Bhaktā“ veröffentlicht (Hamburg 1951, Claassen Verlag, 266 S. DM 10.50). Bhaktā bedeutet im Sanskrit einen Gottgeweihten. Der österreichische Schriftsteller Walther Eidlitz gelangt 1938 nach Indien und wird in die uralten Mythen der Hindu-Religion eingeführt (die auch Mahatma Gandhi verkörperte). Der Krieg bringt ihn jahrelang in ein Internierungslager, dessen bittere Zustände eindrucksvoll geschildert werden. Durch einen Mißgefangenen, einen Deutschen, der als Mönch tief in die indische Gotteserkenntnis eingedrungen ist, offenbart sich Eidlitz das Wesen jener viertausend Jahre alten Religion, die auf die heiligen Urworte der Vedānta zurückgeht. Wer von uns kennt dieses älteste Zeugnis religiöser Weisheit! Der im Abendland Beheimatete erfährt die reinigende Gewalt, die der unaufhörliche Anruf des göttlichen Namens Krishna ausströmt, er erlebt die magische Kraft der beschwörenden Gesänge zu Ehren Ramas, des „göttlichen Heilands“. Das Bekenntnisbuch von Eidlitz, der inzwischen wieder nach Europa zurückgekehrt ist, vermittelt einen lebendigen Einblick in die Glaubenswelt des alten Ostens; er bestätigt zugleich, daß alle Religionen in ihrem Wesentlichen übereinstimmen.

Von gleichen Gedanken bewegt ist das Buch von I. M. Spath: „Yoga. Wege der Befreiung“ (Zürich 1951, Origo Verlag, 224 S.). Es bringt eine anschauliche Einführung in die indische Geisteswelt und erklärt, ohne allzu wissenschaftlich zu werden, die fünf bewährten Methoden, die dem Menschen helfen

können, sich aus seiner törichtten Ich-Bezogenheit zu lösen. Die Wege, die zur inneren Freiheit, zum „wahren Selbst“, führen, liegen in der Beherrschung des Körpers; in der Läuterung unseres sozialen Verhaltens; in der Steigerung der seelischen Kräfte; in der überintellektuellen Erkenntnis des Seins; und zuletzt im Raja-Yoga, dem „königlichen Weg“, der zu einer weltgeöffneten Kontemplation führt. Das Buch von I. M. Spath gibt eine instruktive Anleitung der Yoga-Lehren, die in Beziehung zu Erkenntnissen der abendländischen Psychologie gesetzt werden, etwa zu Jaspers, Morel und C. G. Jung. Das Bindeglied der westöstlichen Glaubensbrücke, die vielleicht einmal die Zukunft des Menschen trägt, bildet die Mystik. Um die Verwirklichung des Menschen als Aufgabe Gottes geht es in diesen Büchern indischer Weisheit, für die Goethes Wort gilt: „Weltseele, komm uns zu durchdringen!“

Hermann Kasack

Eine erfreuliche Ueberraschung

Während der letzten Jahre wurden wir mit einer wahren Sturmflut von Romanen und Novellen überschüttet, in denen sich meist junge Autoren um eine Deutung der Ereignisse und Wirren nach dem Zusammenbruch im Mai 1945 in Deutschland bemühten. Da wir hierbei mit menschlich und künstlerisch reifen Darstellungen nicht gerade verwöhnt wurden, nimmt man jede Neuerscheinung dieser Art mit einiger Skepsis in die Hand. Franz Tumlers „Heimfahrt“ (Salzburg, 1951, Pilgram Verlag, 712 S.) war deshalb eine desto größere, freudige Ueberraschung, da sein neues Buch zu den wenigen gültigen Aussagen über jene ereignisreiche Zeit gehört und gleichzeitig in seiner künstlerischen Gestaltung eine fast epische Geschlossenheit und Dichte besitzt.

Tumler schildert eine der vielen Odysseen jener turbulenten Tage, deren Abenteuerlichkeit in unserem wohlgeordneten, aber keineswegs geruhensamen und sorgenfreien Heute schon so weit zurückzuliegen scheint. Es ist das Schicksal eines Fähnrichs der Marineartillerie, den das Kriegsende am Nordseestrand antrifft und der sich auf die Heimfahrt nach seinem fernen österreichischen Zuhause begibt — einem Zuhause, welches vielleicht gar nicht mehr existiert, zu dem es ihn aber doch unwiderstehlich hin-

zieht, da es für ihn der ruhende Pol in dem sich überstürzenden Fluß der Ereignisse ist. Seine lange Reise auf den Straßen und Feldwegen Deutschlands, zu Fuß, mit dem Fahrrad und im Viehwagen, sein Aufenthalt in verschiedenen Gefangenenlagern bringt ihn zusammen mit jenen Abertausenden, die gleich ihm rastlos der fernen Heimat zustreben. Er erlebt die chevalereske Kameradschaft der Landstraße, die uneigennützig Hilfe der Männer und Frauen am Wege und die kalte Zurückweisung der vielen Gleichgültigen, Ewig-Satten. Er genießt die das unbändige Freiheitsgefühl des einem fernen Ziele entgegen Wandern- den, er leidet unter der dumpfigen, depressierenden Atmosphäre der Lager und dem herzbeklemmenden Warten auf die endliche Entlassung aus der nervenzermürbenden, bürokratischen Maschinerie der PW-Camps. Kraft von anderen empfangend, gibt auch er Zuversicht an die Niedergedrückten, Hoffnungslosen an seinem Wege weiter. Ein Glas Milch, ein Stück Brot ist für den Heimkehrenden eine Gabe, deren Köstlichkeit er erst jetzt in der Not recht eressen kann. Vom blinden Zufall, der guten oder schlechten Laune eines Postens an der Straße, von dem Mut oder Verzagen eines von seinen bürokratischen Vorschriften eingeschüchterten Beamten, von der Hilfsbereitschaft eines wildfremden Menschen wird sein Weg, sein Schicksal bestimmt — ein Schicksal von Hunderttausenden, gar nicht außergewöhnlich und auch nicht übermäßig dramatisch, aber dafür gültig für die Vielen, die damals auf den Straßen und Wegen Deutschlands herumirrten und die, sich selbst in dem scharfgeschliffenen Zeitspiegel Tumlers wiedererkennend, vielleicht ausrufen werden: ja, das ist überhaupt mein Schicksal und die Gestalten, denen der Fährlich Leberecht begegnet, denen bin ich ja auch begegnet. — So zögernd man Tumlers breit angelegte „Heimfahrt“ in die Hand nimmt, so ungern legt man sie wieder zurück. Der in Deutschland bisher leider zu wenig bekannte österreichische Dichter hat wirklich einen großen Wurf getan: er hat uns den Heimkehrer-Roman geschenkt, auf den wir lange warten mußten. Tumlers rückhaltloser Mut zur Objektivität, seine fesselnde, von einer sauberen Menschlichkeit getragene Darstellung sichert ihr hohen dichterischen Wert. Allerdings scheint es uns, als ob

einige Stellen gar zu breit ausgeführt sind. Denn weniger wäre hier wirklich mehr. Aber das ist auch der einzige Einwand, den wir gegen das sonst hervorragende Werk erheben, dem wir einen weiten Leserkreis wünschen.

Jürgen Pechel

Wissen in Romanform

Wird die reinliche Scheidung zwischen dem belehrenden Werk und dem Roman durchbrochen, so gerät man leicht in das Fahrwasser der popularwissenschaftlichen Literatur. Daß der wissenschaftliche Roman, der diese Gefahr vermeidet, eine echte Möglichkeit zur Ueberwindung der vielberedeten Krise des Romans darstellen kann, beweisen zwei bemerkenswerte neue Bücher. Stefan W. Eschers Erstlingswerk „Krebs. Roman der wuchernden Zelle“ (Stuttgart 1951, Ernst Klett Verlag; 326 S. DM 12.80) ist kein Arztroman in dem üblichen Sinn. Der Kampf des Menschen gegen den Krebs in mehr als zweitausend Jahren liest sich aber wie ein Roman, und überdies vermag Escher in einer Unzahl kurzer Skizzen, aus denen eine starke schriftstellerische und dramatische Begabung und eine sichere Beherrschung der Technik sprechen, diesen Kampf anschaulich zu machen. Eine anspruchslose, jedoch etwas unausgewogen umfängliche Rahmenhandlung ist ihm Vorwand einmal für eine sachliche Unterweisung über die gefährlichste Krankheit unseres Jahrhunderts. Das vom Mediziner für den Laien geschriebene Buch enthält eine Fülle von Tatsachenmaterial, aus dem die Zunahme des Krebses gegenüber früheren Zeiten deutlich wird: „Die Menschen erlebten ihn vielfach nicht, sie wurden vor dem Krebsalter bereits durch andere Leiden hinweggerafft.“ Gleichzeitig zeigt er aber die Möglichkeiten auf, welche der modernen Krebsbekämpfung zu Gebote stehen, so daß die Angst des Laien vor dieser Krankheit vielfach nur auf seine mangelhafte Unterweisung zurückzuführen ist. Aber Escher bleibt nicht im Sachlich-Medizinischen stecken, weil für ihn überhaupt die Begegnungen des Arztes mit der Krankheit persönliche Auseinandersetzungen sind. („Sie arteten immer in Konkurrenzfehden aus. Man lernt sich kennen dabei.“) Aus seiner Rahmenhandlung heraus entwickelt er eine Art „Krebsphilosophie“, die das Fazit dieser

Begegnungen zieht: „Das Krebsproblem ist die typische Aufgabe unserer Epoche. So wie es die Lepra im Altertum, die Pest im Mittelalter, die Syphilis im Zeitalter der Entdeckungen war.“ Doch dieser Schluß ist ohne Resignation — denn er ist nichts als ein Stadium des Kampfes des Menschen gegen den Krebs.

Ludwig Reiners „Roman der Staatskunst. Leben und Leistung der Lords“ (München 1951, C. H. Beck, 524 S. DM 22.50) ist ein Abriß der englischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts: Großbritanniens Aufstieg von dem Abfall der USA bis zur Gründung des Empires. Mehr als die Vorgänge sind für Reiners die Menschen die Mittelpunkt des Geschehens, und ohne viel Aufwand, aber durch ungezählte Anekdoten, Briefstellen, kleine Zitate belebt, läßt er die Männer erstehen, unter denen das englische Weltreich wuchs: von Pitt bis zu Salisbury, von Fox bis zu Gladstone und Josef Chamberlain. Ohne jede Schwarz-Weiß-Zeichnung nimmt Reiners sehr entschiedene Stellung für oder gegen den einzelnen. Das umfangreiche Werk weist alle Vorzüge des Romans auf, denn es ist leicht, ja spannend zu lesen, und es stellt gleichzeitig ein Nachschlag- und Lehrwerk ersten Ranges dar: ein Nachschlagbuch der Geschichte des 19. Jahrhunderts und ein Lehrwerk der Staatskunst überhaupt, von der jene Lords des vorigen Jahrhunderts mehr verstanden als alle „großen Männer“ vorher und nachher, die durch ihre Blitzerfolge ihre Mit- und Nachwelt geblendet haben. k. h.

In notgedrungenen Kürze

III

Kalender

Von den freundlichen Jahresbegleitern empfehlen wir den Kunstkalender des Holbein-Verlages, Basel (DM 5,80). Es genügt festzustellen, daß er seiner Tradition treu geblieben ist und auf seinen 53 Wochenblättern ausgezeichnete und gut ausgewählte Reproduktionen bringt. — Auch die von uns schon immer empfohlenen Kalender des Bärenreiter-Verlages, Kassel/Basel, liegen in der gleichen guten Ausstattung und der sorgfältigen Auswahl der Reproduktionen wie der Texte für 1952 vor: „Freundesgabe 1952“ (DM 4,80) und „Kleine Jahresgabe 1952“ von Josua Leander Gampp (DM 2,—). — Ein Jah-

resweiser zur Verinnerlichung und Besinnung unter dem Titel „Zeit und Ewigkeit“ mit 24 Zeichnungen von Theodor Werner Schröder und gut ausgewählten Texten von Paul Schaaf ist im Verlag Friedrich Middelhaue, Opladen, erschienen (DM 3,—).

Kurz angezeigt

In der Reihe „Unterhaltsame Wissenschaft“, die mit Bänden „Du und die Physik“, „Du und...“ und so weiter begann, hat jetzt Wolfgang Goetz das Buch „Du und die Literatur“ geschrieben (Berlin 1951. Verlag des Druckhauses Tempelhof. 386 S., 208 Abbildungen, 36 Kunstdrucktafeln. DM 18.50). Wer den Dramatiker, Schriftsteller und Essayisten. Wolfgang Goetz auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß er hier an der Hand eines höchst kultivierten, feingebildeten, klugen und im Urteil mutigen Führers zu der und durch die Weltliteratur gehen kann. Der Weg wird erleichtert durch die Begleitung eines brillanten Causeurs, der aber niemals die Sache einer witzigen Formulierung opfert. Wir kommen später auf das Buch zurück. Daß es eine Lücke füllt, beweist allein der Umstand, daß die erste Auflage bereits kurz nach Erscheinen vergriffen war und die zweite schon ausgeliefert wird, und ferner, daß verständige Buchhändler dieses Buch ihren Gehilfen in die Hand drücken, um Bildungslücken zu füllen durch einen zuverlässigen Führer.

Von Gerhart Pohls Roman „Der verrückte Ferdinand“ ist endlich eine Neuauflage herausgekommen (Stuttgart 1951, Deutsche Verlagsanstalt, 329 S.), die gerade als ein Dokument ostdeutschen Lebens in glücklicheren Zeiten willkommen ist.

Von Stefan Andres' Trilogie „Die Sintflut“ ist der zweite Band „Die Arche“ erschienen (München 1951, Piper & Co., 674 S. DM ??), aus dem wir unseren Lesern in Heft 9/1951 einen Vorabdruck beschern konnten.

Wir weisen erneut auf Bücher hin, die im Verlag der Frankfurter Hefte erschienen sind, als auf unentbehrliche und unausschöpfliche Zeitgeschichtsquellen: Ruth Fischer „Stalin und der deutsche Kommunismus“ (832 S., DM 16,—), aus dem wir in Heft 10/1949 einen Vorabdruck brachten,

und Walter Görlitz „Der deutsche Generalstab“ (708 S. DM 16,80), eines der wesentlichsten Bücher zur Geschichte des deutschen Militärs, aber auch des deutschen Militarismus.

Vom Volks-Goethe liegt jetzt Band 5 vor, enthaltend „Dichtung und Wahrheit“, wie immer mit sorgfältigen und ausführlichen Anmerkungen und Apparat. Nach Erscheinen des 6. Bandes wird dieses Geschenk an das deutsche Volk, das seinerzeit Erich Schmidt ihm gemacht hat, wiederum vollständig vorliegen.

Außerordentlich wichtig erscheint uns das Buch von Emil Herz „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ (Berlin 1951, Verlag des Druckhauses Tempelhof. 324 S.), auf das wir zurückkommen werden, nicht nur, weil Herz der langjährige Leiter des Buchverlages Ullstein gewesen ist, sondern weil hier ein deutscher Jude mit unerbittlicher Kritik auf die Verbrechen eingeht, die dem ganzen deutschen Volke durch die Verfolgungen der Juden von Hitler angetan worden sind.

Arthur Koesters neuer Roman „The Age of Longing“, auf das wir in Heft 6/1951 ausführlich eingegangen sind, liegt jetzt in deutscher Übersetzung von Karl Ulrich v. Hutten unter dem Titel „Gottes Thron steht leer“ vor (Frankfurt 1951, S. Fischer Verlag. 458 S.)

Curt Elwenspöck's Novelle „Arme kleine Iphigenie“ (Verlagshaus Reutlingen 1951, 116 S.) ist eine liebenswürdige und unterhaltende Offenbachiake ohne Musik und auch ohne Offenbachsche Bosheit, welche die Rettung Iphigenies vor dem Opfertod auf rationale Weise erklärt und gründlich zur Entheroisierung von Kriegshelden beizutragen geeignet ist.

Wir weisen mit Nachdruck auf den neuen Roman von Frank Thieß „Die Straßen des Labyrinths“ (Hamburg 1951, Paul Zsolnay Verlag, 660 S. DM 19,50) und auf die Neuauflagen von Kasimir Edschmid's Roman „Deutsches Schicksal“ (Hamburg 1951, Paul Zsolnay Verlag, 432 S.) und seines up-to-date gebrachten Buches „Afrika nackt und angezogen“ (München 1951, Kurt Desch-

DM 16,50) hin. Wir werden auf die Werke beider Dichter ausführlich zurückkommen.

Eine Seneca-Auswahl

legt der Rascher-Verlag, Zürich, in seiner Reihe „Das Erbe der Antike“ unter dem Titel „Vom glückseligen Leben“ in ansprechender Ausstattung vor (2 Bd., je DM 7,80). Der Übersetzer und Herausgeber Roland Nitsche hat im ersten Band die wesentlichen der sog. Dialoge zusammengestellt, im zweiten eine ebenso gewagte wie glückliche Auswahl aus den 124 Briefen an Lucilius getroffen, die er zu fünf großen Essays mit geschickt gefaßten Unterabteilungen zusammengestrichen hat. Dieser gelungene Versuch, Senecas Werke nicht nach ihrer Entstehungszeit, sondern nach ihren Gedanken zusammenzufassen, macht diese Auswahl über interessierte Fachkreise hinaus für jeden geistig aufgeschlossenen Menschen wertvoll.

Neuauflagen

Rechtzeitig zu Weihnachten ist eine größere Anzahl von belletristischen und essayistischen Büchern neu aufgelegt worden, die zum Teil lange Zeit auf dem Büchermarkt gefehlt haben. Im F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, erschien die 2. Auflage von Werner Leibbrands hervorragender Biographie des „Vinzenz von Paul“ (442 S. DM 12,—), die diesen großen Wohltäter und Helfer der Notleidenden von vielerlei Seiten beleuchtet und zugleich ein vielfarbiges Bild des 17. Jahrhunderts entwirft. — Die neun Essays von Stefan Zweig über Balzac, Dickens, Dostojewskij, Kleist, Hölderlin, Nietzsche, Casanova, Stendhal und Tolstoi, die früher in drei Bänden erschienen waren, legt der S. Fischer Verlag, Frankfurt, unter dem Titel „Baumeister der Welt“ (594 S. DM 19,50) in einem Bande zusammengefaßt vor. In diesen Arbeiten zeigt sich die ganze Kunst des Essayisten Zweig, der keine Abhandlungen schreibt, sondern in seiner wunderbaren Beherrschung der Sprache vollendete Bilder der einzelnen Gestalten entwirft. — In der umfangreichen Herbstproduktion der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, wurde das lang entbehrte Meisterwerk von Erich Marcks „Bismarck. Eine Biographie. 1815—1851“ (632 S. DM 27,50) neu herausgebracht. Daß diese be-

rühmteste Bismarck-Biographie wieder erhältlich ist, werden nicht nur die Bibliotheken, sondern alle die begrüßen, die sie durch den Krieg verloren haben.

Waldemar Bonsels „Das vergessene Licht. Roman des Griechen Dositos zur Zeit Christi“ ist ebenfalls in neuer Auflage in der Deutschen Verlagsanstalt erschienen, der es zu danken ist, daß sie diesen kulturgeschichtlichen Roman dem Publikum wieder zugänglich macht. — Im Rahmen der „Stern-Ausgaben“, einer gut aufgemachten Reihe kleiner Bücher, bringt die DVA die „Politische Novelle“ von Bruno Frank (100 S. DM 4,80) wieder heraus. Die Novelle vermag ihre Entstehungszeit und eine gewisse Zeitgebundenheit nicht zu verleugnen und wirkt heute, da sich die Perspektiven europäischen Politik seit der Stresemann-Briand-Ära doch etwas verschoben haben, ein wenig verstaubt. — Ebenfalls in den „Stern-Ausgaben“ ist Ludwig Tügel's Novelle „Lerke“ (116 S. DM 4,80) wieder erschienen, und die starke Schilderungskraft Tügel's vermag auch heute wieder zu packen. — Im Artemis-Verlag, Zürich, sind zwei Bändchen von Carl Spitteler neu aufgelegt worden: „Die Mädchenfeinde“ (95 S.) und „Glockenlieder“ (70 S.). Aus dem Prosabändchen wie aus den Gedichten spricht die wohlthuende und unverfälschte Naturliebe Spitteler's, und es ist wärmstens zu begrüßen, daß der Verlag diese und die anderen Werke Spitteler's wieder vorlegt. — Im Verlag Herder, Freiburg, erscheint eine Neuauflage von Adalbert Stifter's „Witiko“ (316 S. DM 9,80) mit vorsichtigen Kürzungen, welche die Lesbarkeit erhöhen sollen und hoffentlich dazu beitragen, diesem wunderbaren Werk auch in der Jugend wieder seinen Platz zu sichern. — Unter Dmitri Mereschkoewski's großen historischen Romanen nimmt sein Werk „Julian Apostata“ von jeher eine Sonderstellung ein. In der Uebersetzung von Alexander Eliasberg (502 S. DM 12,80) ist dieser „Roman einer Weltwende“ bei Piper, München, neu aufgelegt worden, und die Schilderung des großen Versuchs, die alten Götter wieder einzusetzen, fasziniert durch Mereschkowskij's großartige Schilderungskraft und seine vollkommene Beherrschung des Materials. — Gleichfalls bei

Piper ist Aldous Huxley's Gesellschaftsroman „Kontrapunkt des Lebens“ in neuer Uebersetzung von Herberth H. Herlitschka erschienen (623 S. DM 17,80). Dieses Werk, das in seiner Darstellung der Verstrickung der Gesellschaft, der Präzision und gleichzeitig Wärme seiner Schilderung wirklich einer Partitur mit vielen Stimmen gleicht, hat in Herlitschka's Uebertragung eine restlos überzeugende deutsche Form gefunden. — Im 1201.—1210. Tausend liegt jetzt nach langer Verbotszeit Erich Maria Remarque's inzwischen in 32 Sprachen überetztes Buch „Im Westen nichts Neues“ wieder vor (Berlin. Verlag des Druckhauses Tempelhof. 239 S. DM 6,80). Dieses „klassische Erlebnisbuch des Frontsoldaten“ hat auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht von seiner erschütternden Aktualität eingeübt und ist heute wie bei seinem ersten Erscheinen ein unüberhörbarer Aufruf zur Besinnung und Verantwortung.

D. R.

Zur geistigen Situation der Zeit

Wir spüren alle, daß um uns große Veränderungen vor sich gehen, nicht nur im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Dasein, sondern viel stärker noch in den Bereichen des Geistes. Die Dichter und Schriftsteller haben seit einem Menschenalter diese Veränderung in ihren Werken angekündigt oder selbst registriert. Die Deutung dieses Schrifttums ist nicht immer ganz leicht, und es bedarf einer Erweiterung der literarhistorischen und ästhetischen Kategorien, um diese neuen Werke und Werte auf ihren Sinngehalt zu befragen und zu deuten. Hans Egon Holthusen, der sich als Lvriker mit seinem Buche „Hier in der Zeit“ als einer der wachsten Geister der jungen Generation ausgewiesen hat, sucht in seinem Buch „Der unbehauste Mensch“, Motive und Probleme der modernen Literatur (München 1951. R. Piper, Verlag. 223 S. DM 12.—) eine Deutung nicht nur des modernen Schrifttums, sondern bis zu einem gewissen Grade auch der gesamt menschlichen Situation zu geben. Es sind acht größere Arbeiten, die in diesem Bande vereinigt sind, sie werden zu einem Ganzen dadurch zusammengefaßt, daß in ihnen die Frage nach der Stellung des Menschen, nach dem Menschenbild im Schrifttum der Gegenwart erhoben wird.

Holthusen ist ein entschlossener und unerbittlicher Frager, er gibt sich nicht mit billigen Antworten zufrieden und stößt überall in die Tiefen vor, so daß die religiösen, philosophischen und politischen Momente ebenso in den Bereich seiner Betrachtung gezogen werden wie die ästhetischen. „Die Bewußtseinslage der modernen Literatur“ heißt der große, gewissermaßen einführende Essay, der den Leser mit den herrschenden Motiven des modernen Schrifttums vertraut macht. Ihm folgen Deutungen des späten Rilke, T. S. Eliots und ein ausgezeichnetes Porträt Eugen Gottlob Winklers. Drei weitere Arbeiten „Der Mensch und die Katastrophe“, „Die Ueberwindung des Nullpunktes“ und „Konversion und Freiheit“ rühren, immer durch die Betrachtung bedeutender literarischer Werke hindurch, an Grundfragen menschlicher Existenz. Die letzte Arbeit über „Goethe als Dichter der Schöpfung“ deutet einen Weg an, aus der Not dieser Zeit heraus einen echten Zugang zum Werke Goethes zu finden. Gerade dieser Vortrag aus dem Goethejahr 1949 zeigt, mit welcher Strenge und mit welch starkem Willen zur Klarheit und zur Wahrheit Holthusen an seine Themen herangeht. Sein Buch bildet einen wesentlichen Beitrag zum geistigen Gespräch der Gegenwart, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß gewisse Provinzen des geistigen Lebens dieser Zeit, vor allem die erhaltenden und die der Tradition verpflichteten, fast völlig ausgelassen und in der Arbeit „Die Ueberwindung des Nullpunktes“ mehr in Andeutungen als in Deutungen erwähnt werden. Es mag das Absicht sein, wir wünschen uns aber gerade von einem Autor wie Holthusen eine schöpferische Auseinandersetzung mit dem geistigen Erbe und seinem Fortwirken in der Gegenwart, so wie er sie in seinem Goethe-Vortrag begonnen hat.

Otto Heuschele

Jochen Klepper

Neun Jahre nach dem Tode Jochen Kleppers legt die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, die auch Kleppers großen Roman „Der Vater“ publiziert hat, sein nachgelassenes Romanfragment vor: „Die Flucht der Katharina von Bora oder Die klugen und die törichten Jungfrauen“. (Aus dem Nachlaß unter Benützung von Tagebuchaufzeichnungen herausgegeben

und eingeleitet von Karl Pagel. 252 S. DM 8.80). Aus dem eindringlichen Vorwort Pagels und den erschütternden Tagebuch-Veröffentlichungen (das Tagebuch der letzten Lebenswoche Kleppers wird in extenso wiedergegeben) erstet das Leiden eines Mannes, der seine saubere menschliche Haltung nicht mehr mit den Befehlen der Diktatur vereinbaren konnte und 1912 mit seiner jüdischen Frau und deren Tochter freiwillig aus dem Leben schied. Das Romanfragment, dessen Herausgabe dem Verlag, wie er schreibt, „nicht nur als Ehrenpflicht erscheint“, ist das erste Kapitel eines Werkes, dessen Vorbereitung Klepper die letzten Jahre seines Lebens gewidmet hat. Es sollte den Titel „Das ewige Haus“ tragen, und in ihm wollte Klepper, wie es in seinem Tagebuch heißt, „Luther in Katharina von Bora, durch sein Haus“, darstellen. Nun bleibt nur angedeutet, was Klepper beabsichtigte. Aber die 130 Seiten des Fragments genügen vollauf, um erkennen zu lassen, zu welcher Reife und Vollendung seine Sprachbeherrschung — weit über den „Vater“ hinaus — gelangt ist. Doch es ist nicht nur der wunderbare Stil, sondern mehr noch die aus jeder Zeile des Fragments sprechende Geisteshaltung Kleppers, die es als einen wahrhaft unersetzlichen Verlust erscheinen läßt, daß dieses Werk unvollendet bleibt.

Klaus Hoche

Deutsche Heimat im Osten

Die große Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten“ in Berlin, Düsseldorf, München, Landau, Stuttgart und Hannover ist von Hunderttausenden besucht worden. Um ihre Wirkung in das Geistige hinein zu vertiefen und für längere Zeit zu erhalten, hat Karl Pagel, der Leiter der Ausstellung, den glücklichen Einfall gehabt, einen Sammelband gleichen Titels herauszugeben. Das technisch vorzüglich gestaltete Buch „Deutsche Heimat im Osten“ (Berlin, Konrad Lemmer, vorm. Rembrandt-Verlag) zeigt in 14 gründlichen Essays und 100 z. T. ganzseitigen Abbildungen den deutschen Osten als einen unverlierbaren Bestandteil Deutschlands, auf den Verzicht zu leisten nationaler Selbstmord wäre. Durch den emphatischen Zusammenklang von Bild und Wort wird eine lebendige Vorstellung der Länder und Stämme, ihres Volkstums, ihrer Geschichte, Kultur und Kunst;

Industrie und Landwirtschaft in den deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie geschaffen. Ueberdies wird durch die Darstellungen, Dokumente, Statistiken und Bilder die abendländische Entwicklung Ostdeutschlands sichtbar — seine europäische Komponente, die es in die Gesamtkraft Europas wieder einzubeziehen gilt. — Ähnlich ist das ost-deutsche Heimatbuch „Deutsche Heimat ohne Deutsche“ aufgebaut, das Lutz Mackensen herausgegeben hat (Braunschweig, Georg Westermann). Es ist volkstümlicher gehalten als der repräsentative Sammelband und wendet sich vor anderem an die deutsche Jugend, die den deutschen Osten nur vom „Hörensagen“ kennt. Der zweckmäßig gestaltete Band vereinigt 9 gründliche Aufsätze, 8 Gedichte, 76 Fotos in Kupfertiefdruck, 23 Karten und Diagramme, die Charta der Heimatvertriebenen und ein Register der schöpferischen Persönlichkeiten des Ostens (das um der Erhaltung des Erbgutes willen bei einer Neuauflage ausgebaut werden sollte).

Beide Bücher werden nicht nur die Vertriebenen interessieren, denen das Bild ihrer Heimat in seltener Dichte und Verlässlichkeit geboten wird. Auch die Politiker, Gewerkschaftler, Publizisten, Gelehrten, Pädagogen, Studenten — alle Deutschen, denen der Wiederaufbau unseres Vaterlands und die europäische Entwicklung am Herzen liegen, werden „Deutsche Heimat im Osten“ und „Deutsche Heimat ohne Deutsche“ als wertvolle Standardwerke ihrer Bücherei eingliedern. g.p-l.

Neue Romane und Erzählungen

Wendezeiten wie die, in denen wir leben, verlocken die Autoren zur Gestaltung. Dafür kann das Drama ebenso wie der Roman die geeignete Form abgeben. In unserer Epoche, die ja dem Roman in so vieler Hinsicht den Vorzug gibt, scheint es auch der Roman zu sein, in dem wir die großen Auseinandersetzungen mit der Zeit suchen müssen.

Hermann Stahl hat in seinem neuen Buch „Die Spiegeltüren“ (Hamburg 1951, Classen Verlag, 523 S. DM 16,80) einen solchen Versuch der Zeitdarstellung und Zeitdeutung unternommen. Er zeichnet einen größeren Menschenkreis, wie er in den Jahren un-

mittelbar nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in einem Gutshof, einem Dorfe, einer Provinzstadt zusammentritt. Menschen, wie wir sie aus jenen Jahren alle noch in mehr oder minder lebendiger Erinnerung haben, wie sie in dem Niemandsland zwischen den Zeiten ihr problematisches Leben führten. Jede dieser Gestalten hat ihren eigenen Charakter und ihr eigenes Schicksal, jede wird von Stahl mit Ernst und Sorgfalt durch die Handlung hindurchgeführt. Es sind äußerst problematische Menschen, denen wir begegnen, Menschen, aus denen uns die Brüchigkeit und Gefährdung der Epoche entgegentritt. Aber Stahl führt uns auf einem langen und schweren Weg nicht nur durch das Wirrsal der Zeit, sondern auch ins Freie neuer Lebensmöglichkeiten. Stahls Roman ist gewiß problematisch, aber er ist bedeutsam, es ist das Buch eines Autors, der mit allem Ernst und mit einem hohen Verantwortungsbewußtsein an seine Aufgabe herangegangen ist und der über reiche sprachliche und gestaltende Mittel, über eine ethische und menschliche Substanz verfügt, um die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen. — Karl August Horst, der bisher nur als Essayist unsere Aufmerksamkeit geweckt hat, legt seinen ersten Roman vor: „Zero“ (Frankfurt 1951, Suhrkamp, 560 S. DM 16,80), der ebenfalls an den Grenzen zweier Zeitalter angesiedelt ist. Er spielt im griechischen Raume, vor allem auf der Insel Kreta, und zeigt, wie ein junger Mensch, der Sohn eines griechischen Kaufmanns, inmitten eines abenteuerlichen Durcheinanders von Bandenkrieg und Schmuggel, in der zeitlosen Landschaft südlicher Natur, schließlich den Weg zu sich selbst findet. Durch Aufbegehren und Abwehr, durch Haltlosigkeit und Ahnungslosigkeit, durch Tumbheit und Hilflosigkeit, durch Not und Tod reift er zum verantwortungsbewußten Menschen. Was das Buch auszeichnet und ihm seinen Rang im Schrifttum der Gegenwart sichert, ist die frische, durchaus persönlich geprägte Sprache, über die der Autor verfügt und mit der er vor allem die großartige Na-

tur, gewissermaßen als Gegenpol zu der menschlichen Verfallenheit, schildert. Der Autor ist bemüht, durch die Geschehnisse hindurch nach dem Sinn zu fragen und diesen Sinn dem Leser ins Bewußtsein zu bringen.

Gleichsam als ein Gegenstück zu dem jüngst von uns hier angezeigten Roman Finckensteins könnte der Roman „Herrn ihrer Erde“ von Tibor von Podmaniczky (Hamburg, Hansa-Verlag Josef Toth, 317 S. DM 16,80) betrachtet werden. Podmaniczky verharret im Romanhaften, er zeichnet das Ende des ungarischen Feudal-Adels, die inneren und äußeren Gründe für seinen Verfall, der nicht mehr aufgehalten werden kann, nachdem die inneren Lebensfundamente morsch geworden sind, und der durch bodenfremde und unsaubere Geschäfte mit Notwendigkeit dem Ende zutreibt. Ein Buch, über dem die Schwermut des Verfalls liegt. — Hans Künkels neues Buch „Das Labyrinth der Welt. Der Roman des Comenius“ (Stuttgart, Reclam Verlag, 420 S. DM 12,80) vermittelt dem Leser ein erregendes und bewegendes Erlebnis vom Leben und Wirken des Johann Amos Comenius, des letzten Bischofs der alten Bruderkirche in Böhmen-Mähren und Pädagogen, dessen Ideen heute mehr und mehr bei Schul- und Erziehungsversuchen ihre Früchte tragen. Stark und vielfältig sind die Bezüge zwischen der Epoche nach dem dreißigjährigen Kriege und unserer Gegenwart. Um dieser Beziehungen willen kommt dem Buche nicht nur ein Wert als historischer Roman zu, sondern auch als ein zeitloses menschliches Dokument.

Ob man, wie das Erich Ebermeyer in seinem neuen Buch „Magisches Bayreuth. Legende und Wirklichkeit“ (Stuttgart, Steingrüben-Verlag, 228 S.) dem komplexen Phänomen Bayreuth gerecht werden kann, wenn man es mit den Mitteln des Feuilletonismus darstellt, möchten wir bezweifeln. Es ist gewiß ein leicht lesbares, ja spannendes Buch entstanden, aber die ästhetische und kulturpolitische Problematik wurde kaum in ihren ganzen

Schwierigkeiten sichtbar; und damit auch die Diskussion, die um Bayreuth entstanden ist, nicht wesentlich gefördert. Wer heute die Dinge des geistigen Lebens nicht mit den Mitteln behandelt, die ihnen allein angemessen sind, der dient nicht der Erhaltung dieser Werte, sondern ihrer Gefährdung. — Mit einer gewissen Spannung sah man dem Erscheinen von Friedrich Georg Jüngers Erinnerungsbuch „Grüne Zweige“ (München, Carl Hanser Verlag, 271 S. DM 10,80) entgegen, durfte man doch erwarten, in ihm nicht nur über Friedrich Georgs, sondern auch über Ernst Jüngers Kindheits- und Jugendwelt Aufschlußreiches zu erfahren. In der Tat gewährt dieses Buch einen Einblick in die Welt, aus der die beiden Brüder herauswuchsen; es zeigt vor allem, wie viel stärker die Welt der Natur und die angeborenen inneren Kräfte an dem Werden der Brüder wirksam teilhatten als die historische Umwelt. Dieses Werden, vom Beginn unseres Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, zeichnet denn auch Friedrich Georg Jünger mit klarer, zuchtvoller Sprache, so daß ein Buch entstanden ist, das nicht nur einen hohen Rang als Kunstwerk einnimmt, sondern auch einen pädagogischen Auftrag erfüllt und, historisch betrachtet, ein Zeitdokument darstellt. — Werner Bock, der hessische Dichter, der im Jahre 1933 nach Südamerika in die Emigration ging und dort in verdienstvoller Weise für deutsche Sprache und Literatur wirkt, legt in einem Bande „Blüte am Abgrund“ (Buenos Aires, Erato Verlag, 244 S.) eine schöne Auswahl seiner Prosaschriften aus den Jahren 1919 bis 1950 vor. Der Titel des Buches ist symbolisch insofern, als diese Prosastücke — es sind Erzählungen, Skizzen, Essays und Tagebuchaufzeichnungen — am Abgrund dieser Zeit geschrieben sind. Die großen Weltstürme, welche die Menschheit heimsuchten, sind höchstens am Rande fühlbar, während die einzelnen Arbeiten sich meist um die Darstellung zeitlos-menschlicher Gehalte, ewig-menschlicher Erlebnisse bemühen.

Dies geschieht in einer sehr gepflegten, an die großen Impressionisten erinnernden Sprache. Das ganze Buch könnte wohl als geistiges Selbstbildnis des Verfassers bezeichnet werden.

Bereits in unserem letzten Bericht (Deutsche Rundschau 77. Jahrg., Heft 10) haben wir die Erzählkunst des als Lyriker rühmlich bekannten Dichters Alexander von Bernus zu charakterisieren versucht. Nun liegt ein weiteres kleines Bändchen vor, in dem Bernus zwei magische Begebenheiten darstellt „Nächtlicher Besuch / Hexenfieber“ (Nürnberg, Verlag Hans Carl. 84 S. DM 2,60). Wiederum spielt sich das Geschehen, das der Dichter schildert, in einem Raume ab, in dem das Magische seine eigentümlichen Kräfte bewährt, dabei geht diese magische Wirkung in der ersten dieser Erzählungen von der Handschrift indischer Zendhymnen aus. Es bleibt immer wieder erstaunlich und bewegend, mitten in unserer Welt einem

Dichter zu begegnen, dem es gegeben ist, mit den Mitteln der Sprache die Welt der Magie dem Leser nahe zu bringen, ohne dabei in Künstelei und wirklichkeitsfremde Romantik, oder aber in modernes Experimentieren zu verfallen.

Otto Heuschele

Juwel

Neues Modell 4

327.50 AB WERT
Auch in Raten



zeitgemäß · zuverlässig · bewährt

OTTO REIMANN

Würzburg, Eichendorffstraße 5
Köln-Riehl, Barbarastraße 3, Tor 6
Essen, Gullenbergstraße 61

Vertreter werden noch eingestellt

Im nächsten Heft lesen Sie u.a.:

Jakob Uhl: „Exekution der Menschlichkeit“

Elias Hurwicz: „Wandlungen des jüdischen Martyriums“

Helmut Heller: „Zum Charakterbild des deutschen Widerstandes“

Albrecht Schäffer: „Die unterbrochene Bewegung“

JOHANN GEORG HAMANN

Sämtliche Werke in sechs Bänden

Historisch-kritische Ausgabe von Josef Nadler

In Kürze wird erscheinen:

Band III:

Sprache / Mysterien / Vernunft

494 Seiten, ca. DM 28,—

Es liegen bereits vor:

Band I:

Tagebuch eines Christen

352 Seiten, DM 20,—

Band II:

Leben / Philosophie / Kritik

432 Seiten, DM 27,—

„Das ist die Hamann-Ausgabe, auf die alle Freunde des Magus des Nordens warteten. Josef Nadler hat ihr ein halbes Menschenleben gewidmet.“
De Vlaamse Linie.

„Eine der wichtigsten Unternehmungen dieser Art, die wir seit vielen Jahren der Forschung und dem Mut des Verlegers verdanken.“

Reinhold Schneider in „Das Literarische Deutschland“.

„Eine fünfundzwanzigjährige Forscherarbeit hat hier wirklich einen der großen Geister der Vergangenheit neu entdeckt.“

Neue Zeitung, München.



Bezug durch den Buchhandel

Auslieferung für Deutschland:

Herder & Co., Verlagsauslieferungen

Frankfurt/Main, Diesterwegstraße 9

THOMAS MORUS PRESSE

im Verlag Herder, Wien

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEBER RUDOLF PECHEL

77. JAHRGANG • HEFT 12

RUHR-VERLAG/GELSENKIRCHEN

DEUTSCHE RUNDSCHAU

77. JAHRGANG, HEFT 12

GELSENKIRCHEN

DEZEMBER 1951

INHALT

RUDOLF PECHEL	
Diese Generäle und wir	1057
OTTO FREIHERR VON TAUBE	
Von der deutschen Ehre	1065
PETER BROICH	
Das Sorgenkind Frankreich	1071
HANS IAEGER	
Vertiefere Hintergrund des Falles Slansky	1079
HANS-JOACHIM NETZER	
Woran scheitert die Demokratie in	
Lateinamerika?	1081
MATTHIAS LAROS	
Nikolaus von Kues und die Una Sancta	1085
HAROLD THEILE	
Welt ohne Welt?	1095
FRIEDRICH KOFFKA	
Seitenlicht auf Shakespeare	1099
HERMANN FRICKE	
Theodor Fontanes Rheinreise 1865 . . .	1103

RUNDSCHAU	1110
Rot-grüne Koalition in Schweden — San Marino —	
Die kleinen Ostkirchen — Durch den Staat bedrohte	
Geistesfreiheit — Neuordnung im deutschen PEN —	
Ein Protest, dem wir zustimmen — Lenins Teesieb	
HERMANN KASACK	
Die Feuerprobe	1121
WALTER BAUER	
Addio heißt: Lebewohl für alle Zeit . . .	1124
LITERARISCHE RUNDSCHAU	1131
„Pax Helvetica“ — Demokratie der kleinen Gruppen —	
Der Freiheit eine Gasse! — Englands Wandlung —	
Die Erneuerung Italiens — Organische Außenpoli-	
tik — Unbeantwortete Fragen — Wider den falschen	
Nachruhm — Verpflichtung eines Soldaten — Mira-	
beau — Philosophen-Lexikon — Der Freund por-	
trätisiert Oscar Loerke — Bücher der Besinnung —	
Pflichtenlehre der Gegenwart — Hoffnung einer	
neuen Welt? — Wege zur indischen Geisteswelt —	
Eine erfreuliche Überraschung — Wissen in Roman-	
form — In notgedrungenen Kürze — Zur geistigen	
Situation der Zeit — Jochen Klepper — Deutsche	
Heimat im Osten — Neue Romane und Erzählungen	

Redaktion u. Verlag: Gelsenkirchen, Schalker Markt 5 a, Rufnummer: Gelsenkirchen 2 16 95. Druck: Jakob Schmidt, GmbH., Gelsenkirchen. — Die „Deutsche Rundschau“ erscheint monatlich. Bezugspreis: Einzelnummer DM 1,50 zuzüglich der ortsübl. Zustellgebühr, Jahresabonnement DM 15,—. Bankverbindung: Stadtparkasse Gelsenkirchen, Konto-Nr. 9964, Bankverein Westdeutschland, Gelsenkirchen, Konto-Nr. 510 12, Postscheckkonto: Essen 246 49. — Zentrale Anzeigenannahme: Dr. Herbert Stegemann, Berlin-Wannsee, Ulricistr. 27, Ruf 80 73 92. — Z. Z. gilt die Preisliste Nr. 1 vom 1. 9. 1951. — Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet. Unverlangt eingereichte Manuskripte, denen Rückporto nicht beiliegt, werden nicht zurückgesandt. — Für den Gesamthalt verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel.